



N12<523041362 021



ubTÜBINGEN



Buchbinderei
Schaffhauser
Biberach, Krummer Weg

Jahrbuch
für Westfälische
Kirchengeschichte

Band 103

2007

Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Jahrbuch
für Westfälische Kirchengeschichte

Band 103

Westfälischer
Verlag

1971

1971 und 1972

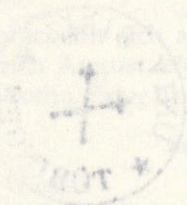
Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Band 103

Herausgegeben

von

Bernd Hey



Bielefeld 2007

202056

Jahrbuch
für Westfälische Kirchengeschichte

Für alle Arbeiten sind nach Form und Inhalt die Verfasser selbst verantwortlich.

Layout: Erdmute Härtel-Lindemann, Bielefeld

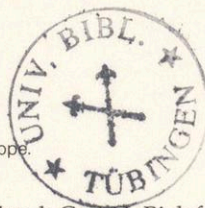
Das Jahrbuch kann über die Geschäftsstelle des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte (Altstädter Kirchplatz 5, 33602 Bielefeld) bezogen werden.

2007

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Evangelischen Kirche von Westfalen, der Lippischen Landeskirche und des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.



Druck: Hans Kock Buch- und Offsetdruck GmbH, Bielefeld

ISSN 0341-9886

Gh 4261-103

Inhalt

Editorial	13
-----------------	----

Beiträge

Manfred Wolf

Die Stadtkirche zu Rheda	15
--------------------------------	----

Jörg Trelenberg

Die Einführung der Reformation in Hemer. Ein Beitrag zum 450-jährigen Reformationsjubiläum der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde im Jahr 2007.....	23
---	----

Rüdiger Bremme

Superintendent Julius Schmidt (1618–1680) und die Hexenverfolgungen in Petershagen 1654–1656.....	51
---	----

Christian Peters

Ganz Vlotho scheint sich aufzumachen. 10 Aktenstücke zu den durch Friedrich August Weihe (1721–1771) angestoßenen Erweckungen in Vlotho, Exter und Lippstadt.....	75
---	----

Helge Bei der Wieden

Die Dekanessen und Koadjutorinnen der Reichsabtei Herford in der Neuzeit.....	109
---	-----

Claus Bernet

Die radikalpietistische Siedlung Friedensthal: Internationale Netz-
beziehungen Deutschland – England – Nordamerika..... 131

Frank Stückemann

„Ihre Freundschaft ist mir unendlich schätzbar“ – Friedrich Nico-
lai als Geschäfts-, Korrespondenz- und Verlagspartner des Jöllen-
becker Pfarrers und Aufklärers Johann Moritz Schwager (1738–
1804)..... 157

Reinhard Neumann

„Und wir mit gutem Recht unser Haus Johanniter-Station Naza-
reth nennen durften“. Die Frühzeit der Westfälischen Diakonen-
anstalt Nazareth, Pastor Friedrich v. Bodelschwingh der Ältere
(1831–1910) und einige Beispiele einer Betheler Legendenbildung..... 211

Heike Koch

„Mit Gott für Kaiser und Reich“. Karl Koch und die Politik..... 227

Jürgen Kampmann

Die außerordentliche Tagung der Kreissynode Vlotho in der Zeit
des deutschchristlichen Kirchenregiments in Westfalen am 28.
März 1934..... 243

Jürgen Kampmann

Ernst Käsemann und die Kirchenordnung – sein Denken und
Handeln in seiner Zeit als Pfarrer..... 255

Eckhard Heesch

„Frieda ist hochgradig schwachsinnig und bedarf der Aufnahme
in die Anstalt Bethel.“ Medizin und Pflege in den v. Bodel-
schwingschen Anstalten Bethel in der Zeit des Nationalsozialis-
mus 281

Ulrich Althöfer

100 Jahre kirchliche Bauberatung – vom provinzialkirchlichen
Bauamt zum landeskirchlichen Baureferat 1906–2006 335

Bericht

Dietrich Kluge

Tag der Westfälischen Kirchengeschichte 2006 375

Buchbesprechungen

Hannalore Reuter, Historische Orgeln in Westfalen-Lippe. Reise-
wege (Kulturlandschaft Westfalen, Band 8), Ardey-Verlag, Mün-
ster 2006 (Ulrich Althöfer) 381

Johannes Burkardt/Hildegard Ganter-Schlee/Michael Knieriem
(Hg.), Dem rechten Glauben auf der Spur. Eine Bildungsreise
durch das Elsaß, die Niederlande, Böhmen und Deutschland. Das
Reisetagebuch des Hieronymus Annoni von 1736, Theologischer
Verlag, Zürich 2006 (Martin Brecht) 383

Wilhelm Hüffmeier/Christa Stache, Jebensstraße 3. Ein Erinne-
rungsbuch, Union Evangelischer Kirchen in der EKD, Berlin 2006
und

Bernd Hey (Hg.), Kirchenleitung in Bielefeld. 50 Jahre Landeskir-
chenamt am Altstädter Kirchplatz (Schriften des Landeskirchli-
chen Archivs 8), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2006
(Vicco von Bülow) 385

Herbert Vorgrimler, Theologie ist Biographie. Erinnerungen und
Notizen, Aschendorff Verlag, Münster 2006 (Vicco von Bülow) 388

Gesine Dronsz/Martin Leutzsch/Harald Schroeder-Wittke (Hg.), Zwischen Politik und Religion. Der „Kampf um Paderborn“ 1604 und seine Rezeption (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschich- te, Band 31), Luther-Verlag, Bielefeld 2006 (Helmut Busch).....	389
Günter Brakelmann, Adolf Stoecker als Antisemit. Teil 1: Leben und Wirken Adolf Stoeckers im Kontext seiner Zeit; Teil 2: Texte des Parteipolitikers und des Kirchenmannes (Schriften der Hans- Ehrenberg-Gesellschaft 10 u. 11), Verlag Hartmut Spenner, Wal- trop 2004 (Bernd Hey).....	393
Günter Brakelmann, Helmuth James von Moltke 1907–1945, Ver- lag C. H. Beck, München 2007 und Günter Brakelmann/Manfred Keller (Hg.), Der 20. Juli 1944 und das Erbe des deutschen Widerstands, LIT Verlag, Münster 2005 (Bernd Hey)	395
Günther van Norden/Klaus Schmidt (Hg.), Sie schwammen gegen den Strom. Widersetzlichkeit und Verfolgung rheinischer Protes- tanten im „Dritten Reich“, Greven Verlag, Köln o. J. (2006) und Günther van Norden, Friedrich Langensiepen. Ein Leben in Deutschland zwischen Pfarrhaus und Gefängnis, Kreuz Verlag, Stuttgart 2006 (Bernd Hey).....	399
Uwe Heckert, Halle in Westfalen. Geschichte(n) einer Stadt am Teutoburger Wald, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2005 (Bernd Hey)	403
Gerhard Hartmann, Daten der Kirchengeschichte (Reihe marix- wissen), Marix Verlag GmbH, Wiesbaden 2007 (Jürgen Kampmann).....	405
Reformiert in Bielefeld. 350 Jahre Evang.-reform. Gemeinde in Bielefeld 1657–2007. 325 Jahre reformierte Gottesdienste in der Süsterkirche 1682–2007. Im Auftrag des Presbyteriums der Evang.- reform. Kirchengemeinde Bielefeld herausgegeben von Horst Haase, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2007 (Dietrich Kluge).....	411

Diethard Aschoff, Geschichte der Juden in Westfalen im Mittelalter (Geschichte und Leben der Juden in Westfalen Bd. 5), LIT-Verlag, Münster 2006 (Monika Minninger).....	412
Oliver Becher, Herrschaft und autonome Konfessionalisierung. Politik, Religion und Modernisierung in der frühneuzeitlichen Grafschaft Mark, Klartext Verlag, Essen 2006 (Wilhelm H. Neuser)	415
Bernward Kröger (ed.), Jean-Baptiste Henry (OPraem), Tagebuch der Verbannungsreise (1792–1802). Aufzeichnungen des Abbé Henry über die Französische Revolution, sein Exil und seinen Aufenthalt in Westfalen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen Bd. XIX), Aschendorf, Münster 2006 (Jörg van Norden).....	417
Matthias Benad/Hans-Walter Schmuhl (Hg.), Aufbruch in die Moderne. Der evangelische Kirchenkreis Bielefeld von 1817 bis 2006, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2006 (Jörg van Norden)	419
Wilhelm Grabe/Markus Moors (ed.), Neue Herren – neue Zeiten? Quellen zur Übergangszeit 1802 bis 1916 im Paderborner und Corveyer Land (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte Band 52), Bonifatius GmbH Druck-Buch-Verlag, Paderborn 2006 (Jörg van Norden).....	421
Henning Pahl, Die Kirche im Dorf. Religiöse Wissenskulturen im gesellschaftlichen Wandel des 19. Jahrhunderts (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 18), Berlin 2006 (Martin Stiewe)	423
Erik Zimmermann, Albert Hackenberg (1852–1912). Ein rheinischer Präses (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 170), Bonn 2006 (Martin Stiewe).....	424
Astrid Nachtigall, Die Auseinandersetzungen um die Kirchenunion in Preußen von 1845 bis 1853 und die Kabinettsorder von 1852 (Unio und Confessio 23), Luther-Verlag, Bielefeld 2005 (Karl-Friedrich Wiggermann).....	426

Joachim Kuropka (Hg.), Streitfall Galen. Studien und Dokumente, Aschendorff Verlag, Münster 2007 (Karl-Friedrich Wiggermann).....	428
Hermann Schaub, Die Herrschaft Rheda und ihre Residenzstadt. Von den Anfängen bis zum Ende des Alten Reiches (Veröffentli- chungen aus dem Kreisarchiv Gütersloh, Bd. 10), Verlag für Regio- nalgeschichte, Bielefeld 2006 (Marianne Witt-Stuhr).....	430
Stefan Baumeier/Heinrich Stiewe (Hg.), Die vergessenen Nach- barn. Juden auf dem Lande im östlichen Westfalen (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde 24), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2006 (Marianne Witt-Stuhr).....	433

Die Autorinnen und Autoren

Dr. Ulrich Althöfer, Fröbelstraße 25, 33604 Bielefeld

Dr. Helge Bei der Wieden, Wiesenweg 5, 31675 Bückeburg

Prof. Dr. Martin Brecht, Schreiberstr. 22, 48149 Münster

Dr. Claus Bernet, Tauroggener Str. 2, 10590 Berlin

Pfarrer i. R. Rüdiger Bremme, Zeppelinstr. 2, 32545 Bad Oeynhausen

Kirchenrat Dr. Vicco von Bülow, Bilmer Garten 23, 30880 Laatzen-Rethen

Oberstudiendirektor i. R. Dr. Helmut Busch, Im Hainchen 33, 57076 Siegen

Eckhard Heesch, Eichenallee 100 c, 33332 Gütersloh

Prof. Dr. Bernd Hey, Landeskirchenarchivdirektor i. R., Meraner Weg 14, 33649 Bielefeld

Prof. Dr. Jürgen Kampmann, Faulensiek 23, 32457 Porta Westfalica-Hausberge

Richter i. R. Dietrich Kluge, Paul-Engelhard-Weg 26, 48167 Münster

Pfarrerin Heike Koch, Zum Bußberg 5, 33619 Bielefeld

Stadtarchivrätin i. R. Dr. Monika Minninger, Am Frölenberg 17, 33647 Bielefeld

Archivar Reinhard Neumann, August-Bebel-Str. 140, 33602 Bielefeld

Prof. D. Dr. Wilhelm H. Neuser, Buchenstraße 15, 48346 Ostbevern

OStR i. K. Dr. Jörg van Norden, Alsterweg 23, 33689 Bielefeld

Prof. Dr. Christian Peters, Gronauweg 39 A, 48161 Münster

Oberkirchenrat i. R. Dr. Martin Stiewe, Schattenstraße 3, 33604 Bielefeld

Pfarrer Frank Stückemann, Kirchstr. 2, 59494 Soest

Studienrat Dr. Jörg Trelenberg, Alberichweg 16, 58675 Hemer

Pfarrer i. R. Dr. Karl-Friedrich Wiggermann, Melchersstraße 57, 48149 Münster

Marianne Witt-Stuhr M.A., Von-Sobbe-Str. 7, 33154 Salzkotten

Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Manfred Wolf, Heinrich-Löwe-Weg 2, 48167 Münster

Editorial

Endlich ein im Vergleich zu seinen dickleibigen Vorgängern weniger umfangreiches Jahrbuch: Es fehlen die sieben Vorträge des Tags der Westfälischen Kirchengeschichte 2006 in Bochum, der der Kirchengeschichte des Ruhrgebiets gewidmet und in Zusammenarbeit mit dem Verein für Rheinische Kirchengeschichte und dem Verein zur Erforschung der Kirchen- und Religionsgeschichte des Ruhrgebiets gestaltet worden war. Der ursprüngliche Plan des Vorsitzenden und Herausgebers (wie auch im Januar-Rundbrief den Vereinsmitgliedern mitgeteilt), die Bochumer Referate in einem Sonderband des Jahrbuches (vergleichbar dem Band 101 zur lippischen Kirchengeschichte 2006) zu veröffentlichen und so wieder zwei Jahrbücher den Mitgliedern in 2007 zu liefern, scheiterte an finanziellen Bedenken im Vorstand; die dann eingeworbene Mitfinanzierung durch den Verein für Rheinische Kirchengeschichte entzog einer rein westfälischen Vereinsveröffentlichung die Grundlage. So erscheint nun etwa zeitgleich zum diesjährigen Jahrbuch der Bochumer Tagungsband „Evangelische Kirche an Ruhr und Saar. Beiträge zur rheinischen und westfälischen Kirchengeschichte“, herausgegeben von Bernd Hey und Volkmar Wittmütz, beim Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld, und kann von allen Interessierten im Buchhandel erworben werden. Anlässlich seines 90. Geburtstages am 16. August 2007 ist dieses Buch dem Ehrenmitglied unseres Vereins Superintendent i. R. Wolfgang Werbeck, dem verdienten langjährigen Vorstandsmitglied und Bochumer Kirchenhistoriker, gewidmet.

Als weitere Veröffentlichung – darauf darf bei dieser Gelegenheit hingewiesen werden – wird ebenfalls im Verlag für Regionalgeschichte der Tagungsband „1968 und die Kirchen“ erscheinen, der Vorträge und Diskussion einer Tagung der westfälischen Kommission für kirchliche Zeitgeschichte und des rheinischen Ausschusses für Kirchengeschichte und kirchliche Zeitgeschichte im März 2007 zusammenfasst. Zu der Tagung waren ja alle Vereinsmitglieder eingeladen worden. Auch dieser Band wird von Westfalen und Rheinländern gemeinsam finanziert und von Bernd Hey und Volkmar Wittmütz herausgegeben.

Der vorliegende Band bietet wieder das gewohnte Bild unterschiedlicher Beiträge vom Mittelalter bis in die Gegenwart, und wieder zeichnen sich bekannte Schwerpunkte ab: Pietismus und Erweckung, Nazareth und Bethel, NS-Zeit und Kirchenkampf. Aber auch die anderen Aufsätze und der Rezensionsteil, für den unser Jahrbuch inzwischen berühmt ist, seien der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen.

In diesem Jahr wird unser westfälischer Kirchengeschichtsverein 110 Jahre alt. Seine Aktivitäten beweisen hoffentlich, dass er Würde und Bedachtsamkeit des Alters mit jugendlicher Tatkraft und Produktivität, Seriosität mit Effizienz zu vereinen weiß. Das Engagement der Mitglieder, wie es sich u. a. bei der Spendenaktion für den Lippe-Band wieder einmal bewiesen hat, und eine beharrlich-zielbewusste Tätigkeit des Vorstandes sind erforderlich, ein hohes Niveau der Vereinsarbeit dauernd zu erhalten.

Prof. Dr. Bernd Hey, Vorsitzender

Die Stadtkirche zu Rheda

Franz Flaßkamp hat sich um die Erforschung der Geschichte des ehemaligen osnabrückischen Amtes Reckenberg und besonders der Stadt Wiedenbrück besondere Verdienste erworben. Zu den vielen Themen, die er außerdem behandelt hat, zählt auch die Entstehung der Stadtkirche zu Rheda.¹ Bei dieser Frage spielt eine Urkunde vom Jahre 1326 eine entscheidende Rolle: Edelherr Simon zu Lippe (1295–1334) bittet Papst Johannes XXII., auf eigene Kosten in Rheda eine Kirche errichten zu dürfen. Dieser Bitte kam der Papst nach.² Nach Flaßkamp wurde nach Erhalt der Erlaubnis aber nicht sofort mit dem Bau der Kirche begonnen; dieser erfolgte seiner Meinung nach erst nach dem Übergang der Herrschaft Rheda an die Grafen von Tecklenburg, d. h. frühestens nach dem Jahre 1365. Die Feststellung Flaßkamps stützt sich darauf, dass im Chorraum im Gewölbeschlussstein das Wappen von Tecklenburg und Lingen zu finden ist.³ Diese Begründung Flaßkamps ist jedoch nicht stichhaltig. Am 18. 9. 1475 bestätigte Kaiser Friedrich III. dem Grafen Nikolaus (III.) von Tecklenburg die Privilegien und Regalien des Tecklenburgischen Hauses. Mit Urkunde desselben Tages verlieh er dem Grafen auch „die Befugnis, in seinem Wappen, wie es von altersher gewesen sein soll, neben den roten Seeblättern in silbernem Feld zusätzlich einen goldenen Anker im blauen Feld zu führen, wie es in der Urkunde in Farben ausgemalt ist“.⁴ Der goldene Anker galt als Wappen der Grafschaft Lingen. Diese Bezeichnung erhielt Lingen aber erst im 16. Jahrhundert, als bei einer Teilung der Grafschaft Tecklenburg unter den Brüdern Otto und Nikolaus Grafen von Tecklenburg letzterem das bisherige Amt Lingen zufiel und aus seinem persönlichen Titel der Name Grafschaft auf seinen Besitz übertragen wurde. Eine gewisse Sonderrolle besaß Lingen allerdings bereits im 15. Jahrhundert in der Grafschaft Tecklenburg, weil es wiederholt, von der Grafschaft Tecklenburg in gewisser Weise getrennt, jeweils auf Lebenszeit der jeweiligen Witwe zur Witwenversorgung und als

¹ Franz Flaßkamp, Die Stadtkirche zu Rheda. In: Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, Bd. 59/60, 1966/67, S. 57-82.

² Heinrich Volbert Sauerland, Urkunden und Regesten zur Geschichte der Rheinlande aus dem Vatikanischen Archiv, Bd. I, 1902, Nr. 1015.

³ Flaßkamp, Die Stadtkirche (wie Anm. 1), S. 63, Anm. 43.

⁴ Bentheim-Tecklenburgisches Archiv in Rheda, Urkunde Nr. 69.

Witwensitz diene.⁵ Das Wappen stammte also nicht, wie sonst bei Allianzwappen üblich, von einer ehemals selbständigen, von den Grafen von Tecklenburg etwa beerbten Familie, sondern haftete, durchaus unüblich, auf einem Amt der Grafschaft Tecklenburg. Die Grafen von Tecklenburg glaubten offensichtlich, es diene ihrem Ansehen und nach der erzwungenen Abtretung eines großen Teiles ihres Besitzes im Jahre 1400 der Sicherung ihrer Rechtsansprüche auf dieses Amt, wenn sie in dieser Form ein Allianzwappen führten. Wenn in der Urkunde von 1475 angegeben wird, dass das Wappen mit dem goldenen Anker schon früher im Gebrauch war, so wurde diese Behauptung damals sicherlich nicht überprüft. Das Wappen könnte schon früher verwandt worden sein, obwohl es dafür keinen Beleg gibt, wohl aber kaum bereits im 14. Jahrhundert. Das Wappen im Gewölbeschlussstein kann also nicht schon bei der Errichtung der Kirche angebracht worden sein. Es kann damit als Kriterium zur Datierung der Entstehungszeit der Kirche ebensowenig herangezogen werden, wie das auch in der Stadtkirche vorhandene Wappen eines von Oer,⁶ der als Amtmann zu Rheda gleichfalls in der Stadtkirche seine Ruhestätte gefunden hat.

Die evangelische Stadtkirche, wie sie sich heute präsentiert, entstand bei einer Erweiterung bzw. einem Umbau nach dem Jahre 1604. Von der ursprünglichen Kapelle blieb nur der Teil erhalten, der jetzt als Chorraum dient. Hier befinden sich nach Aussage der Kunstgeschichte noch die ursprünglichen Chorfenster, die aus frühgotischer Zeit stammen.⁷ Der Baubefund weist also eher in die erste als in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts.

In der erwähnten Urkunde vom Jahre 1326 hatte Edelherr Simon zur Lippe beim Papst angegeben, Burg und Siedlung Rheda, das in diesem Zusammenhang bereits als Stadt bezeichnet wurde, seien von ihrer vor der Stadt gelegenen Pfarrkirche soweit entfernt, dass er, seine Burgmannen und die Bürger der Stadt wegen der Entlegenheit und der kriegerischen Verwicklungen, die in dieser Gegend häufig zu verzeichnen seien, ohne Gefahr für Leib und Gut die Pfarrkirche, die sich auf dem offenen Lande befinde, zur Teilnahme am Gottesdienst und zum Empfang der Sakramente nicht aufsuchen könnten. Todkranke stürben daher ohne das Sterbesakrament, Kinder, die nach Geburt nicht lebensfähig seien, könnten nicht getauft werden. Simon wolle in der Stadt Rheda auf seinem

⁵ Manfred Wolf, Die Entstehung der Obergrafschaft Lingen. In: Westfälische Zeitschrift 140, 1990, S. 9-29.

⁶ Abgebildet bei Flaßkamp, Die Stadtkirche (wie Anm. 1), S. 67.

⁷ Eckart Mundt, Die westfälischen Hallenkirchen in der Spätgotik (1400-1550), (Kunstgeschichtliche Studien, Heft 2) 1959, S. 79.

Grund eine Kirche bauen und für den Unterhalt eines ständigen Vikars sorgen.

Der Papst genehmigte dieses Begehren und trug nicht dem Ordinarius, dem Bischof von Osnabrück, sondern dem Bischof Bernhard von Paderborn, einem Bruder des Edelherrn, auf, wie es bei Kirchen- und Klostergründungen stets üblich war, sich darüber zu informieren, ob die für den Unterhalt des Vikars vorgesehenen Güter ausreichend seien. Wenn das zuträfe, solle der Bischof die Kirche und den dabei anzulegenden Friedhof weihen. Der Papst verfügte lediglich die Einschränkung, der Vikar solle im Auftrag des Inhabers der Pfarrei fungieren und diesem die angefallenen Kollekten und Spenden zukommen lassen. Die Errichtung der Kirche solle geschehen, ohne dass dadurch die Rechte des zuständigen Diözesans und sonstiger Dritter verletzt würden.⁸

Die Burg Rheda wurde um 1170 vom Edelherrn Widukind von Rheda als Wasserburg auf einem künstlichen Hügel zum Schutz seiner dortigen Güter und des Emsübergangs der Fernstraße Münster-Paderborn und zur Absicherung gegen die territorialen Bestrebungen des Bischofs von Osnabrück errichtet.⁹ Nach dem Übergang des Rhedaer Besitzes an die Edelherren zur Lippe wurde die Burg vom Edelherrn Hermann II. nach 1221 ausgebaut. Die bei der Burg entstehende Siedlung wurde bereits 1305 als „oppidum“ bezeichnet,¹⁰ wies also stadtähnlichen Charakter mit einer Befestigung auf. Angelegt wurde die Siedlung gewissermaßen planmäßig auf drei Höfen, wobei der eine, Schulenburg, parzelliert und die einzelnen Grundstücke den Bürgen als Hausstätten für einen Zins, das sogenannte Wortgeld, dienten, während die Äcker der beiden anderen, ebenfalls parzellierten Höfe, Garthues und Waterhues, den Bürgern zu Weichbildrecht zugewiesen wurden.¹¹ In der erwähnten Urkunde vom Jahre 1305 musste Edelherr Simon zur Lippe, um nach fünfjähriger Gefangenschaft wieder freizukommen, seinem Widersacher, Bischof Ludwig (von Ravensberg) von Osnabrück, versprechen, Burg und Stadt Rheda auf eigene Kosten zu zerstören und niemals wieder aufzubauen. Einmal wieder frei, hat sich Edelherr Simon nicht an sein Gelöbnis gehalten. Verleitet wurde er zum Bruch seines Versprechens dadurch, dass Bischof Ludwig bereits 1308 starb und sein Nachfolger, Engelbert von der Weihe (1309–1320), sich mehr auf seine rein geistlichen Aufgaben beschränkte.¹² Wenn die Zuweisung von Stadtrecht, und zwar nach

⁸ Sauerland, Urkunden (wie Anm. 2) Nr. 1015.

⁹ Handbuch der historischen Stätten, Nordrhein-Westfalen. 2. Aufl. 1970, S. 633.

¹⁰ Lippische Regesten II Nr. 546.

¹¹ Flaßkamp, Die Stadtkirche (wie Anm. 1), S. 58 f.

¹² Erwin Gatz, Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reichs 1198–1448. Berlin 2001, S. 528.

Lippstädter Vorbild, erst 1355 erfolgte,¹³ so dürfte die Stadtwerdung bereits wesentlich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vollzogen worden sein. Dazu gehörte aber die Existenz einer innerhalb der Befestigung gelegenen Kirche. Es machte doch keinen Sinn, eine erhaltene Lizenz zum Bau einer Kirche Jahrzehnte lang zu verwahren, ohne von ihr Gebrauch zu machen. Die Weihe der Kirche wurde ja dem Bischof von Paderborn, Bernhard zur Lippe, übertragen. Dieser starb im Jahre 1341. Er war wohl für die Verhandlungen besonders geeignet, da er möglicherweise persönlich in Avignon gewesen war, um nach seiner Wahl zum Bischof vom Papst die Bestätigung zu erbitten. Er war dort also kein Unbekannter. Konnte man es riskieren, die Erlaubnis hinfällig werden zu lassen, wenn der Bischof von Paderborn, dem die Weihe der Kapelle übertragen wurde, starb, was dann 1341 eintrat? Musste man nicht die guten Beziehungen zum Papst in Avignon umgehend nutzen? Der Bau einer Kirche korrespondiert ja auch mit den Bestrebungen dieser Jahrzehnte zum Ausbau der zu gründenden Stadt. Die Errichtung der Stadtkirche dürfte also nicht erst nach dem Übergang der Herrschaft Rheda an die Grafen von Tecklenburg erfolgt sein, sondern orientiert sich am Jahre 1326.¹⁴

Abwegig dürfte auch die Aussage sein, dass diese Kapelle zunächst nicht für irgendwelchen Gemeindegottesdienst bestimmt gewesen und planmäßig nicht dafür genutzt worden sei.¹⁵ Was sollte den Edelherrn, bzw. nach Flaßkamp seinen Rechtsnachfolger, dazu veranlassen, zwar eine Kapelle zu bauen, von der in dem Begehren an den Papst enthaltenen Zweckbestimmung aber abzurücken? Die Tatsache, dass die Stadtkirche nicht die vollen Pfarrechte besaß, dass der an dieser Kirche wirkende Geistliche als Vikar im Auftrag des Pastors der Mutterkirche, der Johanniskirche, fungieren sollte und an diesen die Kollekten abzuführen waren, rechtfertigt nicht eine solche Feststellung. Die in der Stadt errichtete Kapelle diente sicherlich nicht nur als Gruftkapelle für Mitglieder der gräflichen Familie und für landesherrliche Beamte. Für diesen Zweck wäre die Beschäftigung eines Vikars wohl nicht nötig gewesen. Die Aussage stützt sich auf die Darstellung des letzten Dechanten des Stifts Wiedenbrück, Karl Joseph Harsewinkel († 1818).¹⁶ Diesem stand für seine

¹³ Lippische Regesten II Nr. 990; Staatsarchiv Münster, Stadt Rheda (Dep.) Nr. 1; Druck: Archiv für Geschichte und Altertumskunde Westphalens 6 (1834), S. 259-262.

¹⁴ So richtig vermerkt im Artikel Rheda von Jürgen Kindler und Wolfgang A. Lewe in: Handbuch der Historischen Stätten, Nordrhein-Westfalen, 2006, S. 890.

¹⁵ Flaßkamp, Die Stadtkirche (wie Anm. 1), S. 64.

¹⁶ Karl Joseph Harsewinkel, *Ordo et series clericorum Wiedenburgensium*, 1798, gedruckt Münster 1933, S. 134.

Forschung zwar das Stiftsarchiv zur Verfügung. Er belegt jedoch seine Behauptungen nicht und so ist sein Werk auch im Hinblick darauf, dass er sich über den Sachverhalt 300 Jahre später äußert, als Quelle nicht zuverlässig. Harsewinkel stellt dar, der Graf von Bentheim-Tecklenburg habe um 1590, als er den Calvinismus einführte, die Johanniskirche (nicht den Gottesdienst) in die Stadt verlegt. Am ursprünglichen Ort sei nur eine jüdische Begräbnisstätte verblieben. Zu diesem Zeitpunkt dürften jedoch lediglich die Bindungen an die Mutterkirche endgültig abgeschnitten worden sein, obwohl ja auch an der Johanneskirche zunächst weiterhin ein – kalvinistischer – Pastor wirkte. So wurde im Jahre 1598 der reformierte Pfarrer Johannes Vorbrock gen. Perizonius an der Johannispfarrkirche eingeführt.¹⁷ Erst 1651 wird vermerkt, dass der Altar dieser Kirche zerstört und sie selber profaniert sei.¹⁸ Sie wurde nur noch für den Trauergottesdienst bei Beerdigungen genutzt.¹⁹

Die Errichtung der Kirche in Rheda vollzog sich vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen im Reich zwischen König Ludwig von Bayern und dem in Avignon residierenden Papst Johannes XXII. Als sich bei der Doppelwahl des Jahres 1314 die luxemburgische Partei für Ludwig von Bayern, die habsburgische Partei für Friedrich den Schönen aus dem Hause Habsburg entschieden, gab es zwei Kronprätendenten. Der Papst unterstützte zunächst Ludwig den Bayern. Als dieser aber nicht auf die Durchsetzung seiner Herrschaftsrechte in Italien verzichtete, wurde der Papst dessen Gegner und forderte ihn im Jahre 1323 auf, von der Reichsverwaltung abzustehen. Ludwig kam diesem Ansinnen selbstverständlich nicht nach, und so strengte der Papst gegen ihn den Prozess an, der im Jahre 1324 mit dem Urteil der Exkommunikation endete. Damit begann eine zwanzigjährige Auseinandersetzung Ludwigs von Bayern mit dem Papst, in der auch Ludwigs Sieg über Friedrich von Österreich im Jahre 1326 ihm nicht die erhoffte päpstliche Anerkennung als König brachte.

Die deutschen Fürsten kamen nicht umhin, für die eine oder andere Seite Stellung zu beziehen. Der Edelherr Simon zur Lippe war ebenso wie Graf Engelbert von der Mark und Graf Wilhelm von Arnsberg ein Anhänger des Papstes. Ihn unterstützen auch entschieden der Kölner Erzbischof Heinrich von Virneburg und der zur Mainzer Kirchenprovinz gehörende Bischof von Paderborn, Bernhard zur Lippe, ein Bruder Simons. Auf Seiten des Königs stand dagegen der Bischof von Minden, Ludwig von Braunschweig-Lüneburg. Nicht so eindeutig war die Hal-

¹⁷ Flaßkampff, Die Stadtkirche (wie Anm. 1), S. 65.

¹⁸ Desgl. S. 68, Anm. 77.

¹⁹ Desgl. S. 68, Anm. 78.

tung der Bischöfe von Münster, Ludwig von Hessen, und von Osnabrück, Gottfried von Arnberg. Sie wollten es offenbar mit keiner der beiden Seiten verderben. Farbe bekennen mussten sie in der Frage, ob sie den Urteilspruch gegen Ludwig von Bayern in ihren Diözesen verkündeten oder nicht. Im Jahre 1326 lobte der Papst ihre Bereitwilligkeit bei der Ausführung des Prozesses und ihre Haltung gegen seine Feinde. Wenn er gegen den Bischof von Minden vorgehen wollte, war er ja auf ihre Unterstützung angewiesen. Andererseits zeigte sich im Jahre 1329, dass die beiden Bischöfe den Papst doch nicht so vorbehaltlos unterstützten. Dieser klagte nämlich, dass das Urteil gegen den König in diesen beiden Diözesen noch immer nicht verkündet worden war. Der Papst glaubte aber offensichtlich, die beiden Bischöfe schonend behandeln zu müssen. Er machte nicht ihnen die Nichtverkündigung des Urteils zum Vorwurf, sondern führte die Verhinderung auf das Wirken einflussreicher Leute, die dem exkommunizierten Ludwig von Bayern anhängen, zurück.²⁰ Offener schüttete er sein Herz im Schreiben an den Kölner Erzbischof vom 10. Januar 1332 aus: Die Bischöfe von Münster, Osnabrück und (nun auch) Paderborn würden Ludwig, dem angemäßigten Kaiser, unter dem Vorwand, dass sie einen Auftrag von Ludwig hätten, helfen und raten. Sie suchten die Gläubigen jener Gegend für ihn zu gewinnen und schädigten diejenigen, die ihm nicht folgen wollten²¹.

Die Genehmigung zur Errichtung einer Kirche in Rheda verband der Papst mit der Auflage, dass damit die Rechte des zuständigen Diözesans und die sonstiger Dritter nicht verletzt werden dürften. Trotz dieses Vorbehalts ist eindeutig, dass bei der Errichtung einer Kirche in seiner Diözese der zuständige Bischof übergangen wurde. Der Auftrag an den Bischof von Paderborn, d. h. an einen fremden Bischof, die finanzielle Ausstattung der zu errichtenden Kirche zu überprüfen und die Weihe vorzunehmen,²² dürfte der Bischof von Osnabrück sicherlich als Affront empfunden haben.

Das Patrozinium der Stadtkirche war nicht St. Andreas, sondern Heilig Blut.²³ Dies ist belegt im Kopiar des Stifts Herzbrock²⁴ für das Jahr 1467, als der Rhedaer Bürger Eberhard Buschmann dem Stift eine Schuldverschreibung gab und dafür als Sicherheit sein Haus benannte:

²⁰ Heinrich Finke, Die Stellung der westfälischen Bischöfe und Herren im Kampf Ludwigs des Bayern mit Papst Johannes XXII. In: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 48, 1890, S. 266.

²¹ Desgl. S. 225.

²² Sauerland (wie Anm. 2).

²³ Zutreffend Flaßkamp, Die Stadtkirche (wie Anm. 1), S. 66, Anm. 68.

²⁴ Staatsarchiv Münster, Msc. I 98, S. 93; vergl. Flaßkamp, Die Stadtkirche (wie Anm. 1), S. 64, Anm. 49.

ud eenen hues, belegen op des Hilligen Blodes strate by derselben kerken. Das Patrozinium von Heilig Blut ist in Westfalen wie auch sonst überhaupt wenig vertreten. In Rheda war es nach dem Übergang zum reformierten Glauben naheliegend, dass es weitgehend in Vergessenheit geriet.

Bei der Heilig-Blut-Verehrung unterscheidet man direkte und indirekte Blutreliquien Christi. Zur letzteren Kategorie gehören der bis heute besuchte Wallfahrtsort Walldürn am Rande des Odenwalds und Wilsnack in der früheren Diözese Havelberg, wo sich die Verehrung auf das 15. Jahrhundert beschränkte. In Walldürn hatte im Jahre 1330 ein Priester während der Messe versehentlich den Kelch umgestoßen, worauf sich der Wein über das Altartuch verbreitete. Auf diesem Leinentuch zeichnete sich, so wurde es gesehen, das Abbild des Hauptes Christi ab. Die entstandenen – wohl rostbraunen – Flecken deutete man als das Blut Christi. Das zunächst vom Priester versteckte Tuch wurde erst nach seinem Tode entdeckt. Das angebliche Wunder bildete den Anlass zu Wallfahrten. Ein gleiches Geschehen ereignete sich in Wilsnack, das sich danach zu einem der bekanntesten Wallfahrtsorte Deutschlands entwickelte. Auf der Provinzialsynode des Jahres 1451 wandte sich Heinrich Tacke (wie u. a. auch der Orden der Dominikaner) gegen die Heilig-Blut-Verehrung. Seinem Votum schloss sich auch der päpstliche Legat Nikolaus von Cues an. Papst Nikolaus V. milderte indes das von Cues ausgesprochene Verbot ab.

Die Heilig-Blut-Verehrung steht in der darstellenden Kunst in Verbindung mit der Entwicklung vom triumphierenden Christus in der Romanik zum leidenden Christus der Gotik mit einer stärkeren Besinnung auf die Passion. Der Kult vom sogenannten Wunderblut bzw. von blutenden Hostien erreichte in deren Folge seinen Höhepunkt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Er ist in der Regel verbunden mit einer Legende über einen vorausgegangenen Hostienfrevler, für den bisweilen Juden verantwortlich gemacht wurden.²⁵ Für Rheda liegen jedoch entsprechende Nachrichten nicht vor.

Im Gegensatz zu diesem „Wunderblut“ spricht man bei der direkten Heilig-Blut-Verehrung von „Reliquienblut“ oder „Eucharistischem Blut“. Schon Karl der Große erhielt als Huldigungsgeschenk eine Onyx-Schüssel mit dem Blut des Erlösers und ein Kreuz, in dessen Balkenfüllung sich eine Blutreliquie befand. Eine Inschrift weist darauf hin, dass der ursprüngliche Besitzer ein griechischer Abt war. Blutreliquien befanden sich danach im Kloster Reichenau.

²⁵ Romuald Bauerreiss, *Pie Jesu – Das Schmerzensmann-Bild und sein Einfluss auf die mittelalterliche Frömmigkeit*. München 1931, S. 101; ein Verzeichnis der sogenannten Hostienkirchen in Mitteleuropa bei Bauerreiss, S. 22-79.

Angeblich wurde das Blut des Herrn bei der Kreuzigung, als der Soldat Longinus die Seite öffnete, von diesem aufgefangen. Longinus ging nach seiner Bekehrung nach Mantua. Aufgrund der Christenverfolgungen vergrub er die Reliquie. Nach seinem Märtyrertod geriet der Ort des Verstecks in Vergessenheit. Erst im 11. Jahrhundert wurde er durch die Vision eines Blinden im Beisein des Kaisers Heinrich III. und des Papstes Leo IX. entdeckt. Der Kaiser, der einen Anteil an der Reliquie erhalten hatte, überließ diesen dem Grafen Balduin von Flandern, von dem sie durch seine Tochter Judith, die in zweiter Ehe mit Herzog Welf IV. verheiratet war, in das Benediktinerkloster St. Martin in Weingarten (bei Ravensburg) gelangte.²⁶ Dieses bildete danach im oberdeutschen Raum den Ausgangspunkt für die Bildung von weiteren Stätten der Heilig-Blut-Verehrung

Nach einer weiteren Tradition brachte der Ritter Dietrich von Flandern vom zweiten Kreuzzug (1147–1149) eine Blutreliquie mit, die ihm angeblich der Patriarch von Jerusalem geschenkt hatte. Er reichte sie an die Stadt Brügge weiter, wo noch heute jedes Jahr eine Prozession zu Ehren des Heiligen Blutes stattfindet.

Zu welcher der Hauptverehrungsstätten die Edelherren zu Lippe eine Beziehung hatten, kann nicht gesagt werden. Am ehesten käme wohl Brügge in Betracht. Doch dafür gibt es bisher keinen Anhaltspunkt.

²⁶ Rainer Jensch, Die Weingartener Heilig-Blut- und Stiftertradition. Ein Bilderkreis klösterlicher Selbstdarstellung. Phil. Diss. Tübingen, Ulm 1996; Adalbert Nagel, Das Heilige Blut Christi. In: Weingarten-Festschrift zur 900-Jahr-Feier des Klosters 1056–1956; S. 188–225. Weingarten 1956.

Die Einführung der Reformation in Hemer

Ein Beitrag zum 450-jährigen Reformationsjubiläum der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde im Jahr 2007

Wie in viele andere Gemeinden der ehemaligen Grafschaft Mark hat die lutherische Reformation auch in Hemer erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ihren Eingang gefunden. Wenn hierüber in den reformationsgeschichtlichen Darstellungen noch ein allgemeiner Konsensus besteht, so bietet sich ein umso verwirrenderes Bild, wenn man nach den näheren Umständen fragt, die den Anlass für die damalige „Religionsveränderung“ innerhalb der örtlichen Pfarrgemeinde gaben. In der Sekundärliteratur finden sich hierzu die unterschiedlichsten Angaben und bis heute sind, anders als manche Überblicksdarstellung suggerieren mag, selbst die grundlegenden Fragen nicht eindeutig geklärt. So herrscht größte Uneinigkeit darüber, in welchem Jahr die Reformation in der Kirchengemeinde Hemer eingeführt worden ist. Selbst über den Namen und die Person des Hemerschen Reformators gibt es divergierende Aussagen. – Ein übergeordnetes regionalgeschichtliches Gesamtbild, welches Anspruch auf historische Zuverlässigkeit erhebt, kann nur auf der Basis von gesicherten Ergebnissen der Forschung „vor Ort“ entstehen. Angesichts der skizzierten Widersprüchlichkeiten, die ihren Grund in unterschiedlichen lokalen Traditionen haben, erscheint eine kritische Durchsicht der verfügbaren Quellen (Archivalien, ältere gedruckte Literatur) dringend geboten. Jedoch präsentiert sich die Quellenlage, dies sei vorweggenommen, in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit als relativ kompliziert. Daher werden im Folgenden zunächst (I) der äußere Befund und die davon ausgehenden Traditionslinien dargestellt, danach in einem zweiten Durchgang (II) eine differenzierte inhaltliche Bewertung des Materials vorgenommen, um abschließend auf der Grundlage der gewonnenen Ergebnisse eine historische Rekonstruktion der Ereignisse zu versuchen.

1. Der äußere Befund

a) In Bezug auf den Namen des Hemerschen Reformators existiert eine traditionelle Ansicht, welche die Annahme der lutherischen Lehren mit der Person des damaligen Pfarrers Peter Matthiae († 1616) in Verbindung bringt. Ein frühes Zeugnis für die evangelische Gesinnung dieses Pfarrers findet sich in dem alten Kirchen- und Lagerbuch von 1717 (Jahr des Ersteintrages)¹ und stammt von dem Hemeraner Pfarrer Magister Thomas Forstmann (amtierend von 1717 bis 1727). Der gelehrte und geschichtsbewusste Forstmann² hatte unmittelbar nach seinem Amtsantritt in Hemer das Lagerbuch angelegt und es für nützlich erachtet, auf den ersten Seiten des Buches in einem umfangreichen Prolog ihm wichtig erscheinende Daten seiner eigenen Biographie wie auch der seiner Vorgänger der Nachwelt zu überliefern.³ Die Nachrichten werden umso ausführlicher und detaillierter, je mehr er sich seiner eigenen Zeit nähert. Für die älteste Zeit stützt er sich auf ein – heute nicht mehr vorhandenes – so genanntes „Diarium“, eine Lose-Blatt-Sammlung von Manuskripten, die sein Amtsvorgänger Hermann Niederstadt (amtierend von 1616 bis 1654) angelegt und hinterlassen hatte. Mit exaktem Hinweis auf die Fundstelle⁴ notiert Forstmann: „Da im Jahr 1616 zu Ober- und Niederhemer die Pest stark grassiret, ist den 21. Jul. H. Joh. Matthiae 12 Jahr lang Pastor in Hemer an der Pest selig im Herrn entschlafen, dem den 23.

¹ Archiv der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Hemer (ohne Signatur). Das Lagerbuch ist als Autograph und in einer Abschrift aus dem 19. Jahrhundert (angefertigt von Pfarrer J. F. W. Wulfert) erhalten. Im Urexemplar finden sich (u. a.) Eintragungen in Originalhandschrift von: Pfr. Magister Thomas Forstmann (1717–1727); Pfr. Johann Gangolf Wilhelm Forstmann (1727–1732); Pfr. Johann Diederich Angelkorte (1735–1751).

² Thomas Forstmann (geb. 1674), aus einer Pfarrersfamilie stammend, war Schüler des Soester Archigymnasiums, nahm im Anschluss ein Theologie- und Philosophiestudium in Jena auf, welches er 1697 als „Magister artium“ abschloss. Als Universitätsdozent hielt er Vorlesungen in Jena und Erfurt. Auch nachdem er zum Rektor des Lyceums in Iserlohn berufen wurde, blieb er Adjunkt der Philosophischen Fakultät an der Universität Jena, bevor er 1717 sein Pfarramt in Hemer antrat. Zu seiner Biographie und seinen Werken, darunter eine bemerkenswerte „Vita Lutheri“, vgl. H. Siebrasse, Johann Gangolf Wilhelm Forstmann, in: *Der Schlüssel*, H. 1 (1959), S. 5-17 (bes. S. 6-8); G. Gudelius, Eine heimische Luther-Biographie, in: *Der Schlüssel*, H. 3 (1983), S. 103-113; siehe auch die beachtliche Würdigung bereits bei J. D. von Steinen (siehe Anm. 6), S. 1129-1133 („Das Leben dieses gelehrten und geschickten Mannes etwas umständlicher zu beschreiben, verlohnet sich der Mühe ...“).

³ Der Titel dieses Prologs lautet: „Vorbericht von meinen seligen Antecessoribus und vom Anfange meines Ampts“.

⁴ „Vid. B. Herm. Niederst. MSC. pag. 29“ heißt es im Autograph des Lagerbuches.

Jul. gefolgt H. Petrus Matthiae, Past. Senior, der gleichfalls an der Pest verstorben.“

Forstmann hatte auf der vierten Seite seines „Vorberichts“ ein wenig Platz gelassen. In diese Lücke ist in späterer Zeit eine tabellarische Übersicht hineingezwängt worden, die – an der Handschrift eindeutig erkennbar – von seinem übernächsten Nachfolger im Amt, dem Pfarrer Johann Diederich Angelkorte (amtierend von 1735–1751), stammt. In dieser Übersicht, welche den Titel „Ordnung der sämtlichen Evangelisch-lutherischen Prediger“ trägt, erscheint Peter Matthiae an oberster Stelle und wird damit zum ersten Mal explizit als der erste evangelische Pfarrer Hemers bezeichnet. Die Formulierungen zeigen, dass Angelkorte sich unter anderem an der zitierten Forstmann'schen Notiz orientiert hat:

1. Petrus Matthiae, pastor senior, ist nebst seinem Sohn, Johann, 1612 in Synodo zu Unna erschienen, starb 1616, den 23 July.
2. Joh. Matthiae, ist seinem Vatter 12 Jahr adjungiret gewesen, starb an der Pest 1616, den 21 July.

Die Angabe, dass Peter Matthiae im Jahre 1612 auf der ersten lutherischen Synode der Grafschaft Mark in Unna erschien, ist historisch richtig und wird durch dessen Unterschrift unter das dort verabschiedete Glaubensbekenntnis dokumentiert. Auch der Name seines Sohnes Johann ist dort verzeichnet.⁵

Die berühmte „Westphälische Geschichte“ des Johann Diederich von Steinen weiß ebenfalls von dieser Tradition. Hier wird zum ersten Mal auch ein Reformationsjahr angegeben: „Die Religionsveränderung ist 1564 vorgenommen und durch Peter Matthiae zu Stande gebracht worden. Dieser Peter, als er die Gemeinde über 40 Jahr bedienet hatte, ließ sich Alters und Unvermögens halber 1604 seinen Sohn Johann an die Seite setzen, und war mit ihm 1612 auf der ersten allgemeinen Grafschaft Märkischen Versammlung der Evang. Lutherischen Geistlichen zu Unna.“⁶ Weiterhin kann von Steinen noch berichten, dass „beyde 1616 durch die Pest, und zwar der Sohn den 20, der Vater den 23 Julius hingerrissen wurden“.⁷ Fragt man nach der Quelle dieses Wissens, so gibt der gewissenhafte Historiker selbst Auskunft. Als Generalinspektor des Lutherischen Ministeriums der Grafschaft Mark kennt er Pfarrer Angelkorte

⁵ Die vollständige Liste der unterzeichnenden Synodalen ist abgedruckt bei H. Rothert, Kirchengeschichte der Grafschaft Mark, Gütersloh 1913, S. 375-378. Die beiden Hemeraner unterschreiben wie folgt (S. 375): „Petrus Matthiae, pastor in Haemer. Joh. Matthiae, Hemmerensium pastor.“

⁶ J. D. von Steinen, Westphälische Geschichte, Bd. 1, Lemgo 1755, S. 1128.

⁷ Ebd.

allzu gut:⁸ „Und dieser ist es, welcher mir zu verschiedenen gegründeten Nachrichten von diesem Orte [sc. Hemer] Handreichung gethan hat.“⁹

Offensichtlich hatte Angelkorte die Angaben der skizzierten lokalen Überlieferung an seinen Vorgesetzten weitergegeben. Woher allerdings die Jahresangabe 1564 stammt, ist – jedenfalls nach heutigem Kenntnisstand – nicht mehr nachvollziehbar.

Von Steinens monumentales Werk dient den verschiedenen Profanwie Kirchenhistorikern schon früh als willkommener „Steinbruch“ für die eigenen Darstellungen. So bezeichnet Franz G. Bädeker im Vorwort zu seiner „Geschichte der Evangelischen Gemeinden der Grafschaft Mark“¹⁰ die Arbeit von Steinens ausdrücklich als seine Hauptquelle. Darüber hinaus befragt er in seiner Eigenschaft als Generalsuperintendent die damals lebenden örtlichen Pfarrer.¹¹ In Hemer gerät er demnach – das Manuskript des Werkes ist bis auf einige Nachträge bereits 1812 vollständig redigiert – an Pfarrer Wulfert, den Älteren (amtierend 1803–1847). Die Kreise schließen sich: Denn Wulfert wiederum liegt das alte Lagerbuch von 1717 vor, dessen Wert er immerhin so hoch einschätzt, dass er, wie wir heute wissen, das gesamte Exemplar zur Sicherung für die Nachwelt eigenhändig abzuschreiben beschlossen hatte.¹² So nimmt

⁸ J. D. Angelkorte war ein Anhänger des Grafen von Zinzendorf und Mitglied der Herrnhuter Brüdergemeine. Aus diesem Grunde wurde er auf der Synode der Grafschaft Mark von der Iserlohner Klasse der Häresie bezichtigt und formell angezeigt. Inspektor von Steinens leitete den daraufhin einberufenen Untersuchungsausschuss zur Feststellung der Rechtgläubigkeit Angelkortes. Vgl. hierzu ausführlich: J. Trelenberg, Pastor Johann Diederich Angelkorte in Hemer (1735–1751): Der Protagonist des Herrnhutertums in der Grafschaft Mark, in: Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte 102, 2006, bes. S. 299 ff.

⁹ Von Steinens, Westphälische Geschichte, Bd. 1, S. 1134.

¹⁰ Die handschriftlich gesammelten Nachrichten Bädekers können aufgrund widrigster, zum Teil mysteriöser Umstände erst Jahrzehnte später posthum herausgegeben werden. Vollständiger Titel: Franz G. H. I. Bädeker, Geschichte der Evangelischen Gemeinden der Grafschaft Mark und der benachbarten Gemeinden von Dortmund, Soest, Lippstadt, Essen etc., fortgesetzt und vollendet von Heinrich Heppe (= Zur Geschichte der Evangelischen Kirche Rheinlands und Westphalens, Bd. 2), Iserlohn 1870.

¹¹ H. Heppe, ebd., S. IV.

¹² Vgl. Anm. 1. – Wulfert schreibt den Forstmann'schen „Vorbericht von meinen seligen Antecessoribus ...“ über weite Passagen Wort für Wort ab. Er gibt ihm den Titel: „Nachrichten von den evangelischen Predigern, gesammelt von dem Pastor M. Thomas Forstmann“. Allerdings lässt er bisweilen auch von außen kommende Nachrichten einfließen. Die Passage über Petrus und Johann Matthiae (S. 2) ist, wie man schnell sieht, eine Kompilation aus Formulierungen Forstmanns und von Steinens: „Petrus Matthiae war mit seinem Sohn Johann Matthiae, der ihm im Pastorath adjungirt worden, 1612 im Oktober, auf dem ersten Synodo, und unterschrieb mit demselben die Bekenntnißformel. Die Reformation der Gemeinde, welche 1564 angefangen, brachte er zu Stande. Nachdem er schon über 40 Jahr die Gemeinde bedienet hatte, ließ er sich Alters und Unvermögens halber im Jahr 1604

es denn nicht wunder, dass auch bei Bädeker die nunmehr bekannten Sätze erscheinen: „Hemer. [...] Die Reformation kam 1564 zur Einführung. – Im Jahre 1616 verlor die Gemeinde gleichzeitig ihre beiden Prediger durch die Pest“.¹³ Und auch Dietrich F. Bädeker, der Sohn des Vorgenannten, welcher 1838 die „Einführung der Reformation in die evangelischen Gemeinen der Grafschaft Mark“ aus dem Nachlass seines Vaters herausgibt, hält sich streng an die überkommenen Nachrichten: „Hemer. [...] Man weiß nur, daß der Pastor Peter Matthiae 1564 die Reformation vollendet habe und 1616 an der Pest gestorben sei. Sein Sohn Johann Matthiae wurde 1604 sein Adjunct, starb aber gleichfalls 1616 an der Pest.“¹⁴

Die Schriften Bädekers und von Steinens wirken auch in der folgenden Zeit als Multiplikatoren. Als Beispiele mögen die viel beachteten Arbeiten von Leonard Ennen (1849)¹⁵ und Heinrich Kampschulte (1866)¹⁶ gelten, und noch im 20. Jahrhundert notiert das Standardwerk zur westfälischen Reformationsgeschichte von Alois Schröer (1979): „1564 trat in Hemer der Pfarrer Matthiae mit der ganzen Gemeinde zum Luthertum über.“¹⁷ – Nicht nur in den großen regionalgeschichtlichen Überblicksdarstellungen ist das Reformationsjahr 1564 bis heute lebendig, fest verankert blieb es durch die Jahrhunderte auch in der lokalen Tradition beider Konfessionen. Genannt seien der anonyme Verfasser der „Nachrichten über die katholische Pfarrei Hemer“ (1858)¹⁸ wie auch – für die protestantische Seite – der Hemeraner Sprach- und Heimatforscher Friedrich Leopold Woeste mit seinen „Nachrichten über die evang.-luther. Parochie Hemer“ (1861).¹⁹ Und auch in den neueren Festschriften,

seinen Sohn Johann an die Seite setzen, den er zwey Tage [ursprüngliche Lesart: „drey“ ; Vf.] überlebt hat. Er starb, als im Jahr 1616 zu Oberhemer und Niederhemer die Pest grassirte, an derselben Krankheit, officii über 52 Jahre, am 23. Julius.“

¹³ A. a. O., S. 43.

¹⁴ D. F. Bädeker, Über die Einführung der Reformation in die evangelischen Gemeinen der Grafschaft Mark beider Confessionen, Dortmund 1838 (hier: S. 33 f.).

¹⁵ Geschichte der Reformation im Bereiche der alten Erzdiözese Köln, Köln/Neuß 1849. Siehe ebd., S. 244: „In Hemer reformirte 1564 Peter Matthiä“.

¹⁶ Geschichte der Einführung des Protestantismus im Bereiche der jetzigen Provinz Westfalen, Paderborn 1866. Hier: S. 206.

¹⁷ Die Reformation in Westfalen. Der Glaubenskampf einer Landschaft, Bd. 1, Münster 1979, S. 254. – Dieselbe Datierung (1564) auch bei R. Stupperich, Westfälische Reformationsgeschichte. Historischer Überblick und theologische Einordnung, Bielefeld 1993, S. 179 (ohne exakte Quellenangabe).

¹⁸ Warburg 1858 (Druck von F. Schilp); siehe S. 6. – Vermutet wird als Verfasser der Heimatgeschichtsforscher und katholische Pfarrer von Hemer Dr. Eduard Krömcke; vgl. H. Kraas (siehe Anm. 21), S. 131, Anm. 7.

¹⁹ Herausgegeben von G. Gudelius, in: Der Schlüssel, Heft 1.2.4 (1970); Heft 1 (1971). Vgl. Heft 2 (1970), S. 11 f. „Genug, im Jahre 1564 ... geschah es, daß der Pastor Peter Matthiae ... vor der Vitusgemeinde lutherische Grundsätze predigte und so

so etwa anlässlich des Jubiläums der Ebbergkirche in den Jahren 1970 und 1995, wird unisono Peter Matthiae (1564–1616) als erster evangelischer Prediger in Hemer genannt.²⁰

b) Grundsätzlich abgelehnt wird die traditionelle Sichtweise von Heinrich Kraas (1959),²¹ der die Einführung der Reformation in Hemer auf einen sehr viel späteren Zeitraum datiert. Er stützt sich auf die Auswertung des noch erhaltenen Protokollbuches des Kaland zu Menden,²² in welchem der Name des angeblich bereits lutherisch gewordenen Peter Matthiae auch in den Jahresaufzeichnungen nach 1564 mehrfach erscheint. Dass ein protestantischer Pfarrer noch viele Jahre nach seinem „Religionswechsel“ seine Mitgliedschaft in einer traditionell katholischen Vereinigung aufrecht erhalte, könne nur so interpretiert werden, dass Peter Matthiae mit seiner Gemeinde den Bruch mit der römisch-katholischen Kirche zumindest äußerlich und öffentlich noch nicht vollzogen habe.²³

Tatsächlich liest man im Kalandbuch, dass Peter Matthiae im Jahre 1567 als Hemeraner Pfarrer dem Kaland beitrug.²⁴ Bereits seine beiden Vorgänger im Amt, die beiden Pfarrer Johannes Hentze und Vincentius Anthonii, waren nach dem Protokollbuch Mitglieder des Mendener Vereins²⁵ und Peter Matthiae hat offensichtlich mit dieser Tradition nicht gebrochen. Zudem wird berichtet, dass er 1576 als so genannter „Schaffner“, der die Ausgaben (*expensae*) für die Bewirtung der Kalandmitglie-

den Abfall der Hemerschen von der römischen Kirche bewirkte. Im Jahre 1604 ließ er sich seinen Sohn Johann an die Seite setzen. [...] Beide Matthiae waren 1612 auf der ersten allgemeinen grafschaft-märkischen Versammlung der evang.-lutherischen Geistlichen zu Unna und starben im Jahre 1616 an der Pest, der Sohn den 20., der Vater den 23. Juli.“

²⁰ Text und Zusammenstellung der „Festschrift zum 150-jährigen Bestehen der Evangelischen Kirche zu Hemer“ von 1970 stammen von G. Gudelius (vgl. hier: S. 23); Redaktion und Zusammenstellung der „Festschrift zum 175-jährigen Bestehen der Ebbergkirche Hemer“ von 1995 lagen bei G. Webers (vgl. hier: S. 43).

²¹ H. Kraas, Die Einführung der Reformation in Hemer, in: Der Märker, Heft 4 (1959), S. 126-131.

²² Das Kalandbuch von Menden (Original im Burgarchiv Altena) liegt auch in gedruckter Fassung vor: F. Schmidt, Der Kaland zu Menden, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 85 (1928), S. 40-125.

²³ H. Kraas, Einführung, S. 128.

²⁴ S. 98: „1567 ... rec[eptus est] ... Petrus Matthie p[astor] in Hemer“.

²⁵ Johannes Hentze wurde 1517 aufgenommen (S. 89): „1517 ... rec. ... Johannes Hentze, Pastor in Heemer“; weitere Erwähnungen seines Namens in den Jahren 1521, 1542 und 1554. Vincentius Anthonii trat schon vor seiner Hemeraner Amtszeit als Vikar des Mendener Hospitals dem Kaland bei (S. 95): „1544 ... rec. Dns. Vincentius Anthonius [sic!] vicarius hospitalis in Menden“; weitere Erwähnungen im Jahre 1549 und – nunmehr als Hemeraner Pfarrer – im Jahre 1561.

der beim jährlichen Treffen zu bestreiten hatte, tätig war und eben diese Aufgabe, die jährlich wechselte, noch ein zweites Mal im Jahre 1589 innehatte.²⁶ Aufgrund dieses Befundes, nämlich der Tatsache, dass der Hemeraner Geistliche danach nicht mehr im Protokollbuch erscheint, kommt Kraas zu dem Schluss, dass die Einführung der Reformation in Hemer erst nach 1589 (*terminus post quem*) erfolgt sein könne.

Andererseits stehe fest, dass derselbe Pastor Matthiae als der Reformator Hemers zu gelten habe. Einen Hinweis auf seine Annahme der lutherischen Lehre wird in einem Ereignis des Jahres 1594 gesehen: Damals starb der Dechant des alten Dekanates Attendorn, zu welchem die katholische Pfarrei Hemer einst gehörte, und Peter Matthiae erschien ebensowenig zur Wahl seines Nachfolgers wie die anderen mittlerweile evangelisch gesinnten Pfarrer, deren Pfarreien teilweise schon seit längerer Zeit aus dem Dekanatsverband ausgeschieden waren.²⁷ Damit liegt für Kraas auch der *terminus ante quem* fest, und er datiert die Hemersche Reformation „aufgrund zeitgenössischer Quellen“, wie er betont, auf den Zeitraum zwischen die Jahre 1589 und 1594.²⁸

Die Kraas'sche Untersuchung blieb bis heute – mit einer Ausnahme²⁹ – unwidersprochen. Dementsprechend war auch der darin markierte Zeitrahmen, wenn man so will, als das gültige Datum der Reformation in Hemer anzusehen. Folgerichtig sind die beiden Eckdaten beispielsweise im verbreiteten und viel benutzten Nachschlagewerk von F. W. Bauks³⁰ aufgenommen: „Matthiae, Peter *Menden (kath Pf u Dechant Petrus M), Pf Hemer 1567,³¹ wahrscheinlich zwischen 89 u 94 luth geworden, † 23.7.16 dort.“

²⁶ S. 100: „1576 f[ecit] e[xpensas] Dns. Petrus Matthie p[astor] in Hemer“; S. 101: „1589 f[ecit] e[xpensas] D. Petrus Matthie p[astor] in Hedemer“.

²⁷ H. Kraas (a. a. O., S. 129) mit Hinweis auf W. Schulte (Iserlohn. Die Geschichte einer Stadt, Iserlohn 1937, Bd. 1, S. 200 f.) und die Akten im Pfarrarchiv St. Vincentius zu Menden.

²⁸ A. a. O., S. 130.

²⁹ Gudelius (wie Anm. 19; Heft 2 [1970], S. 11, Anm. 37) sieht keinen Widerspruch darin, dass ein Pfarrer in einer evangelischen Gemeinde gleichzeitig Mitglied in einer Kalandrbruderschaft sei, und verweist auf ein ihm bekanntes Beispiel aus Lemgo (Pastor Moritz Piderit).

³⁰ Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (JWKG.B N.F. 4), Bielefeld 1980 (siehe unter Nr. 3985).

³¹ Die Angabe des Amtsantritts basiert wohl auf einer missverständlichen Ausdrucksweise bei Kraas (a. a. O., S. 128), der mit 1567 das Jahr bezeichnen will, in dem der Vorgänger des Matthiae, Vincentius Anthonii, 3 Jahre nach seiner Hemeraner Wirkungszeit wieder in seine frühere Stellung als Rektor des Hospitals zu Menden zurückkehrt. Dasselbe Missverständnis bei G. Gudelius (wie Anm. 19), Heft 2 (1970), S. 11, Anm. 37. Nur so ist im Übrigen zu erklären, dass der in der Regel zuverlässige Gudelius an anderer Stelle (Aus Hemers Kirchengeschichte, in: Hemer. Beiträge zur Heimatkunde, Balve 1979, S. 155) das ansonsten nirgends be-

c) Eine dritte Tradition, die hier angeführt werden muss, nennt nochmals ein neues Reformationsjahr und will sogar von einem anderen Reformator wissen. Der bereits genannte Hemeraner Pfarrer Johann Friedrich Wilhelm Wulfert (*1760) widmet in seinem umfassenden Geschichtswerk mit dem Titel „Chronik von Hemer in Westfalen“,³² welches er hochbetagt in den Jahren 1845/46 noch kurz vor seinem Tode verfassen konnte, insgesamt zehn eng beschriebene Seiten den 14 evangelischen Predigern zu Hemer seit Einführung der Reformation. Als der erste Pfarrer erscheint jedoch nicht der besagte Peter Matthiae, sondern dessen Amtsvorgänger Vincentius Anthonii.³³ Über diesen berichtet er: „Vincenz, der letzte von Kloster Grafschaft nach Hemer versetzte Geistliche, war der erste, der hier die Reformation anfang. [...] Derselbe ging 1557 mit dem größten Theil seiner Gemeinde zum Augsburgischen Bekenntnis über. Ohne Zweifel gab die geistige Bewegung, welche schon im Jahr 1524 der Vikar Joh. Varnhagen, gleich nach seiner Investitur zu Iserlohn, erregte, und seitdem standhaft fortgesetzt hatte, die nächste Veranlassung. Es konnte nicht fehlen, daß Hemersche Gemeinde wegen ihrer Nähe und täglichen Geschäftsverbindungen davon hörte, zum Nachdenken und immer mehr zu einer helleren Einsicht über katholische Kirche und Christenthum gelangte.³⁴ [...] Der gute Vincenz, in naher Verbindung und Bekanntschaft mit Freunden in Iserlohn, und gewährend, wie hier in seiner Gemeinde die neue geistige Bewegung sich immer weiter ausbreitete, mochte sich wohl lange gegen die Neuerungen in der Nachbarstadt und in seiner Umgebung sträuben, seine Gewöhnungen von zarter Kindheit an, seine schweren Gelübde, die nicht Gott, sondern Menschen ihm auferlegt hatten, mochten mit dem klaren Lichte, das ihn umleuchte-

legte Reformationsjahr 1567 nennt: „... für Hemer mag weiterhin das Jahr 1567 [sic!] den Anfang evangelisch-lutherischen Gemeindelebens bezeichnen.“

³² Fundort: Archiv der Kirchengemeinde Hemer (Original); Stadtarchiv Hemer (gebundene Originalkopie). Zu Inhalt und Gliederung dieses beachtlichen Werkes vgl. J. Trelenberg, Angelkorte, S. 270 f., Anm. 28.

³³ Ebd., S. 74.

³⁴ Wulfert fügt hier eine Darstellung der Vorgänge in der Nachbarstadt Iserlohn ein: „Es mußte besonders auffallen, daß selbst der Vater des Vikars, Conrad Varnhagen, damahliger röm. kathol. Pastor in Iserlohn, ein Bruder des damahligen Drossten, Richter der Vikarie, 1529, ein Jahr vor seinem Tode, durch die kräftige Lehre seines Sohnes überzeugt, sich zur Reformation bekannte. Und obgleich der katholische Nachfolger Möllenbeck, und der Pfarrer an der obersten Kirche, namens Hondrop, eifrig dagegen arbeiteten, so fand der Vikar Joh. Varnhagen doch immer mehr Freunde und Helfer, mit dem Jahr 1543 bekannte sich schon der größte Theil in Iserlohn zur Lehre Luthers, und als selbst der vorher so eifrige Hondrop zum Augsb. Bekenntnis übertrat, folgten bald die noch übrigen wenigen römisch-katholischen, und im Jahr 1565 war die Reformation daselbst vollendet. Der ehrwürdige Vikar Johann Varnhagen starb 1582 als Pfarrer an der untersten Kirche, 80 Jahre alt, und 58 im Amte.“

te, in Kampf gerathen und den Entschluß ihm schwer machen, aber endlich siegte auch in ihm die Macht des Evangeliums, und er folgte dem guten Beispiel Iserlohns, und den Wünschen der großen Mehrheit seiner Hemerschen Gemeinde, was auch sein Kloster, das ihn hieher gesandt hatte, dagegen unternehmen mochte.“

Woher stammen die Informationen, die Wulfert in seiner Hemer-Chronik verarbeitet und der Nachwelt vermitteln will? An den Generalinspektor Franz G. Bädeker hatte er einige Jahre zuvor (s. o.) noch die althergebrachte Version der Vorgänge gemeldet. Woher also die eigentümliche Wandlung? Pfarrer Wulfert selbst gibt die Auflösung: Beim Verkauf des Hauses Hemer durch den Grafen Mauritz von Brabeck an Karl Heinrich Löbbecke (1812) wurden Akten der Gerichtsregistratur des Patrimonialgerichtes des Hauses Hemer an die umliegenden Papiermühlen verkauft.³⁵ Unter diesen zum Einstampfen bestimmten „alten Papieren“, so schreibt Wulfert, habe sich ein Schreiben gefunden, welches seine Aufmerksamkeit erregte. Um den Inhalt für die Nachwelt zu erhalten, nahm er das alte Kirchen- und Lagerbuch und fertigte eine sorgfältige Abschrift an. Seither ist in der Handschrift Wulferts neben dem ursprünglichen Text³⁶ zu lesen: „Abschrift eines Schreibens von Pastor Petrus Niederstadt³⁷ an den Jurisd. Richter Stangevoll³⁸ auf Requisition der Regierung in Cleve:

Hochedler

Auf Ew. Hochedl. requisition habe nicht verhalten wollen, was gestalt, laut alter, schriftlicher Documenten und Nachricht, allhie zu Hemmern, die Augspurgische Confession angenommen, und die reformation befangen worden, etwa Anno 1557 unter Vincentio, einem Mönlich aus dem Kloster Grafschaft,³⁹ genannt; gestalt dann Petrus Mathiae demselben succediret, der als ein evangelischer Prediger hieselbst 49 Jahr in officio gestanden, welchem immediate mein Großvater⁴⁰ und Vater⁴¹ selig, und

³⁵ Siehe Kraas, Einführung, S. 127.

³⁶ Auf Seite 2 des von Wulfert abgeschriebenen Exemplars (vgl. oben Anm. 1) des Lagerbuchs von 1717.

³⁷ Pfarrer in Hemer von 1670–1715.

³⁸ Der Patrimonialrichter des Hauses Hemer, Dr. jur. Hermann Fley genannt Stangevoll.

³⁹ Die Abtei Grafschaft besaß damals das Kollationsrecht für die Pfarrei Hemer. Noch im 17. Jahrhundert, als die Gemeinde längst lutherisch geworden war, versuchte sie bei der Benennung eines Nachfolgers für den verstorbenen Peter Matthiae – vergeblich – davon Gebrauch zu machen.

⁴⁰ Hermann Niederstadt (in Hemer amtierend von 1616–1654; vorher seit 1611 Vikar in Schwerte).

⁴¹ Peter Niederstadt I (seinem Vater seit 1641 adjungiert; selbstständig amtierend von 1654–1670).

diesem Ich bisher im Amt gefolget, also daß von obgemeldeter Zeit bis auf den heutigen Tag, nunmehr über anderthalb hundert Jahr, das exercitium religionis lutheranae in dieser Pfarrkirche, durch ordentliche un- verrückte Succession, ohne einige opposition, oder Einsperrung continui- ret worden, welches kürzlich wegen Enge der Zeit zur Nachricht einsen- den wollen Ew. Hochedl. bereitwilliger
Dr. Petrus Niederstadt II. p.t. Pastor mpp
Hemer den 7. Martii 1712“⁴²

Nun wird deutlich, woher Wulfert die Grundlage für seine spätere aus- führliche Schilderung in der Hemer-Chronik bezieht. Auch fühlt er sich berechtigt, im Lagerbuch von 1717 die alte Tabelle Angelkortes über die „sämtlichen Evangelisch-Lutherischen Prediger“ zu korrigieren, indem er am Rande, neben dem Namen des bis dahin erstgenannten Peter Mat- thiae, notiert: „Vincenz ein Geistlicher aus Kloster Grafschaft vor 1557 der Erste!“⁴³

Der Bericht des Peter Niederstadt II. beruft sich auf Nachrichten, die er „laut alter schriftlicher Documenten“ in Erfahrung gebracht haben will. Und tatsächlich ist ein Schriftstück erhalten geblieben, welches un- verkennbar die Vorlage seines Berichts von 1712 darstellt. Im Staatsar- chiv Münster lagert ein Schreiben des Hemeraner Pfarrers Peter Nieder- stadt I. vom 29. Mai 1666, in welchem dieser – ca. 100 Jahre nach den Ereignissen – über die Anfänge der örtlichen Reformation seinem Lan- desherrn, dem Kurfürsten von Brandenburg, Bericht abstattet. Was ist der Hintergrund dieses Schreibens? Im Zuge des jülich-klevischen Erb- folgestreites waren in der Grafschaft Mark amtliche Untersuchungen über das Kirchenvermögen in den betroffenen Regionen angestellt und dazu in den einzelnen Pfarreien – neben eidlichen Verhören alter Ge- meindeglieder – detaillierte Berichte der jeweils amtierenden Pfarrer angefordert worden. Aussagen sollten vor allem (1) über den Besitzstand

⁴² Es folgt: „Dieser Brief kam mir zufällig auf nach Iserlohn verkauften alten Papiere- ren, der Gerichtsregistratur vom Hause Hemer, in die Hände, und ist zur Aufbe- wahrung des Inhalts von mir hier abgeschrieben. 1820 Wulfert“.

⁴³ A. a. O., S. 4. Wulferts aufsehenerregende „Entdeckung“ wird auch im Urexemplar des Lagerbuchs von 1717 für die Nachwelt aufbewahrt. Ein kleiner Zettel mit fol- gender Notiz wird – vermutlich von ihm selbst – eingeklebt (S. 2): „Nach einem eigenhändigen Bericht des Pastor Petrus Niederstadt an den Richter Stangefoll de 11 März 1712 hatte Petrus Mathiae 49 Jahr in officio gestanden, und war der Nachfol- ger Vincentii, eines Mönchs aus dem Kloster Grafschaft gewesen, der 1557 etwa die augsbürgische Confession angenommen. Den Bericht habe ich selbst in Hän- den gehabt. Wulfert.“

zur Zeit des festgesetzten „Normaljahres“ von 1609,⁴⁴ des Todesjahres des letzten Herzogs von Kleve, getroffen werden, sodann (2) über die Besitzverhältnisse des Jahres 1624, dem durch die Vereinbarung des Westfälischen Friedens von Münster und Osnabrück als maßgeblich bestimmten Jahres. Des Weiteren wurden (3) Angaben darüber eingefordert, durch wessen Macht und Autorität die betreffenden Religions- und Eigentumsverhältnisse in der jeweiligen Gemeinde zu Stande gekommen seien, ferner (4) ob und wie viele Untertanen sich zum damaligen als auch (5) zum gegenwärtigen Zeitpunkt zur entsprechenden Konfession bekannt hätten.⁴⁵

Peter Niederstadt I. als „pastor Hemerensis“ beantwortet die ihm gestellten Fragen gewissenhaft und lässt sich zu Beginn seiner Darstellung unter anderem über den Anfang des lutherischen Bekenntnisses in seiner Gemeinde aus:

„Nachdem Sr. Churfürstl. Dchlt. zu Brandenburg unser gnedigster Persohn deren Drosten und Richter zu Iserlohn sub dato Cleve 11 hujus rescribiren laßen, Beschaffenheit des Religionswesens in diesem Ampt von dehnen Predigern und sonst einzunehmen, gestalt dan auch per recessum mir entsbenenten sambt beigelegten Rescriptscopei geburlich intimiret worden, dae dem zu gehorsamster Folge unterthenigst zu berichten nicht laßen, daß zwarn der Pastorath zu Hemer ein Lehn des Abts zur Graffschafft, die Confirmation aber stunde Sr. Churfl. Dchlt. alß Landshern und episcopo zu; exercitium religionis betreffent, so seye die Reformation gestracks oder zugleich, alß die Statt Iserlohn die Augspurgische Confession ahngenohmen, in anno 1557 daselbst unter Vincentio, einem gewesenen Monich von der Grafschafft, befangen, gestalt dan Petrus Mathiae, der demselben succediret, ein Evangelischer Lutherischer Prediger zu besagtem Hemer in officio 49 Jahr gestanden, mein Vatter auch (so ihm im Predigampt gefolget) Hermannus Niederstatt 44 unverrukt, ich aber ab anno 1641 Pastores gewesen und nicht gehöret, weniger erfahren, daß einiger Mißverstand oder Insperrung von Romisch Catholischen geschehen.“⁴⁶

Eindeutig hat dieser ältere Bericht von 1666 als Vorlage für den jüngeren von 1712 gedient. Die vielfältigen Übereinstimmungen in Inhalt und

⁴⁴ Festgesetzt im Jahre 1647 von den streitenden Parteien Brandenburg und Pfalz-Neuburg. Vgl. F. Darpe, Die Anfänge der Reformation und der Streit über das Kirchenvermögen in den Gemeinden der Grafschaft Mark, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde, Bd. 50 (1892), S. 2.

⁴⁵ Staatsarchiv Münster: Kleve-Märkische Regierung, Landessachen 152.

⁴⁶ Staatsarchiv Münster (Signatur wie Anm. 45), Blatt 208f.

Terminologie lassen keinen anderen Schluss zu. Bei genauer Betrachtung wird man den Bericht des Vaters wohl als die einzige Quelle für die ein halbes Jahrhundert später niedergelegten Aussagen des Sohnes ansprechen müssen. – Mit dem Bericht von 1666 sind wir letztlich auf den Ursprung der dritten (und somit ältesten) Tradition über die Einführung der Reformation in Hemer gestoßen. In der Literatur hat sie kaum Verbreitung gefunden. Lediglich E. Dresbach, der über die Zusammenfassungen der amtlichen Berichte von 1666 bei F. Darpe⁴⁷ auf das Reformationsjahr 1557 aufmerksam wird, hat in seiner „Reformationsgeschichte der Grafschaft Mark“⁴⁸ die Niederstadtsche Version aufgenommen. Ansonsten ist diese Überlieferung in Vergessenheit geraten oder aber bewusst nicht übernommen worden.

2. Quellenbewertung (Rekonstruktion der Ereignisse)

Die drei unterschiedlichen Überlieferungen über den Gang der Reformation in Hemer müssen nun quellenkritisch bewertet und gegeneinander abgewogen werden. Neben den immanenten Historizitätskriterien (Alter der Tradition, Glaubwürdigkeit des Tradenten, innere Stimmigkeit des Überlieferten) ist auch die Möglichkeit einer Einordnung in die bekannten regionalgeschichtlichen Vorgänge (Religionspolitik des klevischen Landesherrn, Besonderheiten des „inneren Ganges“ der Reformation in der Mark, Religionsverhältnisse in der unmittelbaren Umgebung Hemers) zu prüfen. Nur auf der Basis eines stimmigen Gesamtbildes kann eine möglichst wirklichkeitsnahe Rekonstruktion der Geschehnisse erfolgen.

Zunächst einmal kann – noch sehr allgemein betrachtet – aufgrund des äußeren Befundes nicht ignoriert werden, dass eine breite und z. T. alte Überlieferung von einer vergleichsweise frühen Einführung der Reformation in Hemer wissen will. Dabei wird die Glaubwürdigkeit einer solchen „Frühdatierung“ gewissermaßen dadurch erhöht, dass man es mit zwei offensichtlich unabhängigen Überlieferungen (1557 einerseits, 1564 andererseits) zu tun hat, welche *beide* die relevanten Vorgänge, nur wenige Jahre voneinander getrennt, in ungefähr demselben

⁴⁷ Wie Anm. 44.

⁴⁸ E. Dresbach, Reformationsgeschichte der Grafschaft Mark. Zur Erinnerung an die dreihundertjährige Verbindung der Mark mit Brandenburg-Preußen, Gütersloh 1909; hier: S. 289: „In Hemer bei Iserlohn führte Vinzentius, ein gewesener Mönch aus dem Kloster Grafschaft, 1557 das Luthertum ein. Ihm folgte der Pastor Peter Matthä, ebenfalls ein Lutheraner.“

zeitlichen Rahmen lokalisieren. Im Blick auf die erfolgte „Religionsveränderung“ hat sich im Gedächtnis der frühen evangelischen Gemeinde offenbar festgesetzt, dass die entscheidenden Entwicklungen und Umbrüche sich in eben jenen Jahren vollzogen haben. In dieser alten Erinnerung der Hemeraner, mitunter vielleicht vage und unbestimmt, mag sich Historisches erhalten haben. Sie sollte als ein erster Hinweis durchaus ernstgenommen werden.

Im Hinblick auf das genaue Reformationsdatum schließen sich beide Überlieferungen allerdings gegenseitig aus. Eine Harmonisierung, wie sie etwa Wulfert versucht (1557 Beginn der Reformation unter Vincentius, 1564 Vollendung unter Peter Matthiae⁴⁹), ist nicht zulässig, denn die Quellen selbst widersprechen: Nach dem Bericht des Petrus Niederstadt I. stand Peter Matthiae 49 Jahre *in officio*; aufgrund des Fixdatums 1616 (Tod durch die Pest) fiel sein Amtsbeginn auf das Jahr 1567. Der Widerspruch zum Reformationsjahr 1564 unter seiner Ägide ist evident und kaum aufzulösen. – Es stellt sich demnach die Frage, welche Tradition als die glaubwürdigere anzusehen ist. Dazu muss noch einmal ein Blick auf den Ursprung der jeweiligen Überlieferung geworfen werden. Die Darstellung der Abhängigkeiten des so genannten „äußeren Befundes“ ergab: a) Die verbreitete traditionelle Sichtweise (1564), die erstmalig in vollständiger Form bei von Steinen erscheint, geht nach dessen Zeugnis auf seinen Zeitgenossen Pastor Angelkorte zurück. b) Für die Konkurrenzüberlieferung (1557) ist einzig und allein der Bericht von Petrus Niederstadt I. aus dem Jahre 1666 zu berücksichtigen, denn der Folgebericht von 1712 sowie die Wulfert'sche Darstellung in der Chronik sind ausschließlich hiervon abhängig.

Für die historische Glaubwürdigkeit der Niederstadt'schen Berichterstattung spricht vor allem ihr relativ frühes Datum. Etwa 100 Jahre nach den fraglichen Ereignissen mag in der mündlichen Tradition noch vieles lebendig gewesen sein. Zweifellos stellte die örtliche Reformation im Bewusstsein der damaligen Gemeinde einen bedeutenden Vorgang dar. Auch wenn dieser vielleicht nicht mehr in allen Einzelheiten erinnerlich war, so wäre es zumindest ungewöhnlich, wenn sich die Erinnerung an die Person des zu dieser Zeit amtierenden Predigers, welcher im Übrigen nach einer Eintragung im Kalandsbuch erst im Jahre 1585 – vermutlich in Menden – starb,⁵⁰ bereits vollständig ausgelöscht haben sollte. Und wenn auch nicht jeder im Volke Auskunft zu geben vermochte, so wird wenigstens in der Hemeraner Pfarrerdynastie der Niederstädter noch eini-

⁴⁹ Wulfert, Chronik (wie Anm. 32), S. 74.

⁵⁰ Das Todesjahr des Vincentius Anthonii ist im Protokollbuch (wie Anm. 22) nachträglich hinzugefügt worden; siehe S. 95.

ges lebendig geblieben sein. Denn Pfarrer Peter Niederstadt I. ist zur Zeit seiner Berichterstattung – vier Jahre vor seinem Tod – keineswegs ein Neuling im Amte, und sein Vater Hermann, dem er nach damaliger Gewohnheit längere Zeit adjungiert war,⁵¹ ist immerhin der direkte Nachfolger der beiden Matthiae. Hinzu kommen persönliche Verbindungen, die noch weiter in die Vergangenheit reichen: Peter Niederstadts Mutter, Katharina Elisabet Wirminghaus, war in erster Ehe mit dem 1616 verstorbenen Johann Matthiae verheiratet.⁵²

Dass die Erinnerung an die Ereignisse der Reformation in den einzelnen Gemeinden noch keineswegs erloschen war, zeigt die Vorgehensweise der amtlichen Erkundigungen des Jahres 1666. Die ältesten Bürger der Gemeinden wurden zitiert (*citatus*), vereidigt (*iuratus*), nach ihrem genauen Alter befragt und mussten möglichst detaillierte Angaben über die Religionsverhältnisse der Vergangenheit machen, so wie sie diese selbst bzw. vom Hörensagen kannten.⁵³ Zum Teil erscheinen in den Berichten erstaunliche Einzelheiten; insbesondere werden außergewöhnliche Ereignisse immer mit bestimmten Personen, sehr häufig mit dem jeweils amtierenden Pfarrer, in Verbindung gebracht. Auf diese Weise hat sich wohl auch die bemerkenswerte Tatsache tradiert, dass in Hemer ausgerechnet ein ehemaliger Mönch, nämlich der aus Kloster Grafschaft stammende Pfarrer Vincentius Anthonii, als erster Geistlicher den reformatorischen Neuerungen aufgeschlossen gegenüberstand.⁵⁴

Eine weitere bemerkenswerte Beobachtung mag die Glaubwürdigkeit des Berichts von 1666 stützen. Wenn Peter Niederstadt I. angibt, sein Vorgänger Peter Matthiae habe 49 Jahre *in officio* gestanden, so ergibt sich ein Amtsbeginn im Jahre 1667. Eine augenfällige Übereinstimmung besteht zur Eintragung im Mendener Kalandsbuch, wonach Peter Matthiae in exakt demselben Jahr in die Bruderschaft aufgenommen wurde: „1567

⁵¹ Insgesamt 14 Jahre, siehe Anm. 41.

⁵² Siehe Wulfert, Chronik (wie Anm. 32), S. 75 und S. 76: „Verheyraeth war er [Hermann Niederstadt] mit der Witwe seines Vorgängers ... , von der er 2 Söhne und 2 Töchter hatte, letztere starben früh. Sein ältester Sohn wurde sein Nachfolger.“ Vgl. auch Bauks, Pfarrer, Nr. 3987 und 4471.

⁵³ Aus der Nachbargemeinde Deilinghofen wurden in den Jahren 1665 und 1666 vier der ältesten Bürger des Dorfes verhört, alle um die 70 Jahre alt: Diederich Haapen Schulten zu Rimeke, Wilm Borleman zu Aprike, Wilm Piper und Jobst Greve genannt Puttmann (vgl. die diesbezügliche Akte im Staatsarchiv Münster: Kleve-Märkische Regierung, Landessachen 152, S. 201-206).

⁵⁴ Allerdings handelt es sich hier um keinen Einzelfall. Im Zuge der Ausbreitung der evangelischen Bewegung verließen nicht wenige Mönche und Nonnen ihre Klöster und stellten ein nicht geringes „innovatorisches Potenzial“ im Hinblick auf die Verwirklichung kirchlicher Reformen in den Einzelgemeinden dar. Vgl. hierzu: W.-D. Hauschild, Lehrbuch der Kirchen- und Dogmengeschichte, Bd. 2: Reformation und Neuzeit, Gütersloh 2001, S. 55 f.

... *rec[eptus est] ... Petrus Matthie p[astor] in Hemer*⁵⁵. Da auch seine Vorgänger (Conradus, Anthonius, Bertoldus, Johannes Hentze und Vincencius Anthonii) jeweils während ihrer Hemeraner Amtszeit Mitglied des Kalands waren,⁵⁶ kann mit einigem Recht gefolgert werden, dass der amtierende Pfarrer von Hemer eine Art „ständiges Mitglied“ in der Bruderschaft darstellte.⁵⁷ In diesem Falle, wenn man auf dessen Mitgliedschaft besonderen Wert legte, wäre es nur selbstverständlich, wenn er direkt im Jahre seiner Amtsübernahme aufgenommen wurde.⁵⁸ Ein Beginn seiner Amtszeit bereits 1564 (so erstmals von Steinen/Angelkorte; ohne Belege oder Parallelüberlieferung) ist vor diesem Hintergrund eher unwahrscheinlich.

Erweist sich demnach die Niederstadt'sche Notiz von 1666 als in sich stimmig und glaubwürdig,⁵⁹ so kann dies von den Angaben in der „Westphälischen Geschichte“ nicht in demselben Maße behauptet werden. Zwar wird die Einführung der Reformation ungefähr in derselben Zeit angesiedelt, doch hinsichtlich der mitgeteilten Einzelheiten treten – aus äußeren wie inneren Gründen – gewisse Zweifel auf: a) Von Steinen verfasst sein Werk in der Mitte des 18. Jahrhunderts, demnach ca. 200 Jahre nach den fraglichen historischen Vorgängen in Hemer. b) Sein Ge-

⁵⁵ Kalandsbuch (wie Anm. 22), S. 88.

⁵⁶ Im Kalandsbuch erscheinen diese – jeweils mit Amtsbezeichnung *pastor in Hemer* – unter folgenden Jahreseinträgen: Conradus (1455/1462); Anthonius (1463/1482/1488); Bertoldus (1474); J. Hentze (1517/1521/1542/1554); Vincencius (1561).

⁵⁷ Obwohl auch Laien (beiderlei Geschlechts) in den Kaland aufgenommen wurden, hatten die Geistlichen stets eine besondere Stellung inne. Siehe bereits die Stiftungsurkunde (etwa aus dem Jahr 1450), welche besagt, „daß sich die Pastöre der Kirchen zu Menden, Hemer, Deilinghofen, Hennen, Delwig, und Bausenhagen und die Rektoren der Hl. Geist-Kapelle zu Menden, der Kapellen zu Sümmern Gerkenol sowie die anderen Geistlichen (Altaristen) dieser Kirchen zu einem ewigen Gebet vereinigt hätten.“ Aus: Protokollbuch (wie Anm. 22), S. 42.

⁵⁸ Vgl. ähnlich: Anonymus, Zur Chronik der katholischen Kirchengemeinden in Hemer, in: Der Schlüssel, H. 3, 1967, S. 13.

⁵⁹ Die Gegenargumente bei Kraas (wie Anm. 21) überzeugen nicht: 1) Die Disqualifikation der Berichte von 1712 und 1666 als „nicht zeitgenössische Quellen“ (S. 128) ist sachlich unangebracht, immerhin handelt es sich um die beiden ältesten erhaltenen Nachrichten, welche explizite Angaben über den Gang der Reformation in Hemer machen. 2) Der Zweifel an der Angabe, dass Vincencius vor seiner Funktion als Weltgeistlicher in Menden und Hemer ein Grafschafter Mönch war, ist durch nichts begründet. 3) Pastor Niederstadt I. behauptet nirgends, dass es keine Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten in Hemer gab. Nicht „Einscherrung“ (so Kraas, S. 129) steht im Original von 1666, sondern „Insperrung [von Romisch-Catholischen]“. 4) Wenn Kraas unterstellt, der Bericht von 1666 wolle lediglich „den Anspruch der lutherischen Gemeinde auf Altbesitz“ (S. 130) beweisen, so ist kein Grund erkennbar, warum man bewusst falsche Angaben für das Jahr 1557 machen sollte. Die beiden so genannten „Normaljahre“, auf die es bei der Aufteilung des Kirchenvermögens ankam, waren 1609 und 1624.

währsmann Angelkorte, welcher sich in einer weltabgewandten, „schwärmerischen“ Weise dem damaligen Herrnhutertum verschrieben hatte,⁶⁰ ist alles andere als ein ausgewiesener Historiker. c) Die Kombination des Reformationsjahres 1564 mit der Amtszeit des Peter Matthiae erscheint, wie oben gesehen, recht fragwürdig. d) Die Datierung der Reformation ausgerechnet auf das Jahr 1564, das Jahr der Thronbesteigung des toleranten Kaisers Maximilian II. (1564–1576), erweckt den Verdacht einer nachträglichen Konstruktion.⁶¹ e) Dass die Angaben bei von Steinen nicht über jeden Zweifel erhaben sind, zeigt auch das dort angegebene Todesdatum des Johann Matthiae (20. Juli 1616). Hier sollte man eher dem Magister Thomas Forstmann vertrauen, der – unter genauer Angabe seiner Fundstelle⁶² – den 21. Juli nennt.

Nach sorgfältiger Abwägung gelangt man wohl zu dem Schluss, dass der Nachricht aus dem Jahre 1666 aus historischer Sicht der Vorzug gegeben werden muss. Die dortige Ansetzung der Reformation – zumindest deren Anfänge – in das Jahr 1557 wäre in den regionalgeschichtlichen Kontext, wie er sich heute darstellt, durchaus integrierbar. Nicht wenige Gemeinden in der Grafschaft Mark, besonders auch in der näheren Umgebung Hemers, wenden sich um diese Zeit der Lehre Luthers zu. Ausschlaggebend scheint – neben anderen Faktoren – ein Umschwenken in der Religionspolitik des Landesherrn zu sein: War der klevische Hof unter Herzog Johann III. eher im Sinne des Erasmus humanistisch geprägt und daher ursprünglich gegen Luther eingestellt, so wurde die Situation für die reformationswilligen Gemeinden nach dessen Ableben merklich günstiger. Schon bald nach dem Regierungsantritt seines Sohnes Wilhelm (1539) mehrte sich die Zahl der evangelischen Gemeinden. Zeitweise sah es danach aus, als würde der Herzog gar dem Schmalkaldischen Bund beitreten. Insbesondere der sächsische Kurfürst hatte sich um ihn bemüht. Von denselben Lutheranern jedoch im geldrischen Krieg im Stich gelassen, musste Wilhelm sich zunächst dem Diktat des siegreichen Kaisers beugen: Der Venloer Vertrag (1543) verpflichtete ihn, den katholischen Glauben in seinem Territorium zu schützen und zu bewahren, insbesondere keine Neuerungen einzuführen. Auch die Beachtung

⁶⁰ Siehe neuerdings ausführlich: J. Trelenberg, Angelkorte, bes. S. 288 ff.

⁶¹ Die Verbindung zwischen den Hemeraner Reformbestrebungen und der kaiserlichen Religionspolitik wird bereits bei Fr. Leopold Woeste hergestellt; siehe dessen „Nachrichten“ (wie Anm. 19), Heft 2/1970, S. 11: „... im Jahre 1564, als der duldsame Maximilian II. den deutschen Kaiserthron bestieg und den Protestanten bessere Aussichten zu eröffnen schien, geschah es, daß Pastor Peter Matthiae ... vor der Vitusgemeinde lutherische Grundsätze predigte“.

⁶² Siehe oben Anm. 4.

der restriktiven Bestimmungen des Augsburger Interims (1548),⁶³ die Herzog Wilhelm zeitweise nur zögerlich umzusetzen gedachte,⁶⁴ wurde vom Kaiser mit aller Entschiedenheit eingefordert.

Die entscheidende Wende markiert das Jahr 1552. Die Niederlage, die Karl V. gegen den protestantischen Herzog Moritz von Sachsen hinnehmen musste, zwang ihn zum Vertrag von Passau, welcher die Aufhebung des Interims bis zu einem abschließenden Religionsvergleich verfügte und einen allgemeinen Frieden zwischen Katholiken und Protestanten vorsah. Nunmehr war ausdrücklich auch die evangelische Predigt zugelassen. Die protestantische Bewegung im Herzogtum erfuhr einen gewaltigen Aufschwung, der nun auch die weiten Regionen abseits der großen Städte verstärkt erfasste. Auf dem Landtag zu Dinslaken (1554) drängten die Landstände den Herzog vehement, eine neue Kirchenordnung im Sinne Luthers zu verfassen. Als schließlich der Augsburger Religionsfriede (1555) den Herzog endgültig von den Festsetzungen des Venloer Vertrages befreite, verbreitete sich gar das Gerücht, Kleve werde in Kürze die Reformation annehmen.⁶⁵ So weit sollte es nicht kommen; höchst kennzeichnend für die neue Haltung war es allerdings, dass Herzog Wilhelm die Gelegenheit ergriff und mit dem lutherfreundlichen Kölner Erzbischof Anton von Schaumburg (1556–1558) vereinbarte, eine gemeinsame Kirchenordnung zu erarbeiten.

Auch wenn man konzedieren muss, dass die Gemeinden in der Grafschaft Mark sich immer eine gewisse Eigenständigkeit gegenüber der für sie fernen Religionspolitik des klevischen Landesherrn bewahrt hatten, so wurde doch vielfach die außerordentliche Gunst der Stunde genutzt, um sich für evangelisch-lutherisch zu erklären. Bevor sich ab 1566/67 die Kräfte der Gegenreformation im Herzogtum sammelten,⁶⁶ hatte in der unmittelbaren märkischen Umgebung Hemers der weitaus größte Teil der Gemeinden die Reformation bereits eingeführt. Im benachbarten Iserlohn soll der Vikar Johannes Varnhagen schon sehr früh, ab dem Jahre 1524, evangelisch gepredigt haben. In den dreißiger Jahren begann

⁶³ Das Augsburger „Interim“, welches Karl V. als eine Übergangsordnung bis zu den endgültigen Beschlüssen eines einzuberufenen Konzils abfassen ließ, besaß einen ausgeprägt konservativen Charakter mit Beibehaltung der katholischen Messe, der sieben Sakramente, der Heiligen- und Marienfeste, der Heiligenanrufung, der Verpflichtung zum Fasten sowie der Prozessionen. Als Zugeständnis an die Protestanten wurden die Priesterehe und die Einführung des Laienkelches offiziell freigegeben.

⁶⁴ Vgl. E. Dresbach, Reformationsgeschichte, S. 232.

⁶⁵ Vgl. A. Schröer, Reformation, S. 257.

⁶⁶ Im Jahre 1566 erlitt Herzog Wilhelm einen Schlaganfall, von dem er sich geistig und körperlich nicht mehr erholte. Die katholische Partei am Hofe gewann die Oberhand.

die Reformation in Valbert (unter Vizekurat Arnold Pornus) und dem Hemer nahe liegenden Altena (Johann Lykaula). Hagen wurde 1554 evangelisch (Johann Georg Wippermann), gleichzeitig auch Schwerte (Albert Pepper, Johann Tost). In Unna werden 1558 die Lehren Luthers verkündigt (Eberhard Wortmann), in Wickede gehen die Anfänge des lutherischen Gemeindelebens etwa auf das Jahr 1560 zurück (Vikar Herling), für Lüdenscheid ist das Jahr 1563 anzusetzen (Klemens Lüdemar, Johann Rosenkranz). Für das nur wenige Kilometer von Hemer entfernte Neuenrade wurde im Jahre 1564 die berühmte (wahrscheinlich von Hermann Wilken entworfene) „*Kerkenordeninge der Christlichen Gemeine tho Niggen Rade*“ gedruckt⁶⁷ – das reformatorische Gedankengut war zu diesem Zeitpunkt hier längst verbreitet. Um 1565 wird schließlich auch Hemers Nachbargemeinde Deilinghofen unter dem lutherischen Pastor Heinrich Lange evangelisch.⁶⁸

Wie man deutlich sieht, passt sich die historische Angabe, in Hemer habe die Reformation im Jahre 1557 begonnen, in die allgemeine Entwicklung hervorragend ein. In welchem Ausmaß und wie nachhaltig sie dort Fuß fasste, ist leider nicht mehr zu erkennen. Vieles weist darauf hin, dass die unter Vincentius eingeleiteten Anfänge zunächst nicht entscheidend weitergeführt wurden. Im Zuge des Pfarrerwechsels (1567) scheint eher ein Rückschritt, zumindest aber ein gewisser Stillstand eingetreten zu sein. Die gegenreformatorischen Tendenzen am klevischen Hof, die zunehmend massiven Maßnahmen einer Rekatholisierung durch den Landesherrn mögen wie in anderen Gemeinden so auch in Hemer ihre Spuren hinterlassen haben. Entscheidend wird aber wohl die Persönlichkeit und theologische Richtung des neuen Pfarrers selbst gewesen sein. An dieser Stelle nun müssen – insbesondere nach der Untersuchung von H. Kraas – in Bezug auf das traditionell vorherrschende Bild von Peter Matthiae erhebliche Bedenken geltend gemacht werden. Pfarrer Matthiae ist unzweifelhaft in seinen letzten Amtsjahren bekennender Lutheraner gewesen. Spätestens sein Besuch der märkischen

⁶⁷ Vgl. U. Gryczan, *Der Melanchthonschüler Herman Wilken (Witekind) und die Neuenrader Kirchenordnung von 1564 (= Beiträge zur westfälischen Kirchengeschichte 17)*, Bielefeld 1999.

⁶⁸ Die Namens- und Jahresangaben größtenteils nach E. Dresbach (wie Anm. 48), welcher neben den traditionellen Überlieferungen (von Steinen, Bädeker u.a.) auch die aufschlussreichen amtlichen Befragungen der Jahre 1665/66 (vgl. Anm. 45; zusammengefasst bei F. Darpe; siehe Anm. 44) berücksichtigt. Zum Teil konnte auf neuere Publikationen zurückgegriffen werden; für Deilinghofen siehe: H. Kraas, *Der Streit um des Kirchenvermögen in Deilinghofen um 1665*, in: *Der Schlüssel*, H. 3 (1966), S. 12; für das wichtige Iserlohn ist zu vergleichen: A. Herzig, *Die Einführung der Reformation in Iserlohn (= Schriftenreihe Haus der Heimat 11)*, Iserlohn 1967.

Synode in Unna [1612] spricht hier eine eindeutige Sprache. Ob aber diese seine evangelische Gesinnung auch in die frühen Amtsjahre zurückprojiziert werden darf, ist mehr als zweifelhaft. Zunächst einmal war Peter Matthiae aufgrund seiner Herkunft in vielfältiger Weise mit dem katholischen Menden verbunden. Aus einem alten Mendener Patriziergeschlecht stammend⁶⁹ war er nicht nur familiär fest mit der katholischen Nachbargemeinde verbunden,⁷⁰ auch seine lange Mitgliedschaft in der Mendener Kalandsbruderschaft beweist, dass er die Kontakte zu den wichtigen Funktionsträgern und exponierten Vertretern des „alten Glaubens“ keinesfalls abzubrechen gedachte. Dabei scheint es sich um eine durchaus aktive Mitgliedschaft gehandelt zu haben, noch im Jahre 1589 übernahm er – wie erwähnt – die Aufgabe des „Schaffners“. So nimmt es nicht wunder, dass Peter Matthiae sogar noch 1594 vom Mendener Pfarrer Heinrich Schmidtmann förmlich zur Wahl des neuen Dechanten des Dekanates Attendorn eingeladen wurde. Obgleich der Hemeraner Pfarrer hierzu nicht erschien, kann doch die Tatsache der Einladung an sich nicht ignoriert werden, zumal andere Gemeinden – wie Iserlohn, Plettenberg, Ohle, Valbert, Meinerzhagen, Herscheid und Werdohl – nicht mehr angeschrieben wurden, da sie aufgrund ihres evangelischen Bekenntnisses längst aus dem Dekanatsverband ausgeschieden waren.⁷¹

⁶⁹ Vgl. F. Schmidt, Kaland, S. 48.

⁷⁰ Sein Vater Petrus Matthiae war von 1505 bis 1541 Pfarrer von Menden, seit dem Jahre 1519 zusätzlich Dechant des Dekanates Attendorn. Aus einer außerehelichen Verbindung gingen die beiden Söhne Hermann und Peter hervor. Der ältere Sohn Hermann Matthiae wurde der Nachfolger seines Vaters und war katholischer Pfarrer von Menden von 1541 bis zum Jahre 1587, als er – aus unbekanntem Gründen – nach einer erzbischöflichen Visitation seiner Gemeinde des Amtes enthoben wurde. Auch Hermann Matthiae hatte wie sein Vater das Amt des Attendorner Dechanten inne (ab 1557). Einer der Söhne Hermanns, Franz Bertold Matthiae, fungierte seinerseits ab dem Jahre 1573 als Vikar in Menden. Vgl. hierzu H. Kraas, Einführung, S. 129 f.

⁷¹ Siehe Kraas, Einführung, S. 129. – Eine interessante Beobachtung mag an dieser Stelle hinzugefügt werden: Wenn Peter Matthiae nachweislich im Jahre 1589 Mitglied des katholischen Kalands war, aber 1594 nicht mehr zur Dechantenwahl erschien, so liegt die Vermutung nahe, dass sich in der Zwischenzeit irgendetwas Entscheidendes ereignet hat. Auf die Spur führt vielleicht eine Eintragung im Kalandsbuch aus dem Jahr 1596. Berichtet wird, dass „die Bruderschaft einhelllich reformiret und verendert“ wurde. Weiterhin heißt es: „Imgleichen ist concludiert und beschlossen, daß ein jechlicher, so unser Bruderschaft inverteilt, dem Gottesdienste, so zu Zeit der Beikunfft gehalten wird, oen einige Exception von Anfang biß zum Ende beiwohnen soll und das Opfer sampt der Begencknisse ließen helfen, sub poena exclusionis“ (nach F. Schmidt, Kaland [wie Anm. 22], S. 102 f.). Unzweifelhaft wird hier auf Vorfälle der Vergangenheit reagiert. Im Jahre 1592 – danach fand das Kalandsfest 4 Jahre lang nicht statt – scheint es einen Eklat gegeben zu haben. Ob es in der Bruderschaft Mitglieder gab, die sich dem evangelischen Glauben genähert hatten und nun aus Gewissens- oder Demonstrationsgründen

All dies sind Indizien dafür, dass die Einführung der Reformation in Hemer nach den frühen Anfängen (1557) über längere Zeit hinweg recht schleppend verlaufen ist. Der offizielle äußere Bruch mit der katholischen Kirche scheint erst relativ spät (nach 1589/1594) erfolgt zu sein. Diese lange Übergangsphase ist aber geradezu charakteristisch. Nach allem, was wir über den „inneren Gang“⁷² der Reformation in der Grafschaft Mark wissen, ist Hemer in dieser Hinsicht alles andere als ein Ausnahmefall. Im Gegensatz zur obrigkeitlich durchgeführten Reformation in den meisten Grafschaften Westfalens⁷³ setzte sich in den klevischen Ländern – angesichts der schwankenden Unentschiedenheit des Landesherrn – eine gleichsam „führungslose Reformation“⁷⁴ durch, die in der Regel auf die Initiative der Einzelgemeinden zurückging und aufgrund fehlender, unklarer oder widersprüchlicher Direktiven nicht selten zu skurrilen Ausformungen und mitunter zu einem ausgesprochenen Wirrwarr in Lehre und Kult führte. Glaubwürdige zeitgenössische Berichte sprechen von mannigfaltigen Misch- und Übergangsformen im kirchlichen Leben der einzelnen Gemeinden. Mitunter konnte es vorkommen, dass evangelisch und katholisch gesinnte Parteien in ein und derselben Gemeinde koexistierten,⁷⁵ bisweilen sogar von ein und demselben Pfarrer versorgt wurden.

nicht mehr an der gesamten Messe teilzunehmen pflegten und insbesondere die Eucharistie (vgl. „Opfer“) nicht mehr in der hergebrachten Form feiern wollten? Wenn dies so war, könnte Peter Matthiae sich durchaus in dieser „Protestgruppe“ befunden haben. Die Praxis des Hinausgehens während der Messe wurde nunmehr mit dem Ausschluss aus der Bruderschaft bestraft (vgl. „sub poena exclusionis“). Möglicherweise erblicken wir hier das Ende der langjährigen Kalandsmitgliedschaft des Hemeraner Pfarrers.

⁷² Siehe hierzu als Überblicksdarstellung: R. Stupperich, Der innere Gang der Reformation in der Grafschaft Mark, in: Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte 47, 1954, S. 23-43.

⁷³ Namentlich in den Grafschaften Hoya, Diepholz, Waldeck, Rietberg, Nassau-Siegen, Lippe, Tecklenburg-Rheda-Lingen, Bentheim-Steinfurt und Wittgenstein; siehe hierzu im Überblick: A. Schröer, Reformation, X-XII.

⁷⁴ Siehe A. Schröer, ebd., S. XI.

⁷⁵ Aufschlussreich ist der Bericht des Johann Pollius aus dem Jahre 1562: „... In anderen Städten und Ämtern in Kleve, Berg und Mark findet sich gewissermaßen eine gemischte Weise des Gottesdienstes. Denn an diesen Orten wird die ganze Messe noch gehalten, aber in der Weise, daß in einigen Kirchen der Diener des Wortes die reinere Lehre vorträgt und die Sakramente verwaltet, aber er ist gehalten, dies in der Mitte der Messe zu tun. Denn nach dem Offertorium, wie man es nennt, tritt der Diener der reineren Lehre mit dem besseren Teile der Gemeinde in die Kirche, und nachdem man vor der Predigt einige Psalmen in würdiger und erster Weise gesungen hat, verläßt dieser bessere Teil wieder die Kirche, und der abergläubischere Teil, von denen einige vor der Predigt hinausgegangen waren, kommt, daß ich so sage, von neuem wieder in die Kirche. Wenn nun die Elevation des konsekrierten Brotes und Weines stattfindet, ehe die Predigten beendet sind, weil die

„Modeste quoque et successive“ soll sich nach Hermann Hamelmann, dem westfälischen Chronisten der Reformationszeit, der Glaubenswandel im klevischen Gebiet vollzogen haben.⁷⁶ Die Nachwelt ist ihm in diesem Urteil gefolgt und hat es durch viele Einzelbeobachtungen bestätigen können. Über den Gang der Reformation speziell in der Grafschaft Mark ist zusammenfassend gesagt worden: „Nicht plötzlich, sondern von Stufe zu Stufe vollzieht sich der Übergang, und mannigfache Schwankungen finden statt. Zunächst sind es schriftgemäße Predigt, deutsches Lied, Laienkelch und Priesterehe, die eingeführt werden, dabei schwinden Messe (Offertorium und Kanon), lateinischer Gesang, Ohrenbeichte, Prozessionen, letzte Ölung; in dem Maße, in welchem die evangelische Erkenntnis zunimmt, fallen die verschiedenartigen Zeremonien, bis nach und nach das Ganze auf die altkirchliche, ursprüngliche Form zurückgeführt ist.“⁷⁷ Und auch aus neuerer Zeit ist über die damalige Mark zu vernehmen: „Der Prozeß des Übergangs von der katholischen zur lutherischen Neulehre erstreckte sich gewöhnlich über Jahre, wenn nicht gar über Jahrzehnte. Nicht selten folgte auf den evangelischen Prediger wieder ein katholischer Pfarrer oder umgekehrt.“⁷⁸

Genau dies aber scheint – nach dem Ausweis der erhaltenen Quellen – die Situation auch in Hemer gewesen zu sein. Geographisch in der Mitte zwischen dem kurkölnisch-katholischen Menden und dem schon sehr früh evangelisch geprägten Iserlohn gelegen,⁷⁹ sah es sich konfessionell unterschiedlichen und wechselhaften Einflüssen ausgesetzt. Die Einführung der Reformation in Hemer hat eindeutig nicht als punktuelles Ereignis stattgefunden, sondern muss – analog den Gesetzmäßigkei-

Meßpriester aus Ärger oft längere Predigten und Gesänge halten, so gehen die meisten von dem vernünftigeren Teile aus der Kirche mit Zurücklassung der Anderen, indem sie durch ihren Weggang zeigen, daß sie nichts mit jenem Ritus gemein haben wollen. Es konnte aber bis jetzt vom Landesfürsten für keinen Ort erlangt werden, daß die evangelische Predigt vor oder nach der Feier der Messe geschehe, *auch scheint es, daß weder Prediger, noch Zuhörer sich ernstlich darum bemühen, eine einheitliche Verwaltung der Religion zu erlangen.*“ (siehe: Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins IX, S. 162 ff.; zitiert nach: E. Dresbach, Reformationsgeschichte, S. 292 f.; Hervorh. d. Vf.).

⁷⁶ Siehe: Hermann Hamelmanns geschichtliche Werke. Bd. 2: Reformationsgeschichte Westfalens (westf. Auszug), hrsg. v. K. Löffler = Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Provinz Westfalen, Münster 1913, S. 210.

⁷⁷ So das Ergebnis – nach ausführlicher Auswertung der Vorgänge in den Einzelgemeinden – bei E. Dresbach (Reformationsgeschichte, S. 363); in der Wertung natürlich parteiisch, in der Sache aber bis heute gültig.

⁷⁸ A. Schröer, Reformation, S. 251.

⁷⁹ Iserlohn war nach heutigem Kenntnisstand die erste märkische Gemeinde, in der im lutherischen Sinne gepredigt wurde, nämlich bereits im Jahre 1724 von Johannes Varnhagen (s.o.); der endgültige Übergang Iserlohns allerdings erst 1565; vgl. detailliert: A. Herzog, Einführung, S. 19.

ten in der Grafschaft Mark – in ihrem ausgeprägten Prozesscharakter verstanden werden. Wie in anderen Gemeinden hat sich der „Religionswechsel“ offensichtlich über mehrere Jahrzehnte hingezogen. Vieles spricht dafür, dass (1) die frühen Anfänge bereits auf das Jahr 1557 unter Vincentius Anthonii zu datieren sind, dass (2) die Reformation in den Jahren nach 1567 unter dem aus Menden stammenden Peter Matthiae zunächst ins Stocken geraten ist, bevor sie (3) Anfang der 90er Jahre offenbar einen neuen „Schub“ erhielt. Der eindeutig nachvollziehbare und endgültige Abschluss wird jedenfalls (4) durch das Jahr 1612 markiert: Peter Matthiae und sein Sohn Johann unterschreiben die Bekenntnisformel der (am 2. und 3. Oktober zu Unna gehaltenen) ersten Generalsynode der lutherischen Prediger und Lehrer der Grafschaft Mark.⁸⁰

⁸⁰ Das Protokollbuch von 1612 mit den Originalunterschriften, die die anwesenden Synodalen unter das vorgelegte pfalzgräfliche Glaubensbekenntnis gesetzt hatten, ist bei einem Brand in Unna zwar verloren gegangen, doch enthält das märkische Konfessionsbuch (der *Liber Confessionis*; Ersteintrag von 1644; Handschrift im Landeskirchlichen Archiv Bielefeld), abschriftlich sowohl die Bekenntnisformel (mit vorhergehender *instructio*) als auch die geleisteten Unterschriften; vgl. E. Dresbach, Reformationgeschichte, S. 393 ff; H. Rothert, Kirchengeschichte, S. 367 ff; S. Schunke, Die erste lutherische Synode in der Grafschaft Mark zu Unna am 2. und 3. Oktober 1612, Unna 1962.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Ungedruckte Quellen:

Schreiben des Peter Niederstadt I. vom 29. Mai 1666 an den Kurfürsten von Brandenburg.

[*Staatsarchiv Münster: Kleve-Märkische Regierung, Landessachen 152, Blatt 208 f.*]

Ämtliche Berichte über die Anfänge der Reformation in Deilinghofen (aus den Jahren 1665/66).

[*Staatsarchiv Münster: Kleve-Märkische Regierung, Landessachen 152, Blatt 201-206*]

Lagerbuch der Ev.-Lutherischen Kirchengemeinde zu Hemer ab 1717 (Urexemplar).

[*Archiv der Kirchengemeinde Hemer*]

Lagerbuch der Ev.-Lutherischen Kirchengemeinde zu Hemer ab 1717 (Abschrift von Pfr. Wulfert sen.).

[*Archiv der Kirchengemeinde Hemer*]

J. F. W. Wulfert, Chronik von Hemer in Westfalen.

[*Archiv der Kirchengemeinde Hemer (Original); Stadtarchiv Hemer (gebundene Originalkopie)*]

Märkisches Konfessionsbuch (= Liber Confessionis; Ersteintrag v. 1644).

[*Landeskirchliches Archiv Bielefeld*]

Gedruckte Quellen:

Protokollbuch des Kalands zu Menden, hrsg. v. F. Schmidt, in: *Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde*, Bd. 85 (1928), S. 40-125.

Hermann Hamelmanns geschichtliche Werke, hrsg. v. K. Löffler, Bd. 2: *Reformationsgeschichte Westfalens (westf. Auszug) = Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Provinz Westfalen*, Münster 1913.

F. L. Woeste, *Nachrichten über die evang.-luth. Parochie Hemer*, hrsg. v. G. Gudelius, in: *Der Schlüssel*, Heft 1.2.4 (1970); Heft 1 (1971).

Literatur vor 1900:

- Von Steinen, J. D.: Westphälische Geschichte, Bd. 1, Lemgo 1755.
- Bädeker, D. F.: Über die Einführung der Reformation in die evangelischen Gemeinden der Grafschaft Mark beider Confessionen, Dortmund 1838.
- Ennen, L.: Geschichte der Reformation im Bereiche der alten Erzdiözese Köln, Köln/Neuß 1849.
- Krömeke, E.: (?) Nachrichten über die katholische Pfarrei Hemer, Warburg 1858.
- Kampschulte, H.: Geschichte der Einführung des Protestantismus im Bereiche der jetzigen Provinz Westfalen, Paderborn 1866.
- Bädeker, F.G.H.I.: Geschichte der Evangelischen Gemeinden der Grafschaft Mark und der benachbarten Gemeinden von Dortmund, Soest, Lippstadt, Essen etc., fortgesetzt und vollendet von Heinrich Heppe (= Zur Geschichte der Evangelischen Kirche Rheinlands und Westphalens, Bd. 2), Iserlohn 1870.
- Darpe, F.: Die Anfänge der Reformation und der Streit über das Kirchenvermögen in den Gemeinden der Grafschaft Mark, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde, Bd. 50 (1892), S. 1 ff.

Literatur nach 1900:

- Anonymus: Zur Chronik der katholischen Kirchengemeinden in Hemer (Teil IV), in: Der Schlüssel, H. 3 (1967), S. 11-14.
- Bauks, F. W.: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (JWKG.B N.F. 4), Bielefeld 1980.
- Dresbach, E.: Reformationsgeschichte der Grafschaft Mark. Zur Erinnerung an die dreihundertjährige Verbindung der Mark mit Brandenburg-Preußen, Gütersloh 1909.
- Gudelius, G.: Festschrift zum 150-jährigen Bestehen der Evangelischen Kirche zu Hemer, Hemer 1970.
- Gudelius, G.: Aus Hemers Kirchengeschichte, in: Hemer. Beiträge zur Heimatkunde, hrsg. v. Bürger- und Heimatverein Hemer e.V., Balve 1979, S. 150-160.
- Gudelius, G.: Eine heimische Luther-Biographie, in: Der Schlüssel, H. 3 (1983), S. 103-113.
- Gryczan, U.: Der Melanchthonschüler Herman Wilken (Witekind) und die Neuenrader Kirchenordnung von 1564 (= Beiträge zur westfälischen Kirchengeschichte 17), Bielefeld 1999.

- Hauschild, W.-D.: Lehrbuch der Kirchen- und Dogmengeschichte, Bd. 2: Reformation und Neuzeit, Gütersloh 2001.
- Herzig, A.: Die Einführung der Reformation in Iserlohn (= Schriftenreihe Haus der Heimat 11), Iserlohn 1967.
- Kraas, H.: Die Einführung der Reformation in Hemer, in: Der Märker, Heft 4 (1959), S. 126-131.
- Kraas, H.: Der Streit um des Kirchenvermögen in Deilinghofen um 1665, in: Der Schlüssel, H. 3 (1966), S. 12-15.
- Rotherth, H.: Kirchengeschichte der Grafschaft Mark, Gütersloh 1913.
- Schmidt, F.: Der Kaland zu Menden, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 85 (1928), S. 40-125.
- Schröer, A.: Die Reformation in Westfalen. Der Glaubenskampf einer Landschaft, Bd. 1, Münster 1979.
- Schulte, W.: Iserlohn. Die Geschichte einer Stadt, Bd. 1, Iserlohn 1937.
- Schunke, S.: Die erste lutherische Synode in der Grafschaft Mark zu Unna am 2. und 3. Oktober 1612, Unna 1962.
- Siebrasse, H.: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann, in: Der Schlüssel, H. 1 (1959), S. 5-17.
- Stupperich, R.: Der innere Gang der Reformation in der Grafschaft Mark, in: Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte 47 (1954), S. 23-43.
- Stupperich, R.: Westfälische Reformationsgeschichte. Historischer Überblick und theologische Einordnung, Bielefeld 1993.
- Trelenberg, J.: Pastor Johann Diederik Angelkorte in Hemer (1735–1751): Der Protagonist des Herrnhutertums in der Grafschaft Mark, in: Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte 102 (2006), S. 263-306.
- Webers, G. (Red.): Festschrift zum 175jährigen Bestehen der Ebberkirche Hemer, Hemer 1995.

Anhang

Bericht des Hemeraner Pastors Peter Niederstadt I. vom 29. 05. 1666
[Staatsarchiv Münster: Kleve-Märkische Regierung, Landessachen 152,
Blatt 208 f.]

Anno 1666 den 29 May Her Pastor Petrus Niederstatt zu Hemer sodan Her Pastor Bernhard Hulßhoff persohnlich erschienen und inbracht in scriptis ihren Bericht folgenden Inhalt:

Nachdem Sr. Churfürstl. Dchlt. zu Brandenburg unser gnedigster Persohn deren Drosten und Richter zu Iserlohn sub dato Cleve 11 hujus rescribiren laßen, Beschaffenheit des Religionswesens in diesem Ampt von dehnen Predigern und sonst einzunehmen, gestalt dan auch per recessum mir entsbenenten sambt beigelegten Rescriptscopei geburlich intimiret worden, dae dem zu gehorsamster Folge unterthenigst zu berichten nicht laßen, daß zwarn der Pastorath zu Hemer ein Lehn des Abts zur Graffschafft, die Confirmation aber stunde Sr. Churfl. Dchlt. alß Landshern und episcopo zu; *exercitium religionis betreffent, so seye die Reformation gestracks oder zugleich, alß die Statt Iserlohn die Augspurgische Confession ahngenommen, in anno 1557 daselbst unter Vincentio, einem gewesenen Monich von der Grafschafft, befangen*, gestalt dan Petrus Mathiae, der demselben succediret, ein Evangelischer Lutherischer Prediger zu besagtem Hemer in officio 49 Jahr gestanden, mein Vatter auch (so ihm im Predigampt gefolget) Hermannus Niederstatt 44 unverrukt, ich aber ab anno 1641 Pastores gewesen und nicht gehöret, weniger erfahren, daß einiger Mißverstand oder Insperrung von Romisch Catholischen geschehen. Zwarn alß der Her Drost Ovelaker das Hauß Hemer von denen von Rumpf (so vorhin Lutherischer Religion gewesen) erkaufft, insoweit Sr. Gestrengen Persohn betrifft Romisch Catholisch, die Fraw Drostin Christina von Wachtendonk aber reformirter Religion, biß etwah anno 1627 gewesen, dieselbe solang des Hemerischen Kirchenganges gesambterhand gebrauchet, nach dem Abtrit aber sich beyderseit solchen gemüßiget, wobey es bis dato noch verblieben, maßen der itzige possessor Her von Brabek und Sr. Wolgb. Gemahl der Catholischen Religion ankleben, und zu deren Gottesdienst einen Monich uffm Hause gehalten. Des Hauses Frönsperit Besitzere, die von Wreden, sind vorhin der reformirten, jetzige der Lutherischen Religion zugethan gewesen, gleichfals des Hauses Erleburg der von Romberg und Landthausen der von Kleppink possessores Augspurgischer Confession.

Des Kirgspels Ingeseßene betreffent, so were itziger des Hern von Brabek Richter neben deßen gantze familia Römisch Catholisch, der Gerichtschreiber und deßen Haußfrau; zur Erleburg eine Fraw zum Luer-

hause; Hunk zu Brenolden. Diese, wie ich halte, gehen nach Menden zu ihrem Gottesdienste: Scheffersche zu Hucklinghausen; Muller und dessen Fraw zu Obernhemer; Schwensche daselbst; Stinsche ibidem; Puttmansche zu Niedernhemer; Schwensche zu Suntwich; Papirsche zu Westich; Jurgen Jochims Fraw und Scheffersche zu Hokelinghausen gebrauchen sich ihres Gottesdienstes bey vorgemeltem Monich uff den Hause Hemer privatim uffhaltend.

Petrus Niederstat P[astor] Hemerensis

Superintendent Julius Schmidt (1618–1680) und die Hexenverfolgungen in Petershagen 1654–1656

Die schwedische Herrschaft im Fürstbistum Minden. Kanzler Dr. Heinrich Bessel

Am 28. Juni 1633 besiegte die schwedische Armee die kaiserlichen Truppen in der Schlacht von Hessisch Oldendorf an der Weser. Die Schweden konnten das Stift Minden besetzen; der gegenreformatorisch gesonnene Fürstbischof Franz Wilhelm von Wartenberg (1593–1661) hatte sich nach Köln in Sicherheit gebracht, um nie wiederzukehren. Der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg (1582–1641) belagerte als General in schwedischen Diensten die noch in der Gewalt der Liga befindliche Festung Minden, die schließlich am 3. November 1633 kapitulierte.

Herzog Georg versuchte zunächst, sich selbst das Stift Minden einzuverleiben, wurde aber 1636 von den Schweden verdrängt, die das Territorium wegen des Streits mit Brandenburg um Hinterpommern als Faustpfand behielten. 1643 konstituierten sie eine Regierung mit Sitz im fürstbischöflichen Schloss Petershagen. Sie sollte das Land im Namen der schwedischen Königin Christine (1626–1689) regieren, wobei der schwedische Feldmarschall für Deutschland und in dessen Abwesenheit der Festungskommandant von Minden die Aufsicht führen sollten.¹

1644 setzten die Schweden an die Spitze der Regierung für das Stift Minden einen Kanzler. Sie ernannten dazu den aus Petershagen stammenden Dr. jur. Heinrich Bessel (1603–1671), der dieses Amt schon 1635–1636 unter Herzog Georg innegehabt hatte. Heinrich Bessel war eine bemerkenswerte Persönlichkeit: nicht nur ein fähiger Jurist, sondern auch ein frommer Christ, der eine Reihe von theologischen Schriften verfasste. Man zählt ihn zu den Frühpietisten.² Es war Bessel offenbar eine Herzens- und Gewissenssache, auch die durch den verheerenden Krieg darniederliegende kirchliche Organisation im Stift wieder aufzu-

¹ Hans Nordsiek, Die schwedische Herrschaft in Stadt und Stift Minden (1634–1650), in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins, Jg. 56, 1984, S. 31–35.

² Rüdiger Bremme, Unsere Vorfahren Bessel (1500–1857), Bad Oeynhausen 1994 (unveröffentlichtes Manuskript), S. 35–36. Dort auch ein Kupferstich von Dr. Heinrich Bessel.

richten. Der frühere Superintendent Anton Bußmann hatte sich 1631 nach Celle abgesetzt und war 1642 verstorben.³

Magister Julius Schmidts Berufung als Pastor nach Petershagen 1646 und seine Ernennung zum Superintendenten im Fürstbistum Minden 1647

Der aus einfachen Verhältnissen stammende Julius Schmidt, geboren 1618 in Celle, seit 1637 an der Universität Rostock immatrikuliert, 1644 von der Universität Rinteln zum Magister promoviert, war seit 1643 Regimentsprediger und Beichtvater der schwedischen Generale von Zebeltitz und Steenbock. In seinem im Original verschollenen, aber von Schlichthaber zitierten Lebenslauf schreibt er: „Am Ende des 1645. und am Anfang des 1646. Jahres fiengen Herr Cancellarius Bessel und Collegen an, es zu treiben, dass ich in Petershagen Pastor ord[inarius] werden sollte.“⁴ Julius Schmidt wurde dann „von Cancellario Besseln nomine Regiae Majestatis Suecise“⁵ nach einer „auf Anrathen des Cancellarii Bessel“ erfolgten Gastpredigt als Pastor primarius in Petershagen eingeführt. Am 25. Februar 1646 trat er dort seinen Dienst an. Am 28. Juli 1647 wurde der Kanzler Dr. Bessel Pate beim zweiten Sohn des Ehepaares Schmidt.

Der neue Pastor ordnete die Verhältnisse in der durch den langen Krieg heruntergekommenen Gemeinde in mancherlei Hinsicht.⁶ Da er sich offenbar das Vertrauen des Kanzlers als tüchtiger Seelsorger und ähnlich wie Bessel gesinnter lutherischer frommer Christ erworben hatte, wurde er schon im folgenden Jahr 1647, mit nur 28 Jahren, Superintendent der evangelischen Gemeinden im ganzen Stift Minden, mit Sitz in Petershagen.⁷ Er war mit seinen Begabungen, seinem Engagement und seiner Energie der rechte Mann an dieser Stelle.

³ Hans-Cord Sarnighausen, Magister Julius Schmidt (1618–1680) aus Celle – ein „Mindener Luther“? In: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins, Jg. 72, 2000, S. 23–24.

⁴ Anton Gottfried Schlichthaber, Evangelisch-lutherisches Prediger-Gedächtnis, Band V, Minden 1755, S. 37.

⁵ Im Namen der königlich schwedischen Majestät.

⁶ Sarnighausen (wie Anm. 3), S. 27–31.

⁷ Nordsiek (wie Anm. 1.), S. 36.

Der Übergang des Fürstbistums Minden an Brandenburg 1650

Im Frieden von Münster und Osnabrück war das Fürstbistum Minden dem Kurfürsten von Brandenburg zugesprochen worden. Die Schweden verzögerten die Übergabe des Stifts jedoch, weil sie noch einige Bedingungen erfüllt sehen wollten. Das war naturgemäß mit Spannungen verbunden. Am 22. Oktober 1649 war es schließlich so weit: Der Vergleich zur Übergabe des „Fürstentums Minden“ – so die neue Bezeichnung – wurde unterzeichnet. Am 25. Oktober 1649 entließ der Gouverneur Steenbock den Kanzler Dr. Heinrich Bessel und die anderen Regierungsbeamten aus schwedischen Diensten und übergab den brandenburger Deputierten die Schlüssel zur Regierungskanzlei im Schloss Petershagen.⁸

Heinrich Bessel wurde als braunschweigischer Kanzler nach Harburg berufen, wo er noch bis 1669 wirkte. 1671 starb er in Braunschweig, wo er schon seit 1638 ehrenamtlicher Dompropst gewesen war. Seine Leichenpredigt von Julius Hantelmann ist erhalten.⁹ Sie zeugt von der bemerkenswerten Frömmigkeit dieses Petershagener Doktors beider Rechte.¹⁰ Julius Schmidt verlor mit Bessel nicht nur einen Förderer, sondern auch einen lutherischen „Konfessionsverwandten“. Die fortan das Fürstentum Minden regierende Kurfürstendynastie war dagegen seit Johann Sigismunds Übertritt vom Luthertum im Jahre 1614 reformiert.

Es fällt auf, dass Superintendent Schmidt im November 1649 eine Pastorenversammlung des Stifts an einen Ort außerhalb des Fürstentums Minden berief, um dort die Sachlage unter einer neuen und noch dazu reformierten Obrigkeit zu beraten. Man wollte sich gegen eine Bevorzugung der reformierten Minderheit wappnen, die sich in der Zusammensetzung des Konsistoriums zeigte.¹¹

Im Februar 1650 kam Kurfürst Friedrich Wilhelm in sein neuerworbenes Fürstentum Minden, um die Huldigung der Vertretung der Bevölkerung entgegenzunehmen.¹² Weil Minden noch von den Schweden besetzt war, musste er, von Herford kommend, den Umweg über Lübbecke nehmen. Im Schloss zu Petershagen nahm er Wohnung. Superintendent Schmidt hielt ihm und seiner Gattin am nächsten Sonntag in der

⁸ Karl Spannagel, Minden und Ravensberg unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft von 1648 bis 1719, Hannover und Leipzig 1894, S. 34.

⁹ Ein Original befindet sich in der Niedersächsischen Landesbibliothek in Hannover.

¹⁰ Doktor des weltlichen und des kirchlichen Rechts.

¹¹ Robert Stupperich, Gemeinde und Obrigkeit in Minden und Ravensberg in brandenburgisch-preußischer Zeit. In: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Jahrgang 71, 1978, S. 63.

¹² Schilderung bei Karl Großmann, Geschichte der Stadt Petershagen, hg. von Otto Kracht, Petershagen 1994, S. 56-57.

Petrikirche eine „Willkommenspredigt“.¹³ Für Dienstag, den 22. Februar, war die feierliche Huldigung angesetzt worden. Die Zeremonie begann mit einem Festgottesdienst, bei dem Julius Schmidt die Predigt über den Text 1. Könige 1,39 hielt: „Und der Priester Zadok nahm das Ölhorn aus der Hülle und salbete Salomo. Und sie bliesen mit der Posaune, und alles Volk sprach: Glück dem Könige Salomo!“ Diese Huldigungspredigt, die an Ehrerbietung dem neuen Landesherrn gegenüber nichts zu wünschen übrig ließ, wurde gedruckt und ist überkommen.¹⁴

Nachdem alle Pfarrer des Fürstentums dem Kurfürsten bei einer anberaumten Audienz, bei der er ihnen seine Wünsche mitteilen ließ, durch Handschlag Treue gelobt hatten, bestätigte Friedrich Wilhelm den bisherigen Superintendenten Schmidt in dessen Amt und ernannte ihn mit Datum vom 14. Februar 1650 zum „Assessor und Rath des geistlichen Consistoriums“ bei der Regierung des Fürstentums mit einem Gehalt von 300 Talern im Jahr.¹⁵ Als Superintendenten wurde ihm „die Inspection über alle in gedachten Unserem Fürstenthum belegenen Farren und Parochien“ übertragen. Dazu sollten „Aufsicht, Visitation, Examination, der Prediger Ordination und Introduction“ gehören.

Befremden und verletzen musste die anwesenden Stände des Fürstentums sicherlich die ihnen übermittelte Erklärung des Brandenburgers, er habe „auf Intercession Ihr[er] Kayser[lichen] Mayest[ät] und Reichs=Stände sich bewegen lassen, das Pommersche Land, welche Ihre wegen vor Vielen und Hundert Jahren geführte Kriege, undt nach Absterben des letzten Hertzogen in Pommern zugefallen, zu übergeben, und dagegen dies Fürstenthumben Stift [Minden] zugleich angenommen.“ Minden sei „dem Pommerland an Landen und Strömen bey weitem nicht zu vergleichen“. Diese kränkende Zurücksetzung blieb den Mindener Ständen sicherlich im Gedächtnis und kann künftige Spannungen zu einem Teil erklären.¹⁶ Als seinen Statthalter für das Fürstentum Minden und die gleichfalls neuerworbene Grafschaft Ravensberg setzte der Kurfürst den Grafen Johann VIII. zu Sayn-Wittgenstein-Wittgenstein (1601–1657) ein. Dieser war wie der neue Landesherr reformiert – im Unterschied zu seiner bewusst lutherischen Frau. Die gemeinsamen 17 Kinder gehörten allerdings der Konfession des Vaters an. Dieser richtete die ehemalige Schlosskapelle in Petershagen als reformierte Kirche ein und berief dort hin einen calvinistischen Pfarrer als Hofprediger – eine mögliche Quelle für Kompetenzstreitigkeiten. Es gab auch bald Auseinandersetzungen bei der Besetzung der beiden übrigen geistlichen Stellen im Konsistorium

¹³ Ebd., S. 56.

¹⁴ Abgedruckt bei Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 119-122.

¹⁵ Ernennungsurkunde abgedruckt bei Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 108-110.

¹⁶ Staatsarchiv Münster, Regierung Minden-Ravensberg 21, Bl. 10^r.

als der Aufsichtsbehörde für die geistlichen Angelegenheiten bei der Regierung in Petershagen. Offenbar wollten der neue Landesherr und sein Statthalter dabei auch das reformierte Element vertreten wissen, das nun mit neuen Bediensteten und Anhängern in das Fürstentum, besonders aber in den Regierungssitz Petershagen einzog. Damit stellte sich auch eine Machtfrage. Schlichthaber berichtet nach den Aufzeichnungen Julius Schmidts, dass „die LandesStände und sämtliche Prediger vermöge des Friedens-Schlusses verlangeten“, die Konsistorialräte „sollten der Luthesischen Religion zugethan seyn“.¹⁷ Es kann vermutet werden, dass sich der aus Überzeugung lutherische Superintendent hierbei die Feindschaft einer sich bildenden brandenburgisch-reformierten Partei zuzog. Er schrieb laut Schlichthaber in seinem Vitae Curriculum: „Es wurden mir auch zwey Rätthe im Consistorio zugeordnet und ward also den 29. Mertz am ersten Consistorium gehalten.“¹⁸

Ungeachtet dieser Bevorzugung der reformierten Seite konzedierte der Kurfürst in einem Lehnstresz vom 22. Februar 1650 die freie Ausübung der lutherischen Religion, welcher die ungeänderte Augsburgische Konfession zugestanden wurde. Er äußerte sich allerdings mit einem Seitenhieb ungehalten über „zanksüchtige Menschen“, womit er wohl Lutheraner meinte.¹⁹

Superintendent Schmidts Visitation der Gemeinden 1650–1651. Streit mit der reformierten Obrigkeit

In den Jahren 1650–1651 führte der rastlos tätige Superintendent im ganzen Fürstentum Minden – mit Ausnahme der Städte Minden und Lübbecke, die sich nicht unterstellten – eine Visitation durch. Die auf Grund eines bestimmten Fragenkatalogs erstellten Protokolle sind erhalten.²⁰ Die Visitation brachte unter anderem ans Licht, dass an vielen – nicht allen – Orten Segenszauber,²¹ aber an nur ganz wenigen Schadens-

¹⁷ Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 46.

¹⁸ Ebd., S. 46

¹⁹ Martin Lackner, Die Kirchenpolitik des Großen Kurfürsten, Witten 1973, S. 236, unter Hinweis auf den Abdruck dieses Homagialstreszes bei Ernst Albrecht Friedrich Culemann, Sammlung der vornehmsten Landesverträge des Fürstentums Minden, Minden 1748.

²⁰ Protokoll der Kirchen- und Schulvisitationen im Fürstentum Minden durch Superintendent Julius Schmidt 1650–1651. Original im Staatsarchiv Münster, Minden-Ravensberg, Superintendentur Minden, Nr. 4.

²¹ „Segnen“ und „Böten“, Heilung von Mensch und Vieh, so in Windheim von der Frau des Untervogts Döselers.

zauber²² geübt wurden bzw. vom Seelsorger und den „Alterleuten“²³ der Gemeinde bemerkt worden waren. Beides wird von Schlüsselburg und Eisbergen berichtet, aber im Protokoll bezeichnenderweise an verschiedenen Stellen vermerkt. Im Protokoll von Schlüsselburg heißt es unter „Gravamina“: „Der Knippingschen Tochter habe das Zaubern gelernt, so sie, die Tochter, selbst bekand. Hierüber beklaget sich am 27. Februarii Anno 1651 Pastor H[err] Conrad Ludde sehr und trägt Sorge, es werde das Mägdgen viele andere Kinder, mit welchen es täglich umgeheth, verführen; bittet um Raht und Hülfffe.“

Aus der Gemeinde Eisbergen führt der Pastor unter „Gravamina“ die folgende Klage: „Die gantze Gemeinde claget, dass Zaubereyen bey ihnen wehren, dahero sie in Sorgen seyen, im Fall dieselben nicht sollten abgestraffet werden, die junge Jugend mügte verführet werden und auch zugleich mit selbigen zur Hellen gerathen. Die Gemeine wolltte am jüngsten Tage über die Obrigkeit schreyen,²⁴ wofern sie ihr richterliches Amt hierin nicht erweisen wolltten.“ Der Klage aus Eisbergen schließt sich noch folgende Notiz an: „Pro Memoria. Es gibt sich auff der Pfarre an Johan Braunß Frauw, klagend, dass sie vor²⁵ eine Zauberin gescholten undt heftig davor außgemachet²⁶ würde, begehrend, dass ihr mügte Recht widerfahren.“

Es klagten also in diesen Gemeinden die Leute und ihre Pastoren, aber auch „Gescholtene“ selbst und riefen den Superintendenten um Rat und die Obrigkeit um gerichtliches Eingreifen an. Wer war hier im Einzelfall Opfer und wer Täter: Die Beschuldigten? Das leichtgläubige und schnell verdammende Volk? Vielleicht auch der Pastor mit seinen Teufelspredigten, in denen er die Gefahren der gottlosen „Zauberey“ als Verbrechen gegen das 1. Gebot an die Wand malte? Auch das Verhalten der jeweiligen weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten spielte immer wieder eine große Rolle: Gaben sie der „Stimme des Volkes“ nach, oder hielten sie wie weiland Königin Christine dagegen? Wie wirkten die Eindrücke bei der Visitation auf die Urteilsbildung des Superintendenten Schmidt zum Thema „Zauberey“? Da in seiner eigenen Gemeinde nicht visitiert wurde, erfahren wir nicht, wie es dort damit bestellt war.

Aus der schwedischen Zeit wird für Petershagen nur der Fall einer Frau gemeldet, gegen die es einen Prozess gab. Das erhaltene, vom Pa-

²² „Zauberey“.

²³ Die Altarleute oder Ältesten.

²⁴ Klage führen.

²⁵ Für.

²⁶ Dafür verklagt.

stor primarius geführte Kirchen- oder Protokollbuch von Petershagen²⁷ berichtet für 1648 von einer alten Frau, die jahrelang nicht zur Kirche gegangen, „auch vordem der Zauberei beschuldigt, ein- und andermal darauf gepeinigt und einmal aufs Wasser geworfen worden“ sei. Als diese Frau 1648 starb, wollten sie „die Knaben mit dem Konrektor“ nicht zur Beerdigung begleiten, sondern gingen „beiseite“. Erst auf den strengen Befehl der schwedischen Regierung in Minden hin erhielt sie schließlich durch den zweiten Pfarrer, Heinrich Westermann (1596–1663), mit wenigen Schülern ein christliches Begräbnis.²⁸ Nach dieser Notiz scheint es so gewesen zu sein, dass Pastor Westermann diese der Hexerei verdächtige Frau beerdigen wollte, in der Bevölkerung jedoch eine starke Ablehnung dagegen vorhanden war. Karl Großmann schreibt dazu: „Die Leute in Petershagen hielten sie eben doch für eine Hexe.“²⁹

Julius Schmidt berichtet in seinen verschollenen, von Schlichthaber zitierten Aufzeichnungen von dem „schweren Superintendenten Amt“ und von „vielen Verdrießlichkeiten“, die er schon bald zu erdulden gehabt habe. Dazu gehörte auch der Streit um die Einführung eines Predigers in eine Patronatspfarrstelle. Dafür nahm er sein geistliches Recht als Superintendent gegenüber einem „Jus Patronatus“³⁰ in Anspruch. Ihm war ja vom Landesherrn auch das Recht der „Introduction“ ausdrücklich übertragen worden. Vielleicht war es dieser Zusammenhang, der ihm die Feindschaft des Adligen D. Holwehden eintrug, von der Schlichthaber berichtet.³¹ Dieser war wahrscheinlich verwandt – oder sogar identisch? – mit dem mächtigen Kanzler Johann Ernst von Holwede.³²

Streit bekam der Superintendent aber auch mit dem neuen brandenburgischen Kanzler Matthias von Wesenbeck, der reformiert war. Dieser erhob Einspruch, als Schmidt einen Bewerber um die Pfarrstelle in Uchte kraft des ihm dazu vom Kurfürsten verliehenen Rechts ordinieren wollte. Der Superintendent wies das Verbot unter Hinweis auf seinen Bestallungsbrief zurück und führte nach Rücksprache mit einigen Predigern die Ordination am 8. November 1651 durch – tatsächlich ein Akt von Insubordination und Zivilcourage! An dieser Stelle seines von Schlichthaber abgedruckten Berichtes fährt Julius Schmidt in gehobener lateinischer Sprache fort: „Daher schluckten unsere Reformierten oder

²⁷ Kirchen- und Protokollbuch der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Petershagen für die Zeit von 1646–1673, im Landeskirchlichen Archiv in Bielefeld.

²⁸ Zitiert von Karl Großmann, (wie Anm. 12) S. 64, aus dem Kirchen- und Protokollbuch der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Petershagen.

²⁹ Großmann (wie Anm. 12), S. 64.

³⁰ Recht des Patrons einer Pfarrstelle.

³¹ Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 47.

³² Sarnighausen (wie Anm. 3), S. 37.

Calvinisten Blei und spieen mir gegenüber Wut aus, drohten mit Absetzung und vielem anderen. Aber du, höchster Gott, bist mir beigestanden, und alles, was deiner Ehre entgegen und mir und den Meinen schädlich war, hast du abgewendet – und wirst es in Schranken halten wegen deines Sohnes Jesus Christus.“³³

Schlichthaber spricht wohl auch wegen dieser Standhaftigkeit von Julius Schmidt als einem „Mindener Luther“.³⁴ Es ging dem Mindener Lutheraner Schlichthaber dabei offenbar nicht nur um „Bürgerstolz vor Fürstenthronen“, sondern um Standhaftigkeit vor einer calvinistischen, d. h. in seinen Augen nicht rechtgläubigen Obrigkeit. War das auch schon beim lutherischen Superintendenten Schmidt ein Motiv? Hier wird jedenfalls deutlich, dass es Reibungen zwischen einer neuen reformierten Partei, die sich auf die weltliche Obrigkeit stützen konnte, in Petershagen und den alteingesessenen Lutheranern im Fürstentum gab.

Schmidt fährt in seinem Lebenslauf fort: „Es suchten bald darauf meine Gegner bey dem Churfürsten mich anzuschwärtzen, brachten es auch dahin, dass mir mein Salarium genommen.“³⁵ Auf einer Zusammenkunft der Ritterschaft 1652 erfuhr der Superintendent zwar eine verbale Rückenstärkung, aber seine „Widersacher“ suchten weiterhin, ihn seines Amtes „müde zu machen, weshalb sie auch meine anderen Pfarr-Intraden³⁶ einzogen, unter dem Vorwand „sie kämen dem Hofprediger zu“.³⁷ Der am 15. Februar 1652 berufene Hofprediger Heuckenwold war reformiert!

Am 1. Februar 1653 bekam Schmidt schließlich doch nach einer neuen Fürsprache der Stände des Fürstentums vom einflussreichen Domkapitel in Minden – auch dort grollte man ihm allerdings wegen der von ihm gehaltenen Visitationen! – die Zusage des ihm zustehenden Gehalts von 200 Talern.³⁸

Der energische lutherische Superintendent – er hatte zudem noch seit 1650 die öffentliche Kirchenbuße bei Ehebruch eingeführt –³⁹ hatte also schon bald mancherlei Feinde.

³³ Übersetzung des Verfassers.

³⁴ Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 59.

³⁵ Ebd., S. 49.

³⁶ Pfarreinkünfte.

³⁷ Schlichthaber, (wie Anm. 4), S. 50.

³⁸ Ebd., S. 51.

³⁹ Ebd., S. 47.

Die Verleumdungsklage Richard Spreens und der Plagges gegen den Superintendenten Schmidt

Zu diesen „Feinden“ gehörten nach Schlichthabers lückenhaftem Auszug aus dem autobiographischen Bericht von Julius Schmidt auch „Richert Spreen und die Plaggen“. Ihre Namen gehören zu den wenigen, die Schlichthaber überliefert. Er hielt sie wohl für besonders wichtig.⁴⁰ Für unser Thema sind diese Notizen aufschlussreich, weil von den Gebrüdern Plagges einer jener Hinrich Plagge war, der später unter dem Vorwurf der Zauberei hingerichtet wurde. Der andere war wohl der auch im Kirchenbuch genannte Claus Plagge.

Schlichthaber berichtet von einer „ungegründeten Injurien-Klage,⁴¹ welche Richard Spreen und die Plaggen“ gegen den Superintendenten Schmidt „angestellt“ hätten. Demnach sahen sich einige Bürger von Petershagen ohne Grund durch ihren Superintendenten verleumdet und erhoben dagegen bei Gericht eine Verleumdungsklage. Das muss in der brandenburgischen Frühzeit Petershagens, um 1650, geschehen sein. Schmidt hat sich gegen diesen Vorwurf in seinen Erinnerungen verteidigt, und Schlichthaber ergreift für ihn Partei, indem er von einer „ungegründeten“ Klage spricht. Wir wissen leider nicht, was Gegenstand dieser Verleumdungsklage gewesen ist. Hatte der Superintendent die Bürger Spreen und Plagge calvinistischer Äußerungen bezichtigt? Spätere Bemerkungen legen dies nahe. Dass bereits der Vorwurf der „Zauberei“ vorlag, erscheint für diese Frühzeit nicht wahrscheinlich, ist aber auch nicht ganz auszuschließen. Jedenfalls hatte sich Julius Schmidt diese Leute durch öffentliche Worte, die sie als Verleumdungen empfanden, zu bitteren Feinden gemacht.

Richert Spreen war vielleicht der Sohn des „Hoffmeisters auf dem Fuhrwerck⁴² Clauwes Spreen“, der nach Quasimodogeniti 1653 bestattet wurde. Hinrich Plagge entstammte nach dem Petershagener Stadtbuch⁴³ einer alten Familie der Stadt. Vielleicht waren der Ratsherr (1578) und Bürgermeister (1592) Johann Plagge und der Leutnant Johann Plagge seine Vorfahren. Sein Vater kann der 1634 auf der Stelle Nr. 153 sitzende Henrich Plagge, seine Mutter die „Wwe. Plaggische“ gewesen sein, die 1655 im Alter von 63 Jahren starb. Hinrich Plagges Frau – wir kennen ihren Vornamen nicht – war eine Tochter Claus Abrahams. Dieser erhielt laut Stadtbuch 1609 das Bürgerrecht in Petershagen und starb 1663 im Alter von 93 Jahren. Sein Sohn Rudolf Abraham, mithin ein Schwager

⁴⁰ Ebd., S. 46-47.

⁴¹ Verleumdungsklage.

⁴² Vorwerk des Schlosses Petershagen.

⁴³ Es befindet sich im Nordrhein-Westfälischen Staatsarchiv in Münster.

Hinrich Plagges, wird im „Kirchen- oder Protokollbuch“ in der Zeit von 1653 bis 1661 wiederholt als Bürgermeister der Altstadt Petershagen genannt.

Die Bürger, die ihre Injurienklage gegen Superintendent Schmidt erhoben, entstammten also alteingessenen und angesehenen Familien Petershagens. Gehörten sie vielleicht zu einer Gruppe von Bürgern, die mit dem Calvinismus der neuen brandenburgischen Obrigkeit sympathisierten? Waren sie deshalb in einen Gegensatz zum lutherischen Superintendenten geraten?

1653: Eine Kindtaufe bei Luttermanns. Giftanschlag auf den Superintendenten?

Das älteste Kirchenbuch in Petershagen beginnt mit den Taufen im Jahr des Westfälischen Friedens 1648. Zwei Jahre später bringen Jost Hinrich Luttermann und Margrete Goesmann – sie hatten am Sonntag Estomihi 1650 geheiratet – am Donnerstag nach dem 24. Sonntag nach Trinitatis 1650 ihr ältestes Kind, Elisabeth Juliana Luttermann, zur Taufe. Zu den sieben (!) Paten gehören unter anderem die älteste Tochter des Statthalters, Juliana von Wittgenstein, und der „Bruder“ des schon erwähnten Richert Spreen. Das zweite Kind der Eheleute Luttermann, Anna Margreta, wird am 6. Juni 1653 getauft. Als „Gefatterin“ wird an erster Stelle „des Herrn Superintendenten Hausfrauen“ genannt; dann werden die Frauen des Regierungssekretärs Illigen und des B[ürgermeisters] Johan Lanekämper aufgeführt. Es handelte sich demnach bei den Luttermanns um eine Familie der städtischen Oberschicht.

Bei dieser Kindtaufe nun ereignete sich nach der Erinnerung und Überzeugung des Superintendenten Schmidt etwas, das für die kommende Welle der Hexenprozesse in Petershagen einen Anlass gegeben haben könnte. Deshalb wird Schlichthaber es aus dem Vitae Curriculum von Schmidt überliefert haben.⁴⁴ Julius Schmidt berichtete demzufolge:

„Den 8. Junii⁴⁵ wurde [ich] hier auf eine KindTaufe fleißig genöthiget. Eine unbekannte Frau brachte mir ein Glaß Bier zu und sagte, ich mögte Trincken, es wäre frisch geschenet. Ich ließ es eine Weile stehen, und als ich trincken will, berstet mir das Glaß zwischen den Lippen entzwey mit einem grossen Gelaut; einen halben Löffel voll hatte ich wol davon getruncken. Da stund ich auf mit diesen Worten: Ich bin hier lang gnug gewesen. Es that aber, Gott lob! keinen Schaden, ob gleich mir sehr

⁴⁴ Schlichthaber, (wie Anm. 4), S. 51-52.

⁴⁵ Muss nach dem Kirchenbuch heißen: 6. Junii.

angst war. Es war viel böses Volck auf der Kind-Tauffe, die hernach meist justificiret⁴⁶ worden.“

Offenbar meinte Superintendent Schmidt, die Frau habe ihn vergiften wollen! Ohnehin war er nicht gerne der Einladung zu dieser Kindtaufe gefolgt, bei der seine Frau Gesa, geborene Sarnighausen, als Patin gebeten war. Ihr zuliebe hatte er sich „nöthigen“ lassen. Und nun fand er dort offenbar viele Leute vor, die ihm nicht wohlgesonnen waren. Etliche davon wurden später – während der Hexenprozesse von 1654–1656 – hingerichtet! Die Spreens waren mit den Luttermanns befreundet. Er sah da einen Zusammenhang: Die Frau war sicherlich eine Hexe gewesen!

Hexerei brachte man üblicherweise mit dem Vergiften von Mensch und Vieh in Verbindung. Welche Werkzeuge des Teufels mochten, so wird Julius Schmidt erschrocken gedacht haben, hinter diesem Giftanschlag auf ihn, den Prediger von „Gottes Wort und Luthers Lehr“, stecken?

Der Mindener Chronist Ernst Albrecht Friedrich Culemann schreibt 1747 in Kenntniss der Aufzeichnungen Julius Schmidts über die Ursachen, denen der Superintendent das Aufkommen von „Zauberey“ zugeschrieben habe: „M[agister] Julius Schmidt attribuiret in seinen Collectaneis,⁴⁷ worinnen er diese Executiones bemercket hat, den langwierigen Krieg, dass die Zauberey um diese Zeit so sehr überhand genommen.“⁴⁸

1654: Die ersten drei Hexenverbrennungen in Petershagen

Im folgenden Jahr begann in Petershagen die bis 1656 anhaltende Welle der Hexenprozesse, der mindestens 39 Menschen, 35 Frauen und 4 Männer, zum Opfer fielen, zuletzt auch Hinrich Plagge und Richert Spreen.

Das im vorigen Kapitel geschilderte Ereignis bei der Taufe in der Familie Luttermann zeigt, dass auch bei gebildeten Leuten wie Superintendent Schmidt sich leicht ein schlimmer Verdacht einstellte. Man rechnete damals – wie ja schon Martin Luther – mit Machenschaften und Verführungen des Teufels. Einiges war dem Superintendenten bei der Visitation zu Ohren gekommen. Menschliche Spannungen trugen mit dazu bei, dass Misstrauen wachsen konnte. Es gab mancherlei Anfeindungen. Ob dabei tatsächlich das mysteriöse Ereignis bei der Taufe Luttermann Auslöser für die 1654 einsetzenden Hexenverfolgungen in Petershagen gewesen ist und ob etwa Julius Schmidt durch einen Bericht und Vorwurf

⁴⁶ Hingerichtet.

⁴⁷ Schreibt in seinen gesammelten Erinnerungen.

⁴⁸ Ernst Albrecht Friedrich Culemann, Erste Abteilung Mindischer Geschichte, Minden 1747, S. 141.

sie angestoßen hat, lässt sich nicht erkennen. Leider fehlen dazu die verlorengegangenen Prozessakten der Gerichte.

Wahrscheinlich kamen wie in Eisbergen auch in Petershagen Anzeigen aus der Bevölkerung, denen dann die Obrigkeit in Verhören – in „peinlichen“ wie 1648? – nachging. Der Statthalter, Graf Johann zu Sayn-Wittgenstein, der wie in anderen Territorien, z. B. in seiner Grafschaft Wittgenstein, ein Machtwort und Halt hätte sprechen können, war im Dienste des Kurfürsten sehr häufig in Berlin. Dort vertrat er den Landesherrn während dessen Krieg mit Polen. „Nach der Rückkehr von einer Hollandreise holte er seine Familie im Jahre 1655 nach Berlin“, wo er zwei Jahre später starb.⁴⁹

Die Verfolgungswelle in Petershagen begann mit der Hinrichtung einer auswärtigen Frau. Pastor Heinrich Westermann vermerkt 1654 im Kirchenbuch: „Ein Weib von Todenhausen, welche ihren ersten Ehemann mit Ratten-Pulver vergiebet,⁵⁰ mit dem h[eiligen] Abendmahl versorget und baldt darauff decolliret.“⁵¹ Die namenlose, vielleicht einfache Frau hatte, wahrscheinlich unter der Folter, ihre Tat reumütig „gestanden“. Deshalb hatte der Pastor ihr das Abendmahl gereicht, bevor sie enthauptet wurde. Der Historiker E. A. F. Culemann, der Julius Schmidts verlorengegangene Aufzeichnungen noch einige Jahre vor Schlichthaber hat einsehen können, schreibt 1747 über diese Frau, dass man sie für eine Hexe gehalten habe: „Am 22. Mertz eben diesen Jahres⁵² ward ein Weib aus Todtenhausen, welche ihren Ehemann mit einem rothen Pulver aus dem Wege geräumt hatte, und weil sie bey der Wasserprobe immer oben auf dem Wasser geblieben,⁵³ ihres Leugnens ohngeachtet für eine Hexe gehalten worden, zu Petershagen, nachdem sie vorher mit glüenden Zangen gezwickt, decolliret worden.“⁵⁴

Hier kann ein tatsächlicher Giftmord vorgelegen haben, der in das Schema „Hexerei“ gepresst wurde, weil man besonders Hexen die Anwendung von Gift zutraute – wie jener Frau, von der Superintendent Schmidt angenommen hatte, sie habe ihn bei der Kindtaufe vergiften wollen. Die Wasserprobe wurde wohl am Schlossgraben südlich des Schlosses vorgenommen, wo es noch 1669 eine Ortsbezeichnung „An der

⁴⁹ Großmann (wie Anm. 12), S. 59.

⁵⁰ Vergiftet.

⁵¹ Enthauptet.

⁵² 1654.

⁵³ Das galt als Beweis, dass sie eine Hexe war.

⁵⁴ Culemann (wie Anm. 48), S. 141.

Wippen“⁵⁵ gab.⁵⁶ Hatte die Frau unter der Folter andere Frauen „besagt“?⁵⁷

Ein halbes Jahr später, am Montag nach dem 19. Sonntag nach Trinitatis, wurde dann „die executio vollzogen wegen Hexerey mit Mettchen Bauch von Rosenhagen aus dem Caspel⁵⁸ Wintheim, welche decolliret und verbrandt“.

Am 29. Oktober bzw. am 27. Dezember 1654 wird von den ersten Petershagerinnen, Gesche Spannus und Ilschen Schwier, berichtet, dass sie „lebendig verbrannt“ worden seien. Hatten sie sich nicht zu der ihnen vorgeworfenen „Hexerey“ bekannt? Lag auch hier bereits ein Zusammenhang von „Besagungen“ vor?

Vorausgegangen sein muss in jedem dieser Fälle ein Prozess nach der Halsgerichtsordnung Kaiser Karl V. von 1532: entweder vor dem alten Schöppensstuhl für das Fürstentum Minden in Petershagen oder, wenn dieser 1654 bereits durch den Kurfürsten aufgelöst gewesen sein sollte, vor der Regierung selbst, die bald für „alle schweren Fälle der Kriminal- und Zivilgerichtsbarkeit, die Zeugenverhöre und regelrechten Prozesse“ zuständig war.⁵⁹ In der kurfürstlichen Regierung gab es keine exakte Gewaltenteilung, und Rechtsbeistände wird es deshalb für die Angeklagten nicht gegeben haben.

Im Geheimen Staatsarchiv in Berlin befindet sich – gleichfalls aus dem Oktober 1654 – ein Schriftwechsel zwischen der Regierung des Fürstentums Minden in Petershagen und dem Kurfürsten in Cölln an der Spree. Auf ihn hat schon Spannagel hingewiesen.⁶⁰ Im ersten Schreiben vom 5. Oktober 1654 kommen Kanzler und Räte auf das „leidige Hexenwesen“ zu sprechen, das „in den benachbarten orten undt hiesigem Fürstentum“ infolge des Krieges und der während dieser Zeit „unterlassenen Kirchenlehr undt Visitation“ „sehr überhand genommen“ habe. Einige Hexen seien bereits auf eingeholte Urteile hin nach einem „rechtmäßig gemachten Prozeß“ hingerichtet worden. Andere säßen noch „in den Ämtern⁶¹ und allhier“⁶² im Untersuchungsgefängnis. Andere könnten noch „vermittels göttlichen Beistands“ „entdeckt“ werden. Es geht der Regierung nun um die Genehmigung des Kurfürsten, bei der Art der Hinrichtung nicht in allen Fällen nach der Anweisung der Halsgerichts-

⁵⁵ An der Hexenwippe.

⁵⁶ Großmann (wie Anm. 12), S. 64.

⁵⁷ Belastet.

⁵⁸ Kirchspiel.

⁵⁹ Spannagel (wie Anm. 8), S. 148.

⁶⁰ Geheimes Staatsarchiv Berlin, 1 HA Geh. Rat Rep. 32, Fürstentum Minden Nr. 34.

⁶¹ Des Fürstentums Minden.

⁶² In Petershagen.

ordnung Kaiser Karl V. verfahren zu müssen, die vorsah, die „Delinquenten“ lebendig zu verbrennen. Die Regierung wollte stattdessen, wie bereits in benachbarten Territorien üblich, unter Berücksichtigung der Umstände und Personen, auch des durch die „Zauberschen“ an Mensch und Vieh angerichteten Schadens, bei Schuldeingeständnis und Reue Strafmilderung üben: Erst Enthauptung und dann Verbrennen des Leichnams. Sie versprach sich davon bei den „armen Leuten“, wie sie milde die der Hexerei Angeklagten nannte, ein schnelleres Schuldeingeständnis. Die Erfahrung lehre, dass sie sonst, bei der Aussicht „lebendigen Verbrennens“, „verhärtet“ würden. In seiner Antwort vom 21. Oktober 1654 willigte der Kurfürst ein, dass in den weniger schweren Fällen diese Strafmilderung vorgenommen werden könne. Doch behielt er sich diese Gnade vor und befahl, dass ihm in solchen Fällen zuvor das „eingeholte Urteil“ einzureichen sei. Diese Einschränkung ihrer Entscheidungsfreiheit beunruhigte nun wieder den Mindenschen Kanzler und dessen Räte. Sie sandten ein zweites Bittschreiben nach Cölln. Darin gaben sie dem hohen Herrn zu bedenken, dass bei einem solchen Verfahren „viel Zeit und Kosten“ verlorengehen würden. Es bestünde zum einen die Gefahr, dass die „Zauberschen“ bei Aufschub der Hinrichtung „vom Teufel angefochten“ und zum Widerruf ihres Schuldbekenntnisses verleitet, ja sogar vom Teufel „erwürget“ oder zum Selbstmord verleitet würden. Deshalb bäten die wahrhaftig Reuigen inständigst um eine rasche Exekution! Da es sich außerdem zumeist um „arme Personen“ handele, könnten sie in der Regel die Gerichtskosten nicht aus eigenen Mitteln bezahlen. Die Unkosten müssten dann zum Nachteil des Herrn Kurfürsten aus dessen Staatsgütern genommen werden. Aus diesen Gründen bat die Mindensche Regierung den Kurfürsten abschließend um die Vollmacht, bei entsprechenden Voraussetzungen „die Zauberschen nicht allemahl lebendig zu verbrennen, sondern erstlich zu decolliren, und hernach den Körper verbrennen zu lassen“.

Die Entscheidung des Kurfürsten ist nicht bekannt. Es bleibt aber von beiden Seiten ein schrecklicher Eindruck zurück: Wie wenig kamen hier die unglücklichen Menschen in den Blick!

Über eine dem Urteil vorausgehende Folter erfahren wir für die Petershagener Prozesse – bis auf eine einzige Erwähnung der „scharffen Frage“ – nichts; doch muss sie vorausgesetzt werden, schon deshalb, weil die Frauen sich ohne sie wohl nicht des ihnen unterstellten Verbrechens bezichtigt hätten. Die Gerichtsverhandlung wird, wie aus späteren Prozessen bekannt ist, auf der „Amptsstube“ am Schloss Petershagen erfolgt sein, dem Sitz des Amtes Petershagen.

Verstärkte Vorbehalte des Superintendenten Schmidt gegenüber den Reformierten

Die Ressentiments des lutherischen Superintendenten Schmidt gegenüber den Calvinisten dürften sich in diesem Jahr verstärkt haben. Auch durch das, was ihm Professor Gisenius⁶³ über bestimmte Erlebnisse an der theologischen Fakultät in Rinteln, an der er zum Magister promoviert worden war, berichtete. Schmidt schreibt in seinen Erinnerungen:

„Nach einer zurück gelegten Reise nach Halberstadt [...] besuchte mich in Petershagen den 24. Juli 1654 der alte Herr D. Gisenius, [...] dem die Reformierten und auch dismahl schon in etwas hinckende Rintelische Theologi nicht wenig Hertzeleyd zugefüget hatten, also dass auch seine Bibliothek zu Rinteln nicht wenig ruiniert, und er nach Loccum sich zu retiriren⁶⁴ genöthiget war.“⁶⁵

Hier äußert sich nicht nur ein Zorn über die schlechte Behandlung seines geschätzten Lehrers, sondern es treten auch Schmidts Vorbehalte gegenüber den Reformierten zutage. Und die an sich lutherischen Vertreter an der Rintelner Universität „hinken“ nach seinem Eindruck „auf beiden Seiten“ wie weiland die Israeliten zur Zeit des Propheten Elia, die nicht wussten, ob sie sich für den Gott Israels oder für den Götzen Baal der Kanaaniter entscheiden sollten –⁶⁶ wahrlich ein schneidender Vorwurf! Er wirft ein Licht auf Julius Schmidts Gefühle gegenüber den Reformierten und deren Sympathisanten, die sich mit der neuen brandenburgischen Obrigkeit in Petershagen breit machten.

1655: Der Höhepunkt der Hexenverfolgungen in Petershagen

Nachdem 1654 der Damm gebrochen war, gab es auch in Petershagen, wie zuvor anderswo, kein Halten mehr. Die Hexenfurcht und die Hexenhatz griffen um sich – aus was für Motiven auch immer wurden Menschen bei der Regierung angezeigt. Wahrscheinlich hatte man auch aus den bereits hingerichteten Frauen mittels der Folter weitere Namen herausgepresst. 1655 wurden in Petershagen nach dem Kirchenbuch mindestens 20 „Hexen“ und ein „Zauberer“ hingerichtet. Das gesamte

⁶³ Johannes Gisenius (1577–1658), Professor in Rinteln, war ein streitbarer Theologe, der Verfolgungen ausgesetzt war. Vgl. Rothert, Die Minden-Ravensbergische Kirchengeschichte II. Reformation und Pietismus, Münster 1928, S. 116-117.

⁶⁴ Zurückzuziehen.

⁶⁵ Zitiert bei Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 52.

⁶⁶ 1. Könige 18,21.

Verfahren wird so ähnlich abgelaufen sein, wie es Martin Krieg nach den späteren Mindener Prozessen von 1669–1675 beschrieben hat.⁶⁷

Nach seinen späteren, von Schlichthaber bruchstückhaft überlieferten Aufzeichnungen war es Superintendent Julius Schmidt, der die Unglücklichen nach der Anklageerhebung des weltlichen Gerichts seelsorgerlich betreute. Nachdem sie ihm – schuldig oder unschuldig – gebeichtet, sich in der Absolution „mit Gott versöhnet“ oder „vereinigt“ hatten, durften sie „den wahren Leib und das wahre Blut Christi“ empfangen, bevor sie „condemniret,⁶⁸ decolliret und verbrannt“ wurden. Von dem seelsorgerlichen Angebot scheinen sie in ihrer Verzweiflung fast alle Gebrauch gemacht zu haben. Julius Schmidt – er war zum unverbrüchlichen Halten des Beichtgeheimnisses verpflichtet – wird durch viele Zweifel und Anfechtungen hindurchgegangen sein; es mag ihn allenfalls getröstet haben, dass er meinte, durch seinen Dienst ihre Seelen retten zu dürfen!

Die „Justifizierten“⁶⁹ des Jahres 1655 seien hier aus dem Kirchenbuch vollzählig genannt:

Montag nach dem 2. Sonntag nach Epiphania: Lucia Finche.

Freitag nach dem 3. Sonntag nach Epiphania: Maria Rehling und Hinrich Wichers Weib.

20. Februar: Alke Drubke, ihre Schwester Metteke und Drone Wolke.

Freitag nach Sexagesimae: die alte Kloppersche und die Benekingsche.

Sonnabend nach Laetare: das Weib von Jossen.

Im März: die Bremersche.

Montag nach Oculi: die Gronausche, die Polemanesche und die Meyersche von Lede.⁷⁰

Montag nach Palmarum: Hinrich Fischer (bei Lede begraben).

20. Juli: die Bardenersche, die Kannenbetersche und die Klutische.

Mittwoch nach dem 11. Sonntag nach Trinitatis: die Hartmannsche, die Möllersche und „das Weib aus Holthausen“. Die ersten beiden wurden „auf der Coplen“⁷¹ begraben.

Freitag nach dem 15. Sonntag nach Trinitatis: Mettken aus Stemmer.

⁶⁷ Martin Krieg, Hexenprozesse und Hexenwahn in Minden, in: Ravensberger Blätter, 39. Jahrgang, Nummer 8, August 1939, S. 57-58.

⁶⁸ Verurteilt.

⁶⁹ Hingerichteten.

⁷⁰ Lahde.

⁷¹ Auf der Koppel, dem Schindanger.

Dienstag nach dem 22. Sonntag nach Trinitatis: Gesche Koch und „die Dirne“.

1. Dezember: Margarete Hoker und Even Moller. Auch sie wurden nicht verbrannt, sondern auf der Koppel, dem Schindanger, begraben.

„Auf der Koppel“ war die am häufigsten genannte Hinrichtungsstätte, jenseits der Weser gelegen, wohl auf der „Tinniger Heyde“.

Im Blick auf die soziale Zugehörigkeit der vermeintlichen Hexen ist davon auszugehen, dass jetzt neben „armen Personen“, von denen die Regierung noch geschrieben hatte, zusehend auch Bessergestellte betroffen waren.

Schlichthaber übergeht hundert Jahre später, wie er zweimal schreibt, die in Superintendent Schmidts Aufzeichnungen „weitläufig angeführten Hexen-Historien, und die dabey vorgegangenen Executionen, sonderlich auf der Tinniger Heyde, welcher Jul[ius] Schmidt beygewohnt, nachdem er sie zum Tode, wiewol mit ungleichem Succesß⁷² bereitet“.⁷³ Geschah dieses Übergehen der schrecklichen Ereignisse vielleicht auch auf Wunsch des Medinger Pastors Philipp Henrich Sarnighausen (1696–1770), des Enkels von Julius Schmidt, der Schlichthaber das Diarium und das Vitae Curriculum seines Großvaters „zur Auswertung und Veröffentlichung“ überlassen hatte?⁷⁴ Offenbar waren auch dem Mindener Pastor Schlichthaber, der seinem Amtsbruder Julius Schmidt insgesamt ein sehr gutes Zeugnis ausstellt, diese Vorgänge des vorangegangenen Jahrhunderts aus seiner aufgeklärteren Sichtweise heraus schrecklich und peinlich. „Exempla sunt odiosa“,⁷⁵ so schreibt er verschämt auf Latein.

1656: Die Prozesswelle erreicht mit Hinrich Plagge und Richert Spreen einige der Feinde des Superintendenten

1655 war nicht nur in Petershagen, sondern – wie aus den Angaben bei Culemann zu schließen ist – im ganzen Fürstentum die größte Zahl von Hinrichtungen erfolgt: Im Amt Hausberge waren es 13 (1654: 3), im Amt Reineberg 1 (1654: 3).⁷⁶ Konnte man für die Jahre 1654–1655 aufgrund der spärlichen Angaben im Kirchenbuch vermuten, dass unter den Verurteilten die unteren Bevölkerungsgruppen überwogen – auch die Regie-

⁷² Erfolg.

⁷³ Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 52.

⁷⁴ Sarnighausen (wie Anm. 3), S. 27.

⁷⁵ „Die Beispiele sind widerwärtig.“

⁷⁶ Culemann (wie Anm. 48), S. 239–242.

rung schrieb ja von „meistens armen Personen“–, so wurden jetzt in Petershagen zunehmend Menschen aus der bürgerlichen Oberschicht beschuldigt, außerdem mehr Männer als bisher. Auch erfahren wir über sie mehr Einzelheiten. Rainer Decker sieht darin einen auch andernorts festzustellenden Trend.⁷⁷ Erinnert sei an die mancherlei Spannungen in der kleinen Doppelstadt Petershagen, die mit dem Einzug des brandenburgisch-calvinistischen Elements zusammenhingen. Mancher hatte sich misslieblich gemacht und wurde desto eher beargwöhnt. Es ging jetzt auch an Personen, die Schlichthaber zu den „Feinden“ des traditionell lutherischen Superintendenten Schmidt zählt.

1656 wurden den Eintragungen des Pastors Westermann im Petershagener Kirchenbuch zufolge zehn Menschen wegen „Hexerey“ hingerichtet, sieben Frauen und drei Männer:

Dienstag nach dem 1. Sonntag nach Ostern: die Wichmannsche.

Freitag nach dem 5. Sonntag nach Ostern: die Fromesche.

Sonnabend nach dem 3. Sonntag nach Trinitatis, 28. Juli,⁷⁸ Hinrich Plagge, „welcher zufuhr mit dem h[eiligen] Abendmahl versorget, justificiret worden und auf der Coppel begraben“. Die letztere Angabe ist später angefügt, der Handschrift nach aber wohl auch von Pastor Westermann. Culemann spricht von einem „Zauberer“, nennt aber wie auch sonst nicht den Namen.

Sonntag nach dem 7. Sonntag nach der h[eiligen] Drei[faltigkeit]: Linke Rodenberger und Anneken Rehling.

Mittwoch nach dem 9. Sonntag nach der h[eiligen] Dreifaltigkeit: „das Weib Lonkerthumb“.

Dienstag nach dem 13. Sonntag nach Trinitatis: die Schwerterische.

Mittwoch nach dem 19. Sonntag nach Trinitatis: Helmeke Buhre und Fritz Ottes „Leidiges⁷⁹ Eheweib“. Auf der Koppel begraben.

Donnerstag nach dem 23. Sonntag nach Trinitatis: Richert Spreen, „qui prius usus Sacra coena et postea veta conversione et fite vitam finivit.“⁸⁰

Jetzt waren also erstmals drei Petershagener Männer unter den Hingerichteten: Hinrich Plagge – immerhin ein Schwager des Bürgermeisters Rudolf Abraham –, Helmeke Buhre und Richert Spreen. Bei Plagge und Spreen verwendete Pastor Westermann im Kirchenbuch eine gespreiztere Ausdrucksweise: Hinrich Plagge wurde „justificiret“. Er wurde „hingerichtet“, sonst heißt es meistens „enthauptet“. Bei Richert Spreen

⁷⁷ Rainer Decker, *Magie, Mythen und die Wahrheit*, Darmstadt 2004, S. 120.

⁷⁸ Nach Culemann: 28. Juni.

⁷⁹ Leidendes.

⁸⁰ Der zuvor das Heilige Abendmahl nahm und hinterher nach abgelehnter Bekehrung das Leben mäßig abschloss. Veta für vetita, fite für finite?

wird in lateinischen Worten die Umkehr, dass er Buße getan habe, verneint!

Der Fall dieser beiden Delinquenten muss dem Superintendenten besonders nachgegangen sein, weil Schlichthaber sie in seiner knappen Zusammenfassung der sonst von ihm „übergangenen“ „Historien die Hexen betreffend“ als einzige mit Namen nennt.

Schlichthaber nennt Hinrich Plagge und Richert Spreen „Feinde“ Julius Schmidts.⁸¹ Er schreibt die inhaltsschweren Worte: „Ich bemercke hiebey Gottes allweise Direction,⁸² welche unserem neuen Superintendenten gleich Anfangs solche Feinde erwecket, sein Hertz vor dem Stoltz zu bewahren; Ja göttliche Gerichte, indem er den 28. Jun[i] 1656 einen von diesen, nemlich Henrich Plaggen, zum Tode geleitete. Er wurde auf der Koppel decolliret, und hernach von denen Seinigen begraben. Er gieng auf dem Kruck⁸³ zum Tode, nachdem er den 13. Jun[i] bey dem nächtlichen Aussteigen von der Amts-Stuben Schaden an einem Beine bekommen hatte. Wie er⁸⁴ denn auch den Richard Spreen den 13. November a. c.⁸⁵ zum Gerichte führte.“⁸⁶

Schlichthaber schließt sich hier offenbar der Überzeugung Schmidts an, dass diese Hinrichtungen ein Gericht Gottes gewesen seien, das andererseits wiederum – eine sehr gewagte theologische Konstruktion! – der Abschluss einer weisen Fügung gewesen sei: Gott erweckte dem neuen Superintendenten „solche Feinde“, „sein Hertz vor dem Stoltz zu bewahren“!

Vielleicht hatte Hinrich Plagge in Todesangst und wohl im Bewusstsein seiner Unschuld aus der Amtsstube, die als Gefängnis diente, zu fliehen versucht und sich beim Sprung aus dem Fenster verletzt! Es war nach der Meinung Schmidts noch ein Gnadenerweis, dass des „Zaubers“ Leichnam nach der Hinrichtung – mit dem Schwert – auf der Koppel nicht verbrannt wurde, sondern von seinen Angehörigen begraben werden durfte.

Das Kirchen- und Protokollbuch berichtet von Hinrich Plagge und noch zwei weiteren Delinquenten des Sommers 1656, dass sie vor ihrem Ende noch eine Donation⁸⁷ machten. Solche Stiftungen geschahen auch sonst und wurden im Kirchen- oder Protokollbuch von dem Superinten-

⁸¹ Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 46-47, vgl. S. 60.

⁸² Fügung.

⁸³ Krücke.

⁸⁴ Der Superintendent.

⁸⁵ a[nni] c[urrentis].

⁸⁶ Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 47.

⁸⁷ Stiftung.

dentem als dem 1. Pfarrer der Gemeinde vermerkt, so z. B. 1648 bei „Frau Cantzlerin Bessel“ und „H[errn] Cantzler Bessel“.⁸⁸

Von Linke Rodenberg heißt es in der Liste von 1656, dass sie zwei Tage vor ihrer Hinrichtung 40 Rthl⁸⁹ „an hiesigen Caplandienst“⁹⁰ gab. Es heißt dazu: „Dis geschah oben auf der Ambtsstuben, im Beiseyn meiner des Ambtsschreibers, ihres Mannes Henrich Rodenberg und noch einiger andern Menner mehr.“⁹¹

Superintendent Schmidt vermerkt nun als Nächstes: „Desgleichen gab auch p[erge] Jüngsten⁹² Henrich Plagge kürzt vor seinem Ende 10 Rthal⁹³, woruf gerichtliche Scheine aus dem Ampte müssen abgefordert werden.“ Hier steht am Rand: „Sind im Kirchenladen den nachkommen zum besten verwahret.“⁹⁴ Das ist wohl so zu verstehen, dass zunächst die Hinrichtungskosten davon bezahlt werden sollten. Dann wurde der Betrag aber doch zugunsten der unmündigen Kinder vereinnahmt. Eine versöhnliche Maßnahme? Auch Helmeke Buhre machte zufolge der Liste von 1656 „vor seinem Ende“ eine Stiftung.

Es half Hinrich Plagge nichts, dass er offenbar ein unter seinen Mitbürgern geachteter Mann war. Hätte man ihn sonst, wie das Kirchenbuch ausweist, noch in den Jahren 1654 bis 1655 in drei Familien zum Taufpaten genommen: am 9. Juli 1654 bei Hinrich Temme, am 22. November 1654 bei Caspar Behr und am 25. Juli 1655 bei Tonnies Hoffmann?

Schlichthaber schreibt über Superintendent Schmidt in Kenntnis seiner Aufzeichnungen: „Gott aber stärckete ihn, und gab ihm Sieg über seine Feinde, indem er den meisten Vornehmen, ob sie gleich zum Theil Calvinischer Religion waren, die Leichen-Predigten auch gehalten, vielen bürgerlichen selbiger Religion so wol, als andern in damaliger Hexen-Inquisition das Geleit zum Richtplatz gegeben: Exempla sunt odiosa.“⁹⁵

Wenn man Anton Gottfried Schlichthabers, des lutherischen Pfarrers an St. Simeonis in Minden, vehemente Parteinahme für Superintendent Schmidt gegen die Gruppe Plagge/Spreen liest, für die er nur Schmidts eigene Aufzeichnungen auswerten konnte, so können einem schon Zweifel kommen: Gab wirklich *Gott* dem Julius Schmidt „Sieg über seine Feinde“ Hinrich Plagge, Richert Spreen und andere? Waren sie wirklich

⁸⁸ Kirchen- und Protokollbuch, S. 30 und S. 46.

⁸⁹ Reichsthaler.

⁹⁰ In der reformierten Hofkapelle.

⁹¹ Kirchen- und Protokollbuch, S. 104.

⁹² Unlängst.

⁹³ Hier steht im Kirchen- und Protokollbuch am Rand: Henrich Plagge Donation 10 thal.

⁹⁴ Kirchen- und Protokollbuch, S. 105.

⁹⁵ Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 60.

die Häupter einer Verschwörung gegen den aufrechten Vertreter von „Gottes Wort und Luthers Lehr“?

Oder fielen sie nicht eher dem damals so verbreiteten Hexenwahn zum Opfer? Wir wissen aus Schlichthabers Chronik, dass Schmidt ein Mensch war, der nicht nur Feinde hatte, sondern sich auch von Feinden umgeben sah. Nicht erst mit der Hexenverfolgung 1653–1656, sondern – so doch auch Schlichthaber – schon in der Anfangszeit des Superintendenten Julius Schmidt um 1650 war die Feindschaft zwischen ihm auf der einen Seite und „Richard Spreen und diesen Plaggen“ auf der anderen Seite entstanden. Erst fünf Jahre später kam die Anklage gegen Hinrich Plagge und Richert Spreen wegen „Zauberey“. Es gilt also, den frühen persönlichen Konflikt mit der „Injurienklage“ und den wohl auf „Besagungen“ gründenden später erfolgten Vorwurf der Hexerei auseinanderzuhalten. Auch wenn Julius Schmidt hier offenbar im Nachhinein Zusammenhänge gesehen hat: „Es war viel böses Volck auf der Kind-Tauffe, die hernach meist justificiret worden.“ Er sah den vermuteten Mordanschlag im Zusammenhang mit dem Aufkommen einer „Hexenrotte“.

1657: Das vorläufige Ende der Hexenprozesse im Fürstentum Minden durch das Eingreifen des Statthalters Graf Georg von Waldeck

Richert Spreen war der letzte Petershagener, der wegen vermeintlicher Hexerei sein Leben lassen musste. 1657 kam es im Fürstentum Minden nur noch in Hausberge zu zwei Hinrichtungen. Die Seuche hatte sich zunächst einmal ausgetobt.

Entscheidend war dann, dass nach dem Tode des Grafen von Wittgenstein ein neuer Statthalter, Georg Friedrich Graf von Waldeck (1620–1692), am 25. November 1657 eintraf und schon am 8. Dezember 1657 das wichtige „Mindener Hexenpatent“ erließ:

„Um das unchristliche, schändliche Schmähen, Schelten und Lästern, das im Mindischen eingerissen ist und arg überhand genommen hat, so dass auch bei kleinlichen Anlässen einer den anderen zu unleidlicher Beschimpfung für Zauberer, Zauberin, Hexenkinder, Wehrwölfe, Trommelschläger und dergleichen schilt und ausruft, wodurch oft ehrliche Leute in ihrer Ehre gekränkt werden, nicht länger zu dulden, sondern dessen höchst schädlichen und gefährlichen Inkonvenientien⁹⁶ bei Zeiten gebühlich zu begegnen und vorzubauen, wird hierdurch verordnet, dass bei Vermeidung hoher und exemplarischer Strafe sich jedermann

⁹⁶ Ungehörige Vorkommnisse.

des Schmähens und Scheltens, der Injurien besonders aber der Beschuldigung der Zauberei oder wodurch ein solches Laster bedeutet wird, heimlich oder öffentlich zu enthalten hat.

Dafern aber einiger Verdacht oder redliche Anzeige der Zauberei auf jemand haftet, dass derjenige, der Wissenschaft davon hat, jedoch *citra animum et intentionem injuriandi*⁹⁷ solches, wie Rechtens, der Regierung oder den Beamten im geheimen offenbaren, damit gebühlich darüber inquiriert und, wie Rechtens, verfahren werden möge.

Die Zuwiderhandelnden, deren Anklagen und Verleumdungen nicht gegungsam erwiesen werden können, sollen als öffentliche Ehrenschänder, ohne Rücksicht, des Landes entweder ewig oder auf gewisse Jahre verwiesen oder nach Befindung mit Staupenschlägen hinausgejagt werden.⁹⁸

Das war ein klares und mit der nötigen Amtsautorität der Obrigkeit ergangenes Machtwort – aber es kam für die 39 allein in Petershagen Hingerichteten, 35 Frauen und vier Männer, zu spät. Bisher hatten ja auch die zuständigen staatlichen Organe des Fürstentums, von der „Stimme des Volkes“ ganz zu schweigen, mit den Beschuldigten kurzen Prozess machen wollen, möglichst ohne Kosten für die Obrigkeit – wie die Replik an den Kurfürsten von 1654 zeigte.

Wie sich der Schwager Hinrich Plaggess, der Bürgermeister der Altstadt von Petershagen, Rudolph Abraham, während der tödlichen Gefahr für den Mann seiner Schwester verhalten hat, ist nicht bekannt. Am 30. April 1656 zahlte er zum wiederholten Male die Gehälter an die Schulmeister aus.⁹⁹ Noch am 26. Januar 1661 wird er als Bürgermeister erwähnt, als die Kirche an ihn „den zweiten Theil“ verkauft, „welchen die Kirche, kraft einer von H[errn] Cantzler Bessel geschehenen Donation, an Wilhelm Ledebauers stette auf der Alternstadt biß dato gehabt hat“.¹⁰⁰ Möglicherweise hat sich Abraham der Kinder seiner verwitweten Schwester angenommen. Denn am 29. April 1668 wird er Pate bei dem ältesten Kind seiner Nichte Anna Catherina Plagge (*1649), Gerd Rudolph. Als Anna Catherina Plagge, die Tochter Hinrich Plaggess – sie hatte siebenjährig die Hinrichtung ihres Vaters verkräften müssen – am 21. November 1667 Ernst Hinrich Leesemann heiratete, hielt es Superintendent Julius Schmidt für richtig, bei ihrem Namen im Kirchenbuch hinzuzufügen, dass sie „Hinrich Plaggen justificati Tochter“ sei. Woraus wohl zu schließen ist, dass er an seiner Überzeugung festhielt, dass die Hinrichtung Hinrich Plaggess zu Recht geschehen sei.

⁹⁷ Vor der Neigung und Absicht der Beleidigung.

⁹⁸ Abgedruckt bei Spannagel (wie Anm. 8), S. 243-244.

⁹⁹ Kirchen- und Protokollbuch, S. 104.

¹⁰⁰ Ebd., S. 141.

Superintendent Schmidt, dessen große Verdienste „um die Hebung der Kirchenzucht und des Schulwesens“ nach Anton Gottfried Schlichthaber¹⁰¹ auch noch Robert Stupperich¹⁰² mit Recht hervorhebt, glaubte weiterhin an die Existenz von Hexen und Zauberern im Dienste des Teufels.

1669 hatte auch in der Stadt Minden – nach den bereits 1629–1631 dort geschehenen Verfolgungen – wieder eine Welle von Hexenprozessen eingesetzt, der 41 Menschen zum Opfer fielen.¹⁰³ Sie dauerte bis 1672 an; dann gab es eine Abflachung bis 1675. Kurfürst Friedrich Wilhelm schärfte am 13. September 1675 – reichlich spät! – auf Antrag der Regierung erneut das Hexenpatent von 1656 ein.

Der Historiker Culemann schrieb 1747: „Inzwischen ist nicht zu leugnen, dass man sich mehrentheils der betrieglichen¹⁰⁴ Wasserprobe bedient hat. Dem Höchsten hat man Ursache zu dancken, dass die Hexerey aus der Mode, und jederman überzeuget worden, wie solche Mittel nicht zureichend seyn, jemand solches groben Lasters zu überzeugen.“¹⁰⁵

Die Hexenverfolgungen sind eines der dunkelsten Kapitel unserer Geschichte. Schon im 18. Jahrhundert schämte man sich ihrer allgemein und vernichtete viele Unterlagen, so offenbar in Herford,¹⁰⁶ oder klammerte diese Ereignisse bei der Schilderung der Zeiten aus, wie Schlichthaber das in seiner Darstellung des Lebens des Superintendenten Schmidt mit dessen in seinen Erinnerungen „weitläufig angeführten Hexen-Historien“ getan hat. In Lemgo, wo es wie in Petershagen in den gleichen Jahren 1654–1656 eine schwere Verfolgung gegeben hatte, fasste 1715 der Rat den Beschluss, das sogenannte „Hexen- oder Schwarze Buch“ mit seinen kompromittierenden Aufzeichnungen zu vernichten, „weilen die darin angeführten Passagen guten Theils nunmehr für Torheiten gehalten werden“.¹⁰⁷ Dabei ging aber noch kaum jemand so weit, die Existenz eines Teufels zu bestreiten oder das Vorkommen eines Tat- und Strafbestandes „Hexerei“ zu verneinen. Jedoch erkannte man erschrocken, dass unzähligen Menschen unsägliches Unrecht zugefügt worden war.

¹⁰¹ Schlichthaber (wie Anm. 4), S. 57-58

¹⁰² Stupperich (wie Anm. 11), S. 64.

¹⁰³ Julius Schmidt, Feuer- und Flammenspiegel, Minden 1670, S. 112.

¹⁰⁴ Unzuverlässigen

¹⁰⁵ Überführen. Culemann (wie Anm. 48), S. 240.

¹⁰⁶ Rüdiger Bremme, Die Verfolgung der Familie Hofmeister in Herford wegen des Vorwurfs der Hexerei 1627–1656. In: Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 2006, Band 13, Bielefeld 2005, S. 177-191.

¹⁰⁷ Gerhard Schormann, Hexenprozesse in Nordwestdeutschland, Hildesheim 1977, S. 87.

Ganz Vlotho scheint sich aufzumachen

10 Aktenstücke

zu den durch Friedrich August Weihe (1721–1771) ange- stoßenen Erweckungen in Vlotho, Exter und Lippstadt

Wie und in welchem Umfang die vor allem durch Friedrich August Weihe (1721–1771)¹ geprägte Gohfelder Erweckung durch die gleichzeitigen Vertreter des an der Universität Halle/Saale und am dortigen Waisenhaus angesiedelten Pietismus wahrgenommen worden ist, ließ sich bislang nur schwer einschätzen. Für die Verortung des Gohfelder Aufbruches und die Einschätzung seiner auch überregionalen Wirkung war das eine schmerzliche Forschungslücke.

Hier eröffnen die im Folgenden vorgestellten 10 Aktenstücke – sie stammen allesamt aus dem Missionsarchiv der Franckeschen Stiftungen zu Halle (fortan: AFSt/M)² – wertvolle neue Einblicke. Es handelt sich um vier Briefe des 2. Vlothoer Pfarrers Bernhard Georg Dreckmann II. (1731–1811)³ an dessen Schwager Sebastian Andreas Fabricius (1716–1790),⁴ damals Inspektor der Cansteinschen Bibelanstalt und Sekretär Gotthilf August Franckes (1696–1769).⁵ Ihnen zur Seite treten je ein

¹ Friedrich Wilhelm Bauks, *Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945* (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, S. 542 (Nr. 6736). - Martin Brecht, *Friedrich August Weihe (1721–1771). Pietistischer Pfarrer, Liederdichter und Vorläufer der Minden-Ravensberger Erweckungsbewegung*, in: Christian Peters (Hg.), *Martin Brecht, Rüdiger Bremme, Zwischen Spener und Volkening. Pietismus in Minden-Ravensberg im 18. und frühen 19. Jahrhundert* (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 23), Bielefeld 2002, S. 129–200 (Lit.). - Christian Peters, *Zur Vorgeschichte Volkenings. Die Frommen Minden-Ravensbergs auf dem Weg ins 19. Jahrhundert*, in: *Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte* 100 (2005), S. 143–172 (Lit.).

² Den Mitarbeitern des Archivs der Franckeschen Stiftung zu Halle/Saale („Studienzentrum August Hermann Francke“), insbesondere aber Frau Dr. Britta Klosterberg (Leitung) und Dr. Jürgen Gröschl, sei an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich für ihre freundliche und präzise Unterstützung gedankt.

³ Bauks (wie Anm. 1), S. 103 (Nr. 1325). - Peters, *Volkening* (wie Anm. 1), S. 169.

⁴ AFSt/H (Hauptarchiv) „Grüne Kartei“ (inzwischen auch online abrufbar unter: www.francke-halle.de).

⁵ Der weithin unterschätzte Sohn und Nachfolger August Hermann Franckes (1663–1727), seit 1727 gemeinsam mit Johann Anastasius Freylinghausen (1670–1739) Di-

Schreiben Hilmar Ernst Rauschenbuschs (1745–1815)⁶ aus Oberbehme, Christian Ludwig Seyds (1744–1825)⁷ aus Vlotho und Anton Gottfried Hambachs (1736–1819)⁸ aus Exter. Sie richten sich an den Adjunkten des Archidiakons an der Haller Marienkirche Johann Konrad Philipp Niemeyer (1711–1767),⁹ den Präzeptor des Halleschen Waisenhauses Michael Meier (1704–1769)¹⁰ sowie Karl-Heinrich von Bogatzky (1690–1774),¹¹ den nach Francke „erfolgreichsten Erbauungsschriftsteller des Hallischen Pietismus“ (Martin Brecht) und Verfasser des „Gülden Schatzkästleins“ (1718). Dazu kommen – in dieser Form bislang einmalig – eine mit einer Missionsspende nach Halle übersandte Gedichtstrophe Weihes sowie kurze chronikalische Notizen aus einem in Halle gefertigten Jahresbericht, der „Relation de 1768“.

Wie diese Briefe zeigen, war der stark durch Weihe geprägte Dreckmann seit 1765 Zentralfigur eines erwecklichen Aufbruchs in Vlotho. Dabei stand ihm der zwar charismatische, selbst aber auch zutiefst angefochtene Kandidat Seyd, später Pfarrer in Wichlinghausen/Wuppertal, zur Seite. Man hielt Konventikel, die großen Zulauf fanden, ließ sich von Weihe aber auch bereitwillig zu Predigtdiensten in Herford gewinnen. Gleiches gilt für Hambach, damals noch Adjunkt in Exter. Lag die dortige Erweckung bislang weithin im Dunklen,¹² so tritt sie nun plastisch

rektor des Waisenhauses und des Paedagogium Regium, zugleich ordentlicher Professor der Theologie in Halle.

⁶ Bauks (wie Anm. 1), S. 398f. (Nr. 4941). - Wilhelm Leipoldt (Hg.), Hilmar Ernst Rauschenbusch in seinem Leben und Wirken dargestellt durch handschriftliche Familiennachrichten, Barmen 1840. - Hans-Martin Thimme, Hilmar Ernst Rauschenbusch - ein Vater der Erweckung, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 97 (2002), S. 65-103 (Lit.). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 155f. und 169.

⁷ Albert Rosenkranz (Hg.), Das Evangelische Rheinland. Ein rheinisches Gemeinde- und Pfarrerbuch. Im Auftrag der Evangelischen Kirche im Rheinland hg. II. Band: Die Pfarrer, Düsseldorf 1958, S. 483.

⁸ Bauks (wie Anm. 1), S. 178 (Nr. 2262). - Christian Peters, Minden-Ravensberg und die Wurzeln der Osnabrücker Erweckung, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 102 (2004), S. 81-113. - Derselbe, Volkening (wie Anm. 1), S. 156f. und 169. - Derselbe, Erweckung auch im Osnabrücker Land. Aus den Briefen des Hoyeler Pfarrers Anton Gottfried Hambach (1736–1819) an den Zentralausschuß der Deutschen Christentumsgesellschaft in Basel, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 100 (2005), S. 173-225.

⁹ AFSt/H „Grüne Kartei“.

¹⁰ AFSt/H „Grüne Kartei“; AFSt/M Archiv der Dänisch-Halleschen Mission.

¹¹ Nach Abbruch des Studiums aus Gesundheitsgründen 1718 zunächst Seelsorger des erweckten Adels in Schlesien (Glauchau, Breslau), 1740 am Hof in Saalfeld und dann seit 1746 dauerhaft in Halle/Saale.

¹² Presbyterium der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Exter (Hg.), Kirche in Exter 1666–1966. Aus Vergangenheit und Gegenwart der Gemeinde (Text: Walter

hervor. Weihe hatte Mühe, Hambach, dessen enge, fast väterliche Beziehung zu Bogatzky auch hier wieder deutlich zutage tritt, vor den Folgen seines kompromisslosen Heiligungstrebens zu schützen (heftige Konflikte mit örtlichen Gegnern und der kirchlichen Aufsichtsbehörde). Zur Krise kam es dabei offenbar im Zusammenhang einer Kirchenvisitation in Exter im Jahre 1768.

Für die Hallenser war das ihnen durch Dreckmann, Seyd und Hambach Berichtete natürlich nur schwer zu beurteilen. Daher bat man den vor Ort greifbaren Fabricius, der als Franckes Sekretär damals zeitgleich auch zum Begründer des Missionsarchivs wurde, um ein Gutachten. Fabricius hat sich dieser Aufgabe gewissenhaft unterzogen und dabei lediglich Einzelheiten relativieren müssen.¹³ Dass man es in Minden-Ravensberg mit einem beachtlichen Aufbruch zu tun hatte, wird in Halle fortan bewusst gewesen sein. Gleiches dürfte auch für die Rolle Weihes gelten, dessen großer Aktionsradius (geschildert wird eine exakt geplante Predigtreise nach Lippstadt) und weitblickende Besetzungspolitik (berichtet wird über die Vermittlung von Predigern bis ins Hannoversche) den dortigen Lesern gewiss nicht entgangen sind. Da Weihe schon 1771 starb und zwar viele Schüler, aber keinen ähnlich dominierenden Nachfolger hinterließ, konnte hier aber kein stabiles Beziehungsgeflecht entstehen. Die Kontakte zur Weiheschule brachen damit zwar nicht völlig ab, sie beschränkten sich aber fortan auf Einzelpersonen, wie Hambach in Hoyel.¹⁴

und Wilhelm Gröne), Bielefeld 1966, hier S. 74 und 77-80.

¹³ Wie Anm. 153.

¹⁴ Wie Anm. 8.

[1]

1765 Juni 13

Bernhard Georg Dreckmann II. (Vlotho) an Sebastian Andreas Fabricius (Halle/Saale)

In Halle gefertigter Auszug (Fabricius)

AFSt/M 3 M 6:35

[1a] Extrakt aus einem Schreiben des zweiten Predigers M[agister] Dreckmanns zu Vlotho vom 13. Juni 1765 an seinen Schwager Fabricius zu Halle.

[...] Ich freue mich, daß wir¹⁵ mit unserem H[errn] Onkel (dem ersten Prediger und Inspektor Dreckmann¹⁶ in Vlotho), zu dem wir auf Michaelis¹⁷ ins Haus ziehen werden, im Vergnügen und Segen leben werden, indem seine bisherige vierteljährige Krankheit ihn gründlich aufgeweckt und er, zur unaussprechlichen Freude aller Rechtschaffenen unter uns, nun recht geistlich lebendig worden und mit Beweisung des Geistes und der Kraft¹⁸ jetzt unter uns erwacht, da sonst vorher das Gnadenlicht, ob es gleich bei ihm sonst nicht ausgelöscht war, doch nicht so hell mehr schien als sonst wohl. Aber nun ist alle Asche der Trägheit weg, und es wird an ihm erfüllt, was David von den Gerechten sagt: Ob sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen.¹⁹ O, hätten Sie seine erste Predigt, die er am ersten Pfingsttage²⁰ hielt, gehört, Sie würden erstaunt sein! Das Gerücht von seiner geistlichen Erholung hat sich bereits überall in unseren Gegenden ausgebreitet, und hat ihm darauf der redliche H[err] Past[or] Weihe aus Gohfeld auch schon Visite gemacht, die ihm sehr erquicklich gewesen [...].

¹⁵ Dreckmann war seit dem 31. Oktober 1758 verheiratet. Seine Frau Justine Elisabeth Steinbömer (1729–1772) war die Witwe Meinhard Fockes in Vlotho.

¹⁶ Peter Henrich Dreckmann (1699–nach 1773), seit 1723 1. Pfarrer in Vlotho. Bauks (wie Anm. 1), S. 103 (Nr. 1323).

¹⁷ 29. September 1765.

¹⁸ 1 Kor 2, 4.

¹⁹ Ps 92, 15.

²⁰ 26. Mai 1765.

[2]

1765 Dezember 10

Bernhard Georg Dreckmann II. (Vlotho) an Sebastian Andreas Fabricius
(Halle/Saale)

In Halle gefertigter Auszug (Fabricius)

AFSt/M 3 M 6:36

[1a] Extrakt aus eben desselben Schreiben vom 10. Dez[ember] 1765.

[...] Aber denken Sie, daß meiner Frau Schwester, die Frau Fockin,²¹ schon Abschied genommen! Wir sind über ihren Hintritt sehr gebeugt, und hat es bei meiner Frau sehr viel gekostet, ihr Gemüt auch nur einigermaßen zu beruhigen. Sie hat aber ein sehr erbauliches und sanftes Ende genommen. Mein Gemüt bleibt noch immer voll davon, und es gebricht mir nur dermalen an der Zeit, Ihnen alles, was in ihrer Seele vorgegangen, zu melden. Sie war eine Schwägerin von dem H[errn] Inspektor Krancken,²² und ihr Ende ist auch dessen seinem Ende vollkommen gleich gewesen:

Sie hatte anfangs einen harten Kampf, und es kostete viel Gebet und Flehen, ehe sie zur Versicherung der göttl[ichen] Gnade kam. Und als sie diese endlich überkommen, fanden sich noch 2 Tage vor ihrem Ende schwere Anfechtungen ein. Dieselben dauerten ungefähr einen ganzen Tag, da sie in großer Angst und Beklemmung lag und mit der kanaanäischen Mutter dem von ihr gewichenen Heiland nachschrie.²³ Aber dieser freundliche Heiland, der sich nur verborgen hatte, kam wieder den Nachmittag, wie sie des anderen Morgens starb. Und wie wurde sie dann [1b] erquickt und gestärkt! Ja, wie sehnte sie sich nun nach der Stunde ihres Abschieds, daß sie ungestört und ewig möchte bei Christo sein! Jetzt ließ sie alle, die im Hause waren, ihren Mann, ihren alten Schwiegervater, ihre sämtlichen Kinder, Knechte und Mägde vor ihr Bett kommen. Sie ermahnte und segnete einen Jeglichen und zwar mit solchen nachdrücklichen Worten, daß man hätte glauben sollen, es läge da nicht eine unstudierte Frauensperson, sondern ein großer Gottesgelehrter. Da sie einem Jeglichen gesagt hatte, was sie ihm sagen wollte, wendete sie sich noch zu ihnen allen und redete sie mit diesen Worten an: Das sage ich euch, daß ihr euch allesamt bestrebt, so zu leben, daß ich dort in der Ewigkeit alle,

²¹ Vgl. Anm. 15.

²² Gustav Hermann Krancke (1705-1743), Informator am Waisenhaus in Halle/Saale, seit 1732 Inspektor der dortigen Mädchenbürgerschule, dann Inspektor der Knabenbürgerschule. Er stammte aus Westfalen. Archiv der Dänisch-Halleschen Mission.

²³ Mt 15, 22.

die in meinem Hause sind vor dem Thron des Lammes²⁴ in Freuden wiedersehe!

In der letzten Nacht, wie sie in des Morgens Frühe starb, ließ sie einige Male das Licht vor ihr Bett bringen. Und sie ersuchte mich, ihr Gesicht zu betrachten und ihr zu sagen, ob ich nicht an demselben Merkmale fände, daß ihr Ende herbeinahte. Und als ich ihr sagte, daß der Heiland ihr verkündigen ließe: Heute wirst du mit mir im Paradies sein,²⁵ wurde sie über die Maßen fröhlich. Sie starb auch darauf, [2a] ehe man es sich versah, denn sie redete noch mit ihrem Mann. Und als sie darauf einige Male kurz Odem geholt hatte, hatte der gute Hirte Jesus²⁶ sein Schäflein heimgeholt. Auch ist noch bei ihr anzumerken, daß sie durch den Genuß des Heiligen Abendmahls, das ich ihr zwei Tage vor ihrem Ende reichte, sich sonderbarlich gestärkt befand [...].

[3]

Nach 1766 März 22

Friedrich August Weihe (Gohfeld) an einen Unbekannten

Von unbekannter Hand gefertigter Auszug als Beilage zu einer Missions-
spende nach Halle

AFSt/M 3 C 3:28

[1a] [In roter Tinte:] Aus einem Brief des Seg.²⁷ Herrn Pastor Weihe in Westfalen vom 22sten Mart[ji] 1766: Ps 71, 14.15.16:

[In schwarzer Tinte:] Ich aber will immer harren und will immer deines Ruhmes mehr machen. Mein Mund soll verkündigen deine Gerechtigkeit, täglich dein Heil, die ich nicht alle zählen kann. Ich gehe einher in der Kraft des Herrn, Herrn. [Mit roter Tinte unterstrichen:] Ich preise deine Gerechtigkeit [in Roter Tinte:] (die du mir am Kreuze erworben hast, und worin ich die Gerechtigkeit Christi bin) [In schwarzer Tinte, mit roter Tinte unterstrichen:] allein, allein, allein.²⁸

²⁴ Vgl. Offb 22, 3.

²⁵ Lk 23, 43.

²⁶ Joh 10, 12.

²⁷ Segensreichen? Segensvoll wirksamen?

²⁸ Ps 71, 14-16*.

[In schwarzer Tinte:]

Ja, teurer Heiland, deine Gnade reicht über mein Verderben,
weil mir schadet nichts mein ganzer Schade,
ich bin selbst die Gerechtigkeit, in dir,
dem großen Sohn und Bürgen!
Du ließ[es]t dich für mich Sünder würgen.
Fluch Sünde, Elend, Fluch und Tod!
Fluch mein Verkläger, fleuch zur Hölle!
Der Gott-Mensch steht in meiner Stelle,
ich lebe satt von Gnaden-Brot!

[In roter Tinte:] Die überschwängliche Größe der Kraft, die Wirkung der mächtigen Stärke²⁹ des dreieinigen Gottes in Christo Jesu, wodurch wir glauben, Sünd und Welt überwinden, unsere und anderer Seelen erretten, stehe einem jeden treuen Zeugen der Wahrheit (besonders auch unter den Heiden in Ost- und Westindien) gnädig bei, das neutestamentliche Gnadenbrot täglich in völligem Glauben zu genießen und dasselbige auch allen Heiden unentbehrlich zu machen. Dieses wünscht in herzlicher Liebe und Einfalt ein Ungenannter und Unbekannter der da seufzt: O, süßer Jesu, mach mich frei von allen Sorgen, /mein Leben sei hier stets mit dir in Gott verborgen.

[In schwarzer Tinte:] Begleitet mit einem geringen Scherflein von zwei Goldgulden zum Bau des Reiches Gottes in Ostindien.

[1b] Nota: Dieses ist von meinem wertesten Hauswirt zu die 2 Goldgulden schriftlich beigefügt worden.

[4]

Nach Mai 1766 und vor 1767 Ende April³⁰

Hilmar Ernst Rauschenbusch (Oberbehme) an Johann Konrad Philipp Niemeyer (Halle/Saale)

In Halle gefertigter Auszug (Fabricius)

AFSt/M 3 M 7:44

[1a] [...] Meine Zeit in Wormsthal³¹ habe ich glücklich und sehr gesegnet durchlebt. Der Herr hat mir da auf alle Art wohlgetan. Jetzt wird mir

²⁹ Eph 1, 19.

³⁰ Niemeyer (wie Anm. 9) starb am 20. April 1767.

³¹ Auf Gut Wormsthal (Aueta). Hier war Rauschenbusch Hauslehrer beim General von Landsberg gewesen. Thimme (wie Anm. 6), S. 73.

Gnade geschenkt, ihn dafür von Herzen zu preisen, denn als ich noch da war und litt, konnte ich ihn nicht loben. Ach, mein Freund, sollte durch Gottes ewiges Erbarmen was Gutes an mir sein (doch der Herr sei gedankt, daß er mir Unwürdigstem hat Gnade widerfahren lassen),³² so hat es mir der Herr fürwahr da geschenkt.³³

In Halle³⁴ redete ich viel von Armut des Geistes, von Demut, von Forschen der Heiligen Schrift, von dem freien Hangen an der Gnade, von Sanftmut, von Verleugnung seiner selbst und dergleichen. Aber das hatte ich ja wohl nicht erfahren? Ich weiß nicht, was ich da eigentlich gewesen bin: Ob ich Jesu allein zugehört habe? Da habe ich gewiß mein gänzlich geistliches Unvermögen nicht erkannt, viel weniger meine Selbstheit ablegen wollen. Doch ich will mich nicht rühmen, ich bin jetzt noch zu schwach.³⁵ Dieses aber will ich mich rühmen, daß ich es jetzt mit Wahrheit und Freudigkeit aussprechen kann und daß ich als der fluchwürdigste Sünder doch in dem Blut Jesu selig werden soll.

Ich bin jetzt zu Oberbehme³⁶ und habe viele, ja tägliche Gelegenheit, den gekreuzigten Christum zu predigen.³⁷ Meine Frau Prinzipalin ist eine treue Jüngerin Jesu, die aber nebst unserer Köchin schon erweckt gewesen vor meiner Ankunft. Seit meinem Hiersein hat der Herr beiden Kammerjungfern, einer Magd und dem Backknecht Barmherzigkeit widerfahren lassen und einige andere auf dem Hofe sehr gerührt, von denen ich aber noch nichts Ge- [1b] wisses sagen kann. Die, die tot bleiben wollen, lästern zugleich.

Es ist diese Gegend gesegnet im Geistlichen, und ich lebe in großer Freude in derselben. Ich habe zwei Scholaren³⁸ von 14 und 8 Jahren, die schon oft gerührt worden und ausgerufen haben: Können wir noch Gnade finden? Allein, es kommt nicht ganz zur Kraft. Die Fräulein, die jetzt wieder im Stift zu Quernheim³⁹ ist, aber die bis hierher sich aufgehalten hatte bei ihren Eltern, hat, wie es mir vorkommt, während dieser Zeit viel Gnade erfahren. Aber wie fällt bei den Vornehmen Verleugnung so schwer! Möchte doch hier zu uns aber das Reich Gottes kommen. Ich ha-

³² Vgl. zu dieser Selbstdarstellung 1 Kor 15, 8-11.

³³ Als Tag seiner Bekehrung hat Rauschenbusch später den 2. Pfingsttag 1766 (19. Mai 1766) genannt. Thimme (wie Anm. 6), S. 72 Anm. 40.

³⁴ Also wohl während seines dortigen Studiums im Wintersemester 1764/1765.

³⁵ Vgl. 2 Kor 11, 30; 12, 5.9.

³⁶ Auf Gut Oberbehme (Kirchlengern). Hier hatte Weihe Rauschenbusch eine Hauslehrerstelle bei der Frau von Quernheim verschafft. Thimme (wie Anm. 6), S. 73.

³⁷ 1 Kor 1, 23.

³⁸ Schüler.

³⁹ Stift Quernheim (Kirchlengern).

be in dieser Gegend schon viel predigen müssen. Des Abends halte ich Betstunde, worein viele Fremde mitkommen etc. [...].

[5]

1768 Mai 25

Christian Ludwig Seyd (Vlotho) an Michael Meier (Halle/Saale)
In Halle gefertigt Auszug mit zahlreichen Streichungen (Fabricius)
AFSt/M 3 M 6:1

[1a] Nr. 1: Kopie Schreibens des Herrn C[hristian] L[udwig] Seyd an den Waisenpaezeptor H[errn] Michael Meier, Vlotho, d[e] d[at]o 25. Mai 1768.

Wohlan! Alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser, und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kauft und eßt! Kommt her und kauft ohne Geld und umsonst beide, Wein und Milch. Jes 55, 1.

O mein teurer Freund und Bruder! Trinken sie sich doch einmal recht satt, so daß ihre Seele in Wollust satt werden möge. O, wie gern wollte ichs Ihnen gönnen, wonach mein dürrer Mund selbst lechzt. Ach! Ich bin sehr matt und elend, weil ich nicht glauben kann [...]. Herr Jesu! Welche gewaltigen Anläufe tut mein Fleisch auf mich! [1b] [...] O Sündenschuld, wie beugst du mich! Verderben, du verdirbst mich! Herr Jesu, du heilst mich mit deinem Blut. Du bist der Arzt, o Arzt!⁴⁰ Wann wirst du anklopfen?⁴¹ Wann wirst du die Tür auftun? Wann kommst du zu mir? Komm herein! Komm herein! Du Gesegneter des Herrn, warum stehst du draußen? Hörst du das jämmerliche Winseln, Seufzen und Stöhnen eines Todkranken nicht? Ich schreie laut: Arzt! Du guter Arzt! Du barmherziger Arzt! Komm doch eilends! O, so komm doch! Ach! Warum willst du denn nicht kommen? Und du wolltest im Ernst nicht helfen? Herr Jesu, rette deine Ehre; ich rufe dich mit allen deinen Helfernamen vor dem Himmel und vor der Hölle und [2a] vor der ganzen Welt: Arzt! Jesus! Seligmacher! Helfer! Erretter! Erlöser! Immanuel! Sünderfreund! Zöllnerfreund! Um aller deiner Namen wollen, um aller deiner Leiden willen, ja, selbst um deines Todes und deiner Höllenangst willen bitte ich dich, Gekreuzigter! Hilf mir, Amen!

Mein lieber Freund, helfen sie mir ringen! Helfen Sie mir beten! Ich werde die Tage ausrechnen, wenn Sie diesen Brief ungefähr bekommen

⁴⁰ Vgl. Mt 9, 12; Lk 5, 31.

⁴¹ Vgl. Mt 7, 7f.; Lk 12, 36; Offb 3, 20.

werden, dann will ich sagen: Herr Jesu, mein Meier in Halle schreit auch für mich [...]. Sehen sie, so sieht es mit mir aus, so jämmerlich und elend und gefährlich. Doch sei der Herr gelobt, daß er mich noch nicht verworfen hat. Ich bin viel zu gering dieser und aller anderen Barmherzigkeit, die er mir bis jetzt erzeigt. Ich werde über ein Stück ganz erstaunt, ja mei-[2b] ne Unwürdigkeit sollte mich darüber in Staub aufreiben, was mein Herr tut. Mich Untreuen, mich Unglücklichen, mich Abscheulichen unter den Sündern braucht mein hochgelobter Gott zu anderer Erweckung: In 15 Predigten, die ich ungefähr, bald hier, bald in Gohfeld, bald in Herford, zwei Meilen von hier (einer großen Stadt), bald in Dörfern gehalten, hat sich mein überschwänglicher guter Jesus fast eben so viele/verschiedene gesammelt, davon sich einige vor meinen Füßen auf der Erde liegend in Tränen gewaschen. Der Herr helfe ihnen durch! Montags und Freitags bin ich genötigt worden, in meinem/dem Hause meines Prinzipals⁴² anstatt der gewöhnlichen Abendbetstunde, die ich mit meinen 5 Bauern oder [dem] ganzen Hause gehalten, eine Erbauungsstunde mit mehr als hundert Manns- und Weibspersonen, darunter viele vornehme Kaufleute und andere Personen sind, [3a] zu halten. Die letzte von diesen Stunden war am letzten Pfingsttag.⁴³ Ich hatte zum Grunde gelegt die Weissagung Ezechiels im 37sten Kapitel, da von den dürren und sehr verdorrten Gebeinen geweißt wird.⁴⁴ Ich redete unter anderm den ganzen Haufen mit diesen Worten an: Ihr dürren und verdorrten Gebeine! Hört des Herrn Wort etc..⁴⁵ Darauf legte Gott einen solchen Eindruck, daß ein gewaltiges Rauschen unter ihnen entstand,⁴⁶ einige weinten, einige heulten, einige sanken zur Erde nieder. Nach geendigter Abendbetstunde kam ein sehr geschlagenes Weib zurück und fiel nieder auf ihr Angesicht, und schrie: Verloren! Verloren! Diesen Morgen, als den Mittwoch (den 25sten Mai), kommt eine andere und macht es ebenso und weiß nicht vor Angst, wo sie hin soll. Die ganze Nacht hatte sie keine Ruhe gehabt, sondern geweint und geschrien. An eben diesem 3ten Pfingsttag habe ich auch hier predigen müssen, dabei eine große Bewe-[3b] gung in der Kirche entstand, dabei auch einige gewaltig in ihrem Gewissen geschlagen worden.

Herr Meier! Ich bitte Sie als meinen lieben Vater um Gottes willen, geben sie mir einen guten heilsamen Rat, wie ich zum Glauben komme, so

⁴² Des Vlothoer Bürgermeisters Mühlenfeldt.

⁴³ 22. Mai 1768.

⁴⁴ Hes 37, 1-14.

⁴⁵ Hes 37, 4.

⁴⁶ Vgl. Apg 2, 2.

bin ich gar nicht imstande, die Bekümmerten aufzurichten. Ach! Ich weise andere zum Glauben und habe selber keinen! Mein Jesus wird mir ja endlich helfen! Ich kann Ihnen wegen Kürze der Zeit nicht weitläufig den gegenwärtigen Zustand unseres gesegneten Westfalens und besonders unserer Gegend beschreiben. Nur so viel schreibe ich Ihnen: Mein Jesus kriegt Leute, große Beute. Es scheint, als ob alles wollte aufwachen, Lehrer und Zuhörer. Unsere beiden hiesigen Lehrer⁴⁷ sind auch erwacht und ganz Vlotho scheint sich mit aufzumachen. Gohfeld ist ein Paradies, Löhne ist eine Pflanzschule, nur noch 4 bis 5 wilde Bauern stehen darin (Häuser). Herford wacht auf. Dieses hat Gott wunderbar gelenkt. Ein Prediger daselbst, [4a] Wehrkamp,⁴⁸ ist wegen des Saufens auf einige Zeit suspendiert worden; und weil die 4 oder 5 übrigen toten Prediger daselbst zu faul waren, die Predigten über sich zu nehmen, so lenkte es Gott so wunderbar, daß ein todter [Streichung] der Herforder Bürgermeister nach Gohfeld an den Herrn Pastor Weihe schrieb und ihn um Kandidaten bat, die er dahin vermögen sollte, die Predigten zu versehen. Und das geschah. Herr Scherr,⁴⁹ Herr Wehrkamp⁵⁰ (Informator bei dem Pastor Weihe) und ich predigten daselbst das Evangelium, dazu schlugen sich zwei Pastoren, der Herr Pastor Weihe und der Herr Pastor Hambach, und so richtete Gott sein Reich in dem toten Herford an. O! Es rumort in dieser Gegend gewaltig, und es sieht sehr herrlich aus im Reiche Gottes! Wir sehen Ihnen allen schon entgegen, weil wir wissen, daß es Ihnen sehr wohl bei uns gefallen wird.⁵¹ Grüßen Sie alle [4b] meine lieben Freunde sehr herzlich von mir und lesen doch diesen Brief meinem lieben Herrn von Bogatzky vor und entschuldigen Sie mich, sowohl bei ihm als bei andern meinen lieben Freunden, daß ich nicht an sie schreiben konnte wegen vieler Arbeit. In 8 oder am längsten in 14 Tagen ist doch gewiß ihr Brief an mich auf der Post. Schreiben Sie mir sowohl das Wichtigste vom Waisenhaus als besonders, was im Reiche Gottes für Bewegungen vorgehen [...].

⁴⁷ Peter Henrich und Bernhard Georg Dreckmann II., die beiden Vlothoer Pfarrer. Wie Anm. 16 und 3.

⁴⁸ Johann Philipp Wehrkamp (gestorben nach 1769). Er wurde 1769 endgültig seines Amtes entsetzt. Bauks (wie Anm. 1), S. 541 (Nr. 6724).

⁴⁹ Johann Christoph Scherr (auch: Scheer; 1747–1804). Er war mit einer Tochter des Vlothoer Bürgermeisters Mühlenfeldt (wie Anm. 42) verheiratet. Bauks (wie Anm. 1), S. 434 (Nr. 5386). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

⁵⁰ Carl Friedrich Wehrkamp (1741–1802). Bauks (wie Anm. 1), S. 541 (Nr. 6725). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

⁵¹ Hier war offenbar eine Einladung ausgesprochen worden!

[6]

1768 August 30

Anton Gottfried Hambach (Gohfeld) an Karl-Heinrich von Bogatzky (Halle/Saale)

In Halle gefertigter Auszug mit zahlreichen Streichungen (Fabricius)
AFSt/M 3 M 6:2

[1a] Nr. 2: Kopie Schreibens des H[errn] P[astor] Hambach an den H[errn] von Bogatzky, Gohfeld, d[e] d[at]o] 30sten Aug[ust] 1768
Tob 4, 8.⁵²

Hochwohlgeborener und in Jesu wertester und herzlich geliebtester H[err] von Bogatzky!

Weil es hier an redlichen Kandidaten noch gebricht und doch hin und her welche verlangt werden, so hat der H[err] P[astor] Weihe mich gebeten, bei Eu[er] Hochwohlgebo[ren] Anfrage zu tun, ob Dieselben nicht vorerst nur einen wüßten, der N[ota] B[ene] redlich ist und gegen Ostern oder eher hierher ziehen wollte, in diese Gegend? Sollten Eu[er] Hochwohlgebo[ren] einen kennen, so bitte davon mir oder dem H[errn] P[astor] Weihe doch gütigst bald mit ein paar Worten Nachricht zu geben, da alsdann die näheren Conditiones können gemeldet werden.

[1b] Meinen Brief vom 22sten Sept[embris] a[nn]o p[rioris]⁵³ werden Eu[er] Hochwohlgebo[ren] doch wohl erhalten haben? Ich tat darin Meldung von dem H[errn] Kand[idaten] Scherr,⁵⁴ der zu Gütersloh hat Prediger werden wollen, der aber, nachdem ihm Gott die Augen aufgetan, auf diese Predigerstelle renunziert⁵⁵ hat. Derselbe ist jetzt bei dem H[errn] P[astor] Heidekamp⁵⁶ zu Valdorf, zwei Stunden von hier, Informator und daselbst schon etwa ein Jahr lang gewesen und ist im Christentum ziemlich treu fortgegangen und gräbt noch in die Tiefe. Der H[err] P[astor] Edler⁵⁷ zu Gütersloh hat noch keinen Kollegen. Er hat seines vorigen zuletzt redlich gewesen H[errn] Kollegen, des H[errn] P[astor] Schlüters⁵⁸

⁵² „Wo du kannst, da hilf den Dürftigen.“

⁵³ 1767. Bislang nicht aufgefunden.

⁵⁴ Wie Anm. 49.

⁵⁵ Verzichtet.

⁵⁶ Philipp Henrich Heidkamp (auch: Heidekamp; 1712–1771), seit 1752 Pfarrer in Valdorf. Bauks (wie Anm. 1), S. 190 (Nr. 2417).

⁵⁷ Johann Friedrich Edler (1709–1783), seit 1765 Pfarrer in Gütersloh. Hambach war zeitweise sein Adjunkt und veröffentlichte später ein Lebensbild Edlers (1784). Bauks (wie Anm. 1), S. 112 (Nr. 1430). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 149f. und 169.

⁵⁸ Hermann Christian Schlüter (gest. 1753), seit 1740 Pfarrer in Gütersloh. Bauks (wie

Sohn⁵⁹ an meiner Statt zur Sublevation⁶⁰ angenommen, welcher auch der Wahrheit immer mehr gehorsam zu werden scheint.

Dom[inica] 3 Adv[entus] a[nni] p[rioris]⁶¹ bin ich zu Exter introduziert⁶² und dem etwa 72jährigen, leider noch blinden H[errn] P[astor] Fürstenau⁶³ adjungiert⁶⁴ worden, welcher (weil er selber keinen Adjunctum verlangt hat und seine Einkünfte in allem zu- [2a] sammengerechnet jährlich etwa nur 200 Taler betragen und ich jährlich etwa 50 Taler Zinsen einzunehmen habe) die Einkünfte alle behält, so lange er noch selbst die Arbeit verrichten kann. Er und ich verrichten die Arbeit wechselweise, die eine Woche um die andere.⁶⁵ Ich logiere bei dem H[errn] P[astor] Weihe zu Gohfeld, welches nur 1½ Stunden von Exter ist. Seitdem ich zu Exter gepredigt habe, hat der Herr daselbst wohl meist 50 erweckt, deren verschiedene treu, ernstlich und ziemlich gerade fortgehen. Der Feind rumort aber auch. Wenn ich zu Exter Verrichtungen habe, so schlafe ich in dem Haus eines Gläubigen in der Gemeinde, der ein apartes Kämmerlein für mich hat zurechtmachen lassen.⁶⁶ Und des Sonntags, wenn ich da predige, so speise ich bald bei diesem, bald bei jenem Erweckten in der Gemeinde, in dessen Hause sich denn auch gemeinlich des Nachmittags nach der Kirche Erweckte mit mir versammeln. Da haben die Feinde Jesu im Anfange eini- [2b] ge Male nach den aus der Versammlung nach Hause gehenden Erweckten mit Steinen und Erde geworfen, aber keinen getroffen.

Einmal hatten sie einen dazu gekriegt, dem Christen, in dessen Hause wir versammelt gewesen, ½ Stunde nach unserem Weggehen mit Hagel⁶⁷

Anm. 1), S. 440 (Nr. 5453).

⁵⁹ Christian Ludwig Schlüter (1746–1826), seit 1769 zunächst Hilfsprediger, dann seit 1784 Pfarrer in Gütersloh und hier Amtsvorgänger Volkenings. Bauks (wie Anm. 1), S. 440 (Nr. 5454). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

⁶⁰ Entlastung; Unterstützung.

⁶¹ 13. Dezember 1767.

⁶² Eingeführt.

⁶³ Carl Fürstenau (1696–1769), seit 1747 Pfarrer in Exter. Bauks (wie Anm. 1), S. 143 (Nr. 1833).

⁶⁴ Als Gehilfe (Adjunkt) beigegeben.

⁶⁵ Zu den dieser konfliktträchtigen Regelung vorausgehenden mehrjährigen Verhandlungen mit Fürstenau s. auch Presbyterium der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Exter (wie Anm. 12), S. 73f.

⁶⁶ „Man weiß auf dem Hof Hof Solterwisch Nr. 72 zu erzählen, daß Hambach dort von 1767 bis 1769 Unterkunft gefunden hat, weil das Pfarrhaus für beide Pfarrer zu klein war. In dem 1756 erbauten Hause, damals Niederbecksen Nr. 35, dem Müller Tacke gehörig, sind noch die Räume vorhanden, die er bewohnt hat.“ Presbyterium der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Exter (wie Anm. 12), S. 77.

⁶⁷ Ein Gemisch aus Blei und Eisenschrot, das als Munition diente.

in die Fenster zu schießen. Es hat aber keiner von denen auf der Stube Schaden bekommen, denn sie hatten just damals bei einem Tisch in der Ecke der Stube gespeist, da sie sonst gewöhnlich bei einem Tisch vor dem Fenster zu essen pflegten. Ein erweckter, verheirateter Soldat, der munter und ein rechter geistlicher Werber ist, hat von seiner Mutter Maulschellen bekommen, weil er des Sonntags nicht mit auf eine Kindtaufe hat gehen wollen.⁶⁸ Er hat sich aber recht liebeich gegen sie gleich darauf bewiesen. Eine erweckte Dienstmagd ist von ihrer älteren Schwester auf einen Sonntagnachmittag an dem einen Arm braun und blau geschlagen, weil sie eine Quäkerische⁶⁹ geworden wäre und weil [3a] sie nach Gohfeld in die Kirche gegangen war am Sonntag, wenn ich nicht zu Exter predigte.⁷⁰ Die Erweckte hatte aber gesagt: Ob du mich gleich geschlagen hast, so bist du doch meine liebe Schwester, und hatte sie zärtlich gebeten, doch den Herrn Jesum auch anzunehmen, bei dem man es so gut hätte.

Einmal gingen im Feste mitten unter der Predigt, die ich hielt, 3 Mannspersonen aus der Kirche. Als ich den folgenden Festtag in der Predigt davon sagte, schrieb der eine des Nachmittags einen Brief an mich, darin er die Sprüche von falschen Propheten⁷¹ auf mich deutete. Ein anderes Mal hatten sie gedroht, mich nicht in die Kirche zu lassen oder mich und die anderen wahren Christen mit Flegeln⁷² von der Kanzel und aus der Kirche zu jagen. Aber es war keiner, der mir was tat oder mir ein böses Wort sagte. Hernach hat einer gesagt, er hätte gesehen und könnte es mit 10 Eiden bezeugen, daß ich die erweckte Ehefrau des gleichfalls erweckten Kirchenprovisors (der andere Provisor ist mit seiner Frau und Magd auch erweckt) auf einen Sonn- [3b] tag nach der Versammlung auf dem Hofe dessen, bei dem ich gespeist hatte, geküßt hätte, und andere hatten dazugesetzt, ich hätte s[criptu] h[orribile]⁷³ bei ihr gelegen im Gar-

⁶⁸ Wegen der damit verbundenen Festivitäten (Tanz, Alkoholgenuß etc.), die vielen Frommen anstößig waren.

⁶⁹ Hier (wie auch sonst häufiger) ein Synonym für „Erweckte“.

⁷⁰ Über diese Abwanderungen nach Gohfeld hatte sich am 21. November 1767 auch schon Pfarrer Fürstenau (wie Anm. 63) in einer Eingabe an das Konsistorium beklagt: *Einige unruhige Leute meiner Gemeinde, die unter dem Schein der Heiligkeit sogar auswärtige Kirchen besuchen und zu allerhand Unordnungen Anlaß geben, sind schon seit langer Zeit darauf bedacht gewesen, mir einen Gehilfen zur Seite zu setzen.* Presbyterium der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Exter (wie Anm. 12), S. 74. Die Einführung Hambachs hatte also eine längere Vorgeschichte gehabt.

⁷¹ Die zahlreichen alttestamentlichen Drohworte gegen die "falschen" Propheten. Vgl. zum Problem bes. Num 12, 6-8; Dtn 13, 2-6; 18, 14-22; 1 Kön 13; 22; Neh 6, 1-14; Mi 3, 5-8 (2, 6.11); Zeph 3, 4; Jes 28, 7-13; Jer 4, 9f.; 5, 12-14.30f.; 6, 9-15; 14, 10-17; 23, 9-32; 27, 9ff.; 28; 29; 37, 19; Hes 13f.; 22, 23-31.

⁷² Dreschflegeln.

⁷³ „Man scheut sich, das zu schreiben.“

ten auf dem Hofe. Deswegen hatten sich die Feinde vereinigt, sich nach dem anderen⁷⁴ Läuten mit Knütteln auf dem Kirchhof zu versammeln und mich nicht in die Kirche zu lassen. Es war aber wieder keiner, der mir was tat: denn zwei von ihnen hatten erst den Herrn Amtsrat gefragt, ob sie es mir tun sollten? (nämlich mir die Kirche verwehren). Der hatte es ihnen aber verboten.

Gestern vor 14 Tagen⁷⁵ war Kirchenvisitation zu Exter. Da kam des Nachmittags ein Haufen Kläger nach dem Pfarrhofe und brachten bei dem Herrn Superintendenten⁷⁶ allerlei Klagen wider mich und die anderen wahren Christen an, z[um] E[xempel:] ich wollte sie verführen, ihnen ihren Glauben nehmen, ich predigte einen neuen Glauben, eine neue Lehre, ich predigte zu lange (weswegen mir der H[err] Superint[endent] 2 Taler Strafe an die Kirche zu geben diktiert hat, wenn ich künftig über eine Stunde lang predigte), ich spräche einen doppelten⁷⁷ [4a] Segen (weil ich beim Schluß der Predigt gesagt hatte: Der Friede Gottes bewahre die Herzen und Sinne aller wahren Gläubigen in Christo Jesu.⁷⁸ Die aber noch keinen wahren Glauben und Frieden haben und noch nicht in Christo sind, denen wolle der Herr bald Gnade zur wahren Buße geben etc.), ich hätte ein verkehrtes Vaterunser gebetet (weil ich einmal des H[errn] P[astor] Weihe sein in Verse gebrachtes Vaterunser auf der Kanzel gebetet hatte), ich machte einen Unterschied unter Gläubigen und Ungläubigen, ich hätte gesagt, ihr Beten, Lesen, Singen hülfе ihnen nichts (ich hatte aber dabei gesagt: Wenn sie nicht von Neuem geboren würden⁷⁹), ich sagte von Quäkern etc. auf der Kanzel, daß sie die wahren Christen Quäker nenneten, und das (das Wort) stünde doch nicht im Buche (in der Bibel), ich nennete den H[err] P[astor] Fürstenau⁸⁰ einen blinden Leiter⁸¹ (weil ich einmal für den alten, blinden Lehrer auf der Kanzel betete), ich hätte gesagt: Die Lehrer (ich hatte gesagt: manche) holten 7 und mehr Teufel⁸² von der Universität, in nennete sie (die Unbekehrten) Teufelskinder;⁸³ ich verdrehte und ver- [4b] verkehrte die Bibel, ich und die anderen Christen,

⁷⁴ Das zweite Läuten, unmittelbar vor Beginn des Gottesdienstes.

⁷⁵ 15. August 1768.

⁷⁶ Johann Christian Boeckler (auch: Boecler; 1717–1772), seit 1760 Pfarrer in Bielefeld (Altstadt) und zugleich Superintendent der Grafschaft Ravensberg. Bauks (wie Anm. 1), S. 45 (Nr. 586).

⁷⁷ Das heißt: Ein an Bedingungen auf seiten der Empfänger geknüpfter Segen.

⁷⁸ Phil 4, 7*.

⁷⁹ Joh 3, 3.7.

⁸⁰ Wie Anm. 63.

⁸¹ Vgl. Mt 15, 14.

⁸² Mk 16, 9; Lk 8, 2.

⁸³ 1 Joh 3, 10.

wir machten Rumor⁸⁴ (da sie ihn doch machen), wir verdamnten, wir richteten, verachteten und haßten sie, wir wollten gerecht, heilig und vollkommen sein, die Gemeinde wäre gespalten, wenn ich da nicht predigte, so liefen sie (die Erweckten) nach Gohfeld und die Kirche zu Exter wäre dann leer, ich hielt Versammlungen, das wäre da sonst nie gewesen, es gingen Heuchler mit in unsere Versammlungen, wir zögen nur andere durch in unseren Versammlungen (weil daselbst einige Male die Rede auf Unbekehrte gekommen war), die Früchte, die man an denen, die wahre Christen sein wollten, sähe, wären schlecht, z[um] E[xempel]: Es hätte einer am Pfingstabend ein Fuder Holz gestohlen (er hatte aber Wacholdersträucher und Hülsdornen⁸⁵ geholt, welche ein jeder hierselbst frei holen darf. Es war ihm aber etwas spät damit geworden), ich sagte, sie hätten ein böses Herz, item, Tanzen und dergleichen sei Sünde, ich hätte des Provisors seine Frau geküßt usw.

Dieses Letztere übergab der H[err] Sup[erintendent] dem mit anwesenden H[errn] Amtsrat, welcher [5a] (weil er mit der Justiz nichts mehr zu tun hat) es dem H[errn] Justitiario zu Vlotho übergeben hat, der es nun wohl künftigen Sonnabend untersuchen wird.⁸⁶ Der vorige Justitiarius zu Vlotho hatte die Christen zu Minden der Versammlungen wegen angeklagt und grobe, offenbare Lügen hinberichtet. Der jetzige, kürzlich an jenes Statt gekommene Justitiarius aber (der nicht fern vom Reich Gottes sein soll) hat es untersucht, um das Gegenteil nach Minden zu berichten.

Bei dem Herrn Bürgermeister Mühlenfeldt in Vlotho⁸⁷ (dessen Frau Liebste gläubig ist) ist etwa vor einem Jahr der Herr Kand[idat] Seyd (welcher Eu[er] Hochwohlgeb[oren] vielleicht noch bekannt sein wird) Informator geworden und hat daselbst wöchentlich mit seinen Kindern in seinem Hause Betstunden gehalten, wohin die Leute aus Vlotho bei 100 hingekommen. Die beiden Prediger daselbst, der H[err] Insp[ektor] und der H[err] M[agister] Dreckmann,⁸⁸ sind auch am 2ten Sonntag nach Ostern⁸⁹ erweckt worden. Der H[err] Insp[ektor] ist sonst schon einmal erweckt oder gerührt gewesen, aber war wieder eingeschlafen. Der H[err] M[agister] (dessen Oheim [5b] der H[err] Insp[ektor] und bei dem [der] H[err] Insp[ektor] als Witwer im Hause ist) war sonst eben auch kein

⁸⁴ Lärm; Aufruhr; Unruhe.

⁸⁵ Lat. *Ilex aquifolium* (Stechpalme, Hülse, Christdorn u.a.).

⁸⁶ Zu den Folgen dieser Visitation s. auch Presbyterium der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Exter (wie Anm. 12), S. 79f.

⁸⁷ Wie Anm. 42.

⁸⁸ Wie Anm. 16 und 3.

⁸⁹ 17. April 1768.

Freund der Wahrheit gewesen. Die Frau Magisterin ist der F[rau] Bürg[ermeister] Mühlenfelds Schwester und war auch vorher schon überzeugt und gerührt gewesen.

Diese⁹⁰ war am 2ten Sonnt[ag] nach Ostern,⁹¹ als der H[err] P[astor] Weihe die Kinder konfirmierte, mit zu Gohfeld. Als sie des Abends zuhause kommt, sitzt sie und ihr Mann und der H[err] Insp[ektor] allein auf der Stube. Und sie erzählt von der Konfirmationsrede des H[errn] P[astor] Weihen etc., wodurch sie sehr gerührt worden war. Da sagt der H[err] Insp[ektor]: Ei, wir wollen uns auch heute Abend erbauen. Sie schlagen darauf das Schatzkästlein⁹² auf und finden [den Spruch]: Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.⁹³ Dieser Spruch schlägt sie alle drei gewaltig, und der H[err] Insp[ektor] sagt zu dem H[errn] M[agister], er möchte doch ein Gebet tun. In dem Gebet auf den Knien aber kann der H[err] M[agister] vor Tränen nicht weiter beten, und der H[err] Insp[ektor] beschließt das Gebet. Hernach sitzen sie noch lange und reden mit Tränen von ihrem Herzens- und Seelenzustand, und wie sie zu Bett gehen, liegt der H[err] M[agister] noch bis 4 Uhr hin [6a] und seufzt.

Den anderen Morgen kommt ein Christ, der den H[errn] M[agister] nach Lippstadt fahren soll, um seinen kranken (nun letzt gestorbenen) Vater⁹⁴ zu besuchen. Diesen Christen nötigt der H[err] M[agister] auf die Stube und läßt ihn Coffé mittrinken und sagt: Ach, was sind wir für Prediger gewesen! Die andern Christen in Vlotho haben uns beschämt. Ach, was haben wir versäumt! Als er hernach wegfährt, weint er die ganze Straße hin in dem Wagen. Als er von Mühlenfelds Haus Abschied nimmt, sagt er zu H[errn] Seyd⁹⁵ auf Lateinisch: Bete für mich mit deinen Christen. Hernach, des Nachmittags, kommt der H[err] Insp[ektor] nach Mühlenfelds Haus und sitzt erst lange mit niedergeschlagenen Augen und sagt nichts. Endlich sagt er: Ach, was sind wir für Prediger gewesen! Was haben wir versäumt! Ach, wenn's nur nicht zu spät wäre! Die Frau Bürgermeisterin hatte ihm darauf gesagt, was ihr der Herr in den Mund ge-

⁹⁰ Also die Frau Bernhard Georg Dreckmanns II. (wie Anm. 3), Justine Elisabeth Steinbömer (wie Anm. 15).

⁹¹ 17. April 1768.

⁹² Bogatzkys (wie Anm. 11) „Güldenes Schatzkästlein“, das weit verbreitete Erbauungsbuch.

⁹³ Offb 2, 4.

⁹⁴ Johann Gabriel Dreckmann (1693–1768), seit 1719 Pfarrer der Großen Marienkirche, zugleich Inspektor des Gymnasiums (seit 1729) und Senior des Predigerministeriums (seit 1740). Bauks (wie Anm. 1), S. 103 (Nr. 1322).

⁹⁵ Damals dort Hauslehrer.

geben hatte. Als er darauf die erste Predigt tut, hatte er auch öffentlich gesagt: Sie wären bisher selbst den Weg nicht gegangen, den sie ihnen (den Zuhörern) gepredigt hätten, [6b] sie wollten ihn aber nun durch Gottes Gnade auch gehen. Als der H[err] M[agister] von Lippstadt wiedergekommen, hatte er in seiner ersten Predigt das auch mit Tränen gesagt, und sie hätten ihnen Buße gepredigt, und wären selbst nicht bekehrt gewesen. Der H[err] M[agister] geht noch ziemlich munter fort und ist dabei auch ein geschickter, begabter Mann. Der H[err] Insp[ektor] aber soll leider schon sehr lau wieder sein.

Es ist aber eine besondere Erweckung in Vlotho. Auch verschiedene reiche Kaufleute daselbst sind erweckt worden. Eine Stunde von hier ist eine kleine Gemeinde, die heißt Löhne. Und der H[err] P[astor] Hartog⁹⁶ daselbst (der auch am Waisenhaus zu Halle bei meiner Zeit daselbst informiert hat⁹⁷) ist mit seiner Frau Liebsten⁹⁸ redlich, und fast seine ganze Gemeinde ist erweckt. In einer anderen Gemeinde, eine Stunde von hier, zu Mennighüffen, scheint der H[err] P[astor] Schumacher⁹⁹ (der mein Contubernalis¹⁰⁰ auf Schulen gewesen ist und zu Halle¹⁰¹ mit mir in einem Haus gewohnt hat) dem Reich Gottes auch immer näher zu kommen. Der Kantor daselbst mit seiner Frau ist schon länger erweckt gewesen, [7a] seine Frau ist aber jetzt in einer besonderen Anfechtung und als halb verrückt. Ich hoffe aber, der Herr werde ihr noch herrlich helfen. Es sind auch sonst noch einige Erweckte daselbst, die oft nach Gohfeld in die Kirche gehen, welches der H[err] P[astor] Schumacher auch wohl leiden kann. In den anderen umliegenden Gemeinden, auch wo es bisher noch fast ganz tot gewesen ist, regt sich auch hin und wieder was.

Des hiesigen Küsters sein Bruder wurde vorigen Winter krank hierher gebracht und in der Krankheit hierselbst erweckt und ist selig gestorben. Bei der Gelegenheit ist der hiesige Küster auch erweckt. Auch hernach der hiesige alte Schulmeister auf dem Kirchspiel, der sonst ein bitterer Feind des wahren Christentums gewesen ist und seine Tochter, als sie vor vielen Jahren erweckt worden war, deswegen ungesund geschlagen hat.

⁹⁶ Gottreich Ehrenhold Hartog II. (1738–1816), Weihes wirkungsgeschichtlich wohl wichtigster Schüler, seit 1763 Pfarrer in Löhne, dann seit 1769 Pfarrer in Herford (Jakobi). Bauks (wie Anm. 1), S. 184 (Nr. 2331). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 158-160 und 169.

⁹⁷ So seit 1757.

⁹⁸ Hartog war seit dem 30. November 1763 mit der Pfarrerstochter Sophie Rudolfine Quade (1740–1810) aus Löhne verheiratet.

⁹⁹ Matthias Gottlieb Schumacher (1738–1773), seit 1764 Pfarrer in Mennighüffen. Bauks (wie Anm. 1), S. 465 (Nr. 5758). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

¹⁰⁰ Tisch- und Stubengenosse.

¹⁰¹ Schumacher hatte hier seit 1757 studiert.

Der Küster zu Rödinghausen (an meinem Geburtsort) ist mit seiner Frau auch kürzlich erweckt worden und auch sonst einige andere daselbst. Auch ein Schulmeister in einer an- [7b] deren Gemeinde. Mein Küster schien anfangs auch, als wenn er mit wollte, aber es war wohl Heuchelei, und er suchte wohl nur seinen Nutzen. Seine Frau soll ihn einmal, als er mit in der Versammlung gewesen, nicht bei sich ins Bett haben wollen, und die Feinde hatten ihn bedroht, sie wollten ihm alles entziehen, was sie ihm vorher im Leiblichen Gutes getan. Und nun will er auf beiden Achseln tragen, ist auch seitdem nicht viel wieder mit in die Versammlungen gegangen, ja, er soll gar auf die wahren Christen lästern.

Zu Herford, 2½ Stunden von hier, hat der Herr auch angefangen, sein Reich zu bauen. Vorigen Winter wurde daselbst ein Prediger, der an einer Gemeine alleine gestanden, suspendiert.¹⁰² Da hatten die Stadtprediger die Sonntagsarbeit zwar für die Akzidentien¹⁰³ übernommen, die Wochenpredigten aber hatten sie nicht tun wollen, wenn sie nicht einen Gulden für die Predigt bekämen. Darauf kommt ein gläubiger Christ von Gohfeld daselbst mit dem einen Vorsteher der Gemeinde zu sprechen und sagt, [8a] als er jenes hört: Ei, das sollte ja der H[err] P[astor] Weihe wohl umsonst besorgen, daß die Wochenpredigten von den dasigen Kandidaten verrichtet würden. Das war ihnen lieb gewesen, und ich mußte darauf die erste Predigt daselbst tun. Hierauf haben Herr Seyd, H[err] Scherr,¹⁰⁴ H[err] Wehrkamp (des H[errn] P[astor] Weihe Vetter und Informator, der etwa vor einem Jahr beim Kartenspiel erweckt worden ist),¹⁰⁵ der H[err] P[astor] Weihe und ich wechselweise daselbst gepredigt, und ist der zweite Bürgermeister Kulemeier daselbst (des H[errn] P[astor] Weihe Vetter, der vorher, wie er selbst sagt, ein Atheist gewesen ist) erweckt worden. Und [der] ist ein geschickter Mann und will nun, wenn es zur Wahl kommt (weil der vorige P[astor] daselbst nun völlig abgesetzt ist, aber nur noch das Revisorium ergriffen hat,¹⁰⁶ welches ihm aber doch wohl nichts helfen wird), keine anderen als 3 redliche Kandidaten (worunter H[err] Scherr und H[err] Seyd wohl sein werden) zur Wahl vorstellen. Der eine Prediger in Herford (der des H[errn] Bürgermeister Kulemeiers Schwester zur Frau hat) soll mit seiner Frau auch jetzt kräftig

¹⁰² Über denselben Vorgang hatte im Mai 1768 auch schon Seyd an Meier berichtet. Vgl. oben [5].

¹⁰³ Bei Amtshandlungen zu entrichtende Gebühren.

¹⁰⁴ Wie Anm. 49.

¹⁰⁵ Wie Anm. 50.

¹⁰⁶ Das heißt: Einspruch gegen seine Absetzung erhoben hat.

gerührt [8b] sein und hatte letztens öffentlich im Gebet bekannt, daß er dem Geiste Gottes bisher nicht gehorsam gewesen wäre, und Gott möchte ihm solches doch vergeben und ihm Gnade geben, ihm von nun an gehorsam zu werden. Hernach in einer anderen Predigt hatte er öffentlich gesagt: Er habe bisher nicht gewußt, was ein armer Sünder sei, und soll darauf auf seine Kammer gegangen und aufs Angesicht gefallen sein und gebetet haben, als er zu Hause gekommen. Sein Kollege, der H[err] P[astor] Rudolph¹⁰⁷ (der mein Contubernalis in Halle gewesen), hatte vorher solchen Applausum¹⁰⁸ in Herford. Seitdem aber die hiesigen Kandidaten und der H[err] P[astor] Weihe daselbst gepredigt haben und den Leuten die Augen aufgegangen sind, hat er seinen Kredit ziemlich verloren. Und jetzt soll er auch scheinen, als wenn er auch ein Christ werden wolle. Es sind auch seit der Vakanz daselbst verschiedene Andere erweckt worden. Ein etwa vor einem Jahr daselbst gläubig entschlafener Sattler hatte auf [9a] seinem Todbett, als wenn er's gewiß gewußt, beständig gesagt: Nach seinem Tode würde es noch herrlich in Herford werden, auch die Prediger würden bekehrt werden.

Der H[err] P[astor] Hoffbauer¹⁰⁹ zu Bielefeld ist mit seiner Frau¹¹⁰ jetzt auch kräftig erweckt [...]. Der H[err] Senior Mauriti¹¹¹ zu Minden hat die Vocation zum Professorat zu Bützow nun angenommen und zu seinem Nachfolger den redlichen H[errn] P[astor] Wesselmann¹¹² (der eine Stunde weit von Gütersloh zu Isselhorst im Amte steht) vorgeschlagen. Der Herr wolle es doch auch regieren nach seinem Willen!¹¹³

Der Feldprediger bei dem Mindenschen Regiment¹¹⁴ ist auch vor verschiedenen Wochen gestorben. Als dies Regi- [9b] ment zur Revue¹¹⁵ nach Bielefeld des Nachts hier durch marschiert war, hatten sie als lauter Teu-

¹⁰⁷ Ernst Heinrich Rudolph (1738–1807), seit 1761 zunächst Adjunkt, dann seit 1768 Pfarrer am Herforder Münster. Bauks (wie Anm. 1), S. 419 (Nr. 5202). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

¹⁰⁸ Zuspruch; Resonanz bei den Zuhörern.

¹⁰⁹ Caspar Johann Florens Hoffbauer (1734–1800), seit 1763 Pfarrer in Bielefeld (Altstadt). Er gehörte später zu den Verteidigern des rationalistischen „Berliner Gesangbuches“. Bauks (wie Anm. 1), S. 213f. (Nr. 2710).

¹¹⁰ Hoffbauer (wie Anm. 109) war seit dem 22. Mai 1764 mit Ernestine Dorothea Delius (1743–1804), der Tochter eines Bielefelder Kaufmanns verheiratet.

¹¹¹ Friedrich Maximilian Mauriti¹¹¹ (auch: Mauritius; 1725–1799), seit 1758 Pfarrer in Minden (Martini), zugleich seit 1763 Senior des Predigerministeriums. Bauks (wie Anm. 1), S. 317 (Nr. 3994). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

¹¹² Johann Friedrich Wesselmann (1735–1789), seit 1764 Pfarrer in Isselhorst. Bauks (wie Anm. 1), S. 550 (Nr. 6835). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

¹¹³ Er wurde tatsächlich im November 1768 Mauriti¹¹¹s Nachfolger.

¹¹⁴ Das Infanterie-Regiment von Lessow in Minden.

¹¹⁵ Parade; Aufmarsch vor dem Kommandanten.

fel in Gohfeld und vor des H[errn] P[astor] Weißen Hause gelästert, geflucht und geschimpft. Und auf dem Rückmarsch bei Tage machten sie es fast ebenso arg. Dieser elende Zustand des Regiments hatte den H[errn] P[astor] Weiße ins Gebet getrieben, daß der Herr ihnen doch einen rechtschaffenen Feldprediger geben möchte. Der H[err] P[astor] Menzel zu Berne im Dänischen¹¹⁶ hatte an einen hiesigen Obristen geschrieben, daß er ihn zur Pyrmonter Brunnenkur von Berne abholen möchte. Dieser Christ hatte bei der Gelegenheit des H[errn] P[astor] Menzels seinen redlichen Informator, den H[errn] Fabricius¹¹⁷ (des H[errn] P[astor] Menzels redlichen Antecessoris¹¹⁸ Sohn), der etwa vor einem Jahr zu Berne erweckt ist, kennengelernt und sagte uns bei seiner Wiederkunft von dessen Geschicklichkeit und Gaben und redlichem Gemüt, und daß der sich besonders zum Feldprediger schicken würde. Bald darauf kommt der H[err] P[astor] Weiße nach Minden und siehe, da begegnet ihm, als er in die Stadt kommt, der H[err] P[astor] Venator¹¹⁹ (der etwa vor zwei [10a] Jahren im Amt erweckt worden ist) und will in seine Kirche gehen zu predigen und sagt: Ei, das ist ja gut, daß sie kommen. Der Herr General¹²⁰ hat mir gesagt, ich möchte mit Ihnen reden, ob sie nicht einen guten Feldprediger für ihn wüßten? Ja, ich weiß einen, sagt der H[err] P[astor] Weiße und schlägt den H[errn] Kand[idaten] Fabricius vor, der hat darauf Dom[inica] 5 p[ost] Trin[itatem]¹²¹ nachmittags eine Probepredigt zu Minden tun müssen. Und hatte dem H[errn] General gleich so wohl gefallen, daß er ihm gleich nach der Predigt die Feldpredigerstelle angetragen. Und Herr Fabricius ist jetzt nach Potsdam, sich vom Feldpropst¹²² examinieren zu lassen.¹²³

Der H[err] Generalsuperintendent Herbst¹²⁴ zu Petershagen hatte seinen Sohn (der zu Berlin in Condition¹²⁵ gewesen war) gern bei das Re-

¹¹⁶ Bei Oldenburg.

¹¹⁷ Johann Heinrich Fabricius (1743–1798) aus Blankenburg (Oldenburg). Bauks (wie Anm. 1), S. 127 (Nr. 1616).

¹¹⁸ Vorgängers.

¹¹⁹ Carl August Venator (1739–1778), seit 1762 Pfarrer in Minden (Marien). Bauks (wie Anm. 1), S. 522 (Nr. 6481).

¹²⁰ General von Lohfeldt.

¹²¹ 3. Juli 1768.

¹²² Er war für die Prüfung und Ordination aller preußischen Feldgeistlichen zuständig.

¹²³ Hier wurde Fabricius am 2. September 1768 dann auch tatsächlich ordiniert.

¹²⁴ Nikolaus Friedrich Herbst (1705–1773), seit 1759 Superintendent in Petershagen. Bauks (wie Anm. 1), S. 203 (Nr. 2574). - Christian Peters, Die „Vermolder Bewegung von 1748ff.“ Eine westfälische Erweckung vor der Erweckung, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 102 (2006), S. 139-216.

¹²⁵ Anstellung. Wahrscheinlich als Hauslehrer.

giment haben wollen und hatte zu dem H[errn] General gesagt: Das könnte er ihm versichern, ein Kopfhänger wäre sein Sohn nicht etc. Er läßt darauf mit Bewilligung des H[errn] Generals seinen Sohn vom Feldpropst zu Postdam examinieren. Der H[err] General gibt aber einem gläubigen [10b] Kapitän zu Postdam Komission, die Predigt des H[errn] Kand[idaten] Herbst mit anzuhören. Dieser berichtet darauf dem H[errn] General wieder: Die Predigt wäre wohl all gut gewesen, und der H[err] Kand[idat] Herbst könnte noch wohl ein gutes Werkzeug werden, aber er kenne sein Herz nicht.

Als nun der H[err] Kand[idat] Fabricius zu Minden gepredigt hatte, kommt der H[err] Superint[endent] Herbst hernach zu dem H[errn] General, und dieser sagt ihm, er möchte nur an seinen Sohn schreiben, daß der sich nur nicht bemühte herüber zu kommen, er hätte nun schon einen Feldprediger. Er: Ja, was wollen denn die Leute sagen? Ich habe schon so viele Gratulationsbriefe empfangen, und der Feldpropst hat ihn ja doch auch so rekkommendiert¹²⁶ etc. Ei, antwortete der H[err] General, was geht mich der Feldpropst an? Der ist selbst ein unbekehrter Mann, der kann davon nicht urteilen. Und der Kapitän hat mir (hatte er, glaube ich, auch zum H[errn] Superint[endenten] gesagt, oder er hatte [es] zu dem H[errn] Kand[idaten] Fabricius gesagt) geschrieben, er [11a] kenne ihres H[errn] Sohns Herz nicht. Was kann mir das helfen, wenn ich einen Feldprediger habe, der mir da nur viele gelehrte Dinge hersagt? Ich muß einen haben, der mein Herz rührt und der meine Leute auf den rechten Weg weisen kann. Und sie sagten letztens, ihr Sohn wäre kein Kopfhänger. Was verstehen Sie dadurch? Ja, antwortete der H[err] Superint[endent], durch einen Kopfhänger verstünde er einen Heuchler. Ja, sagte der H[err] General, ein Heuchler, das ist nach meinem Begriff ein Mann, der einen schwarzen Rock anhat und ein böses Herz hat. Ist denn der H[err] P[astor] Jellinghaus¹²⁷ (ein gläubiger Prediger an der Simeongemeinde zu Minden, der E[uer] Hochwohlgeb[ore]n] vielleicht auch schon bekannt ist und die gläubige Berthen¹²⁸ aus Halle zur Frau hat) auch ein Kopfhänger? Nein, das kann ich eben nicht sagen, antwortete der H[err] Superint[endent], das ist all ein guter Mann. Nun, sagt der H[err] General, so einer soll der, hoffe ich, werden, den ich gehört habe. Der H[err] Superint[endent] soll seinem Sohn schon [11b] 200 Taler Reisegeld geschickt

¹²⁶ Empfohlen.

¹²⁷ Henrich Johann Jellinghaus (1734–1772), seit 1758 Pfarrer in Minden (Simeonis). Bauks (wie Anm. 1), S. 233 (Nr. 2960). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

¹²⁸ Johanne Ernestine Berthen (1741–1793). Daß sie aus Halle/Saale stammte, war bislang nicht bekannt.

haben und dieser seine Condition aufgesagt haben. Wenn doch alle Käufer und Läufer so anliefen!

Zu Hohlmsen,¹²⁹ etwa zwei Meilen von hier, ist kürzlich ein alter Kandidat mit einer etwas unförmlichen Stirn namens Körner¹³⁰ vor einigen Wochen von dem H[errn] P[astor] Weihe in Condition gebracht. Er ist aber vor ein paar Wochen da wieder weggezogen. Er schien zwar was redlich, aber noch ziemlich eigenwillig zu sein. Da wird nun ein redlicher Kandidat wieder verlangt: Sollten also E[uer] Hochwohlgeb[oren] einen kennen, der auf Ostern oder eher dahin ziehen wollte, so wollen E[uer] Hochwohlgeb[oren] uns doch die Liebe erweisen und es uns, wie ich anfangs gebeten, mit ein paar Worten bald melden.

In meinem vorigen Brief ersuchte ich E[uer] Hochwohlgeb[oren] auch, daß dieselbe doch Rogalls¹³¹ „Erweckungsschreiben“¹³² apart möchten abdrucken lassen. Es ist aber eben nun schon zu Minden abgedruckt.¹³³ Doch könnte [12a] es vielleicht auch nicht schaden, wenn es auch zu Halle wäre abgedruckt worden, um es den Studiosis in die Hände zu bringen.

Ich bitte, mein weitläufiges und wohl ziemlich unordentliches und eilfertiges Schreiben [mir] zu Gute zu halten. Ich grüße herzlich alle wahren Freunde daselbst, die sich meiner noch erinnern. Der H[err] P[astor] Weihe läßt gleichfalls herzlich grüßen. Der Herr bereite doch bald zu Halle viel treue Lehrer, da die Ernte so groß ist und der Arbeiter noch so wenige sind.¹³⁴ Er stärke aber und segne E[uer] Hochwohlgeb[oren] und alle dasigen und anderen treuen Lehrer und vergelte Ihnen auch das Gute, welches ich von Ihnen genossen habe [...].

¹²⁹ Holsen.

¹³⁰ Nicht sicher zu identifizieren.

¹³¹ Georg Friedrich Rogall (1701–1733), zuletzt ordentlicher Professor der Theologie in Königsberg. Erst Anhänger, dann Gegner der Königsberger Wolffianer. Reorganisator des ostpreußischen Kirchen- und Schulwesens im Sinne des hallischen Pietismus.

¹³² Herzliches Erweckungsschreiben an einige Studiosos Theologiae auf der Akademie zu Halle, den 13. Dezember 1729 abgelassen, Leipzig 1738 (Exemplar: Staatsbibliothek Berlin Preußischer Kulturbesitz); o.O. 1749 (Universitätsbibliothek Rostock) u.ö.

¹³³ Dieser Druck ist bislang nicht zu ermitteln.

¹³⁴ Mt 9, 37.

[7]

Mitte September 1768

Sebastian Andreas Fabricius (Halle/Saale) an Michael Meier, Karl Heinrich von Bogatzky oder andere Personen am Waisenhaus (Halle/Saale)
AFSt/M 3 M 6:3

[1a] Nr. 3: Fabricii Anmerkungen bei vorstehenden Briefen des H[errn] Seyds und H[errn] P[astor] Hambachs.

Der Herr Past[or] Weihe in Gohfeld ist schon von längerer Zeit als ein sehr treuer Knecht Gottes bekannt, der in großem Segen sowohl bei seiner eigenen Gemeinde als in der ganzen umliegenden Gegend steht. Insonderheit hat er auch in Vlotho die Frau Bürgermeister Mühlenfeldin¹³⁵ fleißig besucht, bei welcher auch andere christliche Personen sich mit ihm erbaut.

Nachdem nun der ältere Prediger, H[err] Inspektor Dreckmann,¹³⁶ vor mehr als einem Jahr oder etwa 2 Jahren kräftigt aufgeweckt worden und in der Predigt öffentlich bekannt, daß er sich zwar bisher für einen treuen Knecht Gottes gehalten, aber ihm nun in seinem Gewissen aufgedeckt worden, daß er selbst noch nicht erfahren habe, was er gepredigt etc., auch von solcher Zeit an in den Predigten mit [Textausfall¹³⁷] Ernst auf Buße und Bekehrung gedungen, welches dem jüngeren Prediger, H[errn] M[agister] Dreckmann,¹³⁸ des ersteren Bruders Sohn, welcher alzeit einen guten Willen gehabt, einen neuen Antrieb gegeben, sich mehr zu erwecken. So ist schon von solcher Zeit an eine mehrere Bewegung in der Gemeinde entstanden und H[err] Past[or] Weihe mit beiden in eine genauere Freundschaft und Vertraulichkeit gekommen.

Des H[errn] M[agister] Dreckmanns Frau¹³⁹ hat vorher einen frommen Stiefbruder des hiesigen seligen H[errn] Insp[ektors] Krancken¹⁴⁰ zur ersten Ehe gehabt, von dessen gar erbaulichem Ende [1b] sie vieles erzählt.¹⁴¹ Sie fürchtet Gott von ganzem Herzen und ist eine gar feine Person, deren Schmuck der verborgene Mensch des Herzens¹⁴² mit sanftem und stillem Geist ist. Und da sie der H[err] M[agister] Dreckmann als eine

¹³⁵ Wie Anm. 42.

¹³⁶ Wie Anm. 16.

¹³⁷ Ein Wort.

¹³⁸ Wie Anm. 3.

¹³⁹ Wie Anm. 15.

¹⁴⁰ Wie Anm. 22.

¹⁴¹ Wie oben [2].

¹⁴² 1 Petr 3, 4.

noch junge Witwe um ihrer Gottesfurcht willen geheiratet, so ist ihm diese Verbindung mit ihr zu einem großen Segen geworden. Ihre Schwester ist die Bürgermeister Mühlenfeldin, deren Mann in einer sehr weitläufigen Handlung steht und sonst dem Guten wenigstens nicht zuwider ist.¹⁴³ Diese hat dann sehr darauf gesehen, daß sie christliche und erweckte Informatores bei ihren Kindern haben möge. Als nun ihr voriger Informator, der H[err] Metzler,¹⁴⁴ jetziger Inspektor im Waisenhaus zu Stadthagen, abgegangen, so hat derselbe den H[errn] Seyd wiederum vorgeschlagen, welcher hier durch seinen ehemaligen Contubernalem, H[errn] Meier, und dessen Ernst und Treue im Gebet aufgeweckt worden und es wohl von Herzen gut meint, aber, da es ihm an Erkenntnis und Judicio fehlt, etwas übernehmend ist. Er ist aber hier eben an den rechten Ort gekommen, wo die Prediger Geduld mit ihm haben und ihm mit Sanftmut zurecht helfen, so er annimmt. Und weil er feurig ist, so ist er ihnen zur Auferweckung der Sicherer sehr nützlich, die sodann durch die Prediger weiter und auf einen rechten Grund geführt werden.

Was H[err] Hambach von den Predigern meldet, daß sie durch den aufgeschlagenen Spruch: Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlassen,¹⁴⁵ [gerührt worden,] hat seine Richtigkeit, und wie dieselben bei dieser Gelegenheit aufs Neue zu einem wahren Ernst gar kräftig aufgeweckt worden, so hat hernach der H[err] Magister, da er seinen kranken Vater, den H[errn] Senior Dreckmann¹⁴⁶ in Lippstadt, besucht und derselbe gegen ihn gar beweglich bekannt, wie vieles er in seinem Amte versäumt etc. [Gestrichen: So hat ihm] solches einen gar tiefen Eindruck aufs Neue gegeben. Und er steht in einer rechten Brünstigkeit [2a] des Geistes. Er betet nicht leicht, da die Tränen seine Worte öfters hemmen. Beide Prediger wohnen zusammen, weil der Inspektor ein Witwer ist und seine einzige Tochter nach Herford verheiratet ist.¹⁴⁷ Als ich mit meiner Frau auf unserer Reise nach Lippstadt einige Tage uns bei ihnen aufgehalten, so hat es uns gefreut zu sehen, in welchem liebevollen und vertraulichen Umgang beide miteinander stehen, da auch der Inspektor, als ein Mann von 69 Jahren, sich so demütig zu seinem Neffen herunterläßt, daß dieser sich sehr beschämt findet, der ihn als Vater ehrt. Daß er wieder lau geworden, kann man nicht sagen, ob er gleich von einem stillen Wesen ist

¹⁴³ Wie Anm. 42.

¹⁴⁴ C. A. Metzler, um 1767 Inspektor am Waisenhaus in Stadthagen. Archiv der Dänisch-Halleschen Mission.

¹⁴⁵ Offb 2, 4.

¹⁴⁶ Wie Anm. 94.

¹⁴⁷ Bei ihr verbrachte Peter Henrich Dreckmann dann auch seinen Lebensabend.

und nicht viel redet, sondern meist mit Vergnügen zuhört, wie der Magister mit den Erweckten vom Guten redet.

Die Erweckung ist sehr ausgebreitet und hat nicht nur den meisten Teil von Vlotho ergriffen, sondern es kommen auch Fremde von einigen Meilen herzu und nehmen daran Anteil. Das Beste aber ist, daß die Prediger recht zu gründen suchen und nicht mit einer überhin gehenden Bewegung zufrieden sind.¹⁴⁸ Sie haben mir verschiedene Exempel erzählt, die mir sehr erfreulich gewesen sind. Unter anderen war der Fährmann, der die Fähre über die Weser zu bewegen hat, ein sehr zorniger Mann gewesen, der sich durch seine [...] Hitze öfters hinreissen lassen. Die Gnade aber hat ihn so geändert, daß er auch bezeugt, wenn ihm gleich Ohrfeigen gegeben würden, so wolle er doch solches nunmehr durch die Gnade in Geduld tragen. Hingegen geht er im Bekenntnis des Namens Christi desto ernstlicher heraus. Ein paar muntere, geschickte und artige Kaufleute sind große Liebhaber vom Tanz gewesen und haben keine Gelegenheit vorbei gelassen, wo sie sich nicht darinnen recht hervorzutun gesucht. Gott hat aber beide zu gleicher Zeit und bei einerlei Gelegenheit ergriffen, da er beider einzige Kinder an den Pocken sterben [2b] lassen, wobei Insonderheit dem einen ein kurz vorher von dem H[errn] Magister [Dreckmann]¹⁴⁹ ihm ans Herz gelegtes Wort aufs Gemüt gefallen, dessen ernstlicher Entschluß auch den anderen desto mehr ermuntert. Beide haben großen Ernst und Treue in ihrer Bekehrung bewiesen und sind nicht eher geruht, bis sie von der Vergebung der Sünden versichert worden. Und gehen treulich fort, beweisen auch durch ihren Wandel, daß ihnen ihr voriges Leben ein Gräuel sei.

Die Prediger sind durch einen Bericht des vorigen, wegen seiner Ungeschicklichkeit nachher abgesetzten Justitiarii beim Consistorio, wie er sich ausgedrückt, der Konventiculisterei beschuldigt worden. Sie haben sich aber durch eine gründliche Antwort defendiert, wobei es das Consistorium belassen. Es hat auch der H[err] Mag[ister] Dreckmann die in dem Mühlenfeldischen Hause von H[errn] M[agister] Seyd angefangene Erbauungsstunde in die Kirche auf den Sonntag um 5 Uhr verlegt und selbst zu halten übernommen.

Einige Tage vor unserer Ankunft in Vlotho war daselbst Kirchenvisitation von dem Superint[endenten] Boecler¹⁵⁰ aus Bielefeld und dem

¹⁴⁸ Hier schlugen sich wohl auch die während der „Vermolder Bewegungen“ (1748ff.) gemachten Erfahrungen nieder. Peters, *Vermolder Bewegungen* (wie Anm. 124).

¹⁴⁹ Wie Anm. 3.

¹⁵⁰ Wie Anm. 76.

Geheimen Rat von Huhs¹⁵¹ aus Minden gehalten worden. Der erste hat nicht das Herz gehabt, etwas von der Klage zu gedenken. Der Letztere aber hat erwähnt, es wäre etwas wegen der Konventiculisterei gegen die Prediger denunziert worden, worauf der Magister geantwortet, er bedauere, daß das hochlöbliche Konsistorium mit solchen offenbaren Unwahrheiten hintergangen worden. Er habe bereits seinen Bericht ans Konsistorium deswegen erstattet, woraus zu ersehen sein werde, daß der Segen an ihrem Ort Gottes Werk sei, welches inmittelst in des H[err]n Geheimen Rats [3a] Abwesenheit eingelaufen sein werde. Worauf er hinzugesetzt, sie hielten eine Erbauungsstunde in der Kirche, und der H[err] Geheime Rat geantwortet, dieses könne ihnen niemand wehren.

Eben dieser Superint[endent] Boecler hatte kurz vorher in H[errn] Past[or] Hambachs [Gemeinde] die Visitation gehalten¹⁵² und diesen auf der Kanzel eifrigen und beredten, sonst aber sehr blöden Mann¹⁵³ sehr grob wegen seiner beschuldigten Unordnung ausgelassen. Als aber derselbe aus Blödigkeit still geschwiegen, sind ein paar Männer aus der Gemeinde aufgestanden und haben sich seiner angenommen und bezeugt, wie sie es Gott dankten, daß sie einen so treuen und rechtschaffenen Prediger bekommen, der ihnen das Wort Gottes lauter und rein zu ihrer wahren Erbauung verkündige, worauf der Superint[endent] andere Saiten aufgezo-gen und gesagt, er solle denn nur so fortfahren. Dies ist von H[errn] P[astor] Hambach bei seiner Erzählung hiervon ausgelassen, hat aber seine völlige Richtigkeit.

Der Umstand von dem Kandidat[en] Scherr,¹⁵⁴ dessen nur mit einem Wort gedacht worden, ist wichtig. Derselbe hatte mit Beitritt seiner Vormünder die zweite Predigerstelle in Gütersloh (wo er geboren ist) von dem katholischen Kloster in Wiedenbrück als Patrono¹⁵⁵ mit 1.400 Talern erkauft (wie denn von solchen Klöstern keine Predigerstellen anders als für Geld vergeben werden), ist auch bereits im Consistorio zu Osnabrück examiniert gewesen und hat seine Vokation erhalten, so daß nur noch seine Introdution geschehen sollen. Gott weckt ihm aber sein Gewissen

¹⁵¹ Nicht sicher zu identifizieren.

¹⁵² Vgl. oben [6].

¹⁵³ Dieser Zug Hambachs blieb in Exter offenbar noch lange im Gedächtnis. So heißt es in der Chronik eines seiner Nachfolger, Karl Heinrich Christian Lohmeyer (1803–1872; Bauks [wie Anm. 1], S. 304 [Nr. 3814]), von 1836 bis 1860 Pfarrer in Exter, über ihn: „Er predigte Gottes Wort mit großer Kraft und Entschiedenheit und leuchtete auch mit seinem Vorbilde, durch guten Wandel. Deswegen sagt man von ihm: Auf der Kanzel war er ein Löwe und zu Hause ein Lamm.“ Presbyterium der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Exter (wie Anm. 12), S. 77.

¹⁵⁴ Wie Anm. 49.

¹⁵⁵ Inhaber der Patronatsrechte.

auf. Er geht zu dem ersten Prediger, dem redlichen H[errn] Pastor Edler,¹⁵⁶ entdeckt sich dem- [3b] selben und bittet sich Erlaubnis zu einer Predigt aus, die der ihm gern erteilt. Als er auf die Kanzel kommt, so bekennt er vor der ganzen Gemeinde, was geschehen. Die Gemeinde würde durch ihn als einen erkaufte[n] Mietling sein betrogen worden.¹⁵⁷ Er danke aber Gott, daß er ihm seine große Versündigung entdeckt, und könne nun ein solches Amt, daß er erkaufte habe, unmöglich antreten, sondern lege hiermit seine Vokation öffentlich nieder etc. Seine Vormünder und Anverwandten (die zum Teil zu dem gegebenen Geld Vorschuß getan) haben von der mit ihm vorgegangenen Veränderung nicht gewußt und erschrecken, da sie solches in der Predigt hören. [Sie] fallen ihm hernach auf den Hals und beschuldigen ihn, er sei ein Dieb, der sie um ihr vorgeschossenes Geld betrüge etc. Wodurch er sich aber nicht wirr machen lassen und, um die Vorwürfe der Seinigen nicht täglich zu hören, sich zu dem H[errn] Past[or] Weihe begeben und dieser ihn in die Condition re-kommandiert hat, darinnen er noch steht.

Von dem General in Minden, H[errn] von Lohfeld,¹⁵⁸ ist noch anzumerken, daß er (sowohl als der Offizier in Potsdam, dem er aufgetragen, des Kand[idaten] Herbsts Predigt zu hören) Kadett gewesen, als Herr Doct[or] Knapp¹⁵⁹ bei dem Kadettenkorps als Prediger gestanden, wie er denn auch bezeugt, daß der damals von den göttlichen Wahrheiten empfundene Eindruck in seinem Herzen unauslöschlich sei, daher er denn auch einen redlichen und bekehrten Feldprediger bei seinem Regiment haben wollen, auch nachdem der neue Feldprediger Fabricius¹⁶⁰ angekommen, ihm einen Saal angewiesen, wo er alle Woche Erbauungsstunden halten soll. H[err] Pastor Wes- [4a] selmann,¹⁶¹ der an des H[errn] Mauriti¹⁶² Stelle zum Prediger an der Martinikirche auf dessen Vorschlag wirklich erwählt und bereits angezogen ist, war vorher Rektor in Herford und ein sehr geschickter Schulmann, damals aber noch entfernt von dem Reiche Gottes gewesen. Und hat sich erstlich zu Isselhorst im Predigtamt

¹⁵⁶ Wie Anm. 57.

¹⁵⁷ Vgl. Joh 10, 12.

¹⁵⁸ Wie Anm. 120.

¹⁵⁹ Johann Georg Knapp (1705–1771), seit 1739 ordentlicher Professor und Doktor der Theologie in Halle/Saale, zugleich Kondirektor (seit 1769), dann Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Er war von 1732 bis 1733 Kadettenprediger in Berlin gewesen. AFSt/H „Grüne Kartei“.

¹⁶⁰ Wie Anm. 117.

¹⁶¹ Wie Anm. 112.

¹⁶² Wie Anm. 111.

zu Gott bekehrt, wie denn noch manche Prediger in dortiger Gegend sind, die erstlich im Amte gewonnen worden.

[8]

1769 Januar 26

Magister Bernhard Georg Dreckmann II. (Vlotho) an Sebastian Andreas Fabricius (Halle/Saale)

In Halle gefertigter Auszug (Fabricius)

AFSt/M 3 M 6:4

[1a] Nr. 4:

Extrakt Schreibens H[errn] M[agister] Dreckmanns zu Vlotho an Fabricius vom 26sten Januar 1769.

[...] Ich preise meinen ewigen Erbarmer, der mir bis hierher geholfen hat, der mich zuvor gezüchtigt, aber von dem ich auch sagen kann: Er übergibt mich dem Tode nicht.¹⁶³ Ich preise ihn zugleich für alle seine Erquickungen, die er mir in meiner Krankheit (einem hitzigen Fieber mit Seitenstichen) sehr reichlich widerfahren lassen, da er mich nicht nur durch seinen Geist so herrlich gestärkt, sondern auch von so vielen Seelen, die mich täglich besucht, so manches Wort ans Herz bringen lassen, das mir ein rechter Balsam gewesen ist. Ich preise ihn dafür und will ihn auch öffentlich dafür preisen. O, mein lieber Herr Bruder, bei dieser Gelegenheit habe ich erst recht gesehen, wie zärtlich mich meine Schafe lieben. Wie haben sie sich täglich zu meinem Bette gedrängt? Wieviel Tränen haben sie um mich Unwürdigen vergossen? Und wieviel Gebet und Flehen ist nicht nur in der Gemeinde, sondern auch rings um uns her für mich zu Gott geschickt? Nun, der Herr hat es angesehen und sein Name sei gelobt! Er mache mich nur tüchtig, das mir wieder geschenkte Leben künftig ganz, ganz zu seiner Ehre und zu seinem Dienste anzuwenden und alle meine Kräfte nur dazu zu gebrauchen, ihm Seelen, immer mehr Seelen zu gewinnen und sein Reich an diesem Orte immer herrlicher ausbreiten zu helfen!

Es geht ja sonst das Werk des Herrn an diesem Orte noch im- [1b] mer mit Segen fort, und man merkt keinen Stillstand. Es ist auch ganz kürzlich wieder ein Haus in der Gemeinde kräftig erweckt, wo sonst vorher Mann und Frau ein böses Leben führten und sonderlich sich nicht vertragen konnten. Nun aber sind sie beide unter der seligen Arbeit des Geistes,

¹⁶³ Vgl. Hes 31, 14; 1 Kor 4, 9.

und man kann nicht ohne sonderbares Vergnügen bemerken, wie sie täglich weiterkommen. Zuerst wurde der Mann erweckt. Es fiel demselben eine Sünde besonders aufs Herz und hernach wurde bei ihm das ganze Rest rege. Ich kann Ihnen die Angst und Bekümmernis nicht ausdrücken, in welcher er noch vor einigen Wochen seiner Sünden wegen war. Das Exempel des Mannes brachte die Frau zum Nachdenken, und sie suchen nun beide ernstlich, ihre Seelen zu retten.

Unter den Erweckten waren vor einiger Zeit einige, die wieder kalt werden wollten und sonderlich durchs Irdische sich wieder zerstreuen ließen, unter welchen auch unser lieber Herr B[ürgermeister Mühlenfeld] war. Allein, sie sollten auch sehen, wie kräftig sonderlich dieser wieder angefaßt ist und mit welchem dringenden Verlangen er seine Seligkeit sucht. O, Herr Jesu, führe nun ihn und alle anderen herrlich durch und habe und behalte ihn künftig ewiglich! Seine Frau ist sonst mit ihrer gläubigen Magd immer munter geblieben.

Heute wird der Inspektor des Waisenhauses zu Stadthagen, H[err] Metzler,¹⁶⁴ in Hannover examiniert, und predigt über die [2a] Worte: Eines ist Not etc.,¹⁶⁵ um zum Prediger im Nienburgischen ordiniert zu werden. Die Frau Syndikus Schreuin¹⁶⁶ in Nienburg, eine gottselige Dame, hat die Pfarre zu vergeben und sie H[errn] Metzler geschenkt. Vielleicht wird H[err] Seyd wieder an seinen Platz kommen, weil des H[errn] Metzlers jüngerer Bruder, der Informator im dasigen Waisenhaus ist,¹⁶⁷ die Stelle eines Inspectoris erbeten hat.

[9]

1769 Mitte Februar

Relation de 1768

In Halle/Saale gefertigte chronikalische Aufzeichnungen

AFSt/M 3 M 6:9

[...] [3b] [...] Von anderen Orten ist Insonderheit von Minden und der dortigen Gegend von Westfalen vieles anzumerken: Der H[err] Senior Mag[ister] Mauriti¹⁶⁸ hat zur gleichen Zeit eine Vokation zur Professione theologica nach Bützow und nach Helmstädt an die Stelle des von da

¹⁶⁴ Wie Anm. 144.

¹⁶⁵ Lk 10, 42.

¹⁶⁶ Nicht sicher zu identifizieren.

¹⁶⁷ Nicht sicher zu identifizieren.

¹⁶⁸ Wie Anm. 111.

nach Berlin gekommenen D[oktor] Tellers¹⁶⁹ erhalten [...]. Nach Bützow ist erstlich der hiesige H[err] D[oktor] Noesselt¹⁷⁰ in Vorschlag gewesen, welcher aber den Ruf dahin abgeschlagen und H[errn] Mauritti in Vorschlag gebracht [hat]. Nach vieler Überlegung hat denn H[err] Mauritti den Ruf nach Bützow ange- [4a] nommen und ist zu Anfang des Novembris dahin abgereist, seine Stelle aber [ist] mit H[errn] Past[or] Wesselfmann¹⁷¹ [am Rande ergänzt: (gestrichen: an dessen Stelle) von Isselhorst worauf ein Bruder des H[errn] Inspekt[or] Lönings¹⁷² zu Vermold, welcher ehemals unter den hiesigen Orphanis erzogen worden, wieder Pastor in Isselhorst geworden.¹⁷³] auf seinen Vorschlag wieder besetzt worden.

Von der Erweckung in dasiger Gegend und absonderlich zu Vlotho ist aus den erbaulichen Nachrichten Nr. 1, 2 und 3 [am Rande ergänzt: wozu noch eben, da dieses geschrieben wird, Nr. 4 hinzukommt] ein Mehreres weitläufig zu ersehen, und nur noch hinzuzutun, daß der H[err] Senior Dreckmann, erster Prediger an der sogenannten großen Marienkirche [in Lippstadt] im Junio selig verstorben, an dessen Stelle sein ältester Sohn,¹⁷⁴ der bisherige zweite Prediger an dieser Kirche, zum ersten Prediger an derselben der Ordnung nach ernannt und von der ganzen Gemeinde, welche die Wahl hat, H[err] Ma[gister] Kleinschmidt,¹⁷⁵ Prediger an der Stiftskirche, zum zweiten Prediger an der großen Marienkirche erwählt worden, welchen Beruf er, nachdem er eine Belehrung von der hiesigen Theologischen Fakultät eingeholt, angenommen. An die gedachte Stiftskirche, in welche das Stift und eine Gemeinde aus der Stadt gehört, ist der

¹⁶⁹ Wilhelm Abraham Teller (1734–1804), einflussreicher Theologe neologischer Richtung, seit 1761 ordentlicher Professor der Theologie in Helmstedt, dann Propst und Konsistorialrat in Berlin.

¹⁷⁰ Johann August Nösselt (1734–1807), einflussreicher Theologe neologischer Richtung, seit 1764 ordentlicher Professor der Theologie in Halle.

¹⁷¹ Wie Anm. 112.

¹⁷² Johann Anton Clamer Lönning (1709–1774), seit 1736 zunächst 2., dann 1743 1. Pfarrer in Vermold. Bauks (wie Anm. 1), S. 302 (Nr. 3786). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 149 und 169. - Derselbe, Vermolder Bewegungen (wie Anm. 124). - Georg-Friedrich Schaaf, Autobiographische Aufzeichnungen des Vermolder Kircheninspektors und Pastors Johann Anton Clamer Lönning (1709–1774) vornehmlich in seinem Studentenstammbuch, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 102 (2006), S. 217–261.

¹⁷³ Henning Friedrich Clamer Lönning (1738–1777), seit 1768 Pfarrer in Isselhorst. Bauks (wie Anm. 1), S. 302 (Nr. 3787).

¹⁷⁴ Peter Johann Friedrich Dreckmann (1724–1794), seit 1748 2. Pfarrer an der Großen Marienkirche. Bauks (wie Anm. 1), S. 103 (Nr. 1324).

¹⁷⁵ Johann Friedrich Kleinschmidt (1717–1795), seit 1740 Pfarrer in Lippstadt (Stift). Bauks (wie Anm. 1), S. 254 (Nr. 3204).

Kandidat H[err] Scherr,¹⁷⁶ der, wie in Nr. 3 gedacht worden, die in Gütersloh erkaufte Predigerstelle aus Gewissenstrieb niedergelegt, wiederum erwählt worden, doch soll es noch einige Schwierigkeiten haben, weil ihm die anni canonici¹⁷⁷ fehlen [...].

[10]

1770 Januar 13

Bernhard Georg Dreckmann II. (Vlotho) an Sebastian Andreas Fabricius (Halle/Saale)

In Halle gefertigter Auszug (Fabricius)

AFSt/M 3 M 7:51

[1a] Nr. 16: Auszug aus H[errn] Past[or] M[agister] Dreckmanns Schreiben an seinen Schwager Fabricius, d[e] d[ato] Vlotho, den 13. Januar 1770.

[...] Weil der Herr Onkel¹⁷⁸ einen starken Fluß gehabt und im Feste nicht arbeiten können, so hat Herr Wehrkamp¹⁷⁹ unterdessen subleviert, dessen Bestätigung zum Adjuncto meines Onkels (des Inspectoris und ersten Predigers Dreckmann) wir nun alle Posttage von Berlin erwarten.

Des Herrn Werk aber hat hier noch immer seinen gesegneten Fortgang, und wir sehen mit Freuden, wie sich die Zahl derer noch stets vermehrt, denen ihre Seligkeit ein Ernst wird. Der Herr Bruder fragen in ihrem Brief nach, obs sicher sei, daß mehrere Prediger in unserer Gegend erweckt worden? Und das hat, zum Lobe unseres guten Herrn, seine angenehme Richtigkeit. Es gehört zu denselben: 1) Herr Pastor Sauerbrei¹⁸⁰ zu Bergkirchen, Fürstentums Minden, der neulich öffentlich vor seiner Gemeinde geklagt hat, daß sie 27 Jahre an ihm einen toten Lehrer gehabt, 2) dessen sein Schwiegersohn, Herr Pastor Kottmeier¹⁸¹ zu Neuenkirchen im Osnabrückischen, 3) dieses sein ältester Bruder, Herr Pastor Kottmei-

¹⁷⁶ Wie Anm. 49.

¹⁷⁷ Das kanonische Alter von 24 Jahren. Scherr war 1747 geboren worden, damals also erst 22 Jahre alt.

¹⁷⁸ Wie Anm. 16.

¹⁷⁹ Wie Anm. 50.

¹⁸⁰ Georg Heinrich Sauerbrey (1714–1773), seit 1758 Pfarrer in Bergkirchen. Bauks (wie Anm. 1), S. 428 (Nr. 5317).

¹⁸¹ Friedrich Wilhelm Kottmeier (1739–1799), seit 1766 Pfarrer in Neuenkirchen/Hannover. Bauks (wie Anm. 1), S. 272 (Nr. 3424). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

er¹⁸² zu Lahde, Fürstentums Minden, 4) Herr Pastor Schumacher¹⁸³ zu Mennighüffen, auch im Mindischen, 5) Herr Pastor Hoffbauer¹⁸⁴ aus der Alten Stadt in Bielefeld, 6) Herr Pastor Hartog¹⁸⁵ auf der Radewig in Herford, 7) Herr Pastor Löning¹⁸⁶ zu Isselhorst im Ravensbergischen, ein Bruder von [1b] dem Inspector¹⁸⁷ zu Versmold, 8) Herr Pastor Göpel¹⁸⁸ zu Wallenbrück im Ravensbergischen und andere mehr, außer denen, die Gott schon seit einigen Jahren ergriffen und in unserer Gegend leben.

Nun muß ich ihnen aber auch noch melden, was jetzt in Lippstadt vorgeht. Es geht auch da ein Feuer auf. Am 1. Adventssonntag¹⁸⁹ ist Herr Pastor Weihe dorthin abgeholt worden, um daselbst zu predigen, und war Herr Pastor Scherr¹⁹⁰ so lange in seinem Platz zu Gohfeld. Es holte ihn unter andern auch der berühmte Amtmann [Streichung] N. ab, welchen Gott gegenwärtig durch den Dienst des Herrn Scherrs recht kräftig angefaßt hat. Am 1sten Advent hat er in der Stiftskirche unter einem großen Zulauf von Volk gepredigt, am Bußtag aber für unseren Bruder¹⁹¹ in der Marktkirche. Herr Justizrat N. hat das zwar zu hindern gesucht und zu dem Ende den Freunden der damals eben im 84.sten Jahr ihres Alters verstorbenen Jungfer Roeperin einbinden wollen, diese an dem Nachmittag öffentlich mit einer Leichenpredigt zu beerdigen, damit Herr Pastor Weihe nicht zu der Predigt käme. Es ist aber nicht durchgegangen. Nach der Predigt ist er mit dem ganzen Ministerio, das seiner Predigt zugehört, bei dem Herrn Hofrat Kellerhaus gewesen, doch nur zur [2a] Staatsvisite, von vielen andern aber ist er schriftlich und mündlich ersucht worden, zu ihnen zu kommen, und hat großen Hunger nach dem Wort gefunden. Besonders ist auch Herr Brinckmann¹⁹² sehr aufgebracht gewesen, der verschiedene bei sich versammelt gehabt und ihn beim Weggehen noch vor der Tür zurückgerufen und ihn ersucht, mit ihnen zu beten. Derselbe hat ihn auch nebst seinem Schwager, Zurhellen,¹⁹³ in dessen seinem Wagen

¹⁸² Dietrich Heinrich Kottmeier (auch: Kottmeyer; 1732–1795), seit 1761 Pfarrer in Lahde. Bauks (wie Anm. 1), S. 272 (Nr. 3423). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

¹⁸³ Wie Anm. 99.

¹⁸⁴ Wie Anm. 109.

¹⁸⁵ Wie Anm. 96.

¹⁸⁶ Wie Anm. 173.

¹⁸⁷ Wie Anm. 172.

¹⁸⁸ Johann Leberecht Göpel (1735–1819), seit 1767 Pfarrer in Wallenbrück. Bauks (wie Anm. 1), S. 157 (Nr. 2004). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

¹⁸⁹ 3. Dezember 1769.

¹⁹⁰ Wie Anm. 49.

¹⁹¹ Wie Anm. 174.

¹⁹² Nicht sicher zu identifizieren.

¹⁹³ Wohl Johann Jacob Zurhellen (1712–1791) aus Soest, seit 1749 Pfarrer in Dornberg.

bis Bielefeld zurückbegleitet, wo sie den Herrn Pastor Scherr wieder eingenommen und um seinetwillen über Gütersloh (ist sein Geburtsort, wo er die erkaufte Pfarre haben sollen, aber wieder aufgegeben) nach Hause retourniert sind. Unter den Predigern hat Herr Pastor Metzler¹⁹⁴ an der Jakobuskirche ihn persönlich zu sich gebeten und mit ihm wegen seines Seelenzustandes beweglich gesprochen; auch Herr Pastor Isverding¹⁹⁵ an der Nikolaikirche; nicht weniger auch Herr Pastor Eberhardi.¹⁹⁶ Nur Herr Magister Kleinschmidt¹⁹⁷ (der in der vorhergehenden Nummer Herrn Pastor Scherrs Eingang gerühmt) hat ihm am wenigsten gefallen, als dessen unlauterer Grund und verstelltes Wesen dermalen recht offenbar werden soll, wie er denn auch auf des Herrn Scherrs seinen Segen sehr jaloux¹⁹⁸ ist und davon publice und privatim¹⁹⁹ redet. Denn er dachte vorhin, er [2b] wäre etwas, und nun sieht man, daß er noch nichts ist, nachdem ein Redlicher gegen ihn gestellt wird. Übrigens ist er (Herr Pastor Weihe bei seinem Aufenthalt in Lippstadt) keine Stunde, wenn er auch zu Hause gewesen, allein geblieben, sondern er hat beständig Besuch von Seelen gehabt, die nach dem rechten Weg gefragt. Der Herr lasse es doch nun auch etwas Gründliches werden! [...].

Bauks (wie Anm. 1), S. 579 (Nr. 7186).

¹⁹⁴ Theodor Metzler (ca. 1733–1781), seit 1758 Pfarrer in Lippstadt (Jakobi). Bauks (wie Anm. 1), S. 329 (Nr. 4144). - Peters, Volkening (wie Anm. 1), S. 169.

¹⁹⁵ Johann Friedrich Isverding (auch: Isferding; 1733–1779), seit 1759 Pfarrer in Lippstadt (Nikolai). Bauks (wie Anm. 1), S. 239 (Nr. 3020).

¹⁹⁶ Johann Adolf Eberhardi (1712–1784), seit 1753 Pfarrer in Lippstadt (reformiert). Bauks (wie Anm. 1), S. 109 (Nr. 1406).

¹⁹⁷ Wie Anm. 175.

¹⁹⁸ Eifersüchtig.

¹⁹⁹ Öffentlich und im vertrauten Kreise.

Die Dekanessen und Koadjutorinnen der Reichsabtei Herford in der Neuzeit

Die Liste der Äbtissinnen der Reichsabtei Herford ist seit langem bekannt. Zwar gibt es in der Zeit des Hohen Mittelalters noch Unsicherheiten, zumal uns für die ersten Jahrhunderte nur die „Vornamen“ der Damen, nicht aber auch die ihrer wirklichen oder fiktiven Geschlechter überliefert sind. Seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts jedoch haben wir einen genauen Überblick über die Frauen, die an der Spitze des Stiftes standen.¹ Über die Inhaberinnen der anderen Prälaturen sind wir nicht so gut unterrichtet. Normalerweise gab es in Kanonessenstiften nach der Äbtissin die Pröpstin, die Dekanesse (Dechantin), die Küsterin oder Thesaurarin, die Kellnerin und die Scholasterin. Pröpstinnen sind in der Reichsabtei nur bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts bekannt.² Eine Kellnerin und eine Scholasterin hat es in Herford in der Neuzeit nicht gegeben. Neben einigen wenigen Hinweisen auf die Küsterinnen sind die Dekanessen in verdienstvoller Weise zusammengestellt.³ Diese Liste ist aber noch ergänzungsbedürftig, besonders da sie selbst keine Nachweise enthält. Diese wurden für das 18. Jahrhundert in anderem Zu-

Abkürzungen:

StA Bückeberg: Niedersächsisches Landesarchiv – Staatsarchiv Bückeberg

StA Detmold: Landesarchiv Nordrhein-Westfalen – Staatsarchiv Detmold

FA Herford: Landesarchiv Nordrhein-Westfalen – Staatsarchiv Münster: Fürstabtei Herford

SCHWENNICKE – Detlev SCHWENNICKE: Europäische Stammtafeln. Neue Folge.

¹ Meinhard POHL: Herford – Reichsabtei. In: Karl HENGST (Hg.): Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zu ihrer Aufhebung. Tl. 1: Ahlen – Mülheim. (Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte 2). Münster 1992, S. 404-412, hier S. 409. – Thorsten HEESE und Olaf SCHIRMEISTER: Verzeichnis der Institutionsvorstände. In: Olaf SCHIRMEISTER (Hg.): Fromme Frauen und Ordensmänner. Klöster und Stifte im heiligen Herford. Bielefeld 2000, S. 416-420, hier S. 416. – Helge BEI DER WIEDEN: Die Herkunft der Äbtissinnen der Reichsabtei Herford vom Ende des 13. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. In: Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 2002/2003. Bielefeld 2002, S. 21-38. – DERS.: Die Äbtissinnen der Reichsabtei Herford in der Neuzeit. In: Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 2000. Bielefeld 1999, S. 31-54.

² HEESE und SCHIRMEISTER: Verzeichnis (wie Anm. 1), S. 416.

³ EBD., S. 416 f.

sammenhang gegeben.⁴ Entsprechendes gilt auch für die Koadjutorinnen der Äbtissinnen. Im Folgenden wird versucht, die Liste der Dekanessen und Koadjutorinnen für die Neuzeit zu vervollständigen und die Angaben zu belegen.

Die Dekanesse war die Vorsteherin des Stiftskapitels. Sie stand damit im Rang nach der Äbtissin und vertrat dieser gegenüber die Stiftsgemeinschaft. Daher war das Amt prestigeträchtig und somit begehrt. Das galt nicht nur für die Kanonessen selbst, sondern auch für deren Familien. Für diese ging es dabei nicht nur um die Versorgung eines ihrer weiblichen Mitglieder, sondern auch darum, Einfluss auf die Abtei zu gewinnen oder diesen zu behaupten. Dazu kam, dass eine Dekanesse, sofern sie nicht zu alt oder zu krank war, einen nirgends rechtlich festgelegten Anspruch erhob, die Nachfolgerin einer verstorbenen Äbtissin zu werden. Deshalb konnte es zu Konflikten mit weltlichen Herren kommen, die an einer Dekanesse vorbei eine Verwandte auf dem Stuhl der Äbtissin sehen wollten und ihre Machtmittel ausspielten. So hielten die lippischen Grafen in einer Notiz als Präjudiz fest, dass auf die Äbtissin Bonizet von Limburg (1494–1524) deren Nichte Anna II. (1524–1565) folgte,⁵ wobei die Dekanesse Margarete von Hunolstein übergangen wurde: *Et hoc est quintum exemplum, quando non est electa Decanissa in Abbatissam, sed fere continuet serio ex minoro canonissarum electa Abbatissa.*⁶ (Und dies ist das fünfte Beispiel, dass nicht die Dekanesse zur Äbtissin gewählt worden ist, sondern es wird fast eine Serie fortgesetzt, dass eine Äbtissin aus der geringeren Schicht der Kanonissen gewählt wurde.) Das Recht der Herforder Kanonessen, ihre Äbtissin frei zu wählen, das ihnen König Heinrich I. 935 auf Bitten seiner Gemahlin Mathilde, die in Herford erzogen worden war, gewährt hatte,⁷ stand häufig nur auf dem Pergament. Ebenso nahmen interessierte Territorialherren Einfluss auf die Wahlen der Dekanessen oder auf die Bestimmung der Koadjutorinnen durch die Äbtissinnen.

Die Reichsabtei Herford überschritt, wie auch das benachbarte Benediktinerkloster Corvey, im 11. Jahrhundert den Höhepunkt ihrer Bedeutung und ihres Ansehens. Das Aussterben der Billunger 1106 und der Sturz Heinrichs des Löwen 1180 sowie die damit verbundene Zerschlagung des Stammesherzogtums Sachsen führten dazu, dass in Westfalen

⁴ Thorsten HEESE: Trägerinnen und Träger des Herforder Damenstiftsordens. In: Beiträge zur westfälischen Familienforschung 51 (1993), S. 225–249.

⁵ BEI DER WIEDEN: Äbtissinnen (wie Anm. 1), S. 36 f.

⁶ StA Detmold: L 43 / 28 / 10 a.

⁷ MGH DD HI, S. 74 Nr. 41. – Roger WILMANS: Die Kaiser-Urkunden der Provinz Westfalen aus den Jahren 901–1254. Bd. 2, 1. Bearb. v. Friedrich PHILIPPI. Münster 1881, S. 50 f. Nr. 65.

keine große Familie mehr herrschte, sondern viele edle Herren und Grafen Hoheitsrechte ausübten. Damit kam das Stift Herford – soweit man von den Äbtissinnen auf die Herkunft der Kanonessen allgemein schließen kann – unter den Einfluss dieser Adelschicht. Erst nachdem die Kurfürsten von Brandenburg 1614/1647 Grafen von Ravensberg geworden waren, änderte sich das. Die Kurfürsten und seit 1701 die preußischen Könige versuchten, ihre Vorstellungen bei der Äbtissinnenwahl durchzusetzen. Seitdem traten wieder Damen des Fürstenstandes an die Spitze des Stiftes.⁸ Dies begann 1649 mit der Äbtissin Elisabeth Luise von Pfalz-Zweibrücken (1649–1667) und wurde beibehalten bis zur Aufhebung der Abtei, die im Vorgriff auf den Reichsdeputationshauptschluss 1802 erfolgte. Zu Äbtissinnen wurden in dieser Zeit fast nur noch Kanonessen gewählt, die mit den Hohenzollern verwandt waren oder deren Familien in einem besonders engen Verhältnis zu ihnen standen wie die Fürsten von Anhalt.⁹

Seit dem 12. Jahrhundert gab es keine große Familie mehr, der es ein Anliegen war, die Herforder Abtei zu fördern und in ihrem Besitzstand zu schützen. Das vermochten die lippischen Edelfherren, die seit 1528 den Grafentitel führten, nicht zu leisten, auch wenn ihr Einfluss auf das Stift nicht unbedeutend war. Die Erzbischöfe von Köln, seit 1180 Herzöge in Westfalen und Engern, waren zwar bestrebt, ihre Landesherrschaft auszubauen, konnten aber kein „Familieninteresse“ an der Abtei haben. Anders lief im Vergleich die Entwicklung etwa bei der Reichsabtei Gandersheim. Sie wurde 852 als liudolfingisches Familienstift gegründet¹⁰ und blieb stets im Blick einer der großen Familien, seit dem Spätmittelalter dem der Welfen.¹¹

Als die brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige schließlich auf das Stift Herford zugreifen konnten, war ihnen dieses lediglich ein Versorgungsinstitut. So wie sie sich über die Reichsunmittelbarkeit der Stadt Herford hinwegsetzten,¹² so beseitigten sie auch schrittweise die Selbständigkeit des Stifts. Äbtissin Charlotte Sophie von Kurland (1689–1728), eine Nichte des brandenburgischen Großen Kurfürsten, besaß das Selbstbewusstsein und den Willen, sich als Reichsfürstin gegenüber den Hohenzollern zu behaupten. Sie dachte nicht daran,

⁸ BEI DER WIEDEN: Herkunft (wie Anm. 1), S. 22.

⁹ EBD., S. 22.

¹⁰ Hans GOETTING: Das Bistum Hildesheim 1: Das reichsunmittelbare Kanonissenstift Gandersheim. (Germania Sacra NF 7, 1). Berlin/New York 1973, S. 81 f.

¹¹ EBD., S. 289–359.

¹² Rainer PAPE: Anton Fürstenau, des Kaisers Kommissar (1593–1653). Historisches aus der Reichsstadt Herford. Herford 2005, S. 269 ff. – Dieses außerordentlich materialreiche Buch leidet in seinen Wertungen gelegentlich unter dem Lokalpatriotismus des Verfassers.

Rechte der Abtei auf den König zu übertragen, und musste vor dessen Gewalt nach Verden ausweichen, wo sie sich unter den Schutz des schwedischen Königs Karl XII. stellte. Sie behielt wohl ihre Würde als Äbtissin, starb jedoch dort im Exil.¹³

Da dem Stift im Laufe der Jahrhunderte Besitzungen verloren gingen und sich seine wirtschaftliche Lage damit verschlechterte, sah sich Äbtissin Elisabeth Luise von Pfalz-Zweibrücken am 14. Dezember 1661 genötigt zu verfügen, dass nur noch die wirklich residierenden Kanonessen und Kapitulare ihre Präbenden erhalten sollten.¹⁴ Dabei blieb es bis zur Aufhebung des Stifts.¹⁵ Nennenswerte Einkünfte hatten ohnehin nur die Äbtissin und die Dekanesse. Damit wurde der Erwerb einer Kanonessenpräbende weitgehend uninteressant, und es lebte kaum noch eine Dame auf Dauer in Herford. Um die Prälaturen jedoch gab es mitunter heftigen Streit. Allerdings ging es hierbei nicht unbedingt um die Einkünfte, weil selbst Dekanessen nicht immer residierten, sondern um Titel und Würde. Das galt mit der Zeit auch für die Kanonessen. Die wirtschaftliche Lage des Stifts besserte sich zwar nicht,¹⁶ aber es wurde doch im 18. Jahrhundert wieder erstrebenswert, ihm anzugehören. Hierbei spielte offensichtlich der von Äbtissin Johanna Charlotte von Anhalt-Dessau, verw. von Brandenburg-Schwedt (1729–1750) gegründete Stiftsorden¹⁷ eine Rolle. Noch im Jahr 1729, in dem Johanna Charlotte als Äbtissin zu wirken begann, investierte sie sechs Kanonessen, von denen allerdings vier bei dem Akt nicht anwesend waren.¹⁸ Eine der beiden erschienenen Damen war eine Gräfin zur Lippe-Biesterfeld. Sie war vermutlich auch nur wegen der räumlichen Nähe ihres Wohnortes zu Herford gekommen. Der Orden war für die im allgemeinen nicht mehr im

¹³ Helge BEI DER WIEDEN: Münzrecht als Hoheitsrecht. Der letzte Versuch einer Äbtissin von Herford, Münzen prägen zu lassen (1689). In: *Fundamenta Historiae. Geschichte im Spiegel der Numismatik und ihrer Nachbarwissenschaften. Festschrift für Niklot Klüßendorf zum 60. Geburtstag am 10. Februar 2004.* Hg. v. Reiner CUNZ u. a. (Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover 51). Hannover 2004, S. 229-235, hier S. 232-234.

¹⁴ StA Detmold: L 43 / 28 Nr. 11. – Am 8./18. August 1684 wird in einem Schreiben betont, daß diese Verfügung nunmehr dreiundzwanzig Jahre eingehalten worden sei.

¹⁵ StA Bückeburg: F 1 A XXXV 20, Nr. 260: Ein Promemoria aus dem Jahr 1776 hält fest, daß nur eine anwesende Kanonesse Einnahmen habe.

¹⁶ Im Jahr 1803 wurden die Einkünfte der Abtei Herford mit 12.000 Tl beziffert. Dagegen waren es bei Essen 36.000 Tl, bei Elten 18.000 Tl und bei Verden 70.000 Tl. Siehe *Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1803.* 2. Tl. Frankfurt am Main 1803 (Das Vorwort datiert vom 6. Dezember 1803), S. 132.

¹⁷ Thorsten HEESE: Mit Schulterband und Schleife "... zum Lustre Unsers Stifts ..." Ehre, Eitelkeiten und Intrigen im Zeichen des Herforder Damenstiftsordens. In: *Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 1994.* Bielefeld 1993, S. 65-100.

¹⁸ HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 288.

Stift lebenden Kanonessen nicht nur ein Schmuck, sondern ein Abzeichen ihres gesellschaftlichen Rangs aus eigenem Recht. Sie besaßen als Angehörige der Reichsabtei einen eigenen Status und waren nicht mehr nur Tochter oder Schwester von ...

Von den 22 namentlich bekannten Dekanessen in der Zeit von 1474 bis 1802 (1819) verließen drei (14 %) das Stift, um zu heiraten. An sieben (32 %) Dekanessen ging die Äbtissinnenwahl vorbei. Zwei von ihnen machten mehrere Äbtissinnenwahlen mit (Sophie Ernestine zur Lippe drei, Eleonore Margarete zu Hessen-Homburg zwei). Für die übrigen neun (41 %) gab es – soweit das von den vorliegenden Daten her beurteilt werden kann – zeitlich gesehen keine Möglichkeit, die oberste Würde des Stifts zu erreichen. Allein in der langen Regierungszeit Friederikes von Preußen (1764–1802), der letzten Äbtissin, amtierten vier Dekanessen (18 %), von denen bloß eine an einer Wahl teilnehmen konnte. Nur zwei (9 %) gelangten zur Würde der Äbtissin (Magdalene I. zur Lippe und Felizitas II. von Eberstein). Mit Sophie Ernestine zur Lippe starb 1702 die letzte Dekanesse, die dem Grafenstand angehörte. Danach erreichten diese Prälatur, wie das bei den Äbtissinnen schon seit 1649 der Fall war, nur noch Damen aus dem Fürstenstand.

Von einer (4 %) Dekanesse war noch nicht die Rede: Katharina von Schwarzburg. Bevor wir auf ihre Versuche eingehen, Äbtissin zu werden, ist es notwendig, ihre Wahl zur Dekanesse zu beschreiben, weil hier deutlich wird, wie mitunter um die Prälaturen gekämpft wurde. Als Dekanesse Anna von Wied 1607 starb, bewarben sich drei Damen um ihre Nachfolge: Anna Erich (!) von Waldeck, Äbtissin von Gandersheim und 56 Jahre alt, Katharina von Schwarzburg, 35 Jahre alt, und Elisabeth zur Lippe, 15 Jahre alt. Dem Einwand, dass Elisabeth für die Dekanei zu jung sei, versuchte man lippischerseits mit dem Einwand zu begegnen, „fromme und gräfliche Erziehung“ behebe den Mangel des Alters. Entgegen der zu anderer Zeit eingenommenen Haltung verwies man nun darauf, dass Elisabeth schon Küsterin sei und es hergebracht sei, dass aus der einen Prälatur die andere folge. Doch schien man sich seiner Sache nicht sicher, traf sich vor der Wahl mit der Gandersheimer Äbtissin und zog darauf zu Gunsten Anna Erichs die Kandidatur zurück. Beide Seiten hatten in Herford ein stattliches Gefolge versammelt: Anna Erich hatte zwei Adlige um sich und alle sieben lippischen Räte, darunter den Vizekanzler. Katharinas Begleitung war noch ansehnlicher mit dem oldenburgischen Kanzler, ihrem Schwager Herzog Alexander von Schleswig-Holstein auf Haus Beck (im Gebiet der heutigen Stadt Löhne), zwei Grafen, einem Amtmann und zehn bewaffneten Reitern.

Vor der Wahl kam es zu einer Auseinandersetzung um die Stimmberechtigung zweier minderjähriger, noch nicht statutengemäß gebildeter

und auch nicht residierender lippischer Kanonessen. Bevor es schließlich zum Wahlakt kam, ließ Katharina den Dekanatshof besetzen. Darauf wurde Anna Erich mit den Stimmen der beiden lippischen Gräfinnen zur Dekanesse gewählt. Diese versprach Elisabeth, geborener Gräfin zu Holstein-Schaumburg und Gemahlin Graf Simons VI. zur Lippe, für ihre beiden jüngsten Töchter Ursula und Sophie Präbenden in der Reichsabtei Gandersheim. Diese Zusage wurde jedoch nicht eingehalten,¹⁹ sei es, weil Anna Erich nicht mehr lange lebte, sei es – was wahrscheinlicher ist –, dass die Aufnahme der beiden reformierten Fräulein in dem lutherischen Stift auf Ablehnung stieß. Wenn Katharina sich auch zunächst zurückziehen musste, so konnte Anna Erich dennoch nicht sicher im Besitz ihrer Prälatur sein. Der Herzog von Holstein-Beck protestierte bei Äbtissin Felizitas II. von Eberstein, die sich im Reichsstift Essen aufhielt, gegen die Wahl, ebenso Graf Anton II. von Oldenburg-Delmenhorst und Herzogin Elisabeth zu Braunschweig-Lüneburg, eine Schwester König Christians IV. von Dänemark. Auch der Kölner Erzbischof Ernst von Bayern hatte Bedenken wegen der beiden lippischen Stimmen. Der Herzog von Holstein setzte sich wieder in den Besitz des Dekanatshofes, und alles steuerte auf einen Prozess vor einem obersten Reichsgericht hin. Bevor es dazu kam, starb Anna Erich 1611. Im folgenden Jahr wurde Katharina von Schwarzburg unbestritten zur Dekanesse gewählt.²⁰

Diese Vorgänge sind zwar nicht typisch für einen Wahlvorgang im Reichsstift Herford, aber sie zeigen doch, wie hart die Auseinandersetzungen um eine Prälatur sein konnten. Das galt besonders dann, wenn hochmögende Verwandte sich einmischten und vor Drohungen und Gewaltanwendung nicht zurückschreckten. Katharina von Schwarzburg hat zwar schließlich die Dekanessendignität erreicht, aber der Weg zum Stuhl der Äbtissin war damit für sie nicht vorgegeben. Als Äbtissin Felizitas II. von Eberstein 1621 starb, setzte in Lippe ein eifriges Bemühen ein, die bevorstehende Wahl zugunsten der Küsterin Magdalene zur Lippe ausgehen zu lassen. Graf Simon VII. bat Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg um Unterstützung seiner Schwester. In der Stadt Herford jedoch erhob sich Widerstand gegen die lippische Kandidatur. Dabei spielte offensichtlich deren reformiertes Bekenntnis eine Rolle. 1605 war das lippische Grafenhaus öffentlich zum Calvinismus übergetreten und hatte in seiner Grafschaft – mit Ausnahme Lemgos, der größten Stadt – die Zweite Reformation durchgeführt. Äbtissin Felizitas II. war

¹⁹ Vgl. GOETTING: Gandersheim (wie Anm. 10), S. 384 ff.

²⁰ StA Detmold: L 43 / 28 / 10 a. – August FALKMANN: Graf Simon VI. zur Lippe und seine Zeit. Bd. 4: Dritte Periode, Fortsetzung bis zum Tode Simons. (Beiträge zur Geschichte des Fürstentums Lippe nach archivalischen Quellen, Bd. 6). Detmold 1902, S. 247-251. – PAPE: Fürstenau (wie Anm. 12), S. 232-235.

zwar auch schon reformiert, aber sie hielt sich ständig in der Reichsabtei Essen auf. Da die neuen Calvinisten bei der Verbreitung ihrer Konfession vielfach rigoros voringen, mochte bei der Herforder Bevölkerung berechtigter Sorge bestehen, eine lippische Äbtissin werde das lutherische Bekenntnis in der Stadt mit Hilfe konfessionsverwandter Landesherrn unterdrücken.

Herzog Alexander von Holstein setzte sich wieder für seine Schwägerin Katharina von Schwarzburg ein. Dabei verwies er darauf, dass sie sich zur *reinen Religion* bekenne *iuxta praerogativam gradus*. Er leitete Katharinas Anspruch aus ihrer Stellung als Dekanesse her, während die lippische Seite ins Feld führte, Magdalene residiere am längsten im Stift. Außerdem sei Lippe Grenznachbar, und schon mehrere lippische Fräulein hätten die Abtei rühmlich geleitet. Die Wahl am 13./23. Juni 1621 ging eindeutig für Magdalene aus. Für Katharina stimmten nur sie selbst und ihre Schwester Elisabeth. Gegen diese Entscheidung protestierte Katharina bei Erzbischof Ferdinand von Köln als Metropolit. Die Unterstützung des brandenburgischen Kurfürsten für Magdalene kam allerdings zu spät, um die Wahl noch beeinflussen zu können, aber nun setzte er sich dafür ein, dass sie sich als Äbtissin behaupten konnte. Des Amtes konnte sie noch nicht sicher sein.

König Christian IV. von Dänemark mischte sich nämlich nicht nur aus Gründen der Verwandtschaft ein. In der Zeit des beginnenden Dreißigjährigen Krieges war er Oberster, d. h. Militärbefehlshaber, des Niedersächsischen Reichskreises. Daher hatte sein Wort auch in Westfalen Gewicht. Er schrieb Simon VII. aus Kopenhagen, es sei seit langem Brauch, dass die Wochenherren die Dekanesse zur Äbtissin wählten, sie hätten aber *dem Herkommen schnur stracks entgegen, etwa auff vorgehender Corruption* ihre Stimme abgegeben. Außerdem habe Magdalene mit 26 Jahren noch nicht das vorgeschriebene Alter von dreißig Jahren. Zur Vermeidung von Weitläufigkeiten solle er von der Wahl seiner Schwester abstehen und Katharina die Würde der Äbtissin einräumen. *Auff den wiedrigen fall und entgegen solche billige gute Zuversicht, werdet ihr euch deßsen sicherlich zuversehen haben, daß man alsdan, bey itzo eben darzu nicht ungelegenen Zeiten, zu andern gnugsamb albereits bei Handen habenden mitteln, zuggreifen und euch den Willen zumachen nicht wurde umgangk haben können.* Diese Drohung musste in einer Zeit, die auch in Nordwestdeutschland schon sehr unruhig war,²¹ ernstgenommen werden. Herzog Friedrich Ulrich zu Braunschweig-Lüneburg, den Sohn seiner Schwester

²¹ Helge BEI DER WIEDEN: Die Bedrohung der Grafschaft Schaumburg vor und zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges. In: Hubert HÖING (Hg.): Schaumburg und die Welt. Zu Schaumburgs auswärtigen Beziehungen in der Geschichte. (Schaumburger Studien 61). Bielefeld 2002, S. 388-411, hier S. 401-405.

Elisabeth, der das Ergebnis der Wahl hinnehmen wollte, machte der König noch auf eine besondere Gefahr aufmerksam: *damit niemahls, so wol bei friedlichen, alß unruhigen undt widerwertigen wesen, den Catholischen einiger anlaß oder gelegenheith gegeben werden muge, die biß daher von der Augßpurgischen Confession dependirende Geistliche Stifte, unter ihre gewalt undt disposition zu bekommen.* Christian fürchtete, der Kaiser könne einen Schiedsrichter einsetzen und von katholischer Seite könnten bei einer reformierten Äbtissin Ansprüche auf das Stift erhoben werden, weil der Religionsfriede von 1555 nur die Lutheraner umfasste. Die Calvinisten erreichten ihre reichsrechtliche Anerkennung erst im Westfälischen Frieden.

Der Erzbischof von Köln setzte wirklich einen Kommissar ein, um die Wahl zu überprüfen. Die Untersuchung zog sich offenbar hin. 1623 ordnete der Erzbischof an, Katharina bis zur Entscheidung die Administration der Äbtissinnenprälatur einzuräumen. Magdalene bat darauf ihren Bruder, das Reichskammergericht anzurufen. Mehr überliefern die Akten nicht. Katharina starb 1626 im schwarzburgischen Arnstadt. Damit hatte sich der Streit erledigt.²² In der Tat beanspruchten wenige Jahre später die Katholiken Amt und Würde Magdalenes II. Aufgrund des Restitutionsedikts erhob von 1629 bis 1631 Maria Klara Theresia von Wartenberg Anspruch auf die Leitung des Stifts Herford.²³ Eine andere Sorge König Christians scheint wohl unbegründet gewesen zu sein. Magdalene war zwar kalvinistisch erzogen worden, doch soll sie sich – nach den Angaben eines allerdings fragwürdigen Autors – als Äbtissin dem Luthertum zugewandt haben. Dies soll unter dem Einfluss von Magister Johannes Binch, damaligem zweiten Pastor am Herforder Münster, geschehen sein.²⁴

Nicht immer fand die Wahl einer Dekanesse oder einer Äbtissin soviel Beachtung außerhalb Herfords. Doch die veränderte politische Situation in Westfalen, seitdem die Hohenzollern dort Landesherren geworden waren, zeigte sich in dem Bestreben der lippischen Grafen, bei diesem konfessionsverwandten Fürstenhaus Unterstützung zu suchen. Kurfürst Friedrich Wilhelm war einerseits bestrebt, konfessionelle Streitereien in seinen Landen zu unterbinden, unterstützte aber bewusst Calvinisten.²⁵ So wandte sich Graf Simon Henrich zur Lippe 1674 nach dem Tod

²² StA Detmold: L 43 / 28 / 8 i. – FA Herford: Akten 1109. – Zum Kammergerichtsprozess StA Münster: RKG H 1113, Bd. 1.

²³ BEI DER WIEDEN: Herkunft (wie Anm. 1), S. 30.

²⁴ Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover: MS XXII, 1460 (Christian Franz PAULLINI: Herfordia gloriosa ...), Bd. 2, fol. 205.

²⁵ BEI DER WIEDEN: Äbtissinnen (wie Anm. 1), S. 34.

der Dekanesse Walpurga Magdalene zu Wied-Runkel, neben anderen an den Kurfürsten und an den brandenburgischen Geheimen Rat Franz von Meinders mit der Bitte, seine Schwester Sophie Ernestine bei der Erlangung der erledigten Prälatur zu unterstützen. Dem Wunsch kam man in Cölln an der Spree nach, und die Wahl erfolgte entsprechend.²⁶

Ein Konflikt innerhalb des Stiftes entstand 1717, als die Nachfolgerin der Dekanesse Hedwig Luise zu Hessen-Homburg gewählt werden sollte. Die Dekanessen Katharina Barbara zu Baden-Durlach und Friederike Albertine zu Nassau-Dillenburg bewarben sich beide um die Prälatur. Es kam am 31. Dezember 1717 zu einer Doppelwahl, da beide Damen die gleiche Stimmenanzahl erhielten.²⁷ Äbtissin Charlotte Sophie hatte schon der lutherischen Katharina Barbara gegen den erbitterten Widerstand der Kanonessen, die alle reformiert waren, eine Prébende im Stift verliehen.²⁸ Jetzt entschied sie die Wahl, indem sie Katharina Barbara zur Dekanesse bestimmte.²⁹ Diese verzichtete jedoch aus unbekanntem Gründen und zu einem nicht genannten Zeitpunkt auf diese Würde.³⁰ Wenn das badische Fräulein das Dekanat auch nicht behaupten konnte, war mit ihrem Eintritt in das Stift das Bestreben, das von dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm ausgegangen war, die Abtei ausschließlich kalvinistischen Damen vorzubehalten, gescheitert.

So begehrt die Dekanessenprälatur auch weiterhin war, so verlor sie mit der Zeit vollends ihren insgeheim damit verbundenen Anspruch, ihrer Inhaberin den Weg an die Spitze des Stiftes zu bereiten. Nunmehr wurde entscheidend, Koadjutorin der amtierenden Äbtissin und bei dieser Wahl zugleich als Nachfolgerin bestimmt zu werden (*cum futura successione*). Seit 1661 gab es nur noch eine Äbtissin, Charlotte Sophie von Kurland, die nicht zuvor Koadjutorin gewesen war. Ursprünglich bestellte eine Äbtissin, die stets auf Lebenszeit gewählt wurde, eine Koadjutorin, wenn sie zu alt oder zu gebrechlich war, die Amtsgeschäfte sachgerecht zu führen, oder wenn sie in einem anderen Stift lebte. Äbtissinnen nahmen daher oft kurz vor ihrem Tode eine Koadjutorin an. So wünschte Äbtissin Anna II. von Limburg Stirum (1524–1565) im Jahr vor ihrem Ableben den Beistand einer nicht namentlich genannten Koadjutorin.³¹ Ebenso war es 1680 bei der Äbtissin Elisabeth II. von der Pfalz (1667–

²⁶ StA Detmold: L 43 / 28 / 10 a.

²⁷ FA Herford: Akten 827, fol. 1.

²⁸ Helge BEI DER WIEDEN: Die konfessionellen Verhältnisse in der Reichsabtei Herford. In: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 102 (2004), S. 267-279, hier S. 275-277.

²⁹ FA Herford Akten 827, fol. 1; Akten 267.

³⁰ FA Herford Akten 1051, fol. 174.

³¹ Für die Nachweise siehe die Angaben bei der Zusammenstellung der Koadjutorinnen.

1680) und Elisabeth Albertine von Anhalt-Dessau (1680–1686) sowie 1686 bei dieser und Elisabeth (III.) von Hessen-Kassel (1686–1688). In den beiden letzten Fällen ging es aber auch darum, über die Würde der Koadjutorin die nächste Äbtissin zu bestimmen.

Hilfe anderer Art versprach sich Äbtissin Felizitas I. von Eberstein (1578–1586) von ihrer Koadjutorin Elisabeth zu Braunschweig-Wolfenbüttel (seit 1578). Die Zeiten waren gefährlich. Der Aufstand der Niederländer gegen die Spanier berührte in weitem Umfang auch Westfalen. Felizitas erhoffte sich daher Schutz für die Abtei von Elisabeths Vater, Herzog Julius (1528–1589).

Der brandenburgische Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte schon 1649 auf die Wahl der Äbtissin Elisabeth Luise von Pfalz-Zweibrücken Einfluss genommen.³² Massiven Druck übte er aus, als er 1661 seine Kusine Elisabeth, Tochter Friedrichs V., Pfalzgrafen bei Rhein, des „Winterkönigs“, im Reichsstift unterbringen wollte. Ihm reichte nicht ihre Annahme als Kanonesse, sondern er verlangte ihre Wahl zur Koadjutorin der Äbtissin mit dem Recht der Nachfolge. Dagegen erhob sich in der Abtei erheblicher Widerstand. Besonders Äbtissin Elisabeth Luise sah sich durch Elisabeth als Koadjutorin in ihren Rechten und Würden als Äbtissin bedrängt. Beide Damen waren zwar als pfälzische Wittelsbacherinnen miteinander verwandt, aber Elisabeth gehörte zur kurfürstlichen Linie des Hauses und war damit von Geburt her die Ranghöhere. Ihr Verlangen, im Kirchengebet genannt zu werden, löste den ersten Konflikt aus, den der Kurfürst zugunsten seiner Base entschied.³³ Ebenso hatte er ja schon mit unverhohlenem Nachdruck gegenüber der Äbtissin, den Kapitularen und den Verwandten der Kanonessen Elisabeths Wahl durchgesetzt.³⁴

Nicht immer war der Kurfürst mit seinen Wünschen erfolgreich. Als sich das Leben der Äbtissin Elisabeth 1679 dem Ende zuneigte, versprach

³² Christian August Ludwig KLAPROTH: Zur Geschichte der Abtei Herford. Hg. v. Kuno MEYER. In: 22. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld 1908, S. 88–113, hier S. 93.

³³ Hessisches Staatsarchiv Marburg: 4 f Herford Nr. 17.

³⁴ Helge BEI DER WIEDEN: Ein Schloß auf dem Mond und eine Versorgung in Westfalen. – Der Weg der Pfalzgräfin Elisabeth nach Herford. In: Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 1998. Bielefeld 1997, S. 7–38, hier S. 24 f. – Schreiben an Äbtissin und an Kapitulare: FA Herford: Akten 1120 (Kleve, 25. März 1661 und Sparrenberg, 11./21. Dezember 1660), und an Graf Kasimir zur Lippe-Brake: StA Detmold: L 43 Nr. 9 (Sparrenberg, 11./21. Dezember 1660). – Wenn PAPE: Fürstenau (wie Anm. 12), S. 433 f., in Erwägung zieht, dass Kurfürst Friedrich Wilhelm sich die Reichsstadt Herford unterworfen habe, um seine pfälzischen Kusinen Luise Hollandine und Elisabeth in der Abtei unterbringen zu können, dann übersieht er, dass es sich bei dem Stift und der Stadt um zwei verschiedene Rechtskörper handelte. Die Stadt selbst hatte keinen Einfluss auf die Äbtissinnenwahl.

er der Küsterin Elisabeth von Hessen-Kassel, ihr zur Äbtissinnenwürde zu verhelfen. Gegen ihre Wahl gab es jedoch erhebliche Widerstände. Der Kurfürst bat daher seine Base, keine Koadjutorin bestimmen zu lassen, damit nach ihrem Tode eine rechtmäßige Äbtissinnenwahl erfolgen könne. Äbtissin Elisabeth antwortete ihm jedoch noch vor der Stimmabgabe, sie habe wegen ihrer Leibeschwachheit Elisabeth Albertine von Anhalt-Dessau zu ihrer Koadjutorin angenommen.³⁵ Diese wurde dann wenig später auch Äbtissin. Erst als sie 1686 heiratete, konnte die hessische Elisabeth noch für zwei Jahre an die Spitze des Stifts treten. In dieser Zeit ist sie wahrscheinlich nur zu ihrer Einführung in Herford gewesen.

Als Johanna Charlotte von Anhalt-Dessau 1729 zur Äbtissin gewählt wurde, hatte sie sich verpflichten müssen, eine königliche Prinzessin von Preußen zur Koadjutorin und Nachfolgerin anzunehmen. Drei Tage nach der Inthronisation der neuen Äbtissin kam es zur Wahl der Koadjutorin Sophie, Tochter König Friedrich Wilhelms I. von Preußen.³⁶ Der König soll erbost gewesen sein, dass 1721 Eleonore zu Hessen-Homburg zur Dekanese gewählt worden war. Um deren Hoffnungen auf die Äbtissinnenwürde zu vereiteln, verlangte er von Johanna Charlotte die Verpflichtung, die Koadjutorin seinen Wünschen entsprechend festzulegen. Auf sie sollte nur eine preußische Prinzessin, möglichst eine Tochter des Königs, folgen.³⁷ Johanna Charlotte hatte Charlotte Sophie von Kurland (1689–1728) zur Vorgängerin. Daher war der König bestrebt, in Herford nur noch Äbtissinnen zuzulassen, die bereit waren, sich seinem Willen zu beugen. Wie hohl die Reichsunmittelbarkeit der Abtei inzwischen geworden war, zeigte sich auch darin, dass Johanna Charlotte endgültig darauf verzichten musste, die Reichs- und Kreistage zu beschicken. Die Voten des Stifts bei diesen Zusammenkünften hatte sie in das Belieben des jeweiligen preußischen Bevollmächtigten zu stellen.³⁸

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte bei sechs seiner die ersten Jahre überlebenden Töchter ein besonderes Interesse daran, für diese Versorgungsstellen offen zu halten. Seinem kinderlosen Sohn Friedrich II., dem Großen, waren derartige Überlegungen nicht dringlich. Seiner Schwester Amalie verschaffte er zunächst die Würde der Koadjutorin und dann die der Äbtissin im Reichsstift Quedlinburg. Im Tausch wurde dafür Hedwig von Schleswig-Holstein-Gottorf, obwohl sie luther-

³⁵ FA Herford: Akten 230.

³⁶ FA Herford: Akten 1122 und 233.

³⁷ Heinrich SCHULZ: Johanna Charlotte, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, Äbtissin des Reichsstifts Herford (1729–1750). In: Herforder Jahrbuch 1 (1960), S. 35–58, hier S. 39 f. und 43–45.

³⁸ KLAPROTH: Geschichte (wie Anm. 32), S. 110.

risch war, 1745 Koadjutorin und 1752 Äbtissin des Herforder Stifts.³⁹ Hedwig nahm 1755 auf Druck aus Berlin Friederike von Preußen als Koadjutorin an.⁴⁰ Diese wurde dann 1764 die letzte Äbtissin des Reichsstifts. Im folgenden Jahr musste Friederike das „Jus territorialis et episcopalis“ des Königs anerkennen.⁴¹ Damit hatte dieser die Äbtei völlig in seiner Hand. Die Reichsunmittelbarkeit war zum leeren Titel geworden. Friederike hatte in ihrer langen Amtszeit von achtunddreißig Jahren vier Koadjutorinnen. Darunter war nur noch mit Luise eine preußische Prinzessin Koadjutorin, und das für zwei Jahre bis zu ihrer Eheschließung. 1766 wurde auf Wunsch des preußischen Königs⁴² Christine von Hessen-Kassel gewählt. Als deren Gesundheitszustand sich verschlechterte, wählte man 1779 mit der Dekanesse Henriette von Anhalt-Dessau eine zweite Koadjutorin. Damit war in jedem Fall klar, auf wen die Wahl zur nächsten Äbtissin fallen würde. Da der Kindersegen der preußischen Könige geringer wurde und damit auch die Zahl ihrer Töchter, entfiel der Wunsch, eine von ihnen als Äbtissin in Herford unterzubringen. Als sich mit dem Reichsdeputationshauptschluss die Möglichkeit bot, das Stift aufzuheben und es dem preußischen Staat einzuverleiben, tat dies König Friedrich Wilhelm III. 1802, noch bevor der Reichstag das Gesetzeswerk endgültig beschlossen hatte.

Die reichsunmittelbaren Damenstifte, die dem Hochadel vorbehalten waren, hatten sich überlebt. Die Kanonessen lebten schon lange nicht mehr in den Abteien. Daher dachte nach dem Ende der napoleonischen Zeit niemand daran, die Stifte wieder ins Leben zu rufen. Eine Lebensform hochadliger Damen hatte ihr Ende gefunden.

³⁹ BEI DER WIEDEN: Äbtissinnen (wie Anm. 1), S. 34 f.

⁴⁰ Michael Freiherr VON FÜRSTENBERG: „Ordinaria loci“ oder „Monstrum Westphaliae“? Zur kirchlichen Rechtsstellung der Äbtissin von Herford im europäischen Vergleich. (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte 29). Paderborn 1995, S. 119.

⁴¹ EBD., S. 120 f. und 387-390 (Revers der Äbtissin).

⁴² StA Bückeburg: F 1 A XXXV 20 b Nr. 40, Akte 34.

Dekanessen

- 1474/vor 1497 Margarete von Hunolstein⁴³
- 1497/1517 Margarete von Rheineck⁴⁴
- (vor 1528 Agnes von Freckenhorst)⁴⁵
- 1527 Agnes von Limburg Stirum⁴⁶
geb.:
gest.: 6. Mai 1570
zuvor Küsterin⁴⁷
1527–1570 Äbtissin des freiweltlichen Stifts Freckenhorst
1553–1570 Äbtissin zu Metelen⁴⁸
- 1536 Jakobe von Tecklenburg

⁴³ SCHWENNICKE, Bd. 11: Familien vom Mittel- und Oberrhein und aus Burgund. Marburg 1986, Taf. 24. Sie war vermutlich eine Schwester der Äbtissin Anna I. von Hunolstein. – Margarete wird 1474 als Dekanesse genannt: FA Münster, Urkunden Nr. 1002.

⁴⁴ Äbtissin Bonizet von Limburg nannte sie 1497 als Dekanesse und als Nachfolgerin von Margarete von Hunolstein (FA Herford Akten 322).

⁴⁵ HEESE und SCHIRMEISTER: Verzeichnis (wie Anm. 1), S. 417, nennen eine Agnes von Freckenhorst. Dabei handelt es sich um die Freckenhorster Äbtissin Agnes von Limburg Stirum, die nach ihrer Postulation 1527 in Freckenhorst auf das Herforder Dekant verzichtet haben könnte. Agnes wurde am 28. September 1527 als Herforder Dekanesse genannt (FA Herford: Urkunden Nr. 1379). – Ihre ältere Schwester Anna war von 1524–1565 Äbtissin von Herford, seit 1554 auch von Gerresheim. – Wilhelm KOHL (Bearb.): Das Bistum Münster. Bd. 3: Das (freiweltliche) Stift Freckenhorst. (Germania Sacra NF 10, 3). Berlin / New York 1975, S. 330-332.

⁴⁶ SCHWENNICKE, Bd. 18: Zwischen Maas und Rhein. Frankfurt am Main 1998, Taf. 3. – Siehe Anm. 45.

⁴⁷ FA Herford: Urkunden 1370.

⁴⁸ Franz DARPE (Bearb.): Güter- und Einkünfte-Verzeichnisse der Stifter Langenhorst, Metelen, Borghorst, sowie der Klöster Groß- und Klein-Burlo. (Codex traditionum Westfalicarum 7). Münster 1914, S. 52.

- 1537/1578 Johanna Gräfin von Rietberg⁴⁹
 geb.: 1516/7
 gest.: 20. Juni 1578⁵⁰
 1532–1553 Äbtissin von Metelen (resignierte)⁵¹
- 1586 Magdalene Gräfin zur Lippe⁵²
 1586–1604 Äbtissin (I.)
- 1586–1604 Felizitas von Eberstein⁵³
 geb.: vor 1576
 gest.: 9./19. Mai 1621 in Essen
 zuvor Küsterin⁵⁴
 1604–1621 Äbtissin (II.)
- 1607 Anna Gräfin von Wied
 geb.:
 gest.: 3. September 1607⁵⁵

⁴⁹ SCHWENNICKE, Bd. 8: West-, mittel- und nordeuropäische Familien. Marburg 1980, Taf. 38.

⁵⁰ StA Detmold: L 43 / 28 / 10 a. – Sie war bei ihrem Tode 61 Jahre alt. Danach ist das Geburtsjahr errechnet.

⁵¹ DARPE: Güter- und Einkünfte-Verzeichnisse (wie Anm. 48), S. 52. – Nach DARPE (ebd.) war Johanna auch Äbtissin des Stifts Vreden. Vermutlich liegt eine Verwechslung mit Irmgard von Rietberg vor, die zwischen 1564 und 1579 dieses Amt bekleidete. Siehe Friedrich TENHAGEN: Gesammelte Abhandlungen zur Vredener Geschichte. (Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde Vredens und seiner Umgebung 1). Vreden 1939, S. 116.

⁵² Magdalene war beim Tod der Äbtissin Felizitas I. von Eberstein Dekanesse (FA Herford: Akten 1240).

⁵³ BEI DER WIEDEN: Äbtissinnen (wie Anm. 1), S. 39. Äbtissin Magdalene I. zur Lippe nahm Felizitas am 8. Juni 1586 als Dekanesse an: FA Herford: Akten Nr. 236 und 244.

⁵⁴ FA Herford: Akten 1240.

⁵⁵ StA Detmold: L 43 / 28 / 10 a.

- 1607–1611 Anna Erich (!⁵⁶) Gräfin von Waldeck⁵⁷
geb.: 17. September 1551 in Korbach
gest.: 15. Oktober 1611 in Arolsen
1577 Dechantin, 1589–1611 Äbtissin des
Reichstifts Gandersheim⁵⁸
- 1612–1626 Katharina Gräfin von Schwarzburg⁵⁹
geb.: 18. Oktober 1572 in Sondershausen
gest.: 25. November 1626 in Arnstadt
1623 Administratorin der Äbtissinnenprälatur⁶⁰
- 1627–1631 Magdalene zu Nassau-Siegen⁶¹
geb.: 23. Februar 1596
gest.: 6. Dezember 1662 Verden (?)
zuvor Küsterin
verh.: I. August 1631 mit Bernhard Moritz Freiherrn von
Oeynhausen (1602–1632)
II. 25. August 1642 mit Philipp Wilhelm zu Inn- und
Knyphausen (1591–1652)
- (1634)–1640 Sibylle Marie Gräfin zu Oldenburg-Delmenhorst⁶²
geb.: 18. Oktober 1608 in Delmenhorst
gest.: 14. September 1640 in Delmenhorst
Seit 1626 Kanonesse im Reichsstift Gandersheim

⁵⁶ Zur Verwendung von Männernamen für Frauen siehe Wilhelm HONSELMANN: Familiennamen als Vor- oder Rufnamen und Frauen mit Männernamen in Westfalen im 16. und 17. Jahrhundert. In: Westfälische Zeitschrift 118 (1968), S. 375-381, hier S. 378-381.

⁵⁷ SCHWENNICKE, Bd. 1, 3: Die Häuser Oldenburg, Mecklenburg, Schwarzburg, Waldeck, Lippe und Reuß. Frankfurt am Main 2000, Taf. 338.

⁵⁸ GOETTING: Gandersheim (wie Anm. 10), S. 345 f.

⁵⁹ SCHWENNICKE, Bd. 1, 3 (wie Anm. 57), Taf. 316.

⁶⁰ StA Detmold: L 43 / 28 / 8 i: Mandat des Erzbischofs von Köln vom 17. Juli 1623 (Druck).

⁶¹ StA Detmold: L 43 / 28 / 10 a. Sie wurde am 5. Januar 1627 proklamiert. – SCHWENNICKE, 1, 1: Die fränkischen Könige und die Könige und Kaiser, Stammesherzoge, Kurfürsten, Markgrafen und Herzoge des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Frankfurt am Main 1889, Taf. 74. – Julius VON OEYNSHAUSEN: Geschichte des Geschlechts von Oeynhausen. Tl. 3: Biographische Bearbeitung, hg. v. Hermann GROTEFEND. Frankfurt am Main 1889, S. 399-402.

⁶² SCHWENNICKE, Bd. 1, 3 (wie Anm. 57), Taf. 278. – GOETTING: Gandersheim (wie Anm. 10), S. 384. – Anneliese SCHULTE STRATHAUS, Hans MAHRENHOLTZ und Jürgen Peter RAVENS: Die Grafengruft in Delmenhorst. (Delmenhorster Schriften 3). Delmenhorst 1971, S. 48.

- (1640 Sidonia von Oldenburg⁶³
 1641 Christina)
 (1649 Gräfin zu Wied)⁶⁴
- 1651/1654–1674 Walpurga Magdalene Gräfin zu Wied-Runkel⁶⁵
 geb.: 21./31. Mai 1614
 gest.: 20./30. März 1674⁶⁶
- 1674–1702 Sophie Ernestine Gräfin zur Lippe⁶⁷
 geb.: 9. März 1652 in Sternberg
 gest.: 22. Januar 1702 in Herford
- 1702–1717 Hedwig Luise Landgräfin zu Hessen-Homburg⁶⁸
 geb.: 2. März 1675 in Kassel
 gest.: 14. März 1760 in Varel
 verh.: 31. Januar 1718 mit Adam Friedrich Graf von Schlieben

⁶³ Diese Angabe bei Heese und Schirmeister beruht wohl auf einer Verwechslung mit mit ihrer älteren Schwester Sibylle zu Oldenburg-Delmenhorst. Siehe GOETTING: Gandersheim (wie Anm. 10), S. 384. Theoretisch hätte Sidonia zwischen dem Tod ihrer Schwester Sibylle am 14. September 1640 und ihrer Wahl zur Äbtissin am 18. Dezember 1640 noch Dekanesse geworden sein können, aber dafür gibt es keinen Anhaltspunkt weder in den Akten der FA Herford noch in denen des Niedersächsischen Landesarchivs – Staatsarchiv Oldenburg (freundliche Mitteilung vom 28. März 2006). – Um wen es sich bei Christine gehandelt haben könnte, war nicht zu ermitteln.

⁶⁴ StA Detmold: L 43 / 28 / 11. – Wahrscheinlich handelt es sich um die folgende Walpurga Magdalene zu Wied-Runkel.

⁶⁵ SCHWENNICKE, Bd. 4: Standesherrliche Häuser I. Marburg 1981, Taf. 36. – Siehe Anm. 64.

⁶⁶ StA Detmold: L 43 / 28 / 10 a. – StA Bückeburg: F 1 A XXXV 8 Nr. 1.

⁶⁷ SCHWENNICKE, Bd. 1, 2: Premysliden, Askanier, Herzoge von Lothringen, die Häuser Hessen, Württemberg und Zähringen. Frankfurt 1999, Taf. 337. – Die Wahl war am 18./28. Mai 1674 (FA Herford: Akten 267 und StA Detmold: L 43 / 28 / 10 a).

⁶⁸ SCHWENNICKE, Bd. 1, 2 (wie Anm. 67), Taf. 252. – Michel HUBERTY, Allain GIRAUD, François und Bruno MAGDELAINE: L'Allemagne dynastique. Bd. 1: Hesse – Reuss – Saxe. Le Perreux 1976, S. 97. – Äbtissin Charlotte Sophie von Kurland bestimmte am 4. Mai 1702 nach dreimonatiger Vakanz Hedwig Luise zu Hessen-Homburg zur Dekanesse, da das Kapitel nicht tätig geworden war (FA Herford: Akten 1454). Als deren Vorgängerin nannte die Äbtissin ausdrücklich Sophie Ernestine zur Lippe (FA Herford: Akten 267).

Doppelwahl

- 1717– Katharina Barbara Markgräfin zu Baden-Durlach⁶⁹
geb.: 4. Juni 1650 in Ueckermünde
gest.: 14. Januar 1733 in Durlach
- 1717-1719 Friederike Albertine Prinzessin zu Nassau-Dillenburg⁷⁰
geb.: 8. August 1668 in Dillenburg
gest.: 13. August 1719 in Dillenburg
- 1721–1763 *Eleonore* Margarete Landgräfin zu Hessen-Homburg⁷¹
geb.: 23. September 1679 in Weferlingen
gest.: 24. Dezember 1763 in Homburg⁷²
Schwester von Hedwig Luise (s. o.)
- 1764–1793 Henriette Amalie Prinzessin von Anhalt-Dessau⁷³
geb.: 7. Dezember 1720
gest.: 5. Dezember 1793 in Dessau

⁶⁹ SCHWENNICKE, Bd. 1, 2 (wie Anm. 67), Taf. 271.

⁷⁰ HUBERTY U. A.: *Allemagne* (wie Anm. 68). Bd. 3: Brunswick – Nassau Schwarzbourg. Le Perreux 1981, S. 355.

⁷¹ SCHWENNICKE, Bd. 1, 2 (wie Anm. 67), Taf. 252. – HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 226. – Die Wahl war am 26. April 1721 (FA Herford: Akten 267). Die feierliche Besitzergreifung fand jedoch erst am 5. August 1733 statt (ebd.).

⁷² Der Sterbemonat ist nach FA Herford: Akten 267 angeführt. Dezember statt September passt auch besser zum folgenden Wahltermin. Siehe Anm. 73.

⁷³ SCHWENNICKE, Bd. 1, 2 (wie Anm. 67), Taf. 189. – HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 230. – DERS.: Aspekte einer Karriere. Henriette Amalie von Anhalt-Dessau und das freiweltliche Damenstift zu Herford. In: Sammlerin und Stifterin: Henriette Amalie von Anhalt-Dessau und ihr Frankfurter Exil. (Kataloge des HAUS GIERSCHE, Bd. 5 und Kataloge der Anhaltischen Gemäldegalerie Dessau, Bd. 10). Frankfurt am Main 2003, S. 45-55, hier S. 50f. – Die Wahl war am 2. Februar 1764 (FA Herford: Akten 827, fol. 20; Akten 263 und 267).

- 1794–1796 Friederike Dorothee *Luise* Philippine Prinzessin von Preußen⁷⁴
 geb.: 24. Mai 1770 in Berlin
 gest.: 7. Dezember 1836 in Berlin
 verh.: 18. März 1796 in Berlin mit Anton Heinrich Fürst Radziwil, Gouverneur des Großherzogtums Posen (1775–1853)
 1794–1796 Koadjutorin
- 1796–1802 Auguste Marie Karoline Prinzessin von Nassau-Weilburg⁷⁵
 geb.: 6. Februar 1764 in Den Haag
 gest.: 25. Januar 1802 in Weilburg
 1796–1802 Koadjutorin
 auch Kanonesse in Quedlinburg
- (1802 Auguste Amalie von Nassau-Usingen)⁷⁶
- 1802–1819 *Karoline* Albertine Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen⁷⁷
 geb.: 19. Februar 1769 in Sonderhausen
 gest.: 1. August 1819 in Sonderhausen

⁷⁴ SCHWENNICKE, Bd. 1, 1 (wie Anm. 61), Taf. 132. – HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 240. – Die Wahl fand am 3. März 1794 statt (FA Herford: Akten 267). – Die Äbtissin teilte die Resignation am 21. März 1796 mit (ebd.).

⁷⁵ SCHWENNICKE, Bd. 1, 1 (wie Anm. 61), Taf. 68. – HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 240. – Die Wahl fand am 9. Mai 1796 statt (FA Herford: Akten 267).

⁷⁶ HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 240, bezieht sich auf das Genealogische Reichs- und Staats-Handbuch von 1802. Zwischen dem Tod von Marie von Nassau-Weilburg und der Wahl von Karoline von Schwarzburg-Sondershausen ist jedoch kein Platz für eine weitere Dekanesse. Das 1802 aufgenommene „Corpus Bonorum“ der Abtei Herford verzeichnet auch Karoline von Schwarzburg-Sondershausen als Dechantin und Auguste Amalie von Nassau-Usingen als Küsterin (FA Herford: Akten 1181, fol. 3 f.). Der örtlichen Überlieferung ist der Vorzug zu geben.

⁷⁷ SCHWENNICKE: Bd. 1, 3 (wie Anm. 57), Taf. 318. – HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 239. – Äbtissin Friederike von Preußen schlug wegen der Anciennité Karoline von Schwarzburg-Sondershausen vor. Die Wahl fand am 5. April 1802 statt (FA Herford: Akten 267). – Nach dem Tod der Äbtissin Friederike von Preußen 1808 bemühte sich Katharina vergeblich darum, deren Nachfolge als Äbtissin anzutreten (FA Herford: Akten 1450).

Koadjutorinnen der Äbtissinnen⁷⁸

Äbtissin Bonizet von Limburg (1494–1524)

1515–1524 Anna von Limburg⁷⁹
geb.: 26. Juli 1488
gest.: 13. Januar 1565 in Sundern (heute zu Hiddenhausen)
1524–1565 Äbtissin (II.)

Äbtissin Anna II. von Limburg Stirum (1524–1565)

1564 N. N.⁸⁰

Äbtissin Felizitas I. von Eberstein (1578–1586)

1578–1582 Elisabeth zu Braunschweig-Wolfenbüttel⁸¹
geb.: 23. Februar 1567 auf Schloß Hessen (nordöstlich von Osterwieck)
gest.: 24. November 1618 in Otterndorf
1577–1582 (Gegen-)Äbtissin des Reichsstifts Gandersheim
verh.: I. 28. April 1583 in Wolfenbüttel mit Adolf XIV. Grafen zu Holstein-Schaumburg (1547–1601)
II. 28. Oktober 1604 in Harburg mit Christoph Herzog von Braunschweig-Harburg (1570–1606)

⁷⁸ Nähere Angaben über Koadjutorinnen, die Äbtissinnen wurden, siehe bei BEI DER WIEDEN: Äbtissinnen (wie Anm. 1), S. 36–46.

⁷⁹ BEI DER WIEDEN: Äbtissinnen (wie Anm. 1), S. 36 f.

⁸⁰ Am 24. Dezember 1564 erklärte Äbtissin Anna II. von Limburg Stirum, sie wolle sich eine Koadjutorin beordnen (FA Herford, Akten 244). Mehr ist darüber nicht bekannt.

⁸¹ SCHWENNICK, Bd. 1, 1 (wie Anm. 61), Taf. 26. – Felizitas nahm am 17. Juli 1578 Elisabeth als Koadjutorin an (FA Herford, Akten 244).

Äbtissin Magdalene I. zur Lippe (1586–1604)

1587–1604 Felizitas von Eberstein⁸²
1586–1604 Dekanese (s. d.)
1604–1621 Äbtissin (II.)

Äbtissin Elisabeth Luise von der Pfalz-Zweibrücken (1649–1667)

1661–1667 Elisabeth Pfalzgräfin bei Rhein
1667–1680 Äbtissin

Äbtissin Elisabeth II. von der Pfalz (1667–1680)

1680 Elisabeth Albertine von Anhalt-Dessau⁸³
1680–1686 Äbtissin

Äbtissin Elisabeth Albertine von Anhalt-Dessau (1680–1686)

1686 Elisabeth Landgräfin von Hessen-Kassel⁸⁴
1686–1688 Äbtissin

⁸² BEI DER WIEDEN: Äbtissinnen (wie Anm. 1), S. 39. – Magdalene nahm sie am 2. Februar 1587 zur Koadjutorin mit der Aussicht auf ihre Nachfolge an (FA Herford: Akten 244). – Nach FA Herford: Akten 230 wurde Felizitas am 10. April 1601 zur Koadjutorin gewählt. Die Äbtissin Magdalene I. zur Lippe war zu dieser Zeit nicht mehr handlungsfähig. Die Geschäfte soll allerdings die Dekanese Anna von Wied geführt habe. Siehe FALKMANN: Simon VI. (wie Anm. 20), S. 247.

⁸³ Elisabeth Albertine wurde am 7./17. Januar 1680 zur Koadjutorin *cum futura successione* gewählt. Die Wahl wurde vom Kaiser wegen Mangel des Alters dispensiert (FA Herford: Akten 258). Am 18./28. Juni 1680 wurde sie als Äbtissin eingeführt.

⁸⁴ Elisabeth wurde unmittelbar vor der Resignation der Äbtissin Elisabeth Albertine von Anhalt-Dessau am 14./24. April 1686 zur Koadjutorin mit dem Recht der Nachfolge gewählt (FA Herford: Akten 1256). – BEI DER WIEDEN: Äbtissinnen (wie Anm. 1), S. 42 f.

Äbtissin Johanna Charlotte von Anhalt-Dessau (1729–1750)

- 1729–1734 *Sophia* Dorothea Prinzessin in Preußen⁸⁵
geb.: 25. Januar 1719 in Berlin
gest.: 13. November 1765 in Schwedt
verh.: 10. November 1734 in Potsdam mit Friedrich Wilhelm Markgraf von Brandenburg-Schwedt (1700–1771)
- 1734–1745 Anna *Amalie* in Preußen⁸⁶
1756–1787 Äbtissin des Reichsstifts Quedlinburg⁸⁷
- 1745–1750 Hedwig von Schleswig-Holstein⁸⁸
1750–1764 Äbtissin

Äbtissin Hedwig von Schleswig-Holstein (1752–1764)

- 1755–1764 Friederike von Preußen⁸⁹
1764–1802 Äbtissin

⁸⁵ SCHWENNICKÉ, Bd. 1, 1 (wie Anm. 61), Taf. 132. – HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 228. – Die Wahl erfolgte am 13. Oktober 1729 (FA Herford: Akten 233). Sie verzichtete am 6. Mai 1734 (FA Herford: Akten 257).

⁸⁶ BEI DER WIEDEN: Äbtissinnen (wie Anm. 1), S. 34. – HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 228. – Die Wahl zur Koadjutorin mit dem Recht der Nachfolge fand am 26. Mai 1734 statt. Amalie verzichtete jedoch am 8. Mai 1745 (FA Herford: Akten 257), um ihre Versorgung in größerer Nähe zu Berlin, wo sie lebte, zu erhalten.

⁸⁷ Hermann LORENZ: Werdegang von Stift und Stadt Quedlinburg. (Quedlinburger Geschichte, Bd. 1). Quedlinburg 1922, S. 390.

⁸⁸ HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 232. – Hedwig wurde am 29. Mai 1745 gewählt (FA Herford: Akten 257).

⁸⁹ HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 232. – Die Wahl erfolgte am 7. März 1755 (FA Herford: Akten 253).

Äbtissin Friederike von Preußen (1764–1802)

- 1766–1782 *Christine* Charlotte Landgräfin von Hessen-Kassel⁹⁰
geb.: 11. Februar 1725 in Kassel
gest.: 4. Juni 1782 in Kassel
- 1779–1793 Henriette Amalie Prinzessin von Anhalt-Dessau⁹¹
1764–1793 Dekanesse (s. d.)
- 1794–1796 Luise Prinzessin von Preußen⁹²
1794–1796 Dekanesse (s. d.)
- 1796–1802 Marie Prinzessin von Nassau-Weilburg⁹³
1796 Dekanesse (s. d.)

⁹⁰ SCHWENNICKE, Bd. 1, 2 (wie Anm. 67), Taf. 242. – HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 238. – Die Wahl erfolgte am 12. Juli 1766 (FA Herford: Akten 254).

⁹¹ 7. Dezember 1779 Wahl zur Koadjutorin wegen des schlechten Gesundheitszustandes der Koadjutorin Christine von Hessen-Kassel (FA Herford: Akten 255).

⁹² Die Wahl erfolgte am 24. Mai 1794 (FA Herford: Akten 256).

⁹³ HEESE: Trägerinnen (wie Anm. 4), S. 240: Wahl zur Koadjutorin am 30. Mai 1796. – FA Herford: Akten 263.

Die radikalpietistische Siedlung Friedensthal; Internationale Netzbeziehungen Deutschland – England – Nordamerika

Einführung

Wenn wir die deutsch-angloamerikanischen Beziehungen im Kontext des radikalen Pietismus betrachten, ist die Siedlung Friedensthal bei Pymont eines ihrer fruchtbarsten Ergebnisse. Schließlich kann anhand des Aufbaus der Siedlung gezeigt werden, dass nicht ausschließlich Europäer auf dem amerikanischen Kontinent sesshaft geworden sind, sondern dass auch Amerikaner, die nicht mit Rückwanderern identisch sind, nach Deutschland kamen. Diese Amerikaner wollten in Friedensthal allerdings nicht nach den herkömmlichen europäischen Grundsätzen und Vorstellungen leben, vielmehr schwebte ihnen eine soziale Lebenswirklichkeit und politische Staatsformierung nach amerikanischem Muster vor, angelehnt an die Verfassung der Kolonie Pennsylvanien. Neben den Amerikanern standen auch Engländer mit den Deutschen in Friedensthal in enger Verbindung, so dass von einer angloamerikanischen transkontinentalen Unternehmung in Deutschland gesprochen werden kann. Während sie in England, wo die Quäker in der Mitte des 17. Jahrhunderts entstanden waren, dem Puritanismus zugerechnet werden, gehören ihre Unternehmungen in Deutschland zu der Geschichte des Pietismus,¹ spä-

¹ Zum allgemeinen Verhältnis Quäkertum und Pietismus ist zunächst auf das Grundlagenwerk: Einfluß des englischen Quäkertums auf die deutsche Cultur und auf das englisch-russische Project einer Weltkirche, Berlin 1878, des Religionsphilosophen Bruno Bauer zu verweisen. Daran anschließend wurde in den 1920er und 1930er Jahren von deutschen und englischen Quäkern die historische Beziehung des deutschen Pietismus nach England untersucht; siehe hierzu die Arbeiten von Wilhelm Hubben, Pietismus, Quietismus und Quäkertum, in: Die Eiche, XVI, 1, 1928, S. 37-45 und ders., Pseudo-Quakerism in the Eighteenth Century in Germany, in: Friends' Quarterly Examiner, CCLXIX, 1934, S. 24-27; vgl. auch Friends and Pietists in Germany, in: Journal of the Friends Historical Society, VII, 3, 1910, S. 136-139. Insbesondere der Hof der Äbtissin zu Herford wurde als Zentrum von Pietismus, Puritanismus und Labadismus untersucht, dazu Otto Wöhrmann, Elisabeth von der Pfalz, Herford 1920; M. Christable Cadbury, Robert Barclay, der Schriftsteller der Quäker und Freund der Herforder Äbtissin Elisabeth, Herford 1922, und Otto Heinrich, Pfalzgräfin Elisabeth. Fürstäbtissin von Herford, Bad Pymont 1940. Erst in jüngster Zeit wurde diesen Beziehungen wieder vermehrt

ter der Aufklärung und des Philanthropismus.² Die ersten Siedlungsunternehmungen und Gemeindegründungen der Quäker im späten 17. Jahrhundert, etwa in Emden, Danzig, Krefeld, Kriegsheim und Friedrichstadt, sind eng mit dem Pietismus verbunden. Weniger gut erforscht sind die Siedlungen des späten 18. Jahrhunderts, vornehmlich Congénies³ und

Aufmerksamkeit geschenkt, so in der Dissertation von Andreas Deppermann, Johann Jakob Schütz und die Anfänge des Pietismus, Tübingen 2002, und in zwei Arbeiten von Volker Wappmann, Durchbruch zur Toleranz. Die Religionspolitik des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach, 1622–1708, Neustadt a.d.A., 1995; sowie ders., Juden, Quäker, Pietisten – die Irenik des Sulzbacher Kreises (1651–1708), in: Heinz Duchhardt, Gerhard May (Hg.), Union – Konversion – Toleranz. Dimensionen der Annäherungen zwischen den christlichen Konfessionen im 17. und 18. Jahrhundert, Mainz 2000, S. 120–138. Meine eigenen Arbeiten behandeln den radikalpietistischen Gehalt des (deutschen) Quäkertums an verschiedener Stelle, ich nenne hier: *Between Quietism and Radical Pietism: The German Quaker Settlement Friedensthal. 1792–1814.* Birmingham 2004 (Woodbrooke Journal Series, XIV), dann die Aufsätze: *Deviant Ehevorstellungen und Eheverlaufsformen in radikalpietistischen Gemeinschaften um 1800: Das Fallbeispiel Dietrich und Christine Reckefuß*, in: *Historical Social Research. Historische Sozialforschung*, XXVIII, 3, 2003, S. 174–188 und: *Die Gründung von Friedensthal 1792: Ein heterodoxes Siedlungsunternehmen im konfessionellen Umfeld*, in: *Konfessionelle Kulturen*, hg. von Barbara Stambolis, Münster 2006, S. 117–141 (Westfälische Forschungen, LVI). Ein neuer innovativer Beitrag zu diesem Forschungsfeld wurde 2006 von Sünne Juterzenka unter dem Titel „Über Gott und die Welt. Kommunikative Netze und Reformdebatten der radikaltheologischen Öffentlichkeit im Umkreis der europäischen Quäkermission (1654–ca. 1720)“ als geschichtswissenschaftliche Dissertation bei Professor Hermann Wellenreuther in Göttingen eingereicht. Siehe zu der Frage des pietistischen Netzwerkes von der gleichen Autorin den Aufsatz: *Von Amsterdam bis Danzig. Kommunikative Netze der europäischen Quäkermission im 17. und frühen 18. Jh.*, in: *Atlantic Understandings*, Hamburg 2006, S. 139–158. Die populärwissenschaftliche Arbeit der amerikanischen Quäkerin Lucinda Martin hingegen versucht aus feministischer Sicht, Beziehungen zwischen William Penn und den Saalhofpietisten zu konstruieren: *Lucinda Martin, Female Reformers as the Gate Keepers of Pietism. The Example of Johanna Eleonora Merlau and William Penn*, in: *Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur*, XCV, 1, 2003, S. 33–58. Eine stärker auf historischen Quellen fußende Studie zu Penns Wirken in Norddeutschland wurde erst jüngst vorgelegt: *Kees Nieuwerth, Fritz Renken, A Plea for Freedom of Religion: William Penn and Friends in Emden*, in: *The Journal of the Friends Historical Society*, LXI, 1, 2006, S. 45–50.

² Die Beziehungen zwischen Aufklärung und Quäkertum sind kaum erforscht, eine erste Einführung auch unter Einbezug des kontinentalen Quäkertums unternimmt Jacques Tual, *L'illumination quaker*, in: Anne Lagny (Hg.), *Les piétismes à l'âge classique*, Villeneuve-d'Ascq 2001, S. 281–295. Von England aus wurde die Aufklärung im Kontext philanthropischer Anliegen relevant, siehe dazu Ian Bradley, *Enlightened Entrepreneurs*, London 1987, und Carol Kennedy, *The Merchant Princes. Family, Fortune and Philanthropy: Cadbury, Sainsbury and John Lewis*, London 2000.

³ Zu dieser zweiten Quäkersiedlung auf dem europäischen Festland – Congénies – siehe *Société Religieuse des Amis (Quakers), Les Quakers de Congénies*, Paris 1983; *Idebert Exbrayat, Les Quakers de Congénies*, Luxembourg 1987, und Jeanne

Friedensthal, und ihre Berührungen zur Aufklärung, um die es hier (auch) gehen wird.

In Friedensthal wurden Lebensformen erprobt, die für ihre Zeit revolutionär waren und die die Siedlungen als Unternehmung einer religiösen Elite interessant machen. Frauen waren den Männern in der Quäkergemeinschaft gleichgestellt, Kindern wurde eine überdurchschnittliche Ausbildung vermittelt, in theologischer Hinsicht wurde die Überwindung der Erbsünde vertreten, und die Bedeutung der Vernunft – in der Terminologie der Quäker die „gesunden Begriffe“⁴ – wurde hervorgehoben. Die praxisrelevante Seite dieser Ansichten zeigte sich in der Einführung von pädagogischen Neuerungen, die als Ausfluss eines elitären Selbstverständnisses gelten können. Das bezieht sich auf die Kinder- und Jugenderziehung ebenso wie auf die Erwachsenenbildung. Das pädagogische Programm eines moralisch gefestigten gläubigen Menschen wurde vornehmlich in der Gründung und Unterhaltung mehrerer Schulen umgesetzt. In den Projekten zur Verbesserung des Menschen und vor allem in dem Glauben an diese Verbesserung liegen wichtige Ansätze, die Pietismus und Aufklärung gemeinsam sind.

Da nun die Siedlung Friedensthal, über die ich im Folgenden berichten werde, wenig bekannt ist, werde ich zunächst die Gründung und den Aufbau von Friedensthal skizzieren. Anschließend wird über Umfang und Funktion der transatlantischen Besuchsreisen zu sprechen sein, die die unabdingbare Voraussetzung für den Siedlungsaufbau waren. Daran anschließend soll uns der Pazifismus der Quäker beschäftigen, ihre Schulgründungen und deren Aufnahme innerhalb der Volksaufklärung.

Henriette Louis, *The 'Desert' Society in Languedoc (1686–1704) as Popular Culture and the Roots of French Quakerism*, in: *Quaker Studies*, IX, 1, 2004, S. 54-67.

⁴ „Urkunden der Zwey Monatlichen Versammlungen der Freunde in Minden und Pymont vom Dritten Monat an 1814. Theil I“, S. 110, Bibliothek der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker), Bad Pymont (QHBP), Mikrofilm 1, im folgenden: „Urkunden I“.

Gründung der Siedlung

1792 wurde die erste und einzige geschlossene Siedlung der „Christlichen Gesellschaft der Freunde“, wie sich die Quäker in Deutschland selbst nannten, in Deutschland gegründet. Bei Pymont hatte Herzog Friedrich Carl August von Pymont-Waldeck (1743–1812)⁵ einigen Radikalpietisten erlaubt, eine später „Friedenthal“ genannte Siedlung zu gründen.

Das Fürstentum hatte sich zuvor schon gegenüber anderen Religionsgruppen aufnahmebereit gezeigt, was den Ort als eine religiöse Freistätte unter radikalen Pietisten bekannt gemacht hatte. Der in Waldeck-Pyrmont ab 1766 regierende Friedrich Carl August, ein aufgeklärter Landesfürst des Spätabsolutismus, gewährte im Laufe seiner Regierung auch Mennoniten,⁶ Herrnhutern, Quietisten und Freimaurern Schutz.⁷ Die Ansiedlung der Quäker ist Höhepunkt und Abschluss einer lange zurück reichenden kontinuierlichen Toleranzpolitik.

Diese Siedlung bestand aus mehreren Gemeinschaftsbauten und protoindustriellen Unternehmungen. Ludwig Seebohm (1757–1835), der charismatische Gründer der Siedlung, eröffnete eine Druckerei und eine Papierfabrik, David Frank eine Messerfabrik und Judith Bawier eine Seifenmanufaktur.⁸ Im Jahre 1800 wurde ein geräumiges Versammlungshaus für die Andachten der Quäker in Pymont errichtet, das zweite in Deutschland nach demjenigen in Friedrichstadt aus dem Jahre 1678.

Der Fürst förderte die Siedlung mit kostenlosen Baumaterialien und Donationen. Hinzu kam eine „Entwicklungshilfe“ aus dem angloameri-

⁵ Eine Biographie dieses außergewöhnlichen Herrschers ist ein Desiderat. 1805 trat er die Grafschaft Pymont an seinen Bruder Georg (1747–1813) ab. Dieser regierte in beiden Landesteilen erst nach dem Tode Friedrichs (24.09.1812), er verstarb jedoch selbst bereits am 09.09.1813. Sein Sohn und Nachfolger Georg Friedrich Heinrich (1789–1845) regierte ab diesem Datum. Der letzte Fürst von Waldeck-Pyrmont, Georg Victor (1813–1893) trat am 01.10.1867 die Verwaltung seines Landes an Preußen ab.

⁶ In Waldeck wurden Mennoniten bereits seit 1732 von Fürst Carl August Friedrich toleriert.

⁷ Freimaurer, von denen sich Berührungspunkte zu den Quäkern in Pymont nachweisen lassen, waren J. W. Goethe und M. Claudius. An der Gründung der Loge „Die Drei Quellen“, die am 31. Mai 1776 mit Hilfe der Göttinger Loge „Augusta zu den drei Flammen“ nach dem System der Strikten Observanz ins Leben gerufen wurde, war der Fürst maßgeblich beteiligt. Zwar war er selbst nicht Logenmitglied, aber der Protektor der Pyrmontener Loge. Anders sein Bruder Prinz Ludwig (1752–1793), der schon ein Jahr nach Logengründung dieser beigetreten und von 1783 bis 1793 als Meister vom Stuhl tätig war.

⁸ Friedrich Christian Ernst Schmid, Ursprung, Fortgang und Verfassung der Quäkergemeinde zu Pymont, Braunschweig 1805, S. 151. Judith Bawier gründete später in Pymont eine Erziehungsanstalt für Mädchen.

kanischen Ausland, die im Verhältnis zu den Kapazitäten der kleinen Gemeinschaft beträchtlich war. Besucher aus London, der Grafschaft York, aus Irland oder aus Philadelphia, New York und Baltimore führten meist Gelder mit sich, die sie im Auftrag der ausländischen Quäkergemeinden in Deutschland zu verteilen hatten.⁹ Auf gleichem Weg wurden technische Innovationen in das deutsche Fürstentum gebracht. So konnte eine moderne Schmiede und eine Ölmühle eingerichtet werden.¹⁰ Engländer unterstützten 1797 die Kolonisten durch den Aufbau einer Leinenspinnerei und einer Leinenweberei. Letztere wurde aus England mit hundert Pfund Sterling und aus Amerika mit achthundert Talern finanziert. Der Flachs wurde von den Arbeitern in Friedensthal lediglich gesponnen, das fertige Zeug dann über Hamburg nach Amerika geschifft und von Agenten in Philadelphia und Baltimore abgenommen.¹¹ Auch die Papierfabrik des Ludwig Seebohm und die Buchdruckerei des Jacob Meyer konnten von den internationalen Kontakten profitieren, Friedensthaler Druckerzeugnisse fanden ebenfalls den Weg über den Atlantik in amerikanische Haushalte der Ostküste.

Schnell erlangte die Siedlung der Quäker eine überregionale Bekanntheit und wurde zu einer touristischen Attraktion. Prominente Besucher waren Matthias Claudius (1793, 1794, 1796, 1797, 1799 und 1802), Prinzessin Louise von Preußen (1797 und 1806), Johann Wolfgang von Goethe und dessen Sohn (1801) sowie der pietistische Prediger Johann Heinrich Volkening. Die Siedlung unterhielt ständigen Kontakt mit einflussreichen ausländischen Quäkern, so etwa mit John Pemberton, Sarah Harrison und Stephen Grellet aus Nordamerika oder mit Sarah Grubb, Josua Beale und Thomas Christy aus England und Irland. Diese hielten sich zumeist im Sommer während der Kursaison in Friedensthal auf. Die ausländischen Quäker beteiligten sich zwar nicht am Kurleben, doch sie waren in Pymont präsent und traten mit den Kurgästen in Kontakt, zumeist nach den sonntäglichen Andachten, zu denen die Kurgäste aus Neugierde in Scharen strömten. Durch diese Verbindung wurden wichtige Multiplikatoren in Deutschland mit dem Gedankengut der Quäker bekannt gemacht.

Die deutschen Quäker hatten nur begrenzt Kontakt zum Pymonter Gesellschaftsleben. Der Alltag in Friedensthal stand in scharfem Kontrast

⁹ Friends Historical Library, Swarthmore College, PA, U.S.A. (FHLSC), MISC MSS 1814. Extract of a letter from a friend in New York, 2 A.Ds.

¹⁰ Stadtarchiv Bad Pymont (StABP), A I 52, 8; Aarolsen, 26.08.1825.

¹¹ Historical Account of Friends in Germany, in: London Yearly Meeting (Hg.), Extracts from the Minutes and Proceedings of the Yearly Meeting of Friends, London 1868, S. 80-101, hier S. 86.

zur „äußeren Welt“ der umliegenden westfälischen Dörfer. Das soziale Verhalten war streng normiert, und das religiöse Leben stand in der Tradition des radikalen Pietismus. Die Kinder wurden von den Quäkern selbst erzogen und unterrichtet, sie durften später bestimmte Berufe, die ein Studium erforderten, nicht ausüben. Die Angehörigen der Gemeinschaft durften nur untereinander heiraten, sie verließen die Siedlung selten und wurden auf einem eigenen Quäkerfriedhof bestattet. Grundlegend für die innere soziale Struktur der Gemeinschaft war die von Ludwig Seeböhm 1792 herausgegebene „Kurze Nachricht von der Entstehung und dem Fortgang der christlichen Gesellschaft der Freunde, die man Quäker nennt“. Der englische Verfasser ist William Penn, der Gründer des Quäkerstaates Pennsylvanien. Der Text behandelt zentrale Fragen des Zusammenlebens, die für Friedensthal relevant wurden, also ihren Gottesdienst, ihren Kirchen- und Gemeindeaufbau und ihre Kirchengzucht. Ursprünglich war diese Schrift dem Tagebuch von George Fox (1624–1691), dem Gründer der Quäker, als Vorwort beigegeben. Die Schrift Penns dokumentiert, dass schon die frühen Quäker nicht darauf vertrauten, dass das Tagebuch von Fox ohne weitere Erklärungen dem Leser den Glauben und die Einrichtungen der Quäker nahe bringen könnte. Penn dagegen bietet in seiner Einführung einen Abriss der Kirchengeschichte in Kurzfassung, bei dem nicht die Reformation, sondern die Bewegung der Quäker den eigentlichen Wendepunkt zu einer „wahren Religion“ und den Anbruch „besserer Zeiten“ ausmacht. Vorläufer der Quäker seien die „Sucher“ (seekers) gewesen.¹² Die wahre Religion und Kirche könne an drei Lehren erkannt werden: dem inneren Licht Christi, der Wiedergeburt und dem Jüngsten Gericht.¹³ Daraus folgen zwölf weitere Tugenden oder Prinzipien der Quäker: ihre gegenseitige Liebe, die Feindesliebe, die Eidesverweigerung, der Pazifismus, die Ablehnung des bezahlten Pfarrstandes, die Verweigerung von Ehrbekundungen, das Duzen, das Achten auf einfache Redeweise, die Ablehnung des sog. „Gesundheitstrinkens“ (das Konsumieren von Alkohol), ihre Regelungen bei Verheiratungen, bei Geburten und bei Begräbnissen. All diese Grundsätze und Verhaltensvorschriften wurden auch in Friedensthal praktiziert, da man gerade hier sorgfältig darauf achtete, dem ausländischen Vorbild genau zu entsprechen.

Die anfängliche Blüte der Siedlung im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts endete durch die Napoleonischen Kriege abrupt. Bankrotte,

¹² Wilhelm Penn, Kurze Nachricht von der Entstehung und dem Fortgang der christlichen Gesellschaft der Freunde die man Quäker nennt, Pyrmont 1792, S. 15ff; zu den Seekern siehe vor allem: Douglas Gwyn, Seekers Found. Atonement in Early Quaker Experience, Wallingford 2000.

¹³ Penn, Nachricht, 1792, S. 32.

interne Konflikte unter den Quäkern und die preußische Herrschaft in Minden, wo sich eine zweite Quäkergemeinde gebildet hatte, verursachten eine Vielzahl von Schwierigkeiten und Misshelligkeiten. Es war offensichtlich einfacher, den anderen den Frieden zu predigen als ihn selbst zu praktizieren. Sogar intensive Mediation bedeutender Quäkerpersönlichkeiten, wie Stephen Grellet (1814, 1832) oder Elisabeth Fry (1840/1841), konnte den Niedergang nicht aufhalten. Langfristig stellte sich heraus, dass gerade die in Friedensthal aufgebauten Wirtschaftsunternehmen nicht zu denjenigen zählten, die in der beginnenden Industrialisierung eine bedeutende Rolle spielen sollten. Die überwiegende Mehrheit der siebzig Einwohner wanderte nach Pennsylvanien, Delaware und Ohio aus, und neue Mitglieder ließen sich in Deutschland nicht finden. Die letzte Versammlung der Siedler fand um das Jahr 1870 statt, danach wurden die letzten Gemeinschaftsbauten und das Versammlungshaus aufgegeben und 1893 verkauft.

Grenzen und Möglichkeiten des internationalen Netzwerks

Da die Siedlung Friedensthal anfangs keiner eigenen deutschen Jahresversammlung der Quäker angehörte und die Gründung einer unabhängigen deutschen Jahresversammlung unter den Mitgliedern der Quäker nicht mehrheitsfähig war, waren die Monatsversammlungen in Friedensthal ab 1795 der Jahresversammlung in London „beigeordnet“, bzw. „under notice and care“, wie es in der quäkerspezifischen Terminologie heißt.¹⁴ Wichtige Entscheidungen mussten deswegen mit London besprochen werden; sie sind dort dokumentiert und archiviert.¹⁵ Nach London gelangten auch Fahnen und Manuskripte der später in Friedensthal gedruckten Bücher¹⁶ sowie die sog. „Zweimonatsberichte“ über den inneren und äußeren Zustand der deutschen Quäkersozietät. In

¹⁴ W(illiam) H(odgson) (Hg.), *The Life and Travels of John Pemberton*, London 1844, S. 323; Schmid, *Ursprung*, 1805, S. 130; Hans Albrecht, *The Meeting House at Bad Pyrmont*, in: *Bulletin of Friends' Historical Association*, XXV, 1936, S. 62-73, hier S. 64.

¹⁵ Library of the Religious Society of Friends (Quakers), London, U.K. (LSF), insbesondere MS vol. 127 (Pyrmont Correspondence), MS vol. 129 (Stephen Grellet Papers und Minden Correspondence) und Casual Correspondence von 1785 bis 1880. Hinzu kommt die Korrespondenz der englischen Reisenden nach Friedensthal und die der Mitglieder des Continental Committee (Continental Minute Books), welche mit der Betreuung der deutschen Siedlung beauftragt waren.

¹⁶ Urkunden I, S. 42 (QHBP). LSF (London) besitzt durch die Beziehungen der deutschen Quäker nach London die weltweit umfangreichste Sammlung von Schriften aus der Druckerei zu Friedensthal.

diesen Berichten wie in den Episteln hatte die deutsche Kolonie über den Verlauf ihrer Projekte regelmäßig dem „London Yearly Meeting“ – also dem höchsten Organ der englischen Quäker – zu berichten, gelegentlich gelangten diese Berichte auch zu amerikanischen Jahresversammlungen in Philadelphia, Neu-England, Virginia, Nord-Carolina und zu dem Baltimore Yearly Meeting.¹⁷ Es wurde darin über den Ablauf der Gottesdienste, das Gemeinschaftsleben, die Kindererziehung, die Aufrechterhaltung der quäkerspezifischen „Zeugnisse“ („testimonies“/Eigenarten), über den moralischen Zustand, die Handelsunternehmungen und über das Verhalten von devianten Gemeindemitgliedern berichtet.¹⁸

Die ausländischen Quäker verschafften sich jedoch durch Besuchs- und Informationsreisen auch einen unmittelbaren Eindruck. Bis 1814 wurden 21 Besuchsreisen nach Friedensthal gezählt, davon 16 von amerikanischer und nur fünf von englischer Seite. Die Siedlung wurde also in ihrer Anfangszeit maßgeblich von Amerika aus betreut und unterstützt. Das amerikanische Ehepaar George und Sarah Dillwyn besuchte 1790 und 1795/96 Pymont sogar zweimal, so dass insgesamt 19 verschiedene Reisende nach Friedensthal gelangten.

Was wissen wir über diese Besucher? Von den 19 Personen haben allein neun, nämlich Sarah Grubb,¹⁹ George Dillwyn,²⁰ John Pemberton,²¹ William Savery,²² Benjamin Johnson,²³ David Sands,²⁴ Richard Jordan,²⁵

¹⁷ In dem Abriss der Geschichte, der Lehre und Kirchengzucht ist folgende Aufzählung geben: „Es gibt jetzt sieben jährliche Versammlungen, 1) in London, zu der auch die Abgeordneten aus Irland kommen. 2) In Neuengland. 3) In Neuyork. 4) In Pensylvanien und Neujersey. 5) In Maryland. 6) In Virginien. 7) in den beiden Karolina's und Georgien“; Joseph Gurney Bevan (Hg.), Abriß der Geschichte, der Lehre, und Kirchengzucht der Freunde, Pymont 1798, S. 36.

¹⁸ Urkunden I und „Urkunden der Zweymonatlichen Versammlung der Gesellschaft der Freunde zu Minden und Pymont vom 1ten Monat 1823. Ilter Theil“, QHBP, Mikrofilm 1.

¹⁹ Sarah Grubb, *Life and Religious Labours*, Dublin 1792.

²⁰ George Dillwyn, *Gathered Fragments*, London 1858.

²¹ W(illiam) H(odgson) (Hg.), *The Life and Travels of John Pemberton*, London 1844.

²² William Savery, *A Journal of the Life, Travels, and Religious Labours of William Savery*, London 1844.

²³ Das Journal befindet sich in Privatbesitz. Siehe dazu: Henry J. Cadbury, *The Dunkirk Colony in 1797*, in: *Proceedings of the Nantucket Historical Association. Fiftieth and Fifty-First Annual Meetings 1944–1945, Nantucket Island 1945*, S. 44–47.

²⁴ *Journal of the Life and Gospel Labours of David Sands, with Extracts from His Correspondence*, London 1848.

²⁵ Richard Jordan, *A Journal of the Life and Religious Labours of Richard Jordan*, Philadelphia 1829.

Stephen Grellet²⁶ und Elisabeth Coggeshall²⁷ ein Tagebuch geführt. Es handelt sich bei diesen „Journals“ um Egodokumente für eine religiöse Teilöffentlichkeit. Sie waren ursprünglich eine Aufzeichnung des geistlichen Werdegangs des Verfassers nach dem Vorbild des Ur-Journals von George Fox.²⁸ Bis um 1800 hatte sich der Charakter der Journals maßgeblich verändert. Die Texte unterscheiden sich kaum mehr von autobiographischen Aufzeichnungen seitens der Herrnhuter oder Unitarier. Gewöhnlich gelangten sie in überarbeiteter Version posthum in den Druck, was ihr Abfassen bereits beeinflusste. Nun verfasste nicht jeder Quäker ein Journal, sondern nur derjenige, der glaubte, etwas Mitteilenswertes erlebt zu haben. Meist waren das die führenden Quäker, die ein Amt für die Gesellschaft ausübten, also Älteste, Schreiber (Clerks) oder anerkannte Minister.²⁹ Ihre Journals sind eine der zentralen Quellen, die unser Wissen um die Siedlung aus den Protokollbüchern um autobiographische Zeugnisse ergänzen. Da bis auf die Aufzeichnungen von Sarah Grubb alle weiteren Journals der Besuchsreisenden von amerikanischen Quäkern geschrieben wurden, ist deren Sichtweise auch hier vorherrschend.

Nach Deutschland reiste nun keinesfalls jeder Quäker, der sich dazu berufen fühlte oder der die finanziellen Möglichkeiten³⁰ dazu hatte, sondern es gab ein kompliziertes Verfahren der Antragsstellung und Prü-

²⁶ Benjamin Seebohm (Hg.), *Memoirs of the Life and Gospel Labours of Stephen Grellet*. Bde. II, London 1861.

²⁷ *New York Yearly Meeting of the Religious Society of Friends (Orthodox), Memorials Concerning Several Ministers and Others, Deceased, of the Religious Society of Friends*, ND New York 1836.

²⁸ Diese Journals waren und sind ein Schwerpunkt der deutschen Quäkerforschung: Dazu Emma Danielowski, *Die Journale der frühen Quäker*, Berlin 1921; Helmut Schmidt, *Die Formen des religiösen Selbstverständnisses und die Struktur der Autobiographie in George Fox' Journal*, Bern 1972, und Sünne Juterczenka, *Radikal-theologische Diskurse über Quäker und Pietisten. Analyse ausgewählter Streitschriften, Reiseberichte und Tagebücher, 1655–1720*, Magisterarbeit Göttingen 2001.

²⁹ Diejenigen Quäker, die häufiger in ihrer lokalen Versammlung durch Wortbeiträge in Andachtsversammlungen oder durch religiöse Anliegen auffielen, konnten als „recorded minister“ verzeichnet werden. Damit erhielten sie faktisch eine ähnliche Unterstützung und Privilegien, wie in anderen Glaubensgemeinschaften geweihte Personen; vgl. den Eintrag „Ministry“ in: Margery Post Abbott u. a. (Hg.), *Historical Dictionary of the Friends (Quakers)*, Lanham 2003, S. 179-180.

³⁰ Den Reisenden wurden lediglich die Unkosten erstattet, nicht aber der Verlust, der ihnen durch Abwesenheit von ihrem Hof oder durch Unterbrechung ihrer gewerblichen Tätigkeit entstehen musste. In der Praxis war diese Form der Erstattung ein wesentlicher Grund dafür, dass im 18. und 19. Jahrhundert kaum ärmere Quäker die langen transkontinentalen Reisen unternehmen konnten; Heinrich Tuke, *Religions-Grundsätze zu welchen die Gesellschaft der Christen, die man gewöhnlich Quäker nennet, sich bekennt*, London 1818, S. 97 f.

fung, bis eine Besuchsreise von den amerikanischen oder englischen Quäkern als offiziell von der Society genehmigt galt. Dabei waren die lokale Versammlung, die regionale Versammlung und die nationale bzw. jährliche Versammlung involviert, welche die Nominierungen bestätigte und einen Bericht (*report*) darüber erwartete.

Der amerikanische Personenkreis entstammte teilweise der Quäkerelite von Philadelphia.³¹ John Pemberton brauchte als Angehöriger einer Großhandelsfamilie keinem eigenen Broterwerb nachzugehen, und Benjamin Johnson arbeitete als Verleger. Andere Amerikaner, wie William Savery, waren im Brauereigewerbe tätig, oder, wie Richard Jordan, verdienten ihren Lebensunterhalt als Großfarmer. Wieder andere, wie der nach Amerika ausgewanderte Adelige Stephen Grellet, konnten unbeschwert von ihrem Vermögen leben.

Die meisten der Besuchsreisen nach Deutschland wurden im Lebensalter zwischen 40 und 50 Jahren durchgeführt. Das durchschnittliche Alter zum Zeitpunkt des Besuches war exakt 45 Jahre (Männer: 44 Jahre / Frauen 49 Jahre). Der Älteste Besucher war John Pemberton (68 Jahre), der zufälligerweise Alexander Wilson, den zweitjüngsten Besucher, als Begleiter mitbrachte (29 Jahre). Der jüngste Reisende war mit 20 Jahren Joshua Beale aus Irland. Das hohe Lebensalter und das finanzielle Vermögen brachten es mit sich, dass die Besucher meist zum Zeitpunkt des Besuches verheiratet und gut situiert waren; allein Joshua Beale, Benjamin Johnson und möglicherweise William Farrer waren zum Zeitpunkt ihres Deutschlandaufenthaltes noch unverheiratet.

Dieser elitäre Personenkreis traf nun in Pyrmont und Minden auf eine Gemeinschaft mit einer völlig anderen sozialen Zusammensetzung. Die überwiegende Zahl der deutschen Quäker waren Handwerker oder Tagelöhner. Ihre ärmliche Situation – ohne festen Arbeitsplatz und ohne Hausstand – war eine der Voraussetzungen, um überhaupt nach Friedenthal ziehen zu können. Ihre schulische Ausbildung war, wenn überhaupt vorhanden, gering. Fast alle waren Analphabeten. Das bedeutete, dass ihnen die Traktate und Briefe, in denen sie etwas vom Quäkertum erfahren konnten, vorgelesen werden mussten. Englisch- und Französischkenntnisse besaß lediglich Ludwig Seebohm, neben ihm konnten noch die übrigen männlichen Mitglieder der Familie Seebohm und der Lehrer Theodor Marschhausen Deutsch lesen und schreiben. Im Gegensatz zu den Quäkern aus London, Bristol und Birmingham – internatio-

³¹ E. Digby Baltzell, *Puritan Boston and Quaker Philadelphia. Two Protestant Ethics and the Spirit of Class Authority and Leadership*, New York 1979, und Beth A. Twith-Garrity, *The Philadelphia Economic Elite at the End of the Eighteenth Century*, in: Catherine Hutchins (Hg.), *Shaping a National Culture. The Philadelphia Experience, 1750–1800*, Winterthur 1994.

nen Zentren des Commonwealth – und ihren amerikanischen Glaubensgenossen aus Philadelphia, Baltimore und New York entstammten die deutschen Quäker, bis auf eine Ausnahme,³² der näheren Umgebung.³³ Sie sprachen einen westfälischen Dialekt, der für Amerikaner und Engländer nicht immer leicht zu verstehen war.³⁴ Von daher ist es nachvollziehbar, dass die Ausländer es als ihre vornehmste Aufgabe ansahen, neben den religiösen und wirtschaftlichen auch den kulturellen Stand der deutschen Quäker zu heben.

Die Mission des Pazifismus als kultureller Wissenstransfer

Aufgabe und Ziel der angloamerikanischen Mission in Deutschland war die Verbreitung der Idee des Pazifismus. Nordamerika kannte zum Zeitpunkt der Gründung von Friedensthal auf dem eigenen Kontinent den zwischenstaatlichen Krieg noch nicht und nahm den Genozid an den Indianern nicht als Krieg wahr, England befand sich in einer jahrhundertlangen Periode des inneren Friedens, wogegen man das europäische Festland als permanent im Krieg befindlich wahrnahm. In Deutschland erfuhr der Pazifismus nun durch die Quäkermission eine wesentliche Stärkung.³⁵ Zwar hatte es hier schon immer pazifistische Einzelpositionen gegeben, doch nun trat neben die Mennoniten eine zweite Religionsgemeinschaft, die öffentlich für den Frieden eintrat.

³² Judith Bawier, die 1802 als Quäkerin aufgenommen wurde, wanderte mit ihren Kindern Ursula und Niklas aus Graubünden (Chur) nach Pymont. Offensichtlich hatte sie von Engländern in der Schweiz von dem Siedlungsunternehmen gehört; QHBP, Ordner VIII, Karteikarten Einwohner Friedensthal.

³³ Die Familien Schüttemeyer und Flake stammten aus Hohenrode (Rinteln), David und Louise Franks aus Exten (Rinteln). Aus Exter (bei Herford) stammte Charlotte Willmann und die Familie Reckefuß. Friedrich Hahn wurde in Allrode (Harz) geboren, seine Frau Justina (geb. Wenkhausen) stammte aus Fühlen (Amt Schaumburg). Der Lehrer Theodor Marschhausen wurde in Nordhausen (Harz) geboren. Friedrich und Margarete Persch wanderten aus der Gegend von Osnabrück ein, Ernst und Dorothea Geweke sowie Johann und Elisabeth Buch aus Hannover. Jakob und Elisabeth Meyer stammten beide aus Salzuflen; QHBP, Ordner VIII, Karteikarten Einwohner Friedensthal.

³⁴ Die Anstrengungen um eine Beseitigung der „ländlich platten Sprache“ bei den Kindern wird in den Schulberichten der Quäker immer wieder angeführt; Urkunden I, S. 184.

³⁵ Peter Brock, die Autorität auf dem Gebiet der historischen Pazifismusforschung, sieht den Pazifismus der Quäker als den Haupthinderungsgrund, auf dem Boden des kontinentalen Europa Fuß zu fassen; Peter Brock, *Pacifism. In Europe to 1914*, Princeton 1972, S. 302.

Dieser Gedanke sollte möglichst publikumswirksam nach außen getragen werden. Wie andere Religionsgemeinschaften für ihre Glaubensansichten warben, so führten die Quäker einen Missionszug gegen den Krieg. Wie man einst die Heiden christianisiert habe, so seien nun die Christen zum Frieden zu bekehren.³⁶ Durch die Quäker werde die Menschheit aus rohen primitiven Zuständen auf eine höhere Kulturstufe geführt, auf der der Krieg überwunden sei und Konflikte durch Institutionen und Verfahrensweisen gelöst würden.

Vornehmlich war eine negative Ausrichtung vorherrschend: man warb nicht ausschließlich für den Pazifismus, sondern warnte vornehmlich vor den schädlichen Einflüssen des Bellizismus. Das zeigt sich bereits am Titel der wichtigen Antikriegsschrift „Ernste Untersuchung des Gebrauches, Krieg zu führen“.³⁷ Sie wurde 1819 in Pymont bei Heinrich Gelpke (geb. 1775) gedruckt und von der Buchhandlung Uslar vertrieben, die zum quäkerischen Netzwerk ihres Buchvertriebes in Norddeutschland gehörte.³⁸ Der Herausgeber dieses pazifistischen Manifests war aber nicht die „Christliche Gesellschaft der Freunde“, sondern eine englische „Society for the Promotion of Permanent and Universal Peace“, zu deutsch die „Gesellschaft zur Beförderung eines immerwährenden und allgemeinen Friedens“. Diese Gesellschaft hatte 1816 in Amerika erstmals durch den Unitarier Noah Worcester (1758–1837) die Schrift „A Solemn Review of the Custom of War“ herausgebracht, die vielmals aufgelegt und übersetzt wurde.

In ungewöhnlich scharfen Worten wird in der „Ernsten Untersuchung“ ein Angriffskrieg als „Mordsucht“³⁹ gebrandmarkt, einen gerechten Krieg gibt es nicht, Krieg ist Ehrsucht, Bosheit, Rache.⁴⁰ Die Kernforderung des leidenschaftlichen Pamphlets ist es, einen „höheren Gerichtshof der Gerechtigkeit zu organisieren, der die National-Streitigkeiten

³⁶ Gesellschaft zur Beförderung eines immerwährenden und allgemeinen Friedens (Hg.), Eine ernste Untersuchung des Gebrauches, Krieg zu führen (...). Aus dem Englischen, von der dritten Auflage der zuerst in Amerika herausgegebenen und in London wieder aufgelegten Urschrift, Pymont 1819, S. 42.

³⁷ Weitere Publikationen dieser Gesellschaft waren von Quäkern geschrieben worden, so von Jonathan Dymond, Observations on the Applicability of the Pacifist Principles of the New Testament to the Conduct of States, etc., London 1830; Thomas Hancock, The Principles of Peace Exemplified in the Conduct of the Society of Friends in Ireland, London 1928 (3); Joseph John Gurney, An Essay on War, London 1833.

³⁸ Die Hofbuchhandlung Uslar erwarb 1825 auch die Messerfabrik zu Friedensthal, die von Quäkern gegründet worden war; Margarethe Tinnappel-Becker, Chronik von Löwensen, Bad Pymont 1988, S. 64.

³⁹ Untersuchung, 1819, 23/24.

⁴⁰ Ebd. S. 16, 27.

entschiede“,⁴¹ eine alte Forderung auch der Quäker, die schon William Penn in „An Essay Towards the Present and Future Peace of Europe“ (London 1693) aufgestellt hatte. Sie ließ sich erst im Jahre 1900 umsetzen, als der Internationale Schiedsgerichtshof (*International Arbitration Court*) auf Betreiben der niederländischen Regierung gegründet wurde. Zur Durchsetzung des Gerichtshofes und anderer pazifistischer Belange erhoffte man eine Kooperation der Quäker mit den Shakern, den Herrnhutern und den Mennoniten.⁴² Pennsylvanien war das Ideal eines solchen ökumenischen Wirkens verschiedener Friedenskirchen. Der Vertrag, den William Penn dort mit den Delaware-Indianern geschlossen hatte, wurde als Beispiel eines erfolgreichen Vertragsschlusses zur Verhinderung von Kriegen angeführt.⁴³ Bei dem Vertrag handelt es sich um den Shakamaxon-Vertrag, der Ende 1682 unter einer Ulme „under the Elm Tree“ zustande kam.⁴⁴ 1728 wurde er unter Gouverneur Gordon erneuert. Dieses gegenseitige Friedens- und Freundschaftsversprechen wurde nie verschriftlicht. Zukünftige Landkäufe sollten zu beider Seiten Vorteil getätigt, Gerüchten sollte nachgegangen werden, der jeweilige Viehbestand von Indianern wie Weißen sollte besonderen Schutz genießen, und es wurde gegenseitige Hilfe in Notzeiten zugesagt. Siebzig Jahre war dieser Vertrag die Grundlage des Friedens in Pennsylvania.

Folgt man der „Ernsten Untersuchung“, so sollten in allen christlichen Staaten weitere Friedensgesellschaften gegründet werden, die ihre Regierungen im pazifistischen Sinne beeinflussen sollten. Auch eine Friedenserziehung an Schulen und Universitäten war vorgesehen.⁴⁵ Das alles sind neue Gedanken, die in einer Zeit, die Krieg als unvermeidliches Naturgesetz betrachtete, revolutionär anmuteten. Ihre Umsetzung ist in Teilen noch heute eine Forderung an die Gegenwart. Dem Verfasser Worcester schien eine Abschaffung des Krieges zu jenem Zeitpunkt realistisch, da man gerade erlebt hatte, dass die Forderung nach einem Verbot des Sklavenhandels in den englischen Kolonien im Jahre 1807 durch die Britische Regierung von einem Sieg gekrönt wurde.⁴⁶

An solche Erfolge wollte die „Society for the Promotion of Permanent and Universal Peace“, die am 6. Juni 1816 in London gegründet worden

⁴¹ Ebd. S. 12.

⁴² Ebd. S. 38. Die Anmerkung bzgl. der Mennoniten sind vom Übersetzer ergänzt worden und zielen allein auf die Situation in Deutschland ab.

⁴³ Ebd. S. 14.

⁴⁴ Wolff Kraemer, William Penn als Kolonisator von Pennsylvania, insbesondere seine Politik gegenüber den Indianern, Frankfurt a.M., 1928, S. 69 ff.

⁴⁵ Untersuchung, 1819, S. 31/32.

⁴⁶ Ebd. S. 7. Dass die Aufhebung der Sklaverei die Folge eines die amerikanische Nation teilenden Krieges gewesen war, fand verständlicherweise keine Erwähnung.

war, anknüpfen. Sie ist vor allem unter ihrem späteren Namen „Peace Society“ bekannt. Ein Jahr zuvor war in New York die „American Peace Society“ gegründet worden. Auch in Deutschland wurde man aktiv: 1818 besprach Thomas Clarkson mit dem russischen Kaiser Alexander auf dem Aachener Friedenskongress die Gründung solcher Friedensgesellschaften⁴⁷ – zu einer Gründung in Deutschland oder Russland kam es jedoch nicht. Erst 1892 nahm die „Deutsche Friedensgesellschaft“ ihre Arbeit auf. Somit waren zunächst die deutschen Quäker das vornehmliche Instrument, durch das die englische Peace Society ihre Traktate übersetzen, drucken und vertreiben ließ.

Äußerlich unabhängig wurde die Friedensgesellschaft von den Quäkern dominiert.⁴⁸ In ihrem Komitee bildeten die Vertreter der Quäker die stärkste Fraktion einer Religionsgemeinschaft. Darunter befanden sich einflussreiche Quäker jener Zeit, wie Thomas Furly Forster (1761–1825), Thomas Hancock (1783–1849), Thomas Sturge Sen. (1749–1825), Joseph Tregelles Price (1784–1854) oder William Allen (1770–1843), der 1813 und 1818 Assistant Clerk des London Yearly Meeting gewesen war.

Die meisten Mitglieder des amerikanischen wie englischen Zweigs der Peace Society waren evangelikale Quäker, die den Pazifismus vor allem christlich begründet sahen.⁴⁹ Immerhin zehn Prozent der Mitglieder waren Frauen, die aber in den Debatten, den Publikationen und der Besetzung der Komitees kaum hervortraten. Im Laufe der Jahre wurde diese Sozietät immer exklusiver und elitärer, da eifersüchtig darüber gewacht wurde, die wahren Förderer des Pazifismus zu bleiben. Dazu wurde ein Netzwerk lokaler Friedensgesellschaften gegründet, die von London abhängig waren. So entstand beispielsweise 1830 in Genf die erste kontinentale Friedensgesellschaft. Mit großem Aufwand wurden auch internationale Friedenskongresse organisiert, so erstmals im Jahre 1843, und sieben Jahre darauf auch in Deutschland. Der Friedenskongress zu Frankfurt war das zentrale Ereignis, das viele Quäker aus England und Amerika nach Deutschland brachte, wo sie mit Regierungsspitzen und Diplomaten in Kontakt traten und die Gelegenheit nutzten, auch in Friedensthal und Minden Station zu machen.⁵⁰

Die Frankfurter Versammlung motivierte die Quäker, weiterhin in der deutschen Öffentlichkeit den Pazifismus zu proklamieren. Diesmal wurde die Schrift „Bemerkungen über die Anwendbarkeit der Friedens-

⁴⁷ Ebd. S. 45/46.

⁴⁸ Martin Ceadel, *The Origins of War Prevention*, Oxford 1996, S. 251–259.

⁴⁹ Ebd. S. 246/247.

⁵⁰ Nachweislich waren dies John Fell und John Sharp (1812–1853); John Sharp, *Memoirs*, London 1857, S. 184 ff.

grundsätze“⁵¹ von Jonathan Dymond, dem führenden Quäker-Pazifisten des 19. Jahrhunderts, herausgegeben. Da sich Friedensthal zu dieser Zeit bereits in Auflösung befand, wurde die Schrift 1852 in Minden in den Druck gegeben. Mit dem Text wurde eine Friedensschrift zugänglich gemacht, die unmittelbar zu der Praxistauglichkeit pazifistischer Grundsätze Stellung nahm. Sie ist eine direkte Antwort auf die Moralphilosophie, deren Vertreter William Paley (1743–1805) Verteidigungs- wie Angriffskriege unter bestimmten Bedingungen für gerechtfertigt hielt. Insbesondere sei dies der Fall, wenn der Zweck des Krieges hochstehenden Gütern, wie etwa dem Schutz von Leben und Eigentum, dienlich ist. Verhütung drohender Gefahr, Landesverteidigung oder Entschädigung für erlittenes Unrecht würden einen „gerechten Krieg“ rechtfertigen. Der neutestamentliche Grundsatz der Nächstenliebe beziehe sich nur auf den Privatbereich. Dem stellt Dymond die Ungesetzlichkeit auch jeden Verteidigungskrieges gegenüber. Anstatt sich dem Glück oder Unglück von Waffengängen anzuvertrauen, müsse man auf die göttliche Vorsehung bauen. Die Gesetze Gottes seien höher als die menschliche Vernunft oder die gesellschaftliche Ordnung zu bewerten und dürften unter keinen Umständen gebrochen werden.

Friedensthal als ideale Gesellschaft im Urteil der Volksaufklärung

Das Siedlungsprojekt Friedensthal sollte kein Unikat quäkerischer Mission in Europa bleiben, da vorgesehen war, es an anderen Orten zu wiederholen. Es ist als eine Art Keimzelle zu betrachten, von der aus eine Reform der übrigen Gesellschaft erhofft wurde. Zu diesem Zwecke wurden Werbeschriften, die hinter den Idealisierungen auch wichtige Hinweise über den historischen Zustand vermitteln, ausgegeben und verbreitet. 1828 trat Ludwig Seeborn mit der Schrift „Vorschläge zu einer mittels Bildung eines Wohltätigkeitsvereins in Friedensthal zu errichtenden Versorgungs- Arbeits- und Bildungsanstalt“ an die Öffentlichkeit, um einen Wohltätigkeitsverein zu gründen. Die Schrift ist ein früher Vorschlag zur Lösung des Pauperismusproblems. Sie belegt Seeborns Bestrebungen in den 1820er Jahren, die Schäden des Krieges durch konkrete Maßnahmen auf wirtschaftlichem Gebiet zu beseitigen und einen Wissenstransfer quäkerspezifischer Vorstellungen einzuleiten. Es sollten eine Versorgungsanstalt, ein Arbeitshaus und eine Schule eingerichtet werden. Die Versorgungsanstalt hatte den Zweck der Naturalienvertei-

⁵¹ Erstmals veröffentlicht 1823 unter dem Titel „An Enquiry into the Accordancy of War with the Principles of Christianity“.

lung zur ausschließlichen Subsistenzsicherung. Wer in der Lage war zu arbeiten, sollte in einer Manufaktur (Arbeitshaus) mit der Produktion von Gebrauchsgütern eine Anstellung finden. Ungewöhnlich war der Verweis auf angemessene Bezahlung aller Mitarbeiter, unabhängig vom Absatz.⁵² Die Produkte sollten dann während der Kursaison zum Verkauf angeboten werden. In diesen Jahren hatte Seebohm den Fürsten von Pymont auch einen Vorschlag unterbreitet, in der Stadt eine Freimesse einzurichten mit der in kurzer Zeit das Handelsvolumen der Messen zu Leipzig und Frankfurt übertroffen werden könne.⁵³

Während die Idee einer Freimesse ausschließlich auf wirtschaftlichen Erfolg setzte, dokumentieren die „Vorschläge“ auch Bemühungen um kulturelle Verbesserungen in einer mitteldeutschen Residenz in den Jahren der Restauration. In einer Elementarschule sollten Kinder und Erwachsene im Rechnen, Schreiben und Lesen unterrichtet werden. Für Begabte war ein Unterricht in Geschichte, Geographie, Botanik und Polytechnik vorgesehen. Eine solche Schule existierte bereits in Friedensthal, wo Seebohm zeitweise als Lehrer angestellt war.

Die Versorgungsanstalt, das Arbeitshaus und die Schule sollten durch die Ausgabe von Aktien vorfinanziert werden. Durch die Dreiteiligkeit des Projektes wollte man die Armut beseitigen und vor allem der öffentlichen Bettelei die Grundlage entziehen. Diese war besonders in der Kursaison ein Problem, wenn sich Hilfsbedürftige, aber auch Simulanten aus den umliegenden Regionen in Pymont einfanden, weil sie hofften, von vermögenden Gästen eine Unterstützung zu erhalten. Des weiteren sollten Waisenkinder eine Ausbildung erhalten und über die Jahre ein Guthaben ansparen können. Allgemein sollten Aberglaube, Alkoholismus, Sitten- und Gottlosigkeit durch diese Institutionen vermindert und die Eigenverantwortlichkeit gestärkt werden.⁵⁴ Hier trafen sich die quäkerische Lehre vom „inneren Licht“ und die Ablehnung der Erbsündenlehre mit dem pädagogischen Ideal der Aufklärung, der Mensch könne allein durch Erziehung zur Güte, zur Nützlichkeit oder sogar zum Glück geführt werden. Glück sei seine eigentliche Bestimmung, in der er sich wiederfinden würde, wenn man nur die äußeren Hemmnisse beseitigte. In den natürlichen Anlagen des Menschen und dem „guten Beispiel“ der

⁵² Ludwig Seebohm, Vorschläge zu einer mittels Bildung eines Wohltätigkeitsvereins in Friedensthal zu errichtenden Versorgungs- Arbeits- und Bildungsanstalt für die Armen im Fürstenthume Pymont, Pymont 1828, S. 25. Was diese Vorschläge von ähnlichen Projekten der Jahre vor 1848/49 unterscheidet, ist der Verzicht auf ein bestimmtes Religionsbekenntnis, eine Nationalität oder einen Wohnort für die Gewährung einer Hilfsleistung.

⁵³ StABP 1668 bis 1848, A I 66: Entwurf zu einer Freimesse in Pymont.

⁵⁴ Seebohm, Vorschläge, 1828, S. 6/7, S. 16 f.

Erzieher wurde von Seiten der Quäker das adäquate Mittel zur Verbesserung des Menschen gesehen.

Weitere spezifische Ansichten der Quäker sind in den „Vorschlägen“ nicht in den Vordergrund gerückt, zum einen, um auch das breite Publikum in den Konfessionen zu erreichen, zum anderen, weil der Verfasser zum Zeitpunkt der Drucklegung nicht mehr Mitglied der Quäker war, obwohl er sich weiterhin zu deren Grundsätzen bekannte. Aufgrund finanzieller Eigenmächtigkeiten war es zu einem vorübergehenden Bruch zwischen Seeböhm und den übrigen Quäkern gekommen. Dennoch ist offensichtlich, dass alle drei Anstalten in Friedensthal errichtet werden sollten.⁵⁵ Damit hätte die dortige Quäkergemeinde einen erneuten wirtschaftlichen Impuls erhalten, der sich möglicherweise auch auf das Anwesen des verschuldeten Seeböhm positiv ausgewirkt hätte.

Kurz nach der Veröffentlichung von Seeböhms Schrift wurde die Siedlung Friedensthal ein zweites Mal durch einen Autor der Volksaufklärung in das Zentrum einer Anleitung zur Hebung des kulturellen und moralischen Zustandes der Menschen gehoben. Dabei handelte es sich um eine Schrift des Pädagogen Dr. Franz Joseph Ennemoser. Dieser ist nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter, dem bekannten Arzt und Professor Joseph Ennemoser (1787–1854).⁵⁶

Dr. Franz Joseph Ennemoser, um den es hier geht, arbeitete als Lehrer in Alzey und war ein Anhänger der Pädagogik des Johann Heinrich Pestalozzi. Um 1846 hat er geheiratet. Aus dieser Ehe sind drei Töchter hervorgegangen. Nach der Revolution von 1848 musste Ennemoser Deutschland verlassen und zog einige Zeit durch die „Freistaaten Nordamerikas“. Seine dortigen Erlebnisse sind in seinen vielfach aufgelegten Reisebeschreibungen nachzulesen.⁵⁷ Um 1860 bereiste er Frankreich, Belgien und Holland. Seine Wohnsitze waren Bern, München und ab 1868 Wien. Ennemosers erste 1845 erschienene Schrift „Die glückliche Gemeinde zu Friedensthal“ wurde sogleich ein Erfolg. Das Büchlein

⁵⁵ Ebd. S. 29.

⁵⁶ Zu Professor Joseph Ennemoser siehe seine Autobiographie in: Untersuchungen über den Ursprung und das Wesen der menschlichen Seele, hg. von Karl Boegner, Renate Riembeck, Basel 1980. Keine der hier angesprochenen pädagogischen Schriften sind in der Bibliographie des Joseph Ennemoser von Jakob Bremm enthalten; vgl. Jakob Bremm, Der Tiroler Joseph Ennemoser 1787–1854, Jena 1930.

⁵⁷ Eine Reise (...) nach den nordamerikanischen Freistaaten, Kaiserslautern 1857; Kaiserslautern 1859 (2); Kaiserslautern 1859 (4); 6. durchgesehene und mit einem Anhang vermehrte Auflage, Kaiserslautern 1860; Kaiserslautern 1862 (7); Kaiserslautern 1865 (10); Kaiserslautern 1866 (11); Mainz 1867 (12); Alzey 1868 (13); Mainz 1869 (erneut 10); Wien 1870 (15); Wien 1871 (16).

wurde mehrmals umgearbeitet und neu aufgelegt.⁵⁸ Des weiteren stammen von ihm eine 1847 gedruckte Sammlung pädagogischer Arbeiten unter dem Titel „Aufsätze für Freunde der Erziehung und des Unterrichts“ sowie das Buch „Über Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts“ aus dem folgenden Jahr.⁵⁹ Mehr hat Ennemoser nicht in den Druck gegeben.

Die zeitgenössischen Leser dürften nur in den seltensten Fällen erkannt haben, dass Ennemoser die Quäkergemeinde Friedensthal zum Vorbild seiner aufgeklärten Idealsiedlung genommen hatte. Wie der junge Ennemoser von der Siedlung erfahren hatte oder ob er sie gar aus eigener Anschauung kannte, wissen wir nicht. Deutlich ist aber, dass der Verfasser auch in seinen übrigen Schriften Grundsätze der Quäker vertrat, nämlich eine ablehnende Haltung gegenüber der Todesstrafe, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, den Philosemitismus und die Bemühungen um den Tierschutz.⁶⁰ Schließlich war auch das Genossenschaftsprinzip, das Ennemoser in wohlwollenden Worten schilderte, von Quäkern entwickelt und erprobt worden.⁶¹ Es zeigt sich, dass die Quä-

⁵⁸ 1. Auflage Mannheim 1845. 2. vermehrte Auflage Kaiserslautern 1852. Kaiserslautern 1853 (3). 5., mit der 4. gleichlautende Auflage Kaiserslautern 1854. 6. umgearbeitete und vermehrte Auflage Wien 1871. Wien 1871 (7). Wien 1872 (8). 1879 erschien in Wien die siebte Auflage umgearbeitet unter dem Titel: „Wie kann es besser werden? Oder die glückliche Gemeinde zu Friedensthal“. Eine weitere Bearbeitung der Schrift erschien 1851 in Kaiserslautern unter dem Titel „Ergebnisse der Berathungen über volksthümliche Erziehung (...) in der Gemeinde Sorgenheim“, 2. Aufl. Kaiserslautern 1853.

⁵⁹ Joseph Ennemoser, Aufsätze für Freunde der Erziehung und des Unterrichts, Mainz 1847. Mannheim 1848 (2).

⁶⁰ Ebd. S. 150-166.

⁶¹ Das Genossenschaftsprinzip hatte in England seine wesentliche Herausbildung unter den Puritanern erfahren und wurde von den Millenaristen, Baptisten und Quäkern weiterentwickelt; Hans Müller, Die Geburt der Genossenschaftsidee aus dem Geiste des Quäkertums, in: Genossenschaftskorrespondenz, III, 1925, S. 65-77, hier S. 69. Idealisierende Vorstellungen von der Frühkirche als einer sozial und wirtschaftlich egalitär ausgerichteten Lebensgemeinschaft motivierten neue Erweckungsbewegungen zu mehrfacher Umsetzung. Hierzu bekannt sind die Überlegungen John Bellers (1654-1725), der auch ein urbanistisches Konzept entwarf. Seine Idealstadt ist für dreihundert bis dreitausend Einwohner konzipiert. Gemeinschaftsbauten strukturieren die Wohnviertel. Ein Wohngebäude sollte aus vier Kompartimenten bestehen, je eines für Knaben, bzw. für Mädchen, eines für ledige Männer und ledige Frauen, eines für Verheiratete und ein letztes für Invaliden. Auch auf die Finanzierung wird eingegangen: Förderer erhalten verzinsten Anteil auf Beträge zu 25 Pounds Sterling, besitzen jedoch nur beschränktes Stimmrecht, um auf die sozialen Anliegen der Gemeinschaft aus finanziellem Interesse keinen Einfluss nehmen zu können; Ebd. S. 72/73. Bellers Bestrebungen und vergleichbare von Robert Owen (1771-1858), der sich 1818 mit seinem Hauptwerk „A New View of Society“ auf Beller berief und einige von dessen Schriften veröffent-

kergemeinschaft für die Volksaufklärung eine Attraktivität besaß, die für Ennemoser, wie zuvor schon für Seebohm, in deren pädagogischem Anspruch und dem utilitaristisch erscheinenden Lebensmodell begründet lag. Auch wurde Friedensthal von Ennemoser als Ort friedlichen Zusammenlebens der Religionen verstanden: Der fiktive Bürgermeister von Friedensthal, ein Herr Redlich, berichtet in der Schrift einem Besucher Strebsam: „Zu Friedensthal sind Geistliche der herrschenden Konfessionen, der katholischen, der evangelischen und der jüdischen in Tätigkeit, denn zu diesen bekennen sich die einzelnen Glieder der Gemeinde“.⁶² Die Quäker sind zwar auch hier nicht namentlich kenntlich gemacht, aber einige ihrer Prinzipien werden kenntnisreich geschildert und in ihren sprachlichen Besonderheiten korrekt wiedergegeben: Beschlüsse der Gemeinde werden konsensualistisch gefasst,⁶³ die Tätigkeit aus dem Glauben heraus wird als „Zeugnis“ („testimony“) und „Anliegen“ („concern“) bezeichnet, u. ä.

Der Tagesablauf wie der Lebenslauf folgt innerhalb der idealen Siedlung einem ausgeklügelten Erziehungs- und Lernmodell. Eine Schule, die besonderen Wert auf moralische Erziehung und den bestmöglichen Gebrauch der Zeit legte, hatte Ennemoser vermutlich im historischen Friedensthal kennen gelernt. Schon seit 1797 unterrichtete dort der Lehrer Theodor Marschhausen etwa 25 Kinder nach der neuesten damals aus England kommenden Pädagogik.⁶⁴ 1800 wurde bei Diedrich Seebohm in Friedensthal ein Schulzimmer eingerichtet.⁶⁵ Sein Bruder Ludwig Seebohm, der ebenfalls unterrichtete, hatte sich intensiv mit einer Sprachreform beschäftigt, und in der Druckerei der Siedlung wurden eigens Quäkerschulbücher in den Druck gegeben.⁶⁶ Bis zu dem drohenden Nieder-

lichte, wurden von der Quäkerin Elisabeth Fry (1780–1845) popularisiert – und Fry hatte sich 1840 und 1841 in Friedensthal aufgehalten.

⁶² Ennemoser, *Gemeinde*, 1845, S. 98. Bereits Ludwig Seebohm betonte die Gleichbehandlung aller Religionsbekenntnisse als ein Grundprinzip der Quäker; Seebohm, *Vorschläge*, 1828, S. 33.

⁶³ Ennemoser, *Gemeinde*, 1845, S. 9.

⁶⁴ Etwa Ludwig Seebohm, *Lehren und Lebensregeln für die Kinder der Freunde*, Friedensthal 1802, sowie: *Anweisung zum richtigen Lesen nebst kurzen Lesestücken*, Friedensthal 1802, und: *Gründlicher Unterricht in der Buchstabenkenntnis und im Buchstabiren*, Friedensthal 1802. Verschollen sind hingegen das „A-B-C und Buchstabil-Büchlein, für kleine Kinder“, die „*Lehren und Lebensregeln für die Kinder der Freunde*“ und John Freames „*Ueber Erziehung*“, die alle vor 1804 in Friedensthal gedruckt wurden.

⁶⁵ Handschriftliche Kopien aus LSF, angefertigt in den 30er Jahren, *Mappe IV*, 84, QHBP.

⁶⁶ Die pädagogischen Werke Ludwigs Seebohms sind: *Lehren und Lebensregeln für die Kinder der Freunde*, Friedensthal 1802; *Anweisung zum richtigen Lesen nebst kurzen Lesestücken*, Friedensthal 1802; *Gründlicher Unterricht in der Buchstabenkenntnis und im Buchstabiren*, in *Hinsicht auf die Anfangsgründe der deutschen*

gang der Siedlung durch innere Konflikte und äußere Kriegswirren versuchten die Engländer anfänglich, das Niveau der Schule niedrig zu halten, wobei sie sich auf William Penns Schriften berufen konnten. In einer guten Ausbildung liege der Same des Hochmuts, denn es machen „Fähigkeiten und Gelehrsamkeit (...) die Leute nicht zu besseren Christen“.⁶⁷ Englisch sollte zunächst nicht unterrichtet werden, um nicht noch zusätzlich die Auswanderung zu erleichtern. Spendengelder sollten ausschließlich armen Kindern zugute kommen, um einer übermäßig langen Verweildauer in der Schule entgegenzuwirken. Sinn und Zweck der Schule sei in erster Linie die Erziehung zu den religiösen Pflichten. Falls Eltern ihren Kindern eine bessere Bildung ermöglichen wollten, sollten sie selber dafür sorgen.⁶⁸ An einer Ausbildung im Blick auf die Gegebenheiten und Anforderungen der Umgebung war man nicht interessiert, da die Siedlung autark funktionieren sollte. Solche restriktiven Anweisungen wurden jedoch bald fallengelassen. In der Schule, wie später auch in Minden, wurden bald auch Kinder von englischen und amerikanischen Quäkern aufgenommen, denen neben Lesen, Schreiben und Rechnen auch Latein, Französisch und Englisch beigebracht wurde.⁶⁹ Der Unterricht fand fünf Mal in der Woche statt, auf Anordnung aus London in den frühen Morgenstunden, wenn es die Lichtverhältnisse erlaubten.⁷⁰ Die ausländischen Schüler wurden nicht zuletzt der Garant eines hohen Niveaus, da die Besucher an einer bestmöglichen Ausbildung ihrer eigenen Kinder interessiert waren und dafür die notwendigen Summen bereitwillig aufbrachten. So gingen zu Beginn des 19. Jahrhunderts unregelmäßig Spenden aus Amerika für die Friedensthaler Schule ein.⁷¹ Zusätzlich unterstützten die Londoner Quäker fast alljährlich die Quäker-

Sprachlehre bearbeitet, Friedensthal 1802. Nach dem Bruch Ludwig Seebohms mit der Quäkergemeinschaft wurde der Unterricht von seinem Bruder Diedrich Seebohm hauptberuflich in einem Raum des Quäkers Ludwig Reineke in Pymont bis Mitte 1820 fortgesetzt, anschließend von Johann Seebohm, dem Sohn Ludwig Seebohms; Urkunden I, S. 102, S. 172, S. 206.

⁶⁷ Penn, Nachricht, 1792, S. 50. Die zentrale Schrift von Quäkern gegen die Auswüchse einer lebensfeindlichen Schulgelehrsamkeit war „Truths Character of Professors and Their Teachers“ (London 1660) von William Caton, die allerdings in Friedensthal nicht bekannt war. Bezüglich des Sinns, Zwecks und Umfangs von Bildung hatte das Quäkertum zu verschiedenen Zeiten sehr unterschiedliche Positionen bezogen, tendenziell nahm die positive Bewertung von Bildung mit zunehmendem Wohlstand und der Etablierung der einst revolutionären Quäkerbewegung als anerkannte „Quaker Church“ zu.

⁶⁸ LSF, Casual Correspondence, 1785–1880, Schreiben vom 5th. 9. mo. 1806, S. 63.

⁶⁹ Wilhelm Mehrdorf, Luise Stemler, Chronik von Bad Pymont, Bad Pymont 1985 (2), S. 458.

⁷⁰ Urkunden I, S. 169, S. 172.

⁷¹ Beispielsweise wurden 1814 zu diesem Zweck 48 Pfund Sterling aus Philadelphia überwiesen; Urkunden I, S. 25.

schulen in Deutschland durch Spendengelder.⁷² Für die Qualität und Finanzierung der Schule sorgte ein Komitee von Thomas Sturge, John Eliot, George Stacey, Luke Howard und John Badger, die sich erstmals am 13. August 1806 zusammengefunden hatten.⁷³ Im Gegenzug wurde halbjährlich ein „Schulbericht“ nach London geschickt.⁷⁴

Zurück zum fiktiven Friedensthal Ennemosers. Dort hatten alle erwachsenen Erwerbstätigen wochentags die Abendschule und nach dem Gottesdienst die Sonntagsschule zu besuchen. Der Besitz von Büchern unterlag einer Zensur, das Einkommen des Einzelnen wurde größtenteils gemeinwirtschaftlich verwaltet. Die arbeitsfreie Zeit spielte sich in wenigen Vereinen und Anstalten ab. Wirtshäuser gab es nur für Ortsfremde, andere Vergnügungen sind nicht einmal angedacht. Darin spiegeln sich durchaus die rigiden Vorschriften des historischen Friedensthal wider. Andere wesentliche Prinzipien kann Ennemoser für seine Idealsiedlung allerdings nicht von den Quäkern übernommen haben. So wird in seiner idealen Gemeinschaft der Gesang, ganz besonders der Kirchengesang, gepflegt, was im historischen Friedensthal undenkbar gewesen wäre. Das Friedenszeugnis der Quäker, also ihr Bekenntnis zu einem strikten Pazifismus, wird geradezu pervertiert, wenn Ennemoser in der gemeinschaftlichen Erziehung und dem Geschichtsunterricht den optimalen Nährboden für den künftigen Soldaten sieht: „Durch sie (die Geschichte) gewinnen die Schüler Liebe und Anhänglichkeit zu ihrem Fürsten und Vaterlande und sind später bereit, Gut und Blut zu wagen, wenn diese je in Gefahr kommen sollten“.⁷⁵ Spätestens hier zeigt sich, wie wenig Ennemoser den Prinzipien der Quäker folgt, sondern sich der Siedlung Friedensthal als Stätte einer idealistischen Lebensgemeinschaft zur Vorlage deutsch-nationaler Bestrebung bediente.

Unter den gutgemeinten Ordnungsutopien der Aufklärungszeit ist das kleine Büchlein Ennemosers eine radikale Utopie einer religiös fundierten Siedlung, gegenüber der die „Christianopolis“ eines Johann Valentin Andreae wie eine idyllische Freistätte erscheint. Bei Ennemoser ist

⁷² So 1809 mit 96 Pfund; LSF, Meeting for Sufferings, XLI, 1803–1815, S. 265, S. 269. 1830 übernahm das Londoner Meeting for Sufferings die Kosten von 57 Pfund für einen Lehrer für die Jahre 1828 und 1829, später auch für das Jahr 1830 – offensichtlich befanden sich die deutschen Quäker wieder einmal in schwerer Finanznot und konnten Rechnungen nicht begleichen; LSF, Meeting for Sufferings, XLI, 1823–1831, S. 521. Schon 1806 war vom Londoner Meeting for Sufferings beschlossen worden, der Schule in Friedensthal jährlich 32 Pfund zukommen zu lassen, eine Regelung, die später zurückgenommen oder geändert wurde; LSF, Casual Correspondence, 1785–1880, Schreiben vom 5th. 9. mo. 1806, S. 63.

⁷³ LSF, Meeting for Sufferings, XLI, 1803–1815, S. 136.

⁷⁴ Urkunden I, S. 172.

⁷⁵ Ennemoser, Gemeinde, 1845, S. 54.

bereits das Totalitäre in einem utopischen neuen Menschenbild angelegt, das durch Zucht und Ordnung gekennzeichnet ist. Die Zustände in diesem fiktiven Friedensthal sind derart normierend, entindividualisierend und wider die menschliche Natur dargestellt, dass aus der Idealisierung die Realitätsebene, die zur Umsetzung notwendig gewesen wäre, nicht erlangt wurde, womöglich auch gar nicht erlangt werden konnte oder sollte.

Schluss

Die obrigkeitliche Duldung einer radikalpietistischen Gemeinschaft gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts stieß bei den Zeitgenossen auf großes Erstaunen, es gab zahlreiche öffentliche Reaktionen. Der Pymont-Waldecksche Regierungsrat Friedrich Klapp bezeichnete die entstehende Siedlung als für das Fürstentum beispiellos und betrachtete sie als „Wirkungen einer hellen Aufklärung und wohlthätigen vernünftigen Duldung“.⁷⁶ In Deutschland waren die Quäker in Friedensthal und Minden für die Aufklärung von Interesse, da sich identische Ziele von Aufklärung und Quäkertum auf unterschiedlichem Gebiet ausfindig machen ließen, wie die Betonung der Bildung, die annähernde Gleichberechtigung der Frau,⁷⁷ eine kindgerechte Pädagogik, die Überwindung der Erbsünde, die Betonung der Vernunft sowie die Beeinflussung von Monarchen zur Abschaffung der Sklaverei und der Folter.⁷⁸ Besonders die Gegner eines staatlichen oder institutionellen Kirchentums konnten in den Quäkern zumindest potentielle Verbündete sehen. Sie mussten aber schnell erkennen, dass die Grundlagen der Ziele bei Quäkern und Aufklärern verschieden waren. So war das Innere Licht für die Quäker keineswegs mit der Vernunft identisch, sondern mit Christus,⁷⁹ die Gleich-

⁷⁶ Pymont, 07.08.1792; StABP, A I 52, S. 17.

⁷⁷ Männer und Frauen waren im Quäkertum nahezu gleichberechtigt. Die hohe Partizipation von Frauen resultiert bei Quäkern 1. aus ihrem Verständnis des allgemeinen Priestertums, 2. dem Recht zu Predigen und 3. der Einrichtung von „women meetings“, in denen die Frauen ihre Angelegenheiten unter sich regelten, ohne allerdings das Recht auf den Ausschluss von weiblichen Mitgliedern zu besitzen; Tuke, Religions-Grundsätze, 1818, S. 176.

⁷⁸ Dem entsprechend ist in dem Buch Walter Eberhardts Aufklärung und Pietismus (Berlin 1979) ein längerer Abschnitt über Quäker zu finden, nicht jedoch in Martin Gierls Pietismus und Aufklärung (Göttingen 1997).

⁷⁹ Vgl. Benjamin Furly, Copye van eenen brief, O. O., 1666, S. 6, S. 17, S. 20, S. 27, S. 31 in marg.: „Mit dem blossen buchstaben kan man den Geist nicht unterscheiden. Wer allein mit seiner natürlichen vernunft zur schriftt gehet, der lieset sie ohne wahren verstand. Durch das gesetz, gebot, licht, befehle, zeugnisse des Herrn ist nicht allezeit das geschriebene gesetz oder der buchstabe der schriftt zu verstehen.“

berechtigung der Frau bezog sich nur auf eine religiöse und nicht auf eine gesellschaftliche Gleichberechtigung,⁸⁰ wie auch die philanthropischen Bestrebungen der Quäker nicht aus einer humanistischen, sondern aus einem religiösen Anliegen herrührten. Das Ziel war nicht der freie, in sich ruhende Bürger, sondern der dienende, moralisch gefestigte Christ. Der berühmte Benjamin Seebohm, ein Sohn Ludwig Seebohms, fasste seine Jugenderinnerungen in Friedensthal dazu in folgende Worte: „The works of Lessing, who had edited the ‚Wolfenbüttel Fragments‘, and whose ‚Nathan the Wise‘ made a great stir, had done much to push on the rationalistic movement, stimulated by English deism, and the infidel philosophy of France; later writers had taken up the same strain, and everybody was agog for ‚Illumination‘ (Aufklärung), as it was called. I was in great danger of being carried away by the stream“.⁸¹

Der hier versuchte erste Einblick in die inneren Verhältnisse der Siedlung unter Einbezug des ausländischen Einflusses kann nun nicht dazu dienen, das Verhältnis von Quäkertum und Aufklärung in Deutschland grundsätzlich zu definieren. Dazu sind zunächst weitere umfangreiche Quellenstudien und die Klärung vieler offener Fragen notwendig. Dies wird auch das Hinterfragen und Neudefinieren stereotyper Bilder nach sich ziehen. Ansatzweise konnte gezeigt werden, dass Mission und Elite zwei Begriffe sind, die unser Verständnis des angloamerikanischen Quäkertums in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert erweitern und einen Zugang verschaffen zu den Motiven ihrer Unternehmungen, die Teil eines transatlantischen angloamerikanischen Wissenstransfers waren. Unabhängig davon, dass die Quäker in ihren Publikationen die Gleichwertigkeit von Nationen, Geschlechtern und Hautfarben, von Ständen und Ausbildungen betonten, darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Träger dieser Ansichten selbst elitär ausgerichtet waren. Die Früchte ihrer Bemühungen sollten allen zugute kommen, wie etwa durchweg die Bedeutung des Friedens für *alle* Bevölkerungsschichten betont wurde, doch die Durchführung dieser Ziele oblag wenigen gutausgebildeten „weighty Friends“, wie die Aktivisten der Quäkerbewegung respektvoll genannt wurden. In Amerika und England stammten sie zumeist aus einigen wenigen, miteinander versippten Familien mit

Die schrift ist nicht der unvergängliche saame. Die worte des ewigen lebens sind die, welche Christus das ewige leben selbst in der seelen spricht.“

⁸⁰ Die ausländischen Quäker bemühten sich sogar, Frauen aus der Öffentlichkeit in den häuslichen Bereich zurückzudrängen; Thomas Shillitoe schrieb 1822 hierzu: „I also recommended to men Friends, not to require the women to labour so much out of doors, as now is the case, by their doing much of the servile work, whereby they would have more time to attend to their domestic concerns“; Thomas Shillitoe, *Journal of the Life, Labours, and Travels (...)*, I, London 1839, S. 390.

⁸¹ Benjamin Seebohm, *Private Memoirs*, London 1873, S. 70.

großkapitälem Hintergrund. Sie formierten sich aus der neuen bürgerlichen unternehmerischen Elite, die das überkommene Ständesystem ablösen sollte. Pointiert ließe sich formulieren, dass die Quäker im Zuge dieser gesellschaftlichen Umwälzungen eine Elite wenn nicht begrüßten, so zumindest nicht hinterfragten, solange deren Tätigkeit der Allgemeinheit diene.

Kommen wir zu einer abschließenden Einschätzung des sozialen Experiments in Friedensthal. Durch ihre angloamerikanischen Beziehungen waren die in Friedensthal und Minden versammelten Bauern, Tagelöhner und Handwerker in einer einzigartigen privilegierten Stellung. Ihnen wurde zunächst finanziell geholfen, meist durch Geldspenden, dann aber auch durch Zugangsmöglichkeiten ihrer Produkte auf den Weltmarkt. Besonders Ludwig Seebohm konnte hiervon profitieren. Die junge Generation von Quäkern war dahingehend privilegiert, dass ihnen bei der Auswanderung nach Nordamerika oder England ein Netzwerk half, das sie nicht zuletzt beruflich stützte. Noch wichtiger war jedoch der Informationszugang und der damit einhergehende Wissenstransfer. Reisende Quäker besuchten neben der Siedlung die führenden Gelehrten Deutschlands und verschiedene Residenzen. Seit Friedrich Wilhelm III. wurde jeder preußische Herrscher von deputierten Quäkern aufgesucht und gewährte ihnen Audienz, ein Vorgang, der noch nicht einmal in Ansätzen erforscht ist. Auf ihren Reisen nach Deutschland war Friedensthal sowohl für jene Quäker eine Wegstation, die den Hof zu Hannover aufsuchten, als auch für jene, deren Ziele Potsdam und Berlin waren. Üblicherweise wurden diese Besuche in Friedensthal bzw. Minden vorbereitet und die Ergebnisse auf der Rückreise den deutschen Quäkern in einer Versammlung mitgeteilt.

Trotz dieser Privilegien und Vorteile, die die Zugehörigkeit zu den Quäkern mit sich brachte, strömten die Massen nun jedoch keineswegs nach Friedensthal. Die Siedlung wurde kein zweites Philadelphia. Die für junge Männer bestehende Pflicht, den Militär- und Kriegsdienst abzulehnen, was ihnen körperliche Strafen oder den Verlust bürgerlicher Rechte einbringen konnte, minderte die Attraktivität. Ein zusätzliches Hindernis für beide Geschlechter war die Verpflichtung, ausschließlich einen Ehepartner mit Quäkerglauben zu heiraten. Faktische Zwangsehen oder der Ausschluss aus der Gemeinschaft waren häufige Folgen dieser Regelung, die möglicherweise in großen Gemeinden funktionierte, nicht jedoch in Diasporagemeinden mit etwa 20 Personen im heiratsfähigen Alter.⁸² Der erzwungene Verzicht auf Alkohol, auf modische Kleidung,

⁸² Um so erstaunlicher mutet es an, dass immerhin nicht weniger als 31 Ehen nach dem Verfahren der Quäker zwischen 1797 und 1877 geschlossen werden konnten;

auf Gesang und Literatur und schließlich auf das Erlernen und Ausüben ganzer Berufszweige, die Angehörigen der Quäkergemeinschaft nicht offen standen, waren für eine Zugehörigkeit zu einer religiösen Elite ein zu hoher Preis.

Somit blieb die Quäkerkolonie ein kurzes, aber einzigartiges gesellschaftliches Experiment. Ohne sie hätten die ausländischen Quäker ihre Reisen an die Residenzen weniger gut vorbereiten und durchführen können. Deren Tätigkeit an den Residenzen gilt es noch zu erforschen, wenn wir das Wirken der Quäker in Deutschland umfassend verstehen wollen. Innerhalb dieses Wirkens war Friedensthal eine Schaltstelle neben weiteren, über die kulturelles, politisches und ökonomisches Wissen aus England und Amerika eindrang. Umgekehrt wurde von den Besuchern das Bild von Deutschland in Amerika und England mitgeprägt. Dass der Wissenstransfer nicht immer erfolgreich war, oder, wie im Falle von Ennemoser, auch erheblichen Verzerrungen unterlag, ist keine Besonderheit dieser Religionsgemeinschaft, sondern Folge jedes diskursiv verlaufenden Transfers von Wissen.

"Ihre Freundschaft ist mir unendlich schätzbar" ↙

Friedrich Nicolai als Geschäfts-, Korrespondenz- und Verlagspartner des Jöllenbecker Pfarrers und Aufklärers Johann Moritz Schwager (1738–1804)

Friedrich Nicolai (1733–1811), der Freund Lessings und Mendelssohns, wird immer noch gern als Berliner Buchhändler, Popularisator und Multiplikator der deutschen Aufklärung abgetan, seinem gigantischen Rezensionsunternehmen *Allgemeine Deutsche Bibliothek* zumeist nur pflichtschuldigst Respekt gezollt.¹ Erst in jüngster Vergangenheit kam seine Bedeutung als Gründer unseres literarischen Lebens² bzw. als publizistischer und politischer Verteidiger der Aufklärung³ verstärkt in den Blick. Parallel dazu wurde seine gewaltige Korrespondenz – allein die Staatsbibliothek Berlin archiviert ca. 20.000 Briefe von etwa 4.000 Adressaten an ihn – als ein weit verzweigtes Netzwerk der Aufklärung gewürdigt und auch teilweise publiziert.⁴ Hinzuweisen ist ferner auf das 2006 von Cem Sengül gegründete *Forum Nicolai; Beiträge zur Erforschung von Leben und Wirken Friedrich Nico-*

¹ Vgl. Albrecht Beutel, *Aufklärung in Deutschland* (Göttingen 2006) S. 284 f.

² Vgl. Marcel Reich-Ranicki, „Friedrich Nicolai; der Gründer unseres literarischen Lebens“, in: Ders.: *Die Anwälte der Literatur* (Stuttgart 1994) S. 32–52.

³ Vgl. Horst Möller, *Aufklärung in Preußen; der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai* (Berlin 1974); Sigrid Habersaat, *Verteidigung der Aufklärung; Friedrich Nicolai in religiösen und politischen Debatten*, 2 Bde. (Würzburg 2001).

⁴ Vgl. Annette Antoine, „Aus den Briefen von Johann Gottwerth Müller an Friedrich Nicolai“ *Lichtenberg-Jahrbuch* 1997, S. 219–222; Gabriele Crusius: *Gerhard Anton Gramberg; Briefe an Friedrich Nicolai 1789–1808* (Oldenburg 2001); Heinz Ischreyt: *Johann Jacob Ferber: Briefe an Friedrich Nicolai aus Mitau und St. Petersburg* (Berlin 1974); ders.: *Die beiden Nicolai; Briefwechsel zwischen Ludwig Heinrich Nicolay in St. Petersburg und Friedrich Nicolai in Berlin (1776–1811), ergänzt um weitere Briefe von und an Karl Wilhelm Ramler, Johann Georg Schlosser, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Johann Heinrich Voß und Johann Baptist Alxinger* (Lüneburg 1989); Alexander Koenia (Hg.): „Briefwechsel zwischen Friedrich Nicolai und Karl Wilhelm Ramler“, in: Laurenz Lütteken, Ute Pott u. Carsten Zelle (Hgg.): *Urbanität als Aufklärung; Karl Wilhelm Ramler und die Kultur des 18. Jahrhunderts* (Göttingen 2003); Bernd Maurach (Hg.): *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Nicolai und Carl August Böttiger* (Bern u.a. 1996); Mechthild und Paul Raabe (Hgg.): *Adolph Freiherr Knigge. Friedrich Nicolai. Briefwechsel 1779–1795; mit einer Auswahl und dem Verzeichnis der Rezensionen Knigges in der >Allgemeinen Deutschen Bibliothek<* (Göttingen 2004); Erhard Weidl: „Vorüberlegung zur editorischen Erschließung der Nicolaischen Korrespondenz; ein Werkstattbericht“ *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 21 (1989) S. 154–178.

lais und angrenzenden Themen des 18. Jahrhunderts (www.friedrich-nicolai.de).

Zu einer vergleichbaren Renaissance hat es der Jöllenbecker Pfarrer und Aufklärer Johann Moritz Schwager (1738–1804) bisher nicht gebracht. Seine durchgängige Pietismuskritik bzw. -satire – vgl. z. B. *Leben und Schicksale des Martin Dickius* (Bremen 1775 f., 21777) – wurde vor allem in dem von der Erweckungsbewegung geprägten Westfalen übel aufgenommen und führte zu einer unterlebensgroßen Darstellung von Werk und Vita.⁵

Bis heute lässt sich die Tendenz zu seiner Verzweigung als „Kleinaufklärer“ feststellen.⁶ Nur ausnahmsweise wird der „Volksaufklärer par excellence“ in vorurteilsfreier Weise gewürdigt.⁷ Eine Werkauswahl seiner gut 20.000 Druckseiten umfassenden Schriften kam 1987 nicht über den ersten Band hinaus,⁸ seinen 200. Todestag übergang man schweigend. Als Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp ihr *Westfälisches Autorenlexikon 1750–1800* (Paderborn 1993) herausgaben, boten sie immerhin eine auf älterer Literatur fußende Kurzbiographie samt Bibliographie, soweit die Titel durch das Internet recherchierbar waren.⁹

Ebenda verwiesen sie auch nach Wilhelm Frels¹⁰ auf 25 Briefe an Friedrich Nicolai. Sie befinden sich in der Handschriftenabteilung der Berliner

⁵ Vgl. insbes. die Forschungsergebnisse seines Urenkels Hugo Rothert (1846–1936), „Johann Moritz Schwager, ein westfälischer Pastor des vorigen Jahrhunderts“, *JVEKM* 1 (1899) S. 139–151; ders.: Johann Moritz Schwager, eine westfälische Pfarrergestalt der Aufklärungszeit, in: H. Werdermann (Hg.): *Studien zur Geschichte des evangelischen Pfarrerstandes* 2 (Berlin 1929). Diese Tendenz setzte sich in der nächsten Generation fort; vgl. Hermann Rothert (1875–1962), „Johann Moritz Schwager“, *JBHVR* 55 (1948/49) S. 88–104; ders.: „Das Stammbuch des Johann Moritz Schwager“, *Westfalen* 27 (1948) S. 33–48; ders.: „Münster im Zeichen der Aufklärung“, *Westfalen* 28 (1950) S. 38–47. Von den genannten Darstellungen abhängig ist u. a. Wilhelm Rees „Der oberbergische Aufklärer Johann Moritz Schwager“, *Romerike Berge* 1965, S. 145–161 u. 1966, S. 1–6.

⁶ Vgl. etwa Katrin Minner, „‘Evolution statt Revolution’; das Trauma der Französischen Revolution in den Reisebeschreibungen von Schwager, Hoche und Gruner“, *JBHVR* 82 (1995) S. 153–171; insbes. S. 167 u. 170.

⁷ Vgl. Reinhard Siegert, Wiederentdeckte Volksaufklärung; Bemerkungen zum Sammelband „Der Bauer Mittel- und Osteuropas im sozio-ökonomischen Wandel des 18. und 19. Jh.“, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 72 (1976) S. 231–242, hier S. 233 Anm. 13.; Manfred Agethen, „Freimaurerei und Volksaufklärung“, in: Erich Donnert (Hg.): *Europa in der frühen Neuzeit; Festschrift für Günther Mühlhpfordt*, Bd. 4: *Deutsche Aufklärung* (Weimar, Köln, Wien 1997) S. 487–508, insbes. 505 f.

⁸ Vgl. Johann Moritz Schwager, *Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen, bis an und über den Rhein* (Leipzig, Elberfeld 1804, Repr. Bielefeld 1987).

⁹ A. a. O., S. 356–359.

¹⁰ Wilhelm Frels, *Deutsche Dichterhandschriften von 1400–1900; Gesamtkatalog der eigenhändigen Handschriften deutscher Dichter in den Bibliotheken und Archiven Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und der CSR* (Leipzig 1934) S. 774.

Staatsbibliothek/Preußischer Kulturbesitz und gehören zum Nachlass Nicolais (im folgenden: *SBB/PK, NN*). Zusammen mit den ebenfalls noch unveröffentlichten 229 Briefen Christian Wilhelm Dohms aus den Jahren 1773 bis 1803 (*SBB/PK, NN 15*) sowie der Korrespondenz Justus Möser's handelt es sich hierbei um den bedeutendsten westfälischen Beitrag zum Briefwechsel Nicolais.¹¹ Wie seine unselbständigen Titel sind auch diese Briefe bis heute noch keiner systematischen Untersuchung gewürdigt worden.

Schon der Nachruf Ludwig Natorps stellte Schwagers abundante und z. T. anonyme Mitarbeit an Zeitschriften nicht nur neben, sondern sogar über dessen selbständige Buchpublikationen, als deren wichtigsten er die Biographie Balthasar Bekkers mit dem Titel *Beytrag zur Geschichte der Intoleranz* (1780), die Übersetzung seiner *Bezauberten Welt* (1781 f.) und den *Versuch einer Geschichte der Hexenprocesse* (1784) anführt.¹² Ausdrücklich heißt es dort: „Als Theolog hat er sich insbesondere durch Recensionen in der all. Litt. Zeitung, in den theolog. Annalen und durch Abhandlungen in den Beyträgen zum vernünftigen Denken in der Religion um die Beförderung religiöser Aufklärung verdient gemacht; er zeigte sich als einen sehr unbefangenen, von Vorurtheilen und Systemsucht freyen Mann“.¹³

Schwager veröffentlichte in zahlreichen Periodika.¹⁴ Vor allem seine dreißigjährige Mitarbeit an den *Mindenschen Beyträgen zum Nutzen und*

¹¹ Zum Vergleich: *SBB/PK* archiviert einen Brief des Herforder Stadtdirektors Diederichs (1750/51–1791) aus dem Jahre 1788 (NN 14), einen des Bielefelder Arztes Br. Tiemann (1785, NN 74) und einen des ehemaligen Detmolder Generalsuperintendenten J. L. Ewald (Bremen 1803, NN 20), drei Briefe des Staatsrechtlers Friedrich Adolph van der Marck aus Lingen (1777–1784, NN 48), vier Briefe des Lemgoer Verlegers C. Hellwing (Hannover 1793–1796, NN 31) sowie neun Briefe von P. F. Weddigen (1789–1803, NN 80).

¹² Vgl. *Quartalsschrift für Religionslehrer* (im Folgenden: *QfR*) 1804, S. 368: „Durch die [...] in den Jahren 1780–1784 herausgegebenen Schriften erregte er nicht allein zu der damaligen Zeit sehr viel Aufsehen, sondern er trug dadurch auch nicht wenig zur Ausrottung des Aberglaubens bey.“ Diesen Aspekt hat J. Moser in „Johann Moritz Schwager und sein Kampf gegen Aberglauben und Hexenwahn“, *Jahrbuch des Vereins für die Evangelische Kirchengeschichte Westfalens* 10 (1908) S. 56–120, in unübertroffener Weise untersucht.

¹³ Ebd., S. 369. *Die Allgemeine Literatur-Zeitung* (im Folgenden: *ALZ*) zählte mit Nicolais *ADB* und den *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* zu den bedeutendsten Rezensionenorganen; vgl. Stefan Matuschek (Hg.): *Organisation der Kritik; die Allgemeine Literatur-Zeitung in Jena 1785–1803*, *Ästhetische Forschungen* 5 (Heidelberg 2004).

¹⁴ Vgl. *Allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unrer Zeit*, hrsg. v. Johann Rudolph Gottlieb Beyer, 1790–1796 (im Folgenden: *AMP*); *Annalen der neuesten Theologischen Literatur und Kirchengeschichte*, hrsg. v. Hassenkamp, 1789–1797 (im Folgenden: *AnTL*); *Berlinische Monatsschrift*, hrsg. v. Friedrich Gedike u. Johann Erich Biester, 1783–1785 (im Folgenden: *BM*); *Jahrbuch für die Menschheit oder Beyträge zur Beförderung häuslicher Glückseligkeit und practischer Menschenkenntniß*, hrsg. v. Friedrich

Vergnügen (ab 1785: *Mindensche Anzeigen*; im Folgenden *MBNV* bzw. *MA*) ist bedeutsam; von 1773 bis 1784 hatte er auch die Schriftleitung inne. Die Analyse dieses Organs und seiner Mitarbeiter lässt ein ostwestfälisches Netzwerk der Aufklärung erkennen, woran neben den in der vorigen Anmerkung genannten Publizisten auch die nachmaligen Detmolder Generalsuperintendenten Johann Ludwig Ewald (1747–1822) und Ludwig Friedrich August v. Cölln (1753–1804), die Mindener Superintendenten Eustachius Moritz Goldhagen (1734–1783), Georg Heinrich Westermann (1752–1796) und Heinrich Friedrich Christian Brökelmann (1763–1817), der Heeper Pfarrer und ab 1800 Ravensberger Superintendent Carl Ludwig Delius (1750–1810) sowie die Pfarrer Johann Georg Gottfried Haarhausen (1756–1801), Christian Friedrich Zur Hellen (1757–1834) und Georg Christoph Friedrich Gieseler (1760–1839) beteiligt waren.¹⁵ Mit den Neologen Anton Friedrich Büsching (1724–1793), Johann Joachim Spalding (1714–1804), Abraham Teller (1734–1804), Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789) und Johann Salomo Semler (1725–1791) stand Schwager in brieflichem und freundschaftlichem Kontakt, ebenso mit dem englischen Independenten H. Farmer (1714–1786), dessen Übersetzung er tätigte bzw. veranlaßte.¹⁶

Auch mit Ärzten und Naturwissenschaftlern war Schwager freundschaftlich verbunden. Als Mitarbeiter von *MBNV* sind vor allem der Mindener Stadt- und Landphysikus und spätere preussische Hofrat Rudolph

Burchard Beneken, 1788–1790 (im Folgenden: *JfM*); *Lippische Intelligenzblätter*, hrsg. v. Johann Lorenz Benzler, 1772–1783 (im folgenden: *LI*); *Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, nebst praktischer Anweisung, dieselben, dem Bedürfnisse unserer Zeiten gemäß, zu gebrauchen*, hrsg. v. Georg Wilhelm Rullmann u. a., Leipzig 1797–1803; *Museum für Prediger*, hrsg. v. J.R.G. Beyer, 1797–1800; *Niederrheinische Blätter für Belehrung und Unterhaltung*, hrsg. v. Johann Wilhelm Aschenberg, 1801–1803 (im Folgenden: *NB*); *Niederrheinische Monatsschrift*, hrsg. v. Johann Bernhard Constantin v. Schönbeck, 1887; *Niederrheinische Unterhaltungen*, hrsg. v. Röder, 1786–1792 (im Folgenden: *NU*); *Niedersächsisches Wochenblatt für Kinder*, hrsg. v. J. L. Benzler, 1774–1776, ²1779–1785); *Der Philosoph in der Lüneburger Heide*, hrsg. v. Georg Wilhelm Friedrich Beneken, 1801 f.; *QfR*, hrsg. v. Ludwig Natorp, 1804–1806); *Teutsches Museum*, hrsg. v. Heinrich Christian Boie u. Christian Wilhelm Dohm, 1777–1788 (im Folgenden: *TM*); *Westfälischer Anzeiger*, hrsg. v. Arnold Mallinckrodt, 1801–1806 (im Folgenden: *WA*); *Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen*, hrsg. v. Justus Möser, 1767 ff.; *Westfälisches Magazin*, hrsg. v. Peter Florens Weddigen, 1784.

¹⁵ Zu Ewald und v. Cölln vgl. *Westfälisches Autorenlexikon*, a. a. O., S. 66 ff. und 118 ff.; zu Lebensdaten, Gemeinden und Publikationen der übrigen Genannten vgl. F. W. Bauks, *Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945*, BWKG 4 (Bielefeld 1980).

¹⁶ Vgl. seine jeweils unter dem Titel „Johann Moritz Schwager“ erscheinende Biographie bzw. Autobiographie in *AMP* 1794, S. 92, und in *NB* 1801, S. 71 und 81.

Carl Friedrich Opitz (1735–1800),¹⁷ der einer ganzen Theologendynastie entstammende Herforder Arzt Franz Heinrich Heidsieck (1716–1796),¹⁸ der vor allem als Mikrobiologe namhafte Quedlinburger Pfarrer Johann August Ephraim Goeze (1731–1793)¹⁹ sowie dessen Neffe Johann Heinrich Friedrich Meineke (1745–1825)²⁰ erwähnenswert. Ergänzt wurde dieses Netzwerk der Aufklärung durch die zeitgleich zur Basler Christentums-gesellschaft gegründete Mindener Loge „Wittekind zur Westfälischen Pforte“, welcher die gesamte Führungsetage der dortigen Kriegs- und Domänenkammer angehörte,²¹ sowie durch Schriftsteller wie Leopold Friedrich Günther v. Goeckingh (1748–1828),²² David Christoph Seybold (1747–

¹⁷ Ihm ist *Zur Beherzigung der Güte Gottes bey neu entdeckten Heilmitteln und zur Empfehlung des Einimpfens der Kinderpocken, eine Predigt am 4. Sonntage Advents 1789 bey Gelegenheit des Dankfestes für glücklich gelungene Inoculation des Prinzen von Preußen und seiner Geschwister gehalten von Johann Moritz Schwager* (Bremen 1790) gewidmet.

¹⁸ Vgl. Heidsiecks „Inoculations-Bericht[e]“ in *MBNV* 1779/32, Sp. 249-254 und *MA* 1790/40 f., Sp. 637-640 und 649 f. Infolge des Fragmentenstreites übertrug er die Methode medizinischer Vergewisserung auf die Glaubensgewissheit; vgl. seine *Diss. de certitudine medicinae* (Halle 1745) mit „Einfältige Beantwortung der Frage: Ob denn die Lehre von Jesu noch gewiß?“, *MBNV* 1780/12 f. Sp. 89-102; „Betrachtung über die Gewissheit der Religion“, *MBNV* 1784/1 f., Sp. 1-16; „Gedanken über das Daseyn Gottes, Auferstehung und Unsterblichkeit“, *MA* 1792/32-35, Sp. 505-512, 523-528, 541-544 und 557-560.

¹⁹ Vgl. F. H. F. Meineke, „Kurze Lebensbeschreibung des verstorbenen ersten Diakonus an der hohen Stiftskirche zu Quedlinburg Herrn Joh. Aug. Ephraim Goeze in einem Sendschreiben an die naturforschende Gesellschaft in Berlin“, *Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde* 1794, S. 261-271.

²⁰ Vgl. „Der Frühlingstag auf dem Lande“, *MBNV* 1776/19 f.; „Der Sommertag auf dem Lande“, *MBNV* 1776/33 f.; „Strephon“, *MBNV* 1776/46; „Die ersten Morgenstunden eines schönen Sommermorgens im Garten“, *MBNV* 1777/32 f.; „Die Nacht“, *MBNV* 1777/48 f.; „Romanze“; *MBNV* 1778/48; „Epistel an Lottchen B** zu Q***“ *MBNV* 1780/29.

²¹ Vgl. Georg Täuber und Georg Schultze, *Geschichte der Loge Wittekind zur Westfälischen Pforte in Minden; zu ihrem 175jährigem Bestehen neu verfaßt und bis auf die Gegenwart fortgeführt* (Minden, 1955), S. 3 ff.; ferner: M. Agethen, a. a. O., S. 505 f.

²² Zur Aufnahme seiner zahlreich in *MBNV* veröffentlichten Episteln und Sinngedichte schrieb Goeckingh in einer Anmerkung zur „Epistel an Herrn ** in P*[yrmont]“, *MBNV* 1780/48, Sp. 337 f.: „Ich weiß mich gegen eine Provinz, in der meine Muse, verhältnismäßig, mehrere Freunde gefunden hat, als in irgend einer andern in Deutschland, nicht anders dankbar zu bezeigen, als daß ich in dem Blatte, das sie dem Nutzen und Vergnügen widmet, diese beiden Zwecke durch folgende Epistel so weit zu erreichen suche, als ich fähig bin.“ Ab 1784 gab Goeckingh das *Journal von und für Deutschland* heraus; vgl. die „Ankündigung eines deutschen Journal, welches mit dem künftigen Jahre seinen Anfang nehmen soll“, *MBNV* 1783/26-29, Sp. 195-230. Mit Svarez, Klein, Engel, Gedike, Biester, Mendelssohn, Dohm und Nicolai gehörte er der Berliner Mittwochsgesellschaft an und edierte Friedrich Nicolais *Leben und literarischer Nachlaß* (Berlin 1820).

1804),²³ Anton Matthias Sprickmann (1749–1833)²⁴ und nicht zuletzt Friedrich Nicolai.

Dieses Beziehungsgeflecht wird in einer bald erscheinenden Dissertation ausführlich analysiert. Auch für Schwager gilt, was Habersaat im Blick auf Nicolai formulierte: „Der Zugang zu den Tiefenschichten der Aufklärung ist nur über ihre Briefe möglich. Wie in dieser Arbeit gezeigt werden konnte, bieten sie Informationen vielfältiger Art, die in den öffentlichen Schriften nicht enthalten sein können. Kommunikationsnetze werden sichtbar und geistige Allianzen kristallisieren sich heraus. Der Hintergrund der öffentlichen Auseinandersetzungen kann ausgeleuchtet werden und eine bedeutende Erweiterung erfahren.“²⁵ Insbesondere kann das Verhältnis zwischen dem Jöllenbecker Landprediger und dem Berliner Publizisten durch die hier erstmals und vollständig publizierten Schwagerbriefe verdeutlicht werden. Dazu im Einzelnen:

Beide schätzten sich längst, bevor C. W. Dohm ihren brieflichen Kontakt vermittelte:²⁶ Obwohl Schwagers dreibändige Pietistensatire *Leben und Schicksale des Martin Dickius* (Bremen 1775 f., ²1777) völlig unabhängig von Nicolais ebenfalls dreibändigem Roman *Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker* (Berlin und Stettin 1773) entstand, weisen sie doch strukturelle Gemeinsamkeiten auf und sind schon in der zeitgenössischen Kritik miteinander verglichen worden.²⁷ Ähnlich steht es mit

²³ Seybolds *Predigten des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, aus seinen Papieren gezogen* (Leipzig 1774, Bd. 2 ebd. 1776) beeinflussten Schwagers Homiletik entscheidend; vgl. seine Rezensionen dieses Werkes in *MBNV 1775/22*, Sp. 169-174; sowie in *Beylage zu No. 132 der Kaiserlich privilegierten neuen Hamburgischen Zeitung* (19. 8. 1775).

²⁴ Vgl. drei Briefe Schwagers an Sprickmann in: Hermann Rothert, „Münster im Zeichen der Aufklärung“, a. a. O., S. 38-47.

²⁵ Sigrid Habersaat, *Verteidigung der Aufklärung*, Bd. 1, a. a. O., S. 24 f.

²⁶ Schwagers 4. und 5. Brief an Nicolai vom 20. 3. bzw. 22. 12. 1785 nehmen Bezug auf den gemeinsamen Freund Dohm; vgl. *SBB/PK Nachlaß Nicolai* 70.

²⁷ Vgl. Schwagers „Vorrede“ zur zweiten Auflage des *Dickius*, a. a. O., S. 6 f.: „Ich weiß nicht, warum verschiedene Herren so zuversichtlich wissen wollen, daß Dickius ein Anti-Nothanker sey, und seyn solle? Beiderseitige Väter gaben diesem ungleichen Paar, glaub ich, ihr Daseyn, ohne sich zu kennen, noch weniger einer des andern Absicht zu wissen; und wenn ich nicht irre, so ist mein Bube der älteste. Die Grundlage ward im September 1772 geschrieben, und war ein kurzer Lebenslauf meines Helden, der im Februar 1773 im Mindenschen Intelligenzblatt unter dem Titel: Erbauliche Lebensbeschreibung des weyland wohlbestallten Schulmeisters Martin Dickius zu Rumpelsdahl abgedruckt ward. Im Monath May desselben Jahrs hatt' ich schon Gelegenheit, eine Schutzschrift für meinen Dickius in eben dies Intelligenzblatt zu bringen, und mein Entschluß zur weitem Ausbildung meines Helden ward durch das Geschrey reif, das einige Dickiuse in meinem Vaterlande machten, und das Manuscript ward im Winter 1773 3/4 fertig, ohne daß ich den Seb. Nothanker noch anders, als aus der Wilhelmine, gekannt hätte. Dies ist eine treue Erzählung der Geburt meines Märten, die ich mit den gedruckten Intelligenzzetteln beweisen könnte. Mein Di-

dem Verhältnis von Schwagers Goetheparodie *Die Leiden des jungen Franken, eines Genies* (Minden 1777) zu Nicolais *Die Freuden des jungen Werthers* (Berlin und Stettin 1775).

Nicht nur die beiden satirischen Romane Schwagers fanden ein positives Echo in *Allgemeine deutsche Bibliothek* (im Folgenden: ADB) bzw. *Neue allgemeine deutsche Bibliothek* (im Folgenden: NADB); fast all seine Titel wurden in diesen Rezensionsorganen besprochen, womit Nicolai die Rolle des 1755 verstorbenen Gottsched als *arbiter elegantiae* fortsetzte.²⁸ Umgekehrt rezensierte Schwager auch manche Werke Nicolais und beteiligte sich über den damals üblichen Weg der Pränumeration am Vertrieb von dessen Verlagsprodukten.²⁹

ckius wäre in der Ostermesse 1774 ganz complet erschienen, wenn nicht ein andrer Verleger, mit dem ich damals contrahirt, und der das Manuscript lange gnug bey sich hatte, es zuletzt verhindert hätte, indem er zuversichtlich glaubte, daß mein Dickius nicht einmal seiner abgenutzten Lettern und seines demüthigen Makulatur werth wäre. Wie hab' ich bey allen diesen Umständen mit dem Nothanker in Collision kommen, oder die Absicht haben können, ihn zu Schande zu machen?" In der Tat erschien die „Erbauliche Lebensbeschreibung“ bereits in MBNV 1773/7 f., Sp. 53-64. Schwager las den Nicolaischen Roman erst im nächsten Jahr; vgl. LI 1774/9, Sp. 139: „Ich habe den Sebaldus Nothanker mit einer Begeisterung gelesen, die ich meinem Leser nicht ausdrücken kann.“ Bezüge zu Nicolais *Nothanker* konstatieren u. a. folgende Rezensionen des *Dickius*: *Hallische Neue Gelehrte Zeitungen* vom 14. 12. 1775, 100. Strück, S. 793; *Beytrag zum Reichs-Postreuter* 1776, 6. Stück der 4. Woche (unpaginiert); direkte Abhängigkeit unterstellt H. Dickerhoff in *Die Entstehung der Jobsiade* (Münster 1908) S. 20 ff. – Der von Schwager im obigen Zitat verwendete Begriff „Wilhelmine“ spielt an auf Moritz August v. Thümmel (1738–1817), *Wilhelmine oder der vermählte Pedant: ein prosaisches Gedicht* (o. O. 1764).

²⁸ „Leben und Schicksale des Martin Dickius“, ADB 32/1777, S. 141 f.; „Die Leiden des jungen Franken, eines Genies“, ADB 35/1788, S. 183 f.; „Über die Beschaffenheit und Absicht der Versuchung Christi in der Wüsten“, ADB Anhang 1780, S. 88-91; „M.C.C.R. Abhandlung über das Schädliche des Predigerordens etc.“, ADB Anhang 1780, S. 2629; „Stillbachs Leben, ein Zauberroman“, ADB 50/1782, S. 452 f.; „Beyträge zur Bildung deutscher Bürger“, ADB 52/1782, S. 150-153; „Versuch einer Geschichte der Hexenprocesse“, ADB 58/1784, S. 543-545; „D. Balth. Bekkers – bezauberte Welt“, ADB 61/1785, S. 83-86; „Beytrag zur Geschichte der Intoleranz“, ADB Anhang 1785, S. 1368 f.; „Schreiben eines Preußen an den Herrn Ritter von Zimmermann“, ADB 112/1792, S. 204 f.; „Sendschreiben eines alten Landpredigers etc.“, ADB 115/1793, S. 94-106; „Daß man durch zu frühes Begraben etc.“, NADB 3/1793, S. 550; „Über die Eidschwüre und den Mißbrauch derselben“, ADB 116/1794, S. 66-68; „Predigtbuch zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit“, NADB 23/1796, S. 71-87; „Über historische Gerechtigkeit und Wahrheit“ NADB 23/1796, S. 203-205; „Friedrich Bickerkuhl“, NADB 83/1803, S. 362 f.; „J.M. Schwagers Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen“, in: NADB 94/1804, S. 83 f. Zu den jeweiligen Autoren vgl. Gustav Parthey, *Die Mitarbeiter an Friedrich Nicolai's Allgemeiner Deutscher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen in zwei Registern geordnet* (Berlin 1842).

²⁹ Vgl. Schwagers „Ankündigung“ in MBNV 1781/36 und 40, Sp. 285-288 und 291-296 sowie 1782/5 zu Johann August Hermes (1736–1822), *Handbuch der Religion*, 2 Bde.

Schwager forderte solche Rezensionen mitunter ein und genehmigte sich auch die Freiheit, seinen Unmut über ihm nicht genehme Resultate zum Ausdruck zu bringen.³⁰ Wiederholt bot er sich als Übersetzer an, so für die *Ceuvres* des Wiener Hofbibliothekars Valentin Jamerai-Duval (2 Bde., St. Petersburg/Straßburg 1784; London [i.e. Paris] 1785) bzw. für Claude Nicolas Ordinaire (1736–1808), *Histoire naturelle des volcans, comprenant les volcans sousmarins, ceux des boues, et autres phénomènes analogues* (Paris 1802), oder bat um übersetzerische Auftragsarbeiten.³¹ Daneben versuchte er, einige seiner Manuskripte bei Nicolai unterzubringen. Auch wenn diese Anfragen meist abschlägig beschieden wurden, so überliefern sie zumindest Titel und Konzepte von verlorengegangenen Werken.³²

Auf der anderen Seite suchte Nicolai für seine literarische Fehde mit dem Hessen-Darmstädtischen Oberhofprediger Johann August Starck (1741–1816) Schwagers Unterstützung.³³ Dieser, schon mit Polemiken ge-

(Berlin ³1787, ⁴1791); ders.: *Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahrs zur Beförderung der häuslichen Andacht*, (Berlin, Stettin 1782); Georg Simon Klügel (1739–1812), *Encyclopädie oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten und angenehmsten Kenntnisse, aus der Naturgeschichte, der Anthropologie, der Mathematik, der Naturlehre, der Astronomie, der physischen Geographie, der natürlichen Theologie, der Moral, der Geschichte, der politischen Geographie, der praktischen Mechanik, der bürgerlichen Baukunst, der Kriegsbaukunst, der Schiffbaukunst und der deutschen Sprachlehre; mit Kupfertafeln und zwey Weltkarten*, Bd. 1-3 (Berlin, Stettin 1782–1784). Schwager stellte Nicolai zur „Ankündigung“ der ersten beiden Bände seiner *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz* (Berlin und Stettin 1783) die Spalten von MBNV zur Verfügung; vgl. 1782/48 und 52, Sp. 389-390 und 421-424. Er ergänzte sie noch durch seine eigenen „Ankündigungen“ in NMBV 1783/6, Sp. 48, und rezensierte sie dann in MBNV 1783/33, Sp. 257-264. Schwagers „Nachrichten“ in MA 1786/30, Sp. 479 f., kündigten Raymund Dapp (1744–1819), *Predigten für Christliche Landleute auf alle Sonn und Festtage des ganzen Jahres, nach den gewöhnlichen Evangelien* (Berlin, Stettin 1788) an und wies dabei auch auf Dapps *Gebetbuch für christliche Landleute* (Berlin 1785) hin. Später verlegte Nicolai, der mit Dapp befreundet war und oft bei diesem in der Sommerfrische weilte, auch noch dessen *Kurze Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien nebst einem Anhang von Casualpredigten und Reden, besonders für Landleute und Landprediger*, 6 Jahrgänge (Berlin 1793–1814).

³⁰ Vgl. SBB/PK, NN 70, Briefe Schwagers vom 5.9. u. 1.7.1784 sowie vom 9.1.1785.

³¹ Vgl. SBB/PK, NN 70, Briefe Schwagers vom 22.12.1785 (Duval), 11.11.1803 (Ordinaire) sowie vom April 1789 u. 17.3.1793 (Auftragsarbeiten).

³² Schwagers Briefe vom 6.1.1788 und April 1789 (SBB/PK, NN 70) erwähnen die kontroverstheologischen "Briefe eines Christen über Papst und Ohrenbeichte an [Franz Anton] Denneville", dessen *Reden über Papst und Ohrenbeichte* 1786 zu Würzburg erschienen waren. Am 7.11.1801 schreibt er Nicolai erstmals über des Romanprojekt „Justus Leupolds Leben, oder die Geschichte eines allzu ehrlichen Mannes“, am 11.11.1803 teilt er ihm den Abschluss des Manuskripts mit; vgl. a. a. O.

³³ Vgl. *Der heil. Schrift Doctor Hochf. Hessen-Darmstädtischer Oberhofprediger Johann August Starck über Krypto-Katholizismus, Proselytenmacherey, Jesuitismus, geheime Gesellschaften und besonders die ihm selbst von den Verfassern der Berliner Monatsschrift gemach-*

gen Jacob Friedrich Rönberg (1738–1809) und Johann Georg von Zimmermann (1728–1795) befasst, musste das Ersuchen ablehnen.³⁴ Dennoch war er sich mit Nicolai in der Bekämpfung des Wöllnerschen Religionsedikts und dessen Befürwortern einig.³⁵ Diese Auseinandersetzung gipfelte in einem berüchtigten Strafprozess. Aufgrund böswilliger Denunziation wies König Friedrich Wilhelm II. seinen Minister Wöllner am 25. 3. 1790 per Kabinettsordre zur Abstrafung des renitenten Aufklärers und Pfarrers wegen Beleidigung des preußischen Soldatenstandes an.³⁶ Der durch zwei Instanzen geführte Prozess endete mit einem Freispruch.

Erst im Mai 1792 war Schwager wieder in der Lage, die Korrespondenz mit Nicolai aufzunehmen: „mein Ihnen wohl nicht unbekannt gebliebener Proceß hat nun einmal meinen Beutel und meine Gesundheit ziemlich mitgenommen, und meine Martyrerkrone nebst dem bischen Beyfall der Vernünftigen ist alles, was ich ausgewonnen habe.“³⁷ Doch ausgerechnet diese Märtyrerkrone sollte seinen Bekanntheitsgrad und damit seinen Marktwert als Schriftsteller ungemein steigern.³⁸

Nach seinen Rechtshändeln stand Schwager bei Nicolai in der Kreide und bot ihm an, ein Predigtmanuskript in Verlag und Zahlung zu nehmen. Tatsächlich erschien *Daß man durch zu frühes Begraben lebende Menschen, die man für todt hielt, auf die schrecklichste Weise tödten könne. Eine Predigt über Matth. V, 21.22. Auf Verlangen der hochpreisl. Minden-Ravensbergischen Kriegs- und Domänen-Cammer gehalten von Johann Moritz Schwager, Pastor zu*

ten Beschuldigungen (2 Bde., Frankfurt u. Leipzig 1787) sowie *F. Nicolais öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden; nebst beyläufigen Digressionen betreffend Hrn. Johann August Starck und Hrn. Johann Caspar Lavater* (Berlin 1788); sowie: *Prozeß über den Verdacht des heimlichen Katholizismus zwischen dem darmstädtischen Oberhofprediger D. Starck als Kläger, und den Herausgebern der Berlinischen Monatschrift, Oberkonsistorialrat Gedicke und Bibliothekar D. Biester als Beklagten, vollständig herausgegeben von den losgesprochenen Beklagten* (Berlin 1787).

³⁴ Vgl. SBB/PK, NN 70, Schwagers Brief Nr. 8 vom Juni 1789 mit *Sendschreiben eines alten Landpredigers im Preußischen an den Herrn Hofrath Rönberg in Rostock über symbolische Bücher in Bezug auf Menschen und Staatsrecht* (Frankfurt, Leipzig 1790) und *Schreiben eines Preußen an den Herrn Ritter von Zimmermann in Hannover über das 31ste Capitel seiner Fragmente über Friedrich den Großen und die Quelle der Zimmermannschen Rechtgläubigkeit* (Frankfurt und Leipzig 1790). Hierin bekämpft er Starck auf S. 29.

³⁵ Vgl. ferner: „Auch etwas über Aufklärung“, MA 1788/52, Sp. 825-830; "Soll man aufklären? Und wie soll man es thun?", AMP 1790, S. 284-304.

³⁶ Vgl. Schwagers Autobiographie, NB 1801, a. a. O., S. 74-78. Die Anzeige bezog sich auf Schwagers Aufsatz „Über den Selbstmord“, JfM 1790/1, S. 552-578.

³⁷ SBB/PK, Nachlass Nicolai 70, Brief Schwagers vom 22.3.1792.

³⁸ Über den Prozess berichtete u. a. das *Intelligenzblatt der ALZ* Nr. 28 (März 1791) S. 218 f., sowie AMP 1790, S. 306 f. und AMP 1791, S. 649.

Jöllnbeck in der Grafschaft Ravensberg noch im gleichen Jahr bei Nicolai.³⁹ Es war ein Versuchsballon; angesichts guter Kritiken und Verkaufszahlen regte er mit Schreiben vom 13. 7. 1792 Schwagers *Predigtbuch zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit* an.⁴⁰

Über die Hälfte der Schwagerbriefe (Nrn. 10 bis 23, vom Juli 1793 bis Juli 1794) thematisieren die Entstehung und Vollendung dieses *Predigtbuches* (Berlin, Stettin 1794, Leipzig 21806). Sie erschließen vor allem den dezidiert politischen Charakter der Predigten, welche zeitgleich zur Radikalisierung der Französischen Revolution entstanden und mit der Kritik an den dortigen Verhältnissen immer auch auf die Komplementärdeologie des Wöllnerschen Religionsregimes mit der sich stetig verschärfenden Beschränkung von Meinungs- bzw. Gewissensfreiheit abzielten. Nur in Verkenntung dieses politischen und historischen Kontextes vermag man sie als „langatmige moralische Abhandlungen“ oder als „Sterbebesang einer abgelaufenen Zeitepoche“ abzutun.⁴¹ Vergleicht man Autor und Verleger, so zeigt Schwager erheblich mehr Zivilcourage – und letztlich auch mehr Urteilskraft – als der übervorsichtig taktierende Nicolai.

Seine politische Predigttheorie publizierte Schwager in drei Beiträgen zu *MA*.⁴² Vor allem aber lancierte er das homiletische Konzept als Zirkular

³⁹ Die im Archiv der Ev.-luth. Kgm. Jöllnbeck befindlichen *Circulare der Grafschaft Ravensberg* geben Zeitpunkt und Inhalt von Schwagers Predigtanregung wieder: „Nach einem allergnädigsten Resc.[ripte] der hochpreißlichen Kriegs und Domainen Cammer ist derselben angezeigt worden, daß die Unterthanen ihre Leichen schon am 2ten oder höchstens 3ten Tage nach ihrem Versterben beerdigen laßen. Da aber deshalb zu besorgen stehet, daß bey so eilfertigen Beerdigungen manche lebendig begraben werden, als welches die Erfahrung mehrmalen bestätigt hat: so werden die Herren Prediger sich angelegen seyn laßen, die Mitglieder ihrer Gemeinden nicht nur vor allen zu frühen Beerdigungen zu warnen, sondern dieselben auch besonders darauf aufmerksam zu machen, daß nur die anfangende Verwesung bey erblaßten Körpern das sicherste Zeichen des wirklich erfolgten Todes sey, damit dergleichen schreckliche Vorfälle möglichst verhütet werden mögen. Bielefeld, den 15ten Februar 1792. Hoffbauer [Superintendent].“

⁴⁰ Datum und Inhalt dieses verlorengegangenen Briefes lassen sich aus Schwagers Antwortschreiben vom 27.7.1792 erschließen; vgl. *SBB/PK*, NN. Schwagers Predigt *Daß man durch zu frühes Begraben...* wurde durch den Hamburger Mediziner Dr. Paul Heinrich Büsch rezensiert; vgl. *NADB* 3 (1793) S. 550. Weitere Rezensionen erschienen in *AnTL* 4 (1792) S. 650 f.; *Erlangische gelehrte Zeitung* 1793, S. 624; *Grattenauers Nürnbergische gelehrte Zeitung* 1793, S. 31; *Baldingers Medizinisches und physisches Journal*, Bd. VIII, Heft 50, 1793, S. 51.

⁴¹ Gegen Hermann Rothert, „Johann Moritz Schwager“, a. a. O., S. 94; sowie Hugo Rothert, „Johann Moritz Schwager, eine westfälische Pfarrergestalt der Aufklärungszeit“, a. a. O., S. 19.

⁴² „Religion ist die sicherste Grundveste eines Staates“, *MA* 1793/18 f, Sp. 281-288 u. 299-302; „Was ist Patriotismus?“, *MA* 1793/32 f., Sp. 505-512 u. 517-520; „Über Religions- und Gewissensfreiheit“, *MA* 1794/1-3, Sp. 15 f., 27-32 u. 39-42.

der Mindener Regierung, um sich bei einer eventuellen Belangung durch die Immediate Examinationskommission rechtlich abzusichern. Er dürfte sich dabei der „Mitwirkung“ von Friedrich Anton v. Heinitz (1725–1802) erfreut haben, wie die Widmung des Predigtbuches an diesen Minister vermuten lässt; Inhalt und Wortlaut stehen zu den übrigen Zirkularen in merkwürdigem Kontrast.⁴³

Ab September 1792 arbeitete Schwager eine Predigt pro Woche aus, ein Jahr später (26.9.1793) schickte er das fertige Manuskript nach Berlin. Bei Abschluss der Drucklegung wurde das *Predigtbuch* in mehreren Zeitschriften angekündigt.⁴⁴ Die Kieler *Ephemeriden der neuesten theologischen Literatur und Kirchengeschichte* erwähnten 1795 sechs überwiegend positive Rezensi-

⁴³ Vgl. *Circulare der Grafschaft Ravensberg*, a. a. O. Dieser Text sei sowohl seiner Wichtigkeit als auch seiner schwierigen Zugänglichkeit wegen in vollem Wortlaut wiedergegeben. Unter dem Namen Friedrich Wilhelms II. heißt es: „Unsern pp. Bey Verbreitung der in Frankreich herrschende Grundsätze, wie es Euch aus den öffentlichen Nachrichten bekannt ist, wird es ein wichtiger Theil der den Volkslehrer aufliegenden Pflichten, bey aller Gelegenheit, so wohl auf der Kanzel, als im Privat Unterricht, die Unterthanen und deren Kinder von der Glückseligkeit der Staats Bürger, worin Ordnung und Handhabung der Gesetze durch den Landes Herrn und verständige Obrigkeit herrschen, und daß die höchste Freyheit der Unterthanen darin bestehe, daß sie alles thun können was nicht weisen und wohl überlegten Staats Gesetzen zuwider laufe, zu belehren und zu überzeugen zu suchen; daß Ehrfurcht für den König als vorstehern [sic] des Staats und Gehorsam für die Gesetze, dabey ein Haupt Grund Satz der unter Eurer *Inspection* stehende [sic] Prediger den Unterthanen recht anschaulich zu machen, und dann dabey Gelegenheit zu nehmen, ihnen zu zeigen, wie glücklich sich die preußischen Unterthanen preisen können, daß ohne Unterschied der Person Recht und Gehorsam verwaltet, dabey unter Großen und Niedrigen kein Unterschied gemacht, jeder mit seinen Beschwerden bey der vorgesetzten Behörde Gehör finden, keine drückenden und keine größeren Auflagen statt fänden, als die nothwendigen unter weiser Aufsicht stehenden Staatsbedürfnisse erfordern, daß die Beförderung der Volks Glückseligkeit den Obrigkeiten zur ersten Pflicht gemacht sey, und daß daher jeder Unterthan Liebe und Achtung für Unsern gütigen König und Verachtung für alle, welche sie davon abwendig machen Wollen zu bezeugen Ursach haben. Ihr habt es euch also nicht nur selbst zur Pflicht zu machen diese Grundsätze zu verbreiten sondern auch sämtliche Prediger gleich solches nach dem vorliegenden Formular, welches Wir Euch zur genauesten Achtung hierbey zufertigen in anderen Provinzen geschehen, auch eures Orts per Circulare sämtliche Prediger daran erinnern, damit dadurch die Unterthanen über ihre glückliche Lage gegen manche Völkerschaft gehörig aufgeklärt und dadurch selbst in den Stand gesetzt werden, die Verblendungen vieler Aufwiegler gehörig zu bezeugen. Übrigens müßt Ihr aber den Predigern bedeuten, daß sie sich in Acht nehmen müßten, von der Lage Frankreichs oder wegen einer andern Nation insbesondere etwas zu erwähnen. Sind auch mit Gnaden gewogen. Geben: Minden am 20ten November 1792.“

⁴⁴ U. a. in: *Journal für Prediger* 1793, S. 76 f.; Beilage zu *AnTL* Bd. 5, 1793, S. 79f.; *MA* 1794/8, Sp. 123.

onen;⁴⁵ eine weitere in Nicolais *NADB* wurde bereits genannt. Heintz bedankte sich für die Übersendung des Widmungsexemplars in wohlwollender Weise; dessen Brief übermittelte Schwager Nicolai am 5.6.1794.

Schwagers *Predigtbuch* erlebte 1806 mit der zweiten Auflage zu Leipzig einen beachtlichen Erfolg: Johann Joachim Spalding, der Starprediger unter den Aufklärern, markierte mit jeweils drei Auflagen seiner Predigtsammlungen das obere Limit für die Absatzzahlen dieses Genres.⁴⁶

Obwohl Schwagers Briefe nur einen winzigen Bruchteil des Nicolai-Nachlasses ausmachen, sind diese doch aus mehreren Gründen von Interesse. Zunächst handelt es sich qualitativ wie quantitativ um die wichtigsten Schwagerautographen.⁴⁷ An ihnen lässt sich die Beziehung bzw. Verzahnung zwischen Leben und Werk zweier Aufklärer mit sehr unterschiedlichen Wirkungskreisen exemplarisch festmachen. Beide brachten einander hohe Wertschätzung entgegen; Nicolai empfand den Aufklärer vom platten Lande der preußischen Provinz Westfalen keineswegs als platt und provinziell. Der Briefwechsel zeigt nicht nur die Beziehung zweier Aufklärer aus Berlin und Jöllenbeck, sondern auch die Verknüpfung von deren jeweiligen publizistischen Netzwerken.

Neben Geschäftlichem und der Nicolaischen Auftragsarbeit des *Predigtbuchs* dokumentieren die Briefe Schwagers vor allem den zunehmenden Kleinkrieg gegen die Aufklärer. Dieser entspann sich schon im Vorfeld und erst recht in der Folge des preußischen Thronwechsels von 1786 bzw. des Wöllnerschen Religionsedikts von 1788. Und er polarisierte: Exakt zur selben Zeit wie die Basler Christentumsgesellschaft wurde – vornehmlich von hohen Regierungsbeamten der Kriegs- und Domänenkammer Minden – die Loge *Wittekind zur Westfälischen Pforte* als Gegengewicht zum preußischen „Hofobskurantismus“ und dessen Parteigängern in Minden-

⁴⁵ Vgl. a. a. O. 1795, Bd. 1, S. 89 f., und Bd. 2, S. 168 f. Schwagers *Predigtbuch* rezensierten: *Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung* 1794, S. 588-592; Seilers *Gemeinnützige Betrachtungen der neuesten Schriften, welche Religion, Sitte und Belehrung des menschlichen Geschlechts betreffen* 1794, S. 580-584; *Annalen der neuesten theologischen Literatur* 1794, S. 571 f.; *Oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung* 1794, Bd. 2, S. 697-700; *Gothaische gelehrte Zeitung* 1794, S. 893 f.; Greifswalder *Neueste kritische Nachrichten*, Bd. 38, 1794, S. 301-303.

⁴⁶ Vgl. *Predigten v. J. J. Spalding, Oberconsistorialrath und Probst in Berlin* (Berlin, Stralsund 1765, ²1768, ³1775); ders.: *Neue Predigten* (Berlin 1768, ²1770, ³1784).

⁴⁷ Nach W. Frels, *Deutsche Dichterhandschriften*, a. a. O., S. 774, sind außerdem nur noch drei Schwagerbriefe an A. M. Sprickmann aufgeführt; im Staatsarchiv Münster ist ferner die dienstliche Korrespondenz Schwagers mit Konsistorium und Superintendenten aus den Beständen der KDK Minden erhalten. Der von Schwager erwähnte Briefwechsel mit A. F. Büsching (vgl. *Autobiographie, NB* 1801, S. 71), J. F. W. Jerusalem, H. Farmer, J. Möser und anderen (vgl. ebd., S. 81) scheint verlorengegangen zu sein.

Ravensberg gegründet.⁴⁸ In dieser Region ist damit das Scheitern der Wöllnerschen Religionspolitik sowie die aus erwecklicher Rückschau so genannte „Zeit der Dürre“⁴⁹ erklärbar. Wie sehr sich die Minden-Ravensberger Weihe-Schüler dem Wöllnerschen Religionsregime andienten, zeigt die Reaktion von Carl Friedrich Wehrkamp (1741–1802) auf die Nachricht von dessen zum Jahreswechsel 1797/98 erfolgten Ende in exemplarischer Weise.⁵⁰ Noch bis zu seinem Tode unterrichtete er in Werther nach dem schon bei Erscheinen obsoleten Preußischen Landeskatechismus *Die christliche Lehre im Zusammenhang nach der Ordnung des Heils und der Seligkeit: Zum Gebrauch der Landschulen in den Königl. Preußischen Provinzen* (Berlin 1791).⁵¹

Schwager, seit 1766 Freimaurer und spätestens ab 1781 als Redner der Mindenschen Loge tätig,⁵² informierte den Berliner Logenbruder Nicolai über die Aktivitäten der Aufklärungsgegner vor Ort. Diese beförderten den krassen Aberglauben wie im Fall einer angeblichen Besessenheit oder Wundergeburt,⁵³ sabotierten die Einführung des sogenannten Berliner

⁴⁸ Vgl. G. Täuber u. G. Schultze 1780–1955: *Geschichte der Loge Wittekind zur Westfälischen Pforte in Minden*, a. a. O., S. 3. Als „Hofobscurantismus“ charakterisierte Schwager in *Friedrich Bickerkuhl, ein Roman aus dem Leben und für dasselbe* (Dortmund 1802) S. 290, rückblickend die Epoche Friedrich Wilhelms II.

⁴⁹ Vgl. etwa den Titel folgender Hagiographie von Johann Friedrich Niemann (1869–1945): *Pastor Gottreich Ehrenhold Hartog, Pfarrer der Jakobigemeinde Herford 1769–1814, ein Zeuge des Evangeliums in dürre Zeit* (Herford 1914).

⁵⁰ Vgl. Hermann Schauenburg, *Julie und ihr Haus* (Leipzig 1847) S. 101 f.: „Ich weiß es, rief er [i.e.: Wehrkamp], die Neologen sitzen jetzt obenauf. Aber was ist das, daß die würdigen Männer Wöllner, Hermes, Hillmer u.s.w. so ganz unwürdig von dem jungen Monarchen behandelt werden? Das ist unerhört! [...] Das Religionsedict, rief er, ist die würdigste Verordnung, die Wöllner noch lange verewigen wird. Wenn das nicht wäre, dann dürften die Neologen ja machen, was sie wollten, dann würde aller Glaube aus der Welt sein.“ Zu Wehrkamp vgl. Bauks, a. a. O., S. 541, Nr. 6725. Auch Karl Justus Friedrich Weihe (1752–1818; vgl. Bauks, a. a. O., S. 542, Nr. 6736a), Sohn des bekannten Gohfelder Erweckungspredigers, verfasste das anonyme, heute verschollene *Offene Schreiben an den Pastor Schwager in Jöllenbeck, von einem Mitgliede der deutschen Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit* (Westphalen [i.e. Minden] 1784) und unter dem Pseudonym Carl Westphal *Briefe über die Berliner Deisten* (Minden 1789).

⁵¹ Vgl. August Heinrich Tschabran, *Nachrichten aus dem Leben und Wirken des Jubilarius Herrn Pastor primarius in Werther Georg Christoph Friedrich Gieseler* (Werther 1837) S. 17. Das „Gutachten der theologischen Facultät zu Halle“ machte den preußischen Landeskatechismus obsolet; vgl. u. a. den Nachruf auf Nösselt in *QfR* 1806, S. 731-734.

⁵² Vgl. Schwagers Brief an Sprickmann vom 4.3.1784, Autographensammlung ULB Münster.

⁵³ Zur angeblichen Besessenheit vgl. „Vorläufige Nachricht von einer 17jährigen Kranken, in Margareten-Lengerich, in der Grafschaft Tecklenburg, die sich selbst für besessen und behext ausgiebt“, in: *MBNV* 1782/31-33, Sp. 249-268; "Nachricht von ei-

Gesangbuchs in der Grafschaft Ravensberg⁵⁴ und brachten ausschließlich ihre Parteigänger in die Provincial-Examinations-Commission, welche über Frömmigkeit und Gesinnung der Pfarrerschaft zu wachen hatte.⁵⁵

In den Briefen vom 27.7.1792 und 16.4.1794 kommentierte Schwager den Exodus namhafter Aufklärungsorgane in das zensurfreie Dänemark.⁵⁶ Die blamabel bis peinlich verlaufene Einführung des Preußischen Landeskatechismus – die erste Version, *Die ersten Gründe der christlichen Lehre* (Berlin 1789), wurde aufgrund des von J. E. Nösselt erstellten Gutachtens der Universität Halle 1790 eingestampft, die zweite Fassung mit dem Titel *Die christliche Lehre im Zusammenhang* erst am 3.4.1794 offiziell eingeführt – sah er zutreffend als Mene-Tekel der Wöllnerschen Religionspolitik. Damit tröstete er Nicolai im Juli 1794 über das lange befürchtete und am 19.4. dieses Jahres erfolgte Verbot seiner ADB.⁵⁷

Aus der anfänglichen Geschäftsbeziehung und Zusammenarbeit beider Männer erwuchs im Laufe der Zeit ein freundschaftliches Verhältnis. Das zeigt nicht zuletzt die Selbstverständlichkeit, mit der Schwager auch in familiären Geschäften (Brief Nr. 15 vom 17.3.1793) und selbst bei erzieherischen Schwierigkeiten⁵⁸ Nicolais Rat suchte.

Die persönliche Begegnung stand am Ende: Nachdem sich beide im August 1789 wegen terminlicher Engpässe und 1792 ein weiteres Mal auf-

ner hysterischen Jungfer in Lengerich, in der Grafschaft Tecklenburg, die es mit dem Teufel zu thun haben will“, *BM*) 1783/1, S. 595-601; „Junfer Brune in Lengerich“, in: *MA* 1788/6, Sp. 87-92; zum Bericht über die Landsberger Wundergeburt in der *Lippstädtischen Zeitung* vom 20.12.1780 vgl. *Kleiner Krieg. Für und wider den Aberglauben und die schönen Raritäten der Jüdin zu Landsberg an der Warthe* (Leipzig 1781). Hierauf nimmt Schwagers 1. Brief vom 5.9.1781 Bezug.

⁵⁴ Vgl. Schwagers Brief an Nicolai vom 1.7.1784, a. a. O.; ferner: „Ein Brief des Pastor Schwager an den Herrn Direktor Gedike“, in: *BM* 1783, S. 569-571; „Briefwechsel zweyer Prediger über das Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den Königl. Preußischen Landen“, in: *MBNV* 1783/19-21, Sp. 145-164; „Anzeige der Rauschenbuschischen Schrift wider das neue Gesangbuch betreffend“, in: *MBNV* 1783/41, Sp. 325-328.; „Vox populi, vox dei, eine Anecdote, das neue Gesangbuch betreffend“, in: *MBNV* 1784/5, Sp. 37-40.; „Beyspiel einer schiefen Art Anecdoten zu erzählen“, in: *MA* 1785/14, Sp. 219-222.

⁵⁵ Vgl. Schwagers Brief an Nicolai vom 6.9.1792, a. a. O.

⁵⁶ Aus dem ehemals *Braunschweigischen* war 1792 das *Schleswigsche Journal* geworden.

⁵⁷ Vgl. „Publicandum wegen des auf die allgemeine deutsche Bibliothek gelegten Verbots“, in: *MA* 1794/19; in den *Circularen der Grafschaft Ravensberg* heißt es: „Das die fernere Einführung der allgemeinen deutschen Bibliothek inscribirende Hof-Rescript vom 19 April c. wird den h[och]l[öblichen] Predigern zur Nachricht und Befehl hiebey communiciret. Bielefeld d[en] 20 May 1794 Hoffbauer [Superintendent]“; vgl. a.a.O.

⁵⁸ Vgl. vor allem die Briefe vom 1.12.1792 u. 3.4.1794. Schwagers Sohn Franz emigrierte; vgl. „Auszüge aus Briefen eines in Charlestown am 3ten July 1803 verstorbenen Westphälingers“, *WA* 1806, Sp. 1495-1500, 1512-1518, 1531-1535 u. 1547-1549.

grund mangelnder Absprache in Pyrmont verpasst hatten, traf man sich im August 1794 an diesem Badeort.⁵⁹

⁵⁹ Vgl. Autobiographie, NB 1801, S. 81.

Johann Moritz Schwagers Briefe an Friedrich Nicolai

Handschriftensammlung Staatsbibliothek Berlin/Preußischer Kulturbesitz

[1]

Hochzuehrender Herr!

Wenn Sie mir den 2ten und 3ten B.[and] d.[er] Klügelschen Encyclopädie schicken, so bitte ich noch um ein Exemplar complt. für Herrn Cammerassessor von Deutecom in Minden und um noch ein Exemplar von Hermes Predigten, wenn ich beyde noch um den Pränummerationspreis erhalten kann.⁶⁰ Das Geld sowohl für beyde Exemplare als auch den Nachschuß für den 3ten Band der Encyclopädie werde ich so bald ich weiß, wie viel, durch einen Freund übermachen, der in diesem Herbste nach Berlin kommen wird, und sich diese Commission von mir ausgebeten hat, um Gelegenheit zu haben, mit Ew. Hochedelgb. bekannt zu werden. Der Herr Kriegs- und Steuerrath, Baron von Hohenhausen in Herford, hat mich ersucht, bey Ihnen nachzufragen: ob denn der Buchhändler Körber in Minden, bey dem er sowohl auf die Encyclopädie als auch, wenn ich nicht irre, auf Hermes Predigten, pränummerirt hat, das Geld nicht eingeschickt habe? Er bekommt weder Bücher noch Geld, noch Antwort, und da bey Körber *res angusta domi* herrscht; so befürchtet Hr. Baron, daß er um sein Geld fragen dürfte.

Ich hoffe in diesem Winter so weit zustande zu kommen, einen *Versuch der Geschichte der Hexenprocesse*⁶¹ wenigstens anfangen zu können. Man hat es mir bis dahin sauer gemacht, die nöthigen Materialien zusammen zu bringen. Jetzt hat mir aber unsre hochpreisliche Minden-Ravensbergische

⁶⁰ Vgl. Georg Simon Klügel, *Encyclopädie oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten, insbesondere aus der Betrachtung der Natur und des Menschen gesammelten Kenntnisse* (1782, ²1792); ferner: Johann August Hermes, *Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres zur Beförderung der häuslichen Andacht*, Bd. 1 u. 2 (Berlin/Stettin 1782); sowie: „Ankündigung der Predigten des H[er]m. Hermes und der Klügelschen Encyclopädie. Von H[er]m. Pastor Schwager“, in: MBNV 1781/36; „Nachricht (von einem verlängerten Pränumerationstermine auf Hermes und Klügels Bücher.) Von dem Herrn Schwager.“, in: MBNV 1781/40; „Nachricht von Klügels Encyclopädie und Hermes Predigten. Von dem H[er]m. P[astor]. Schwager“, in: MBNV 1782/5. Randnotiz Nicolais: „gesandt“.

⁶¹ *Versuch einer Geschichte der Hexenprocesse*, von Johann Moriz [sic] Schwager, Pastoren zu Joellenbeck in der Grafschaft Ravensberg, Bd. 1 (Berlin 1784).

Regierung zu diesem Behuf ihre Registratur eröff[ff]net, und ich hatte auch von andern Orten noch so viele Unterstützung zu erhalten, daß es mir nicht an Stoff gebrechen soll. Der Aberglaube in seiner wahren, abscheulichen, blutdürstigen Gestalt dargestellt, muß sich selbst zuschanden und die Welt alle Überbleibsel desselben verdächtig machen. Ich wünsche, daß Sie so gütig wären, mein Vorhaben dem Publico in der a.[llgemeinen] d.[eutschen] Bibliothek mit wenigen Worten bekannt zu machen. Den Verleger kann ich noch nicht nennen, weil ich noch unbestimmt und mit Hrn. Weygand nicht sehr zufrieden bin.⁶² Wenn Ew. Hochedelgb. sich auf eine und das andere besinnen könnte, das mir zur Aufklärung dieser Geschichte in diesem Jahrhundert in Pohlen und den österreichischen Staaten dienen könnte, und wollten mir's dann mittheilen, so würden Sie mich recht sehr verbinden. Was ich davon weiß sind bis jetzt Bruchstücke, und ich kann mich nicht mehr ganz besinnen. Nach meinem Plane kann diese neuere Geschichte freylich wegbleiben, aber als eine Zugabe mögte ich sie doch mittheilen.

Ihre Geschichte des Tempelherrn Ordens hab ich mit Vergnügen gelesen, mit den Conjecturen im Anfange sind Sie aber nicht allerdings glücklich gewesen. Wenigstens besitze ich Documente, (die ich freylich nicht aus der Hand geben darf,) die ein höheres Alter des F. M. O.⁶³ auch selbst unter diesem Namen beweisen als Sie annehmen. Indessen haben Sie dem O. doch dadurch einen wesentlichen Dienst erzeigt, daß Sie die Hypothese, als entspringe er aus dem Gehirne der Protectur Cromwells, zu schanden gemacht haben. Mit den Tempelherrn hatte der F. M. O. in alten Zeiten wohl eben so wenig Gemeinschaft, als er's in neuern Zeiten mit dem erloschenen Orden der Jesuiten hatte,⁶⁴ außer daß beyde Geheimnisse hatten, das hatten alle Orden, selbst den Pythagoräischen Bund nicht ausgenommen. (Soweit ich den F. M. O. kenne, glaub ich mit Recht die Anmerkung machen zu können, daß er in neuern Zeiten nächst der wohlverstandenen Religion Jesu am meisten zur Beförderung der Toleranz und weit mehr zur Beförderung der Menschenliebe beygetragen habe, als die physiognomische Fragmente.⁶⁵ Doch diese Recension haben Sie ja nicht verlangt, ich bitte also für meinen voreiligen Dienstfeier um Vergebung.

⁶² Bei Weygand erschienen folgende Werke Schwagers: *Beytrag zur Geschichte der Intoleranz* (1780), *D. Balthasar Bekkers Bezauberte Welt* (3 Bde., 1780–81), *Stillbachs Leben, ein Zauberroman* (1781) und *Beyträge zur Bildung deutscher Bürger* (1781).

⁶³ Freimaurerorden. Vgl. hierzu „Der Freymäurer-Orden“, in: *NU* 1790/7, S. 65–74. Randnotiz Nicolais: „Aus welcher Zeit? aus welchem Lande? sind sie kritisch untersucht? Es ist dies so leicht nicht.“

⁶⁴ Der Ganganelli-Papst Clemens XIV. hob 1773 den Jesuitenorden auf.

⁶⁵ Vgl. Johann Caspar Lavater, *Die Physiognomischen Fragmente*, 4 Bde. (1775–78).

Daß der gute Doctor Barkey im Haag, als hochdeutscher, reformirter Prediger theils wegen seines Alters, theils wegen seiner zunehmenden Taubheit abgedankt habe, wissen Sie vielleicht schon.⁶⁶ Er genießt auch als Emeritus sein Gehalt, dies konnte die ehrwürdige Classis nicht wehren, aber das hat sie ihm auch als Emeritus noch zu wehren gesucht, keine Schriften ohne ihre Censur herauszugeben, weswegen der ehrliche Greiß, um sein Alter in Ruhe zu verleben, der Herausgabe seiner Bibliotheka und allem Schriftstellerwesen hat entsagen müssen. Wir haben indessen Hoffnung, daß sein würdiger Schwiegersohn, der Herr Prof. Berg in Düysburg seine Schriften fortsetzen wird.⁶⁷

Auch hier in Westphalen sieht es zum Theil um Toleranz und Aufklärung noch schlecht aus. Ich weis nicht, ob Ihnen mein *kleiner Krieg für und wider den Aberglauben und die schönen Raritäten der Jüdin zu Landsberg an der Warthe* (Leipzig 8. bey Jacobäer)⁶⁸ bekannt geworden sey? Ich bin jetzt in einen ähnlichen Krieg verwickelt worden. Ein 26jähriges Mädchen in Margarethen-Lengerich, in der Grafschaft Tecklenburg, ist seit 7 Jahren krank, es gehen Dinge mit ihr vor, die dem Aberglauben volle Nahrung geben. Sie wird z.E. des Nachts, ohnerachtet sie ihre Füße nicht brauchen kann, aus dem Bette weggehohlt, ohne daß sie weiß, wie es zugeht, und befindet sich oft einige hundert Schritt von ihrer Wohnung, ohne daß es ein Mensch begreifen kann, wie sie hingekommen sey. Dies bewog mich hinzureisen, und ich glaube den Betrug so ziemlich gewiß entdeckt zu haben. Ich erzählte dem Publico meine Bemerkung im Mindenschen Intelligenzblatte, welches Hr. Pastor Smend in Lengerich sehr übel nahm, und jetzt, zur Ehre Gottes und seiner Clientin wider mich schreibt.⁶⁹ Ich werde Ihnen, wenn wir zusammen fertig sind, Acta einschicken, und mir Ihr Urtheil darüber

⁶⁶ Nikolaus Barkey (1709–1788) edierte u. a. die *Bibliotheca Bremensis nova historico-philologico-theologica* (Bremen 1760/61–1766/67), welche er mit *Museum Haganum historico-philosophico-theologicum* (4 Bde., Den Haag 1774–1780) fortsetzte.

⁶⁷ Vgl. H-m. -y- [i.e. Hamm. Eylert]: „Litterärsgeschichte. Professor Berg“, in: WA 1802, Sp. 189–192.

⁶⁸ Das Werk erschien 1781.

⁶⁹ Vgl. Schwager, „Vorläufige Nachricht von einer 17jährigen Kranken in Margarethen-Lengerich“, in: MBNV 1782/31 f.; Smend, „Pflichtgemäße Anzeige der offenbahren Unwahrheiten, welche in die vorläufige Nachricht von einer 17jährigen Kranken in M. Lengereich – eingeschlichen sind“, MBNV 1782/37 u. 39; „Schreiben des Past. Schwagers an den Hrn. Past. Smend“, MBNV 1782/40. Vgl. ebenfalls: Schwager: „Nachricht von einer hysterischen Jungfer in Lengerich, in der Grafschaft Tecklenburg, die es mit dem Teufel zu thun haben will“, BM 1783/1, S. 595 ff.; ders.: „Jungfer Brune in Lengerich“, MBNV 1788/6.

erbitten. Bis dahin also Gott befohlen. Ich bin, in Erwartung Ihrer gewünschten Antwort Der Ihre Schwager
Joellenbeck bey Bielefeld d 5 Sept. 1782.

N.S. Hr. P. Spalding⁷⁰ hat mir noch nicht geantwortet, es braucht aber auch keiner Antwort, nur bitte ich mich ihm gelegentlich zu empfehlen. Ihre Pakete an mich könnten, dünkte ich, directe über Bielefeld laufen, es kostet da wohl weniger. Seit beynahe 1 Jahr hab ich von der allg.[gemeinen] d.[eutschen] Bibliothek nichts gesehen. Hr. Cramer in Bremen hat sie mir bis dahin geliefert; steht er mit Ihnen nicht mehr in Verbindung?

[2]

Joellenbeck bey Herford d 1 Jul. 1784.

Werthgeschätzter Herr!

Durch die Meiersche Buchhandlung in Lemgo hab ich dieser Tagen ein Paket von Ihnen erhalten, in dem richtig 8 Exemplare Ihrer Reisebeschreibung,⁷¹ die *Cautio criminalis* von Hrn. D. Maier in Tübingen und 1 Klügels *Encycl.* 3ter Band befindlich sind.

Ich begreife aber nicht, warum von Letztem nur 1 Exemplar mitgesandt worden, da ich doch von diesem, wo ich nicht irre, (denn ich habe mein Memorial verlegt) 15, wenigstens 14 Exemplare haben müßte. Sie werden dies in Ihren Büchern finden, und zur Erleichterung des Nachschlagens können die Beylagen dienen; auch werden Sie finden, daß ich die Pränumeration auf Klügel p[er]ge, d.h. "fahre fort" ganz bezahlt habe.

Die Pränumeration auf d 5. u 6. B. Ihrer Rbschrg. werde ich beytreiben und einsenden.

Da ich den Klügel durch H. Meier mit Fracht ganz wohlfeil zu 8 gr. gehabt hätte; so überlaß ich es Ihnen, ob Sie meine Freunde in Absicht des Porto, das über die Post ungleich theurer ist, einigermaßen entschädigen wollen.

Die Adresse des Paketes bitte ich an Hrn. Buchbinder Haake in Herford machen zu lassen, dadurch erspare ich noch etwas.

⁷⁰ Spalding trug sich am 17.7.1781 mit Joh. 8,32 in Schwagers Stammbuch ein; vgl. Hermann Rothert, *Westfalen* 1948, S. 48.

⁷¹ *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion, und Sitten.* von Friedrich Nicolai, Bd. 1 und 2 (Berlin/Stettin 1783); Ankündigung Schwagers in *MBNV* 1782/52; Rezension Schwagers in *MBNV* 1783/33, Sp. 257-264.

Meine gehabte Censurfehde in Berlin wird Ihnen bekannt seyn, und was Sie davon halten, darf ich nach Ihrem Glaubensbekenntnis in einem ähnlichen Falle wider den eigenmächtigen Censor in Erfurt nicht erst fragen. In Berlin hat wohl niemand diese Blöße erwartet, am wenigsten ich, der ich von dortiger Aufklärung und Preßfreyheit weit günstigere Begriffe hatte. Von beyden Vorurtheilen bin ich zurückgekommen, und beklage es. In hiesiger Grafschaft hat der Anhang eines Apitzsch wegen des N. Gesangbuchs mächtigen Unfug getrieben, besonders ein gewisser Prediger Rauschenbusch; doch toller ist es doch wahrlich nicht hergegangen, als in Berlin, so sehr ich auch dabey gelitten habe.⁷² Trotz allen Schleichwegen der Frömmlinge, auch meine Gemeine auf zu hetzen, hab ich doch das Gsb. völlig eingeführt, und unsere Gemeinen werden nüchtern.

Ich muß es Ihnen und Ihren Mitarbeitern freylich überlassen, ob Sie den 1ten Band meiner *Geschichte der Hexenprocesse* anzeigen und beurtheilen wollen, ohne die Fortsetzung zu erwarten; das letzte würde mir freylich lieber seyn, weil der erste Band bloß *Einleitung* ist. Mit sehr viel Achtung bin ich Ew. Wohlgebohrerer ganz ergebenster Diener Schwager.

[3]

Joellenbeck, d 9ten Jan. 1785.

Ew. Wohlgeb[o]h[ren]. wird Hr. G.[eheim] R.[at] Dohm hoffentl. gesagt haben, daß er die Pränumeration auf d[en] 5.6. B.[and] Ihrer Reisebeschreibung meiner Collection entrichten werde. Von Klügels Encyclop.[ädie] 3ter B.[and] hab ich ein Exemplar zu wenig bekommen, ich weiß nicht, wo der Fehler steckt, gnug Hr. von Deutecom ist leer ausgegangen, und mahnt mich heftig. Sollten Sie nach Ihrem Buche *alle* Exemplare abgeschickt haben; so muß ich den Schaden übernehmen, und mir ihn auf Rechnung ausbitten, ich zweifle aber daran, da Sie mir doch 2 Freyexemplare zugestanden, von der Messe aus Versehen nur ein einziges Exemplar sandten und die übrigen per Adresse des Buchbinders Haake in Herford nach sandten. Im 3.4 Bände Ihrer Reisebeschreibung fehlte mir bey einem Exempl. der Bogen CCC, den ich aus meinem Exempl. completiren mußte. Ich bitte mir ihn also durch Hrn. Unger nebst dem Klügel aus. Meine Pränumeran-ten, die gern geschwind reisen, sind mit dem langen Aufenthalt in Wien

⁷² Vgl. Hilmar Ernst Rauschenbusch: *Ist es zu entschuldigen, daß sich die Gemeine zu Bünde die Einführung des Neuen Berliner Gesangbuchs verboten hat?* (Minden 1783); C. L. Delius: *An den Herrn Rauschenbusch in Bünde* (Bielefeld 1784); ferner: *Journal von und für Deutschland* 1784, S. 411.

nicht zufrieden, ich aber desto besser, und danke Ihnen für Ihre Umständlichkeit. Wohl thun Sie daran, das Publicum so oft auf die schleichenden Jesuiter Cabalen aufmerksam zu machen, es kann nicht zu oft, nicht laut genug gesagt werden. Weil Sie noch nicht aus Österreich abgereist sind, und über die Religion gewis noch viel wichtiges zu sagen haben, hoffe ich: daß Sie die *geheimen Künste* nicht vergessen werden.

Ich hatte Sie in meinem letzten Briefe gebeten, Anstand mit der Recension meiner Geschichte der Hexenprocesse bis zur Erscheinung des 2ten Bandes zu nehmen. Als ein Recht konnte ich's nicht fordern; nur als eine Billigkeit, als Freundschaft erbat ich mirs – und bat vergebl. Es sey drum; aber mit der Recension selbst bin ich nicht zufrieden; der Verfasser will mir einen Plan aufdringen, den ich nicht gut geheißen habe, ich soll die Geschichte der *Zauberey* schreiben, und versprach doch nur die Geschichte der *Hexenprocesse*. Die Geschichte der Magier sah ich selbst gern geschrieben, u. wenn Recensent der Mann dazu ist, so soll sie uns willkommen seyn. Es ist sonderbar, daß die Herren, die vorher sich um die Sache gar nicht bekümmert haben, es gleich viel besser wissen; so bald ein anderer, der Tag und Nacht darüber nachdachte, forschte und endlich sein Resultat bekannt machte.⁷³ Ew. Wohlgb. werden es selbst fühlen, wie indignirend es sey, wenn sich ein unwissender Blumauer⁷⁴ über uns her macht. Ich bin mit aller, mit recht sehr großer Achtung Ew. Wohlgb. ganz ergebenster Diener Schwager.

⁷³ Der Marburger Hofrat und Philosophieprofessor Dietrich Tiedmann (1748–1803) rezensierte Schwagers *Versuch einer Geschichte der Hexenprocesse* in ADB 58/1784, S. 543–545, recht kritisch, nicht nur weil er sich als präidealistischer Systemdenker mit dem Aufklärer Schwager schwertat, sondern auch aufgrund von Konkurrenz; hatte er doch „Gedanken über den Ursprung der Zauberey“ in TM 1776, Bd. 2, S. 1087 ff., veröffentlicht.

⁷⁴ Aloys Blumauer (1755–1798), österreichischer Jesuit und nach Aufhebung des Ordens Schriftsteller, Zensor und Publizist, ab 1781 Freimaurer; veröffentlichte *Zwey und vierzigste Beylage zu den ersten zwey Bänden der Reisebeschreibung des Herrn Friedrich Nicolai; nebst einem Prologus und Epilogus* (Wien 1784); sowie: *Proceß zwischen Herrn Friedrich Nicolai, Buchhändlern in Berlin, an einem dann denen 797 Praenumeranten, die auf besagten Herrn Nicolai neuesten Reisebeschreibung ihr baares Geld vorhinein bezahlten, andern Theils welcher zu Wien im Realzeitungs-Comtoir von Rechtswegen verführet wird; allen Buchhändlern, die auf so eine Art reich werden wollen zum schrecklichen Beyspiel theilweis herausgeben*, 2 Bde. (Leipzig 1783 u. 1784).

[4]

Sehr geschätzter Herr!

Ich habe es Ew. Wohlgb. gemeldet, daß unser Freund Dohm die Pränumeration 5. 6. Th. Ihrer Reisebeschreibung entrichten würde. Er hat es vergessen, und mir das Honorarium, was ich zu gut hatte, baar übersandt. Hier sind also für 7 Exemplare 3 Ducaten u. 1 1/2 Fl. Preußisch Courant.

Von Ihrer Reisebeschr.[eibung] fehlte mir (b. Th. 4.) der Bogen LCC. Dies schrieb ich Ihnen neulich, erhalte aber durch Hr'n. Unger statt des Bogens LCC den Bogen CCC den ich hiermit zurück schicke und mir den Bogen LCC ausbitte. Ich hätte Ew. Wohlgb. noch vieles zu schreiben; weil Sie aber wohl nicht Zeit haben, zu antworten; so enthalte ich mich dessen, und bin mit aller Achtung Ew. Wohlgb. g. ergebenster Diener Schwager Joellenbeck d 20 Mrz 85.

N.B. Wenn von der R.[eise]b.[eschreibung] wieder 2 Bde fertig zur Messe werden, bitte ich sie mir durch die Meiersche Buchhandlung in Lemgo aus.

[5]

Jöllenbeck bey Herford d 22 Dec. 1785.⁷⁵

Sehr geschätzter Herr,

Unser gemeinschaftlicher Freund Dohm hat Ihnen vielleicht schon gesagt: daß ich noch nicht weiß, wie ich mit meiner Pränumeration auf Ihre Reisebeschreibung dran bin; noch keiner hat die Pränumeration eingeschickt, noch sich erklärt. Ich denke aber doch, daß ich sie zur Fortsetzung vermögen werde, nur muß ich Sie bitten, mich zu entschuldigen, wenn ich die Pränumeration vor der Hand, und bis ich sie incassirt habe, schuldig bleibe.

Ich lese von einem meiner Freunde die *Œuvres de Duval*,⁷⁶ und kann Ihnen nicht sagen, welchen Eindruck dies Werk auf mich gemacht hat.

⁷⁵ Bemerkung Nicolais auf der Rückseite: „1785. 26 Dec. dato beantwortet Schwager Jöllenbeck.“

⁷⁶ Valentin Jamerai-Duval: *Œuvres... précédées de mémoires sur sa vie*, 2 Bde. (St.-Petersburg/Straßburg 1784; London [i.e. Paris] 1785); vgl. auch: „Ein Paar Anekdoten von dem Kaiserl. Bibliothekar Duval“, in: *NU* 1792/6, S. 355-357; ferner: *Predigtbuch*, a. a. O., S. 249: „Welche Schwierigkeiten ein in Armuth oder ungünstiger Lage gebohrnes

Vielleicht wirkt die Aehnlichkeit seiner und meiner Lage in der Jugend mit; denn ob ich gleich bey weitem nicht so viel Schwierigkeiten zu überwinden hatte, als Duval, so hatte ich ihrer doch gnug, hundert andere abzuschrecken, die meinen Durst nach Kenntnissen nicht haben. Gnug, Duval ist eine Erscheinung, die auch selbst die alltäglichsten Menschen frappiren muß, und sein Werk übersetzt wäre ein Verlagsartikel, oder ich kenne die heutige Lesesucht nicht. Aber vielleicht hat sich schon jemand darüber hergemacht? Vielleicht fuckelt schon ein Lehrpursche in irgend einer Fabrik daran? Schade wär's, wenn es in schlechte Hände fiel! Ich habe zwar das Übersetzen so ziemlich abgelobt; aber wenn Duval noch zu haben wäre, und Sie Verleger seyn wollten, wahrlich ich vergäße allen Widerwillen, und machte mich dran. Sagen Sie mir darüber Ihre Meynung, kündigen Sie, in so weit ich Ihnen Vollmacht dazu geben kann, die Übersetzung an, wenn's noch *res integra ist*, und wollen Sie das Werk terminiren; so kann auf Ostern die 1te Partie nebst dem Lebenslaufe des Herausgebers noch geliefert werden; die Briefe folgen dann gelegentlich. Auf den Fall ersuche ich Sie, mir das Werk selbst, das ich nicht eigenthümlich besitze, nebst dem neuen französisch-deutschen Wörterbuche im Verlage des Hallischen Waisenhauses, so bald als möglich zu überschicken, und die neue Sammlung deutscher Briefe zum Uebersetzen ins Französische, Leipzig bey Schneider 1783. 8. 1 Alphab. mit bey zu legen, die ich meinem Sohn, der sich der Handlung widmen will, wünschte. Vor der Hand brauchen Sie mich nicht als Übersetzer zu nennen.

Auf jede Verbindung mit Ihnen, geschätztester Mann! bin ich stolz, ich erkenne es dankbar, daß ich Ihnen sehr vieles zu danken habe, und wenn ich Sie von meiner Achtung zu überzeugen suche; so ist dies wahrlich Empfindung, Bedürfnis, und kein leeres Compliment. Mit diesen Gesinnungen also der Ihrige Schwager.

N.S. Nach reiflicher Ueberlegung dürften von Duvals Cœuvres für die Deutschen nur der erste Abschnitt wirklich interessant gnug seyn. Die Briefe sind in der That nicht werth, in den Werken eines Philosophen zu stehen, sie sind größtentheils unschmackhafte Tändeleyn eines Alten mit seinem Bibis, die er gewiß nicht zum Druck konnte bestimmt haben, und die höchstens nur in der Ursprache zum Toilettengelese brauchbar sind. Dies hätte ich Ihnen freylich gleich Anfangs sagen sollen – aber da hatte ich sie noch nicht gelesen, und wer den Anfang und die Vorrede des Herausge-

Genie zu überwinden hat, und wie es überwindet, zeigen unter andern die Beyspiele eines Val. Düval, Moses Mendelsohn, und Sal. Maimon.“

bers liest, läßt sich's nicht träumen, daß solch fades Zeug hinten nach kömme.

Sie erinnern sich vielleicht noch: daß mir bey dem 4ten Bande Ihrer Reisebeschreibung der Bogen CCC fehlt. Einmal schickten Sie mir dafür den Bogen LCC, den ich wieder zurück schickte, und in der letzten Jubilatemesse stand der Bogen CCC in Ihrem Briefe, im Pakete war er aber vergessen worden. Ich bitte mir ihn gelegentlich aus.

[6]

Joellenbeck bey Herford d 6 Jan 1788.

Sie werden gewis, da Sie auf alles Streben der Hierarchie, sich zu heben, aufmerksam sind, sich Denneville's Reden über Papst und Ohrenbeichte, 8. Würzburg 1786.⁷⁷ nicht haben entwischen lassen. Dies Werkchen scheint bey dem ersten Anblicke eben nicht die Miene zu haben, großen Schaden zu thun, denn es ist aus Sophismen und elenden Declamationen zusammen gesetzt, die unser einen gar nicht blenden können. Mir fiel aber dabey ein, daß man in Rom das Publicum besser könne studirt haben, als wir, und überzeugt seyn müsse: daß das Anstellen, als wäre man noch niemals widerlegt, für vortheilhafter halten muß, als uns unser Stillschweigen ist. Uns hat das Polemisiren zu sehr angeekelt, wir haben die Toleranz zu weit getrieben, und niemand befand sich bey unserer Großmuth besser, als die Hierarchie, die immer fortwirkte, und sich dazu allerley Leute für allerley Menschenklassen hielt. Ich glaubte also in dieser Rücksicht dem Denneville eine Antwort schuldig zu seyn, und habe ihm zu antworten angefangen. Um meinen Lesern, die von der Gleichgültigkeit wider Streitschriften noch nicht zurück gekommen sind, so angenehm und interessant zu werden, als möglich, hab ich *Briefe eines Christen über Papst und Ohrenbeichte an p [erge] Denneville* gewählt, und alle meine Laune aufgeboth, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und ich glaube, daß mir's gelingt. 4 Briefe sind fertig. 1. Vergleichspuncte zu unserm Zweykampfe. 2. Ueber Denneville's Anschmiegen an päpstl. Heiligkeit. 3. Über Petrus, sein Glaubensbekenntnis und die Schlüssel des Himmelreiches. 4. Entweder war Petrus nie Papst, oder die Päpste waren keine Nachfolger Petri. Der fünfte ist dazu bestimmt, zu beweisen: daß Petrus kein Bischof nach jetzigem Wortverstande seyn konnte, und muthmaßlich nie in Rom gewesen. Popularität ist mein Hauptbestreben, und ich widerlege nicht sowohl Denneville, als

⁷⁷ Franz Anton Denneville, *Reden über Papst und Ohrenbeichte* (Würzburg 1786). Randnotiz Nicolais: „Ich kenne es nicht.“

vielmehr die Anmaßungen des Papstes selbst mit ruhigen Gründen, die auffallen können und überzeugen müßten. Über 12 Bogen ord. 8v. wollte ich nicht gern schreiben, um mich in der Laune erhalten zu können, und sollte ich meine Briefe in ein periodisches Werk schicken, wie ich Anfangs Willens war, so ziehe ich sie wohl noch näher zusammen, und dies Werk würde "die Beyträge zum vernünftigen Denken in der Religion" gewesen seyn. Lieber mögte ich sie aber für sich herausgeben, und da kenne ich keinen Verleger, bey dem ich sie lieber drucken lassen mögte, als bey Ihnen. In Zeit von einem Monath kann ich mit dem Mspte fertig seyn, und nun würden Sie mich durch eine baldige Antwort verbinden. Ich bin mit ausgezeichnete Hochachtung Ew. hochedelgebohrner ganz ergebenster Diener Schwager.

[7]

Joellenbeck bey Herford d April 1789.

Schon vor Jahr und Tag hatte ich Hrn. Steiner u. Comp. aus Winterthur durch Hrn. Prof Korrodi⁷⁸ in Zürich bitten lassen, mein etwaiges Honorar an Sie zur Meßzeit auszubezahlen; es ist aber vergessen worden, und zum Theil rechnete ich auch auf mehr, als ich jetzt zu gute habe. Theils kömmt das daher: weil ein Aufsatz für die Beyträge zum vernünftigen Denken, wenn er nicht etwa ins 12te Stück aufgenommen ist, noch nicht gedruckt ist; theils daher: weil Hrn. Steiner u. Comp. das Mspt wider Denneville weder bey Hrn. Grattenauer noch Wohler angebracht haben, an welche ich mich auf Ihren gütigen Rath durch diese Herren wandte. Herr Steiner wird dies Mspt bey sich haben, um mir es durch H. Schmidt von Hannover zurück zu schicken. Ich wünschte: Sie hätten so viel Muße, es anzusehen; ich glaube nicht: daß es sein Schicksal verdient; vielleicht hölfen Sie ihm noch vor dem Tode im Mutterleibe her. Herr Steiner wird Ihnen also jertz

⁷⁸ H. Korrodi (1752–1793), reformierter Theologe, Herausgeber der von 1780 bis 1793 bei Steiner in Winterthur erscheinenden *Beyträge zum vernünftigen Denken in der Religion*, führte vor allem bezüglich seiner Werke *Versuch über Gott, die Welt und die menschliche Seele; durch die gegenwärtigen philologischen Streitigkeiten veranlaßt* (Berlin, Stettin 1788); sowie: *Über Offenbarung, Judentum und Christentum für Wahrheitsforscher* (Berlin Stettin 1785) eine ausgedehnte Verlagskorrespondenz mit F. Nicolai (37 Briefe; SBB/PK, Nachlass Nicolai 42 u. 89). Ferner übte er in den Briefen an Nicolai wiederholt Kritik an Lavaters Irrationalismus; daraus resultierte seine *Kritische Geschichte des Chiasmus* (Frankfurt, Leipzig 1781–1783). 1792 publizierte Korrodi einen zweibändigen *Versuch einer Beleuchtung der Geschichte des Jüdischen und Christlichen Bibelkanons*. Zu Korrodi vgl. auch R. Meister, *Nekrolog von Heinrich Korrodi, Prof. des Naturrechts und der Sittenlehre auf dem Gymnasium in Zürich* (Zürich 1793).

wenigstens etwas bezahlen, und was dann Rest bleibt, erhalten Sie zur Michaelismesse. Meine häuslichen Umstände verbiethen nur, es jetzt baar selbst zu thun; den ganzen Winter durch war meine Wohnung ein Hospital, und noch leidet mein armes Weib.

Gern übersetzte ich etwas aus dem Französischen oder Englischen, wenn ich nur wüßte, was? Die Übersetzer vom Handwerk sind aber so hastig hinter allem her, was deutsch zu werden verdient, oder werden kann, daß ein armer, schüchterner Landprediger nicht dran reichen kann, auch vergeht unser einem der Muth, sonst etwas zu unternehmen, da unsre Neigung nicht allemal auf courante Artikel verfällt, oder in der Speculation irrt. Können Sie, guter Mann! mir etwas zufließen lassen, das meiner würdig ist, so thun Sie es.

Ihre Erklärung über die Curländische Correspondenz zu Gunsten des Herrn O.[ber]H.[of]P.[rediger] Starck hab ich mit Vergnügen gelesen.⁷⁹ Sollte der Ungenannte nicht H. St. selbst seyn? Mir scheint es. Ich habe irgendwo auch ein Wörtchen über diesen Briefwechsel gesagt,⁸⁰ und hätte wohl lauter gesprochen, wenn ich nicht einer guten aber gemäßbrauchten Sache schonen müßte. Ich fürchte: H. Starck treibt es noch so weit, daß über Jesuiten etwas gesagt wird, das noch nicht so laut ist gesagt worden, und kein rechtschaffener Maurer gern sagt. Daß H. St. unschuldig sey, wird er nun einmal gewissen Leuten nicht einreden, und verdürbe es auch noch zehnmal mehr Papier. Was ihn schützt, macht darum eine schlechte Sache noch nicht gut.

Doch genug geplaudert, und schon zuviel einem Geschäftsmanne, der seine Zeit besser anwenden kann. Der Ihrige J.M. Schwager.

N.S. Das 1 Exemplar von Dapps Predigten hab ich noch nicht erhalten.⁸¹

⁷⁹ Vgl. F. Nicolai, *Nöthige kurze Erklärung über eine Aufforderung des Herrn Oberhofprediger Starck und eine denselben betreffende Korrespondenz* (Berlin 1789).

⁸⁰ Vgl. Schwagers *Schreiben eines Preußen an den Herrn Ritter von Zimmermann in Hannover über das 31te Capitel seiner Fragmente über Friedrich den Großen, und die Quelle der Zimmermannischen Rechtgläubigkeit* (Frankfurt, Leipzig 1790) S. 29 f.

⁸¹ Raymund Dapp, *Predigten für christliche Landleute auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, nach den gewöhnlichen Evangelien* (Berlin, Stettin 1788). Schwagers „Ankündigung der Dappschen Predigten für christl. Landleut.“ erschien in MBNV 1786/30. Notiz Nicolais: „1789. Am 5 May beantwortet.“

[8]

Joellenbeck bey Herford im Jun. 1789.

Noch hab ich Ihren gütigen Brief „Leipzig d 5 May p[erge]“ nicht beantworten können, jetzt thue ich es, so gut ich in der Eile kann.

Für Ihren gütigen Vorschlag zu litterarischen Beschäftigungen danke ich Ihnen recht sehr, nur ist das Object zu critisch. Freylich ließe sich über H. D. Starck's Benehmen, Antworten, Drehen und Entwischen vieles sagen, auch dürfte er so schuldlos nicht seyn, allein:

Hab ich nicht schon gnug gelitten, seine corpulente in Fieberhitze geschriebenen Bände durch zu lesen? Noch einmal – nein, muthen Sie mir das nicht zu! Und ich sollt' alles lesen, ausziehen, ordnen, prüfen – und nicht wissen, welcher Verleger nur noch die Gnade erzeigen wollte, es zu drucken?⁸² Freylich wüßte ich so ziemlich, wo der Knote sitzt, aber jetzt komm ich damit zu spät, wie ich sehe; was ich lange nicht allein zu wissen glaubte, und gewissenhaft geheim hielt, um es zu nutzen, nicht aber zu verrathen, wird ja jetzt auf den Dächern gepredigt; Ich kann also nichts Neues sagen, und das Ansehen des Nachschreibers mag ich nicht haben. Jetzt kann selbst der Profane die Blößen von H. D. St. aufdecken, und Blößen sind noch gnug da.

Wie gern hätt' ich das Vernügen, Sie in Pymont (7 Meilen von hier) von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; aber gegen Ende Julii geht bey mir die muthmaßlich diesmal traurige Erndte an, und ich kann dann um desto weniger abkommen, da meine arme Frau eine sehr wankende Gesundheit genießt, auch die Reise mir etwas zu kostbar fällt. Vielleicht kommen Sie auch nicht. Diesmal muß das Wasser einen großen Zusatz von Regenwasser erhalten haben, und minder kräftig seyn.

Wie vieles hätt' ich sonst mit Ihnen zu plaudern, das sich schriftlich nicht sagen läßt! Lassen Sie sich indessen immer empfohlen seyn Ihrem ganz ergebensten Diener Schwager.

[9]

Wohlgebohrener! Hochzuehrender Herr!

Ich hatte dem sich seit einiger Zeit in Berlin aufhaltenden Herrn Geheimen-Rath Orlich aus Minden den Auftrag gegeben: Ihnen zu sagen: daß ich Ihnen meiner Schuld wegen in der Jubilate-Messe eine Anweisung nach

⁸² Randnotiz Nicolais: „Sie haben Recht“

Leipzig schicken würde. Aus Ihrem Briefe vom 2ten dieses [Monats] sehe ich: daß mein Freund es unterlassen hat, meine Bitte zu erfüllen. Man muß also suchen, auf eine andere Art auseinander zu kommen, ob ich es Ihnen gleich überlassen muß, ob Sie einliegendes Mspt verlegen und in solutum annehmen wollen, da meine Schuld eigentlich nur 14 Thl 4 gr. beträgt; denn Dapps Predigten hab ich nicht erhalten.

Mit baarem Geld bin ich eben nicht überley versehen; mein Ihnen wohl nicht unbekannt gebliebener, famöser Proceß hat nun einmal meinen Beutel und meine Gesundheit ziemlich mitgenommen, und meine Martyrerkrone nebst dem bischen Beyfall der Vernünftigen ist alles, was ich ausgewonnen habe. Also dünkte ich immer: daß Sie meine Predigt druckten, sodann mit mir aufrechneten. Wagen werden Sie, denk ich, nichts dabey, denn meine einzel gedruckten Predigten giengen noch immer gut ab. Bey meiner Inoculationspredigt fuhr mein Verleger, H. Cramer in Bremen, aber auch deswegen gut, weil S. Excellenz, Hr. Et.[ats-] Min.[nister] v. Heinitz, einen großen Theil Exemplare nahmen, um sie an die Cammern aus zu theilen.⁸³ Ich hoffe: daß auch dies der Fall mit dieser Predigt seyn werde, und lege deshalb meinen Brief an diesen würdigen Patrioten bey.

Es sollte mir angenehm seyn, wenn wir durch dies Medium in Verbindung bleiben, da ich glaube: daß wir einander brauchen können, wenn Sie von unserem Zeitalter denken, wie ich, und das glaube ich.

Ob Sie auf den Fall, daß Sie mein Mspt annehmen, es in Berlin oder auswärts wollen drucken lassen, muß freylich von Ihnen abhängen.⁸⁴ Im ersten Fall denke ich nicht: daß Sie mit der Censur zusammen rennen werden, denn eigentlich kann doch nichts heterodoxes darin seyn, als höchstens mein Name, und auch der ist es nur halb, und wäre es vielleicht noch weniger, wenn ich mich mit dem Teufel besser vertragen könnte.

Einige Freyexemplare für mich pressen Sie noch wohl mit heraus, und verbinden sich auch dadurch Ew. Wohlgebohrenen ergebensten Diener Schwager.⁸⁵ Joellenbeck bey Herford d 22 März 1792.

Könnte die Predigt noch zur Messe kömmen, desto besser, besonders für die hiesigen Prediger, die nun einmal predigen sollen, und nicht wissen, was?

⁸³ *Zur Beherzigung der Güte Gottes bey entdeckten Heilmitteln und zur Empfehlung des Einimpfens der Kinderpocken; eine Predigt am 4. Sonntage Advents bey Gelegenheit des Dankfestes für die glücklich gelungene Inoculation des Prinzen zu Preußen und seiner Geschwister gehalten von Johann Moriz Schwager Pastoren zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg (Bremen 1790).*

⁸⁴ Randnotiz Nicolais: „In Halle“.

⁸⁵ Randnotiz Nicolais: „24.“

Ihren freundschaftl. Brief vom 13ten dieses [Monats] erhielt ich bey meiner Zurückreise von Bremen in Minden, und trug in Herford meinem Sohne auf, Ihnen vorläufig den Empfang desselben mit wenigem zu melden, da ich selbst zu müde war, auch eine Zeile zu schreiben. Seitdem fand ich in 3 Wochen aufgeschwollene Arbeiten der Art, die keinen Verzug litten, und so hab ich mich bis hierhin durchgebracht bis an meine kleine Erndte, mit der ich das Trinken des pyrmonter Wassers zu verbinden pflege. Hätte ich im Frühjahre schon gewußt: daß Sie nach Pymont kommen würden; so hätte ich gewiß Pymont für Bremen gewählt, denn der Endzweck meiner Reise war, mich zu zerstreuen, aufzuheitern, und im Warmen Leben Ideen einzutauschen oder schlafende ein wenig wieder zu wecken, und wo hätte ich das besser gekonnt, als in Ihrer Gesellschaft?

Freylich kenne und fühle ich den Zwang unserer jetzigen Verfassung, und hätten wir nicht noch das Ausland und das liebe Incognito, längst wäre ich nach dem Geiste entschlummert; so aber hat man ja nicht weit über die Grenze, und kann sich bisweilen Luft machen, oder Athem schöpfen.

Ihre Idee von meiner Postill zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit war längst die Meine; aber ich wagte es nicht, sie auszuführen, weil ich mehrere Mspte auf dem Halse behielt, wo ich Materien bearbeitete, die ich für zeitpassend hielt, und dann mit ganz anderem Geschmack im Buchhandel zusammen stieß. Ihr Zuvorkommen, edler Mann! lebt meinen Gedanken an ein solches Werk wieder auf, Sie kennen gewiß dem gangbaren Geschmack, wenn ihn jemand kennt, und ob ich gleich nach einer immer bedenklichen Unsterblichkeit nicht lüstern bin; so schmeichelt es mir doch, noch vielleicht ein Säculum nach meinem Hintritte hie und da in Schaffler zu leben. Also die eingeworfene Idee nehme ich auf, Ihren Gedanken darüber finde ich *im Ganzen* anwendbar, und wenn ich bey dem allen doch nachher meinen eigenen Gang gehe, oder Ihr Ideal nicht erreiche; so sind Sie ja billig? Unmöglich kann ich z.E. den Gedanken vesthalten: daß es immer, daß es lange so bleiben könne, als es jetzt ist – *Deus n[ob]is quoque dabit finem*. Vielleicht ist es schon um Ostern 1794 anders, mein Dämon sagt mirs, und dies Gefühl verläßt mich nie, kann mich also auch bey meiner Arbeit nie verlassen, so wie ich denn doch auch auf der anderen Seite die Klugheit nicht aus den Augen setzen werde.

Nach den Evangelien ist aber nicht leicht zu arbeiten, wenn man etwas ganzes liefern soll; es fragt sich also: ob man nicht lieber die Evangelien nach dem verlängten Maßstabe im Hannöverschen nähme? und diese Evangelien wieder *in extenso* mit abdrucken ließe? Um dem Werke gute

Aussichten zu verschaffen, wäre es ja wohl nicht undienl. in der a.[llgemeinen] d.[deutschen] B.[ibliothek] eine Ausnahme zu machen, meine einzeln Predigten über die Inoculation, Eidschwüre⁸⁶ und das frühe Begraben,⁸⁷ allenfalls collective zu recensiren, und dann den Gedanken so verlohren hinzuwerfen: daß ein ganzer Jahrgang ähnlicher Predigten von mir zu wünschen wäre – dann ließe ich mich erbitten u.s.w.⁸⁸

Quartformat wäre allerdings nach dem Costüm, ob ich gleich Dapps Predigten noch nicht gesehen habe. Eine Pistole⁸⁹ den gedruckten Bogen müßte ich mir Honorar ausbitten. Ich kann in diesem Punkte nur Rücksicht auf mich nehmen, da mir dies Honorar bey gemächlicher Arbeit zu Dienste steht, wo ich so ganz nach meiner Phantasie und Bequemlichkeit arbeiten kann, und dem Unternehmer nie gnug arbeite.

Für Ihr Sichten der Zimmermannschen Fragmente danke ich Ihnen herzlich, und das große Publicum dankt Ihnen mit mir.⁹⁰ So im Kleinen hab ich mich seiner auch bisweilen erbarmt, das 31te Cap. gehörte vor mein Forum, und ich wähte schon: daß wir einen Mohren weiß gewaschen hätten – denn Hr. Ritter schwieg. Allein sein Bündnis mit Aloisius Hoffmann, sein Ausfall im 6ten St. der Wiener Zeitschrift auf Knigge hat mich eines andern belehrt, und ich habe alle Hoffnung für sein Wiedergenesen aufgegeben.⁹¹ Immer wolltte ich es Ihnen einmal schreiben: daß der sel. H. v. d. Horst das Compromitt. des Hrn. Ritters sehr übel nahm und sich vielleicht noch öffentlich würde gerührt haben, wenn er nicht sobald darauf gestorben wäre – aber es blieb bey'm Vorsatz. Ich war durch meinen fatalen

⁸⁶ Über die Eydswühre, und den Mißbrauch derselben; eine Predigt von Johann Moriz Schwager Pastoren zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg (Bremen 1791); rezensiert in ADB 116/1794, S. 66-68.

⁸⁷ Daß man durch zu frühes Begraben lebende Menschen, die man für todt hielt, auf die schrecklichste Weise tödten könne; eine Predigt über Matth. V, 21.22. auf Verlangen einer hochpreisl. Minden-Ravensbergischen Kriegs- und Domänen-Cammer gehalten von Johann Moriz Schwager, Pastor zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg (Berlin/Stettin 1792); rezensiert in NADB 3/1793, S. 550.

⁸⁸ Randnotiz Nicolais: „Ich habe keinen Einfluß mehr auf die ADB“.

⁸⁹ „Pistole, f. eine angeblich im 16. jahrh. zuerst in Spanien in umlauf gekommene goldmünze, im 17. jahrh. entlehnt aus franz. pistole, ital. pistola, das [...] aus piastra (s. Piaster) entstanden ist.“ – *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, Bd. 13: N-Quurren (Leipzig 1889, München 1999) S. 1870.

⁹⁰ Vgl. die Sammelrezension in ADB 112/1792; Schwagers anonym publiziertes Schreiben eines Preußen an den Herrn Ritter von Zimmermann in Hannover über das 31ste Capitel seiner Fragmente über Friedrich den Großen und die Quelle der Zimmermannschen Rechtgläubigkeit (Frankfurt/Leipzig 1790) wurde ebd., S. 204 f., besprochen.

⁹¹ Leopold Alois Hoffmann (1748–1806) gründete 1792 die vom Habsburger Hof gesponserte reaktionär-denzunziatorische *Wiener Zeitschrift*, worin u. a. der Freiherr von Knigge wegen seiner aufklärerischen Haltung von Zimmermann diffamiert wurde.

Proceß nur gar zu unthätig auf eine Zeitlang geworden, und noch fühle ich ihn im Körper.

Daß sich die a.[llgemeine] d.[eutsche] B.[ibliothek] tiefer nach Norden geflüchtet habe, gefällt mir sehr;⁹² immer rückte die Aufklärung von Süden nach Norden, und sind unsere Nachkommen erst mit Skandinavien fertig, so ist der Sprung nach Nord-America ja kein großer mehr. Dännemarck macht jetzt Epoche, und wäre ich 20 Jahre jünger, alle meine Freunde wurde ich nutzen, nach Hollstein oder Schleswig verpflanzt zu werden. *Vale mihi et fave!* Schwager

[11]

Joellenbeck bey Herford d 6 Sept. 1792.

Hoffentlich sind Sie gesund und wohl wieder in Ihrem Berlin angekommen. Erhalten hab ich des würdigen Dapps Predigtbuch, doch noch nicht wieder vom Buchbinder. Das Format ist so recht, und ich laß mir's auch gern gefallen. In Absicht der Arbeit selbst geht natürlich jeder seinen Weg, und folgt seiner eigenen Manir, wenn's nicht verhunzte Arbeit geben soll. Mein Plan, nach dem ich schon zwey Predigten ausgearbeitet, und die dritte in Arbeit genommen habe, wäre also dieser:

1. Arbeite ich jetzt wöchentlich *eine* Predigt aus; mehr kann ich vor der Hand noch nicht, da ich's noch mit meiner kleinen Ökonomie stark zu thun hab, und im Bau begriffen bin, im Bau eines Gartenhauses, um mich dem häuslichen Getöse zu entziehen, und künftig des Sommers in der stillen Natur zu arbeiten.
2. Wenn es Ihnen so lieb wäre, nehme ich bloß die Sonntags-Evangelien und diejenigen Fest-Evangelien, die im Preußischen noch gelten, jedoch incl. Quinquagesimae u. des 27 S.[onntag] Trinit.[atis]
3. Meist allemal erlaubt das Evangel. eine Proposition directe herauszuziehen, die geradezu bürgerliche Tugend und Pflicht ankündigt; diese aber werden dann ohnerachtet mit hinein verwebt, und bleiben immer Hauptsache.
4. Auf und ab wird eine Predigt *circa* 2 gedr. Bogen betragen.
5. Bis *Michaelis* 1793 kann das Mspt in Ihren Händen seyn, wenn mir Gott Gesundheit und Leben fristet.

⁹² Aufgrund neuerlicher antiaufklärerischer Restriktionen in Preußen (Reichenbacher Konvention vom Juli 1790, und Pillnitzer Erklärung vom August 1791) ließ Nicolai die von ihm herausgegebene *ADB* seit 1792 im dänischen und darum zensurfreien Altona drucken, ähnlich verhielten sich die Herausgeber anderer Zeitschriften; das *Braunschweigische Journal* wurde 1792 gar in *Schleswigisches Journal* umbenannt.

6. So sehr ich mir auch Mühe gebe, nicht anzustoßen; so mögte ich es doch zur Bedingung machen, daß das Werk *nicht* in Berlin *gedruckt* würde – *vestigia me terrent*.
7. Um nachher nicht in Mißrechnung zu gerathen, bedinge ich mir das Honorar in *Friedrichsd'or* aus, den Frd. zu 5 Th.
8. Die Art der Ankündigung überlasse ich Ihnen ganz, selbst der Tittel, den Sie wählen, soll mir lieb seyn, da ich voraussetzen kann: daß Sie entsprechend wählen werden.
9. 1000 Exemplare für die erste Ausgabe ist wohl gnug? Bey der etwaigen *zweyten* reservire ich mir, was Rechtsens ist.
10. 24 Freyexemplare bedinge ich mir gleichfalls aus, 12 auf Druckpap. u. 12 auf Schreibp. für Herford.
11. Mit Portogeld, in so weit es das Werk betrifft, hab ich nichts zu thun.

Aus wiederholter Erfahrung glaub ich, daß keine Verbindung solider ist, als eine, die auf solchen ausdrücklichen deutschen Bedingungen beruht; um desto weniger werden Sie sich an meine deutsche Geradheit stoßen, da ich mir in Ihnen einen der ersten Deutschen denke, der meine ganze Achtung hat. Dies ist wahrlich kein Compliment!

Mein Publicum kann nicht wohl die unterste Classe seyn; ich wünschte mir schon aufgeklärte Leser, aber wie giebt man das? *aufgeklärt* ist Contrebande.

Unsere hiesige Provinzial-Examinations-Commission ist nunmehr auch ernannt; sie besteht aus 3 Predigern in Minden, Kottmann [sic] *senior et junior*, und Frederking.⁹³ Die böse Welt nennt sie bald Pietisten, bald Urlspergerianer;⁹⁴ das letzte sind sie freylich. Ich glaube, daß alle 3 ziemlich lesen, folglich sich mit der Zeit schon in das alte Sytem hinein arbeiten können, wenigstens nothdürftig. Der 4te Mindener Prediger Rischmüller ist übergangen worden, ob er gleich ein wirklich *gelehrter* Theologe ist, der

⁹³ Vgl. hierzu Udo Krolzik, *Zur Immediaten Examinationskommission in Preußen als Folge des preußischen Religionsediktes von 1788 – Unter besonderer Berücksichtigung religionspolitischer Aspekte* (Bielefeld 1997), insbes. Anm. 365 auf S. 150 und Anlage, wo die Namen der unten Genannten aufgeführt werden. Die Mitglieder der meistens aufklärerisch geprägten Konsistoren, insbesondere die des Berliner Oberkonsistorium, verweigerten sich der Wöllnerschen Religionspolitik und wurden durch die Einrichtung der Immediaten Examinationskommission kaltgestellt. Zu den Brüdern und Mindener Pfarrern Dietrich Heinrich Kottmeier (1732–1795) und Friedrich Wilhelm Kottmeier (1739–1799) vgl. Bauks, a. a. O., S. 272, Nr. 3423 und 3424; zu Heinrich Gottlieb Friedrich Frederking (1749–1824) vgl. ebd., S. 138, Nr. 1770.

⁹⁴ Johann August Urlsperger (1728–1806) gründete 1780 die Christentumsgesellschaft, der viele pietistische Pfarrer beitraten. Auch die Mitglieder der *Immediaten Examinationskommission* zu Berlin gehörten ihr an.

das alte System historice und dogmatice ad unguem inhat.⁹⁵ Dabey ist er kein ganz scharfer Exeget, ein ehrlicher, obgleich behutsamer Mann, und hat oft Besuch von dem Mindenschen Buchbinder Francke, einem Manne, der nach neuestem Style viel gilt, wenigstens sich mit der Correspondenz des Hrn. C. v. Wöllner rühmt, sehr viel weiß, und von vielen Leuten für gefährlich gehalten wird.⁹⁶ Ich kann mich seiner Gnade eben nicht rühmen; Rischmüller glaubte es – und doch hat's ihm, wie Sie sehen, nichts geholfen. Um desto mehr kann ich mich trösten, übergangen zu seyn. Kottmeier sen. hat sich das Ding zum Wachsthum seiner Selbstschätzung dienen lassen, und des nächsten Sonntags, nach Erhaltung des allergnädigsten Auftrags, die Aufklärer entsetzlich ausschandierte, und sie energisch Nase-weise gescholten. Das Mindensche Publicum soll indessen unverschämt genug seyn, darüber zu lachen, welches ich höchlich disapprobire – datur enim tertium.

Mein Sohn ist designirter Kriegs-Calculator der Grafschaft Ravensberg, ein junger Mensch von vielen Köpfen, dabey aber nicht ganz so thätig, wie ich wünschte, und die Ursache ist sein Temperament, dessen er leider zu viel hat. Das überwünde sich noch; aber das Locale ist uns nicht günstig, und es herrschen Cabalen wider ihn. Der Geheime Kr.-Rath Orlich, aus Minden, jetzt in Berlin, glaubt: daß ich sein Glück a Cossy machen könnte, wenn ich medio Oct.[obri] a.[nni] c.[urrentis] hin käme, und versichert mich: daß ich mächtige Gönner finden würde. Noch bin ich nicht Willens, mich darauf einzulassen. Sollte es aber geschehen, so schmeichelt mir die Gelegenheit, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und dies würde nicht wenig dazu beytragen, mich zur Reise zu bestimmen. Glaubten Sie auch wohl: daß mein bischen Celebrität von so guten Folgen seyn würde? Mein Sohn schreibt u. rechnet sehr gut, versteht Französisch und Englisch, und hat viel Kopf. Gute und genaue Aufsicht wünsche ich ihm vorzüglich.

⁹⁵ Zu Franz Karl Rischmüller (1745–1811) vgl. ebd., S. 410, Nr. 5088. Im *Journal für Prediger* veröffentlichte er „Über die Beurtheilung und Würdigung der Menschen von Predigern“ (1788, S. 282–303); die Rezension „Rede über Phil. 2,4 f.“ (1791, S. 376 ff.) soeie: „Nachricht von der Frickischen Jubelfeier zu Minden“ (1794, S. 184–188). August Ferdinand Ortmanns *Allgemeines Magazin für Prediger, Seelsorger und Katecheten* (Wien 1793 f.) publizierte „Über das große Augenmerk des Christlichen Predigers, nicht glänzen, sondern nutzen zu wollen“ (Bd. 4, S. 134–152), „Über die rechte Art evangelische Menschenliebe kräftig vorzutragen“ (ebd., S. 162–176) und „Gedanken über die Einrichtung der Predigten nach Umständen des Orts und der Zeit“ (Bd. 5, S. 147–178) aus Rischmüllers Zeit als Gohfelder Pfarrer und Nachfolger Friedrich August Weihes.

⁹⁶ Martin Gottfried Franke publizierte in seiner Mindener Verlagsbuchhandlung vor allem Schriften von und über F. A. Weihe. Bereits 1774 polemisierte Schwager gegen den B.[uchhändler] F.[ranke] in M.[minden] als „Kleistermaler“, bei welchem man sich durch einen welken Nacken am besten einschmeichle; vgl. *LI 1774/12*, Sp.186.

3 Jahre stand er als Calculations-Assistent in Minden, und nun 2 Jahre in Herford. Hier steht er ohne Gehalt, bis ein 88 jähriger Mann stirbt, der meinem Beutel aber noch zu lange leben kann.

An den Buchbinder Haake in Herford adressirt erbitte ich mir

3 Stck unserer neuen Catechismen.

1 Stck von den 2 Osswaldischen Schriften in Ihrem Catalogo

1 Tellers Wörterbuch des N.T. neueste Auflage.

1 Anmerkung zu der Schrift: Freymüthige Betrachtung über die neuesten Preuss. Anordnungen in geistl. Sachen.

1 Beleuchtung der freymüthigen Betrachtung

Vale faveque Tuo Schwager

[12]

Joellenbeck bey Herford d 2 Nov 1792.

Ihren Brief vom 16 Mrz aus Leipzig hab ich wohl erhalten, obgleich ein wenig spät. Das hängt von dem Belieben eines Botens ab, der bald 3mal, bald 2mal, bald einmal oder nicht von Herford in der Woche kömmt, den hiesigen Commerciantes allerhand Waare zu bringen. Eine Ankündigung lege ich bey, gestehe Ihnen aber: daß ich hierin keine sonderliche Stärke habe, und es gern geschehen ließe, wenn Sie das Ding umarbeiteten, und meinen Aufsatz als Materialien gebrauchten, dem die entsprechende Einkleidung noch fehlt. Sie könnten bey dieser Gelegenheit meinem Kinde, das *moyenant d'une petite canule*, da es noch nicht ganz zur Welt ist, getauft werden muß, auch einen Namen geben, mir gleichgültig, ob Postille, Predigtbuch,⁹⁷ oder wie Sie wollen, doch immer mit Rücksicht auf *gebildete* Christen, da sie doch einmal nicht *aufgeklärt* seyn dürfen. Auch könnten Sie allenfalls sagen: daß meine Predigten für alle Religionspartheyen brauchbar seyn würden, auch die Katholische nicht ausgenommen, wenn man zwischen Katholischen und Papisten unterscheidet.⁹⁸ Die Letzteren dürften nicht immer mit mir zufrieden seyn; wer kann helfen! Aus den fertigen Predigten sehen Sie: daß alles practisch geräth, und wo ich mich meiner Freymüthigkeit nicht erwehren konnte, verlegte ich den Schauplatz in ein fremdes Land.

⁹⁷ Von Nicolai unterstrichen und an den Rand geschrieben. *Moyennant d'une petite canule* heißt in etwa: noch im Geburtskanal befindlich oder an der Nabelschnur hängend.

⁹⁸ Randnotiz Nicolais: „schön!“

Die Herren Schmidt und Snel in Giesen haben mich dringend um Theilnahme an ihrem philosophischen Magazine gebeten, und ich hätte große Lust – eine Predigt zum Abdruck und zur Probe mitzuschicken, etwa die: *Über die Widersetzlichkeit*; würden Sie dies Anticipiren auch übel nehmen?

Freylich haben Sie in Absicht aller der Schwierigkeiten Recht, die ich antreffen würde, wenn ich meinen Sohn nach Berlin brächte; und da Hr. G.R. Orlich, der mir diesen Vorschlag that, mir nicht auf meine Bedenklichkeiten geantwortet hat; so stehe ich gern davon ab. Der junge Mensch hat sehr viel Kopf, befindet sich aber in einer schlimmen Lage, und nicht ganz ohne seine Schuld. Reinen Herzens und unverdorben gab ich ihn vor 5 Jahren als Calculatur-Assistent nach Minden; und schlechte Gesellschaft schadete ihm. Ihr Vorschlag, ihn als Sekretär bey irgend einem Präsidenten anzubringen, ist sehr gut – nur fehlt's mir an Gelegenheit.

Brauchbar wäre er, denn er schreibt eine gute Hand, und einen reinen, geläufigen, deutschen Styl, ist auch im Französischen und Englischen auf einem guten Wege. Wie wäre es, wenn Sie ihn in Ihre Handlung brauchen könnten? Auf das Finanzfach bestehe ich eben nicht.

Ein Anonymer hat mich, in einem wahren Schulmeister Style, bey dem Justiz-Ministerio als Verfasser eines Aufsatzes im Schleswigschen Journal, April 1792 denuncirt, er soll von einem vorgebl. Schulmeister seyn.⁹⁹ Ich denke, es wird mein alter Denunciant wohl seyn, der hiesige Beamte, Justizrath *Sobbe* in *Schildesche*, der auch wegen des Jahrbuchs¹⁰⁰ mein Denunciant war. Diesmal ist er aber nicht auf der rechten Spur. Dieser Mensch heurathete vor einigen 20 Jahren eine Fräulein v. *Selankenice*; bis dahin war er blos *Sobbe* gewesen; nun schrieb er ein *von* dafür, wollte sich an ein Berlinisches Haus gleiches Namens anschließen, ob wir gleich sehr wohl wußten: daß *Sobbe* und *von Sobbe* längst nicht einerley sey. Unsere Landes-Collegia versagten ihm den Eparaoten,¹⁰¹ forderten ihn auf, ihn zu vociren – und er vocirte nicht. Er fuhr indessen fort, sich von zu schreiben, und da er mich neckte, wo er konnte, so konnte ich mich nicht entschließen, seinen präterdirten Adel anzuerkennen. *Hinc illae lacrimae!* Mit Großmuth hab ich den unerträglichen Menschen getragen, und er ward unleidlich; ich fürchte, ich werde ihn noch züchtigen müssen.

⁹⁹ Samuel Theokrat (p.t. Küster und *Ludi-magister loci*): „Wie ein Westphälischer Küster das Recht der Nationen, ihre Konstitution zu ändern, ansehe. Ein Schreiben des Küsters an den Hrn. Geheimen-Justizrath Möser“, in: *Schleswigsches ehemals Braunschweiges Journal* 1792/4, S. 424-454.

¹⁰⁰ Sobbe denunzierte Schwagers Aufsatz „Über den Selbstmord“, in Benekens *Jahrbuch für die Menschheit* 1790/1, S. 552-578, als wehrkraftzersetzend; vgl. Autobiographie, NB 1801, S. 74-79.

¹⁰¹ Neologismus Schwagers aus dem Griechischen; Eparaomai = herbeisehnen.

Um auf unsere Ankündigung zurück zu kommen; so dünkt mich, könnte in Aachen, Cöln, Elberfeld, der Grafschaft Mark, Osnabrück, Bremen und Minden wohl etwas gemacht werden. In Aachen und Elberfeld hätte ich Gelegenheit, etwas zur Empfehlung beyzutragen, da die dasige Gegend mein Vaterland ist. Osnabrück ist die Vatersstadt meiner Frau, und es giebt dort noch Freunde meines Namens. In Bremen würde Hr. Grammaticus Schilling¹⁰² gern alles zur Empfehlung thun. Neulich äußerte er den Wunsch, mein Bildniß zum Buche zu haben, er würde es Ihnen vorschlagen, hat er's wirklich gethan? und was sagen Sie dazu? Wenn's geriethe, hätte ich nichts dawider; nur schlecht gemacht mögte ich's nicht. Mit der lebhaftesten Hochachtung immer Der Ihrige Schwager.

[13]

Joellenbeck bey Herford d 1 Dec 1792

Ihre beyden mir herzlich lieben Briefe vom 19ten u. 21ten 9br. [=November] erhielt ich erst gestern, weil sie auf Bielefeld gelaufen waren, wofür ich nicht die vestgesetzte Gelegenheit habe, als von Herford, wofür ich wöchentlich meine accordirte Gelegenheit zweymal habe, die mir alle Postsachen mitbringt und mitnimmt. Ich bitte also des Künftigen auf die Adresse das Nöthige zu setzen, damit ich nicht zu spät das Vergnügen habe, Ihre Briefe zu erhalten.

Für die Mittheilung der Kindervaterschen Predigten¹⁰³ und des Catalogi von den Dubletten der Königl. Bibliothek danke ich ergebenst, und so bald ich einigermaßen Zeit habe, sie zu lesen, werde ich Gebrauch davon machen. Auch danke ich für Ihre Bemerkungen und Klugheitsregeln; ich werde sie nach Möglichkeit befolgen. Aber, Freund! recht sehr viel heucheln kann ich nicht, Gott weis es! Ich bin von Leuten entsprossen, die es alle nicht konnten, alle gerade Biedermänner waren, und auf meine Kinder seh ich's fortgepflanzt, so sehr die heurige Witterung auch sonst Einfluß auf das Gedeihen der deutschen Biederkeit und auf ihr Nichtgedeihen hat. Ich wäre wahrlich mit mehr Biagsamkeit weiter in der Welt, als ich wirklich bin, und als ich zu seyn verlange. Doch, erschrecken Sie nicht; was ich

¹⁰² Johann Georg Schilling publizierte Schwagers anonymes *Sendschreiben eines alten Landpredigers im Preussischen an den Herrn Hofrath Rönning in Rostock über symbolische Bücher in Bezug auf Menschen und Staatsrecht* (Frankfurt/Leipzig 1790) heraus; als Lehrer an der königlichen Domschule zu Bremen unterstand er nicht der preußischen Zensur.

¹⁰³ Christian Victor Kindervater (1758–1806): *Predigten für Leser aus gesitteten Ständen* (Leipzig 1792).

kann, thue ich wahrlich, und die Zeichen der Zeit sind mir ja nicht unbekannt. *Vertheidigen* will ich jedes Wort bey competenten Richtern; aber freylich in die Hände der E.[xaminations-] C.[ommission] mögte ich nicht fallen, wenn es ihr einfallen sollte, Notiz von mir zu nehmen. Doch Silberschlag¹⁰⁴ ist nicht mehr, den ich einmal in Herford ein wenig in die Enge trieb, und die anderen Herren kennen mich hoffentlich nicht. Auch traue ich's ihnen zu, daß Sie mich glücklich zwischen Scilla und Charybdis durch buchsiren werden. Am 23ten S[onntag]. Trin[itatis]. predige ich über die Frage: *Wäre es Glückseligkeit, gar keine Obrigkeit zu haben?* Diese Predigt wird ja wohl jeden mit mir aussöhnen, der mich bis dahin noch verkannte, und allenfalls verdiente sie, jetzt gleich gedruckt zu werden.

Am 24ten S[onntage]. T[rinitatis]. war die Frage: *Gibt es Pflichten der Christen gegen ihre verstorbene Angehörigen?* Ich mußte es verneinen, aber gegen noch Mitverantwortliche lehrte ich um desto angelegentlicher, und nahm die Materie vom zu frühen Begraben wieder vorzüglich mit, die den Hauptinhalt meiner Predigt ausmacht. Am 25ten S. T. war die Rede von *den schlimmen Folgen der Leichtgläubigkeit*. Nun werde ich noch 2 Sonntage Trinitatis ausarbeiten und dann die Ankündigung möglichst abändern.

Das Schicksal meines Sohns ist seiner Entwicklung nahe, und dazu, daß er sich gut entwickele, könnten Sie vielleicht beytragen. Er hatte doch gewissermaßen durch die Gütigkeit unsres Dep. Ministers, des Hrn. p. v. Heinitz Excell. die Anwartschaft auf die Ravensbergische Creiß-Calculator – und jetzt ist sie *vacant*. Durch einen Fehltritt contra sextum hatte er mich gegen sich aufgebracht, und ich entzog mich ihm im Unwillen mehr, als ich gesollt hätte. Dadurch verscheuchte ich ihn, machte: daß er mir nicht weiter klagte und ich wußte es nicht, daß er so viel zu klagen hatte. Ich erfuhr es freylich: daß der Steuerrath v. Hohenhausen, sein Vorgesetzter, mit ihm nicht zufrieden sey, daß er über Vernachlässigung klage, aber ich kannte den Zusammenhang nicht, und weil ich wider meinen Sohn aufgebracht war, so ließ ich alle Schuld auf ihm beruhen. Vor 14 Tagen ward die Stelle, auf die er schon so lange hoffte, und der er vollkommen gewachsen ist, vacant. Ich warf mich aufs Pferd, eilte nach Herford, damit nichts versäumt werde – und witterte Cabalen, denen ich längst hätte zuvor kommen können, wenn ich mit meinem Sohne in einem besseren Vernehmen gestanden hätte. Noch in der Nacht schrieb ich an S. Excellenz und mein Sohn an Hrn G.R. Orlich – und nun setzte ich mich auf die Post nach Minden. Hier ent-

¹⁰⁴ Johann Esajas Silberschlag (1721–1791) war pietistisch geprägt und hatte sich als einziger von den geistlichen Oberkonsistorialräten hinter das Religionsedikt von 1788 gestellt. Er unterstützte den vermeintlich orthodoxen Wöllner im Kampf gegen die Auflösung der Christologie.

deckte ich erst den ganzen Gräuel von Unwürdigkeiten, verlogenen Klagen, und Jesuitisch eingeleiteten Machinationen. Mein Freund, Herr Cammer Präsident v. Breitenbauch hatte mich von allem benachrichtigt – und sein Brief war nicht an mich gekommen. Es war mir leicht, das Cammer-Collegium von der Unschuld meines Sohnes zu überzeugen, denn nun hatte ich *data* der Bosheit in Händen, und das Collegium kennt meinen Sohn, der in dasiger Calculatur 3 Jahre gearbeitet hat, von seiner besten Seite, und kennt auch seinen Feind, Hr. p.[erge] v. Hohenhausen. Indessen hatte es sich durch ihn etwa 14 Tage vorher verleiten lassen, meinen Sohn nach Minden zurück zu rufen, und dies bey Hofe anzuzeigen – und zwar deswegen, weil ich auf den Brief des Hr. C.[ammer-] Präs., den ich nicht erhalten hatte, nicht geantwortet. Nun war jeder bereit, sein Unrecht zu erkennen, und mir die Hand zu biethen, in so weit dies nach geschehener Übereilung noch geschehen konnte. Ich schrieb wieder an meinen Freund, Hr. G.-R. Orlich und Vogel und auch, auf Anrathen des Hr. G.O.F.R. v. Beyer sen. ohne jedoch zu wissen, ob dieser der beliebte Schriftsteller sey, oder nicht, denn davon konnte mir freylich niemand Auskunft geben. Bey meiner Zurückkunft mußte mein Sohn sich dem G.[eneral]-Directorio melden, und einen Posttag später schrieb ich wieder an den Minister. So stehen jetzt die Sachen. Ist Hr. v. Beyer sen. der beliebte Schriftsteller; so haben Sie gewiß Verbindung mit ihm, und Sie könnten etwas für mich thun. Vielleicht bekommt er die Sache zum Vortrage, und kann sie leiten; er leitet sie dann aber gewiß für mich, wenn er sich Zeit nimmt, sich von der wahren Lage zu informiren; denn ich argwöhne, daß man ihn zu mißbrauchen gedenkt. H. Orlich ist gewiß mein Freund, aber er bedarf eines Antriebes. H. Vogel ist eben so mein Freund, aber eben so einer kleinen, öfteren Erinnerung bedürftig. Daß der p.[erge] Minister mir wohl wolle, bezweifele ich gar nicht; allein oft kann Er, in Geschäften vertieft, überrascht werden, wenn's nach dem Weltlaufe geht, und das mögte ich versucht sehen.

Kurz, Freund! Erlauben Sie meinem Herzen diese Curialie. Sie sehen, wie die Sache bewandt ist, kennen das Locale, und nun überläßt Ihnen den Rest, und Ihrer freundschaftlichen Klugheit Ihr Ergebenster Schwager.

[14]

Joellenbeck d 14 Dec. 92.

Hoffentlich sind Sie mit diesem Formulare besser zufrieden. Ich thue gern, was ich kann; aber alles kann ich doch nicht. Ausbringen geht noch, aber heucheln gar nicht. Aber auch das Ausbringen wird mir sauer, ich würde was Besseres liefern, wenn's dessen noch bedürfte.

Hr. G.R. v. Hohenhausen hat sich in puncto meines Sohns dem König erklärt, und zwar der Kammer, mit der er beständige *Demelées* [sic] hat. Schon vorher war die Kammer auf Seiten meines Sohnes; jetzt ist sie es doppelt. Können Sie dieses Spiel freundschaftlich nutzen?

Sind „Chrysophirons Reden über einige Pflichten der Gold- und Rosenkreuzer“ von p.[erge] Wöllner?¹⁰⁵ Auf den Fall erbitte ich mir 1 Exemplar, und um das Porto zu verschicken, erbitte ich mir auch Bahrds *Moral für Bürger*, und dessen Auszug aus Luthers Tischreden.¹⁰⁶

Verzeihen Sie mir das Lakonische für dies mal, ich bin überhäuft, habe die Nacht durchgearbeitet, und obendrein das Podagra. Mit herzlicher Achtung der Ihre Schwager.

[15]

Joellenbeck d 17 März 93.

Eine Augenkrankheit zwingt mich, auf blaues Papier zu schreiben; 14 Tage her konnte ich fast gar nicht schreiben. Ob ich gleich auf meinen letzten Brief keine Antwort erhalten habe, so glaube ich doch, Sie in Absicht des Fortrückens mit meiner Arbeit nicht in Ungewisheit lassen zu dürfen. Ich glaube, meine Themata bis zum Advent excl. Ihnen im Oct. gemeldet zu haben, und hohle nun nach, was ich seitdem ausgearbeitet habe.

- | | |
|-------------------|--|
| 1 Adv. | Über die Dienstwilligkeit gegen den Nächsten. |
| 2 – | Kann und darf man Furcht, Sorgen und Verdruß durch Fressen und Saufen verjagen? |
| 3 – | Über den Wankelmuth der Menschen. |
| 4 – | Niemand gebe sich für das aus, was er nicht ist. |
| Weihnacht | Das Fest der Geburt Jesu, ein <i>Friedensfest</i> . |
| Sonntag nach W. | Woher es komme: daß so mancher Mensch so leicht Anstoß gebe? |
| Neu Jahr | Prüfung vor Gott und Rechenschaft ihm und unserm Gewissen am ersten Tage des N.[euen] J.[ahrs] |
| Sonntag nach N.J. | Daß ein weiser Christ der Gefahr nicht unnöthiger Weise trotze, sondern ihr ausweiche. |
| Epiph. | Über den Character Herodis des Großen. |

¹⁰⁵ *Chrysophirons Reden über einige Pflichten der Gold- und Rosenkreuzer alten Systems; hrsg. ohne Erlaubnis der Oberen* (München 1792). Das Werk ist in der Tat von Wöllner.

¹⁰⁶ Christian Friedrich Bahrds, *Handbuch der Moral für den Bürgerstand* (Halle 1789, Frankfurt a.M. 2¹⁷⁹²); *Auszug aus Luthers Tischreden*, mit Anm. v. C. F. Bahrds (Halle 1791).

- 1 Sonnt. n. Ep. Jesu kindlicher Gehorsam gegen seine Aeltern, ein Beyspiel.
- 2 – Wählt weise, wenn ihr eine glückliche Ehe wünscht.
- 3 – 7. (Fehlen noch)
- Sept. Über das Scheelsehen bey den Vorzügen anderer.
- Sex. Woher es komme: daß sich die Menschen zu manchen Zeiten nicht belehren und weisen lassen wollen?
- Quinq. Woher wußte Jesus sein Schicksal so umständlich vorher?
- Fasten
1. Über das Sammeln unserer Gedanken bey wichtigen Unternehmungen.
 2. Über die Hartherzigkeit bey dem Unglück des Nächsten.
 3. Warum herrscht so selten unter einem großen Haufen von Menschen Einigkeit, wenn's auf das allgemeine Beste ankommt?
 4. Sind hohe, weltliche Würden und Ehrenstellen so wünschenswerth?
 5. [durchstrichen:] Kann die Wahrheit durch Verläumdung und Gewaltthätigkeit unterdrückt werden?

Fleis werden Sie mir wohl nicht absprechen, wenn Sie bedenken: daß ich eine zahlreiche Gemeine habe; und durchdacht werden Sie die Predigten selbst hoffentlich auch finden, und practisch jede. Ich kann meinen Lesern aber nicht helfen, wenn sie mir nicht *nachdenken* können, denn es giebt mit unter starke Speise und Philosophie, doch ohne Terminologie und Erschwehrung, practisch, und dem gesunden, arbeitenden Menschenverstande begreiflich. Heterodox bin ich vielleicht, scheine es aber nicht sehr, und arbeite auf den Verstand, der mir wie ich mir schmeichele, wenn er nur einigermassen unbefangen ist, nicht widerstehen soll. Freymüthig bin ich auch, verlege aber die Scene anders wohin, und nehme die Beyspiele aus alten Zeiten und fernen Landen. Das Wort *Aufklärung* brauche ich nicht; es ist mir selbst um des Mißbrauches willen verhaßt.¹⁰⁷

Von den hohen Festen nehme ich nur den ersten Tag, um die Masse nicht zu vergrößern. Charfreytag und Himmelfahrt muß ich doch wohl nicht nehmen, und dann werden's so 61 Predigten, und jede *circa* 2 Bogen. Die 4 fehlenden *post epiphantias* muß ich noch nachliefern, hätte es wohl schon gethan, wenn meine Augen mich nicht zurückgehalten hätten.

Ich habe alle Verbindungen anderer Art auf so lange aufgeben müssen, um mich dieser Arbeit ganz zu widmen, von der ich gerne Ehre hätte; auch

¹⁰⁷ Vgl. Schwagers Aufsatz „Soll man aufklären? Und wie soll man es thun?“, AMP 1790, S. 284-304.

wäre ich stolz auf Ihren Beyfall, und wünschte in der That, mit Ihnen in Verbindung zu bleiben, wenn wir beyde noch eine Strecke zu leben haben, und mir das Predigtbuch nicht den Rest giebt – denn es greift mich wirklich ein wenig an. Doch hoffe ich auf den Sommer, der mir immer wohlthätig zu seyn pflegt. Gegen Ihre Brunnenzeit (wenn Sie diesmal nach Pyrmont kommen) hoffe ich Ihnen das Mspt aushändigen zu können, sonst schicke ich's Ihnen etwa Ende August zu.

Ich habe mir, wie gesagt, dies Jahr durchaus nichts nebenher verdienen können, und das incommodirt bey starken Ausgaben. Zudem habe ich Gelegenheit, etwas Gutes für meine Familie zu stiften, eine Gelegenheit, die nicht wieder kommen dürfte. Wollten Sie mir also nicht ein paar hundert Thaler vorschießen? Ich verlange es nicht eher, als bis Sie mein Mspt in Händen haben, und, wenn Sie wollen, nicht ohne Zinsen bis Ostern 1794. Daß Sie mir darunter überdas eine große Freundschaft erzeigten, versteht sich.

Mein Sohn hat das Versprechen des p.[erge] G[eneral]-*Directorii*, mit Gehalt wieder nach Minden an die Cammer zurück berufen zu werden, und wartet mit mir auf die endliche Entscheidung. Nimmer kann ich's dem Hrn. v. Hohenhausen verzeihen, daß er mir ihn verdorben hat; doch Gottlob! er hat ihn doch nicht ganz verderben können! Ich finde ihn seit 1 Monat, den er wieder bey mir ist, noch immer, bey einer vernünftigen Behandlung, sehr folgsam, seine Talente unverdorben, und in seinem Fache völlig eingelernt, und sehr brauchbar. Um ihn wieder an Arbeitsamkeit zu gewöhnen, gab ich ihm *Rousseaus Contract* [sic] *Social* zu übersetzen, wahrlich er hat ihn mit einer Gewandtheit und Energie übersetzt, die ich nicht erwartete. Der französischen Sprache ist er sehr mächtig, und des Englischen ziemlich; selbst etwas Latein ist hängen geblieben, und sein Kopf hilft ihm überall durch, wenn er nur Aufmunterung findet, und die findet er in Minden wieder. Ich habe *ad interim* um eine Concipientenstelle bey den Cammersecretarien für ihn gebeten, und ich schmeichle mir, daß ihn kein Secretair übertreffen soll. Hr. v. Hohenhausen, heißt es, wird künftige Woche nach Berlin gehen, und soll Hoffnung haben, in Danzig, oder Thorn angesetzt zu werden. Wäre das eher geschehen, und ein verträglicher, vernünftiger Mann an seine Stelle gekommen, mein Sohn hätte nicht allein seine Bedienung erhalten, sondern auch ihr Ehre gemacht. Er wünschte sich bisweilen ein Buch aus dem Französischen zu übersetzen; könnten Sie ihm nicht damit behülflich seyn?

Sie sind in Geschäften allerley Art erfahren; könnten Sie mir nicht in einer mich nahe angehenden, critischen Sache Rath ertheilen? Die *Struckmanns*che Familie in Osnabrück hat, von ihrem Erblasser und resp. Vater und Großvater her noch seit 30 bis 40 Jahren, von einem Hause in *Reval*, *Daehne* genannt, 20 000 Rubel Capital zu fordern. Meine Frau ist aus dieser

Familie, und deswegen geht mich die Sache nahe mit an. *Daehne* ist, ohne unsere Schuld, und ohne unser Bewußts. einmal vor langer Zeit in der Krone (*conkurs*) gewesen, hat aber seitdem sich so erhohlt, daß er jetzt ein sehr wichtiger Mann ist, aber auch ein *Chicaneur*, und die Justiz muß in *Reval* erbärmlich seyn. Sollte man nicht durch unsern Minister am Russischen Hofe bey jetzigen, günstigen Coniuncturen, etwas ausrichten können? Meine Miterben sind durch die *Chicane* ermüdet, und ich könnte die ganze Forderung leicht für eine Kleinigkeit an mich bringen. Riethen Sie mir dazu? und sollte unser Hof sich dann meiner wohl, als eines Unterthanen, annehmen?

Wie wäre die Sache anzugreifen? *Liquide* ist der Posten, und ein *Reval*-scher *Advocat* verdient noch immer Geld daran, als wäre er in *Wetzlar*,¹⁰⁸ aber ohne mächtige *Intercession* erliegen wir unter der *Chicane*. Sie verbinden sich durch Ihren guten Rath Ihrem ergebenen Diener Schwager.

[16]

Joellenbeck bey Herford d 7 Sept. 1793

Gestern bin ich endlich mit meiner letzten Predigt fertig geworden, eher konnte ich bey aller Anstrengung nicht, denn bald geboten meine Augen mir Ruhe, bald zerstreuten mich andere Geschäfte. Nun hätte ich also noch etwa 14 Tage Zeit zur *Revision*, in der That wünschte ich aber mehr Zeit dazu zu haben. Doch auch das ist nicht zu ändern, und ich will schon damit zufrieden seyn, wenn ich diese ungestöhr't genießen kann.

Ich hatte meinen Freund, Hr'n. G.[eheim]-R.[at] Orlich, der Anlaß wünschte, mit Ihnen näher bekannt zu werden, gebeten, Ihnen schon längst zu sagen: daß es jetzt Ihres gütigen Vorschusses nicht bedürfte; hat er's vielleicht vergessen? Hr'n. Gram. Schilling bat ich noch um dieselbe Gefälligkeit; möglich, daß es auch ihm entfiel. Ihre 200 Th. cour. hab ich also von *Pymont* erhalten, sie liegen aber noch unangerührt und unentsiegelt da, ob Sie etwa noch anders darüber disponiren wollten; denn wenn sich auch die Gelegenheit nicht verlohren hätte, wo ich dies Geld hätte brauchen können; so konnte ich doch nur Gold brauchen, und da unser Vertrag auf einen *Friedrichsd'or* für den gedruckten Bogen lautet; so konnte ich natürlicher Weise auch nur auf *Friedrichsd'or* rechnen. Mit 10 percent sind sie hier aber kaum zu haben, da alles Geld hier rar ist, das Gold aber am meisten; doch das berechnet sich zu seiner Zeit, wenn Sie etwa

¹⁰⁸ In *Wetzlar* befand sich das Reichskammergericht.

über die Münze nicht wohl anders disponiren konnten, worüber ich mir Ihr Gutachten ausbitte.

Nach unserem Contracte sollten meine Predigten in 4to, nach Art der Dappschen, gedruckt werden; es hat Ihnen aber gefallen, dem *Publico* gr. 8 zu versprechen. Ich hoffe nicht, daß der Unterschied sehr groß seyn werde, denn mit minusculis werden Sie doch mein Predigtbuch nicht drucken lassen; es wäre mir auch unangenehm, durch diese Abänderung zu verlehren.

Ich habe nur 62 Predigten. Der Charfreytag hat kein Evangelium, also konnte ich ihn nicht gülich mit anführen. Indessen könnte ich Ihnen noch eine nachliefern, und zwar über 1 Petr. 1,18.19., den diesjährlichen Visitationstext; denn auch ich werde dies Jahr noch visitirt, und mögte durch den Druck meinen Herren Censoren die Arbeit gern erleichtern, oder ihnen die Mühe ganz abnehmen und sie dem Publicum in die Hände spielen. Ist Ihnen mit diesem Angebot gedient; so erbitte ich mir auch darüber ein paar Worte.

Und wo werden die Predigten gedruckt? Auswärts, versteht sich. Aber haben Sie auch für gute Correctur gesorgt? Druckfehler liebe ich aber nicht, und ich weis, daß Sie es auch nicht thun.

Ich hoffe noch eine Meßgelegenheit aufzutreiben, um Ihnen das Mspt nach Leipzig zu schicken; aber wenn ich keine finden sollte, so müßte es doch mit der Post geschehen?

Etwas erschöpft hat mich diese Arbeit, und ich würde es für eine Erholung halten, wenn ich diesen Winter ein gutes Buch etwa aus dem Französischen oder Englischen zu übersetzen hätte, denn der Winter ist in meiner Lage, von allem Umgange ausgeschlossen, ein sehr böser Feind. Wenn Sie mir zu diesem Zeitvertreibe verhelfen könnten; so würden Sie mich sehr verbinden. Ich bin mit bekannter Hochachtung Ew. Wohlgeb. ganz ergebener Schwager. Die Ihnen noch unbekanntem Themata anbey.

Die übrigen Themata

Am 3. S. nach Epiphan.: Wie man's anzufangen habe, treues und williges Gesinde zu haben.

4 – Der Unterschied zwischen Kühnheit und Verwegenheit.

5 – Kann eine Religion, welche verfolgt, die wahre seyn?

6 – Die Gegenwart ehrwürdiger Personen, und der Umgang mit ihnen, haben einen wohlthätigen Einfluß auf unser Herz.

Septuages.: Über das Scheelsehen bey Vorzügen anderer.

Sexages.: Woher es komme, daß sich die Menschen zu unsern Zeiten nicht belehren und weisen lassen wollen.

Quinquages.: Woher wußte Jesus sein Schicksal so umständlich vorher?

1. S. in der Fasten: Über das Sammeln unserer Gedanken bey wichtigen Unternehmungen.
- 2 – Über die Hartherzigkeit bey dem Unglück des Nächsten.
- 3 – Warum herrscht so selten unter einem großen Haufen von Menschen Einigkeit, wenn's auf das allgemeine Beste ankömmt?
- 4 – Sind hohe weltliche Würden so wünschenswerth?
- 5 – Kann die Wahrheit durch Verläumdung und Gewaltthätigkeit unterdrückt werden?
- 6 – Kann man sich auf jede Äußerung von Zuneigung und Freundschaft verlassen?

Am Osterfeste: Warum bezweifeln so viele Menschen glaubwürdige und wahrscheinliche Wahrheiten, z.E. die Auferstehung der Todten?

Am 1 S. nach Ostern Quasimodogeniti: Der Zuruf eines christlichen Religionslehrers an seine Gemeinde überhaupt, und an seine Confirmanden insonderheit: Friede sey mit euch!

Am 2 Sonntage nach Ostern Misericordias Domini: Über die Amts- und Berufstreue eines Christen, besonders eines Volkslehrers.

- 3 – Jubilate: Daß auch die Traurigkeit zu etwas gut sey.
 - 4 – Rogate: Kann der Christ auf jedes Gebet Erhörung erwarten?
- Himmelfahrt J. C.: Bedarf die Wahrheit fortwährender Zeichen und Wunder?

Exaudi: Ist es gut, wenn uns unser wahrscheinliches Schicksal vorhergesagt würde?

Pfingsten: Die Liebe der Christen zu Jesu.

Am Feste Trinitatis: Über sündliche Menschenfurcht.

- Am 1 S. n. Trinitatis: Über die Reichen, und die Versündigungen wozu der Reichthum Anlaß giebt.
- 2 – Über die Gleichgültigkeit der Menschen gegen die Religion.
 - 3 – Über die Theilnahme an Freud und Leid des Nächsten.
 - 4 – Über die lieblosen Urtheile, eine Quelle so mancher Unannehmlichkeit des Lebens.
 - 5 – Daß ein Christ bey fehlgeschlagenen Erwartungen in seinem rechtmäßigen Berufe nicht kleinmüthig werden müsse.
 - 6 – Über die unselige Hadersucht.
 - 7 – Das Mitleid Jesu mit Hungrigen.
 - 8 – Die Kennzeichen eines wahren Christen.
 - 9 – Von der Verantwortlichkeit derer, denen fremdes Gut anvertraut ist.
 - 10 – Die Vorliebe Jesu für sein Vaterland.

[17]

Osnabrück d 26 Sept 1793.

Da ich weder in Bielefeld noch Herford Messgelegenheit haben konnte; so reist ich hierhin – und fand sie auch hier nicht. Ich *muß* Ihnen das Mspt also mit der Post schicken, und am Besten, ich thue es gleich von hier aus, und man hat mir gesagt: daß es gut sey *Documente* auf die Adresse zu setzen. Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir den Empfang bald melden. Mit der bekannten Hochachtung Ihr Ergebenster Diener Schwager.

[18]

Joellenbeck d 22 Febr 1794.

Hochgeschätzter!

Weil ich nicht wußte, was ich schreiben sollte, und auch wenig Zeit dazu hatte, so schrieb ich lieber gar nicht, bis sich beydes änderte. Mit einer eiligen Arbeit bin ich jetzt fertig, und etwas hab ich Ihnen doch auch in Absicht meiner Predigten zu sagen, also schreibe ich.

1. In Absicht des Pränumerantensammelns wollte ich selbst directe mit Fleiß nichts thun, denn ich kenne mein hiesiges Publicum, das mit diesem Geschäfte, besonders wenn der Verfasser sich selbst damit abgiebt, einen unwürdigen Begriff verknüpft, und von dem ich mir auch wenig verspreche, denn ein Prophet gilt nirgend weniger, als in seinem Vaterlande. Die meisten lesen lieber was Hyperorthodoxes, oder was Tändelndes, paßten nur von jeher auf, und werden sich schon ein geliehenes Exemplar zu verschaffen suchen, um mich auf dem schwarzen Register zu erhalten. In Minden sammelt Hr. Postcommisrar Schlutius, in Herford der Buchbinder Haake, in Osnabrück der Successor Bödecker, in Bielefeld der Prorektor Schwarz, und in Aachen Herr Carl Stille, Privatlehrer der Lutheraner incognito.¹⁰⁹ Was diese Männer fischen werden, weiß ich noch nicht, vielleicht Hr. Stille das meiste.

Wenn Sie etwas mehr Spektakel in Journalen, dem Int.[telligenz] Bl.[att] der A.[llgemeinen L.[iteratur] Z.[eitung] und im Hannöverschen Magazin gemacht hätten; so mögte dies wohl nicht geschadet haben. 6 Pränumeran-

¹⁰⁹ Verbirgt sich hinter diesem Pseudonym der geheime Direktorialrat und Minister am kurkölnischen Hofe und im niederrheinisch-westfälischem Kreis Christian Wilhelm v. Dohm, welcher 1790 einen Verfassungsentwurf für die freie Reichsstadt Aachen vorgelegt hatte?

ten aus meinem kleinen Vaterlande Gimborn haben sich an mich gewandt; ich lege ihre Namen bey, und bitte die Pränumerationsgelder, die ich noch nicht erhalten habe, auf meine Rechnung zu schreiben.

Der Mindensche Consistorialrath und Superint.[endent] Westermann und unser Ravensberger Super.[intendent] Hoffbauer in Bielefeld haben das Avertissement auch cirkuliren lassen, ohne daß ich jedoch den Erfolg weis. Ich habe, um mir den Rücken frey zu machen, meine am 3ten Nov. p.[recedentis] gehaltene Visitationspredigt drucken lassen, man findet sie entsetzlich heterodox – ob das hilft oder schadet, muß die Zeit lehren.

Ich glaube indessen, daß Sie das Pränumerantenregister werden theilen müssen, und vor den zweyten Band die Spätlinge zu setzen gezwungen seyn.

2. Mit den Druckfehlern geht's gnädig, jetzt aber viel besser, als im Anfange, weil sich der Corrector und Setzer vielleicht an meine Hand gewöhnt haben. Die bemerkten lege ich bey.

3. In der Dedication von dem 2ten Bande wünschte ich den Präsidenten in einen Oberpräsidenten und Chef der Minden-Ravensbergisch-Lingen-Tecklenburgischen Kriegs- und Domänenkammer verwandelt zu sehen, denn diese Veränderung ist seitdem mit meinem Freunde v. Breitenbauch wirklich vorgegangen.

Ich sehe bald wieder Aushang-Bogen entgegen, um die Drucksache weiter zu verfolgen mit der vorzüglichsten Achtung Der Ihrige Schwager.

[Anlage:]

1. H. Jon. Peter Wüste, Doct. med. zum Hülsenbusch.
2. Jon. Leopold Goes, Pastor zu Ränderoth, und Senior Ministerii.
3. Fried. Gottl. Garenfeld, evangel. Prediger in der Reichsherrschaft Wallmoden-Gimborn.
4. Jon Peter Goehser, Schullehrer der evangel. Gemeinde Wallmoden-Gimborn.
5. Jon. Henr. Schwager zu Kalckkuhle in der Reichsherrschaft Wallmoden-Gimborn.
6. Jon. Bohle zu Rebbelrath, Amt Neustadt.

NB. Der Schullehrer Goehser als Sammler rechnet auf ein Freyexemplar.

[19]

Was ich *mente conscia recti* zu unbesorgt bin, sind Sie vielleicht zu besorgt. Der Mittelweg mag immer der beste seyn, aber er findet sich so leicht nicht. Daß ich auch nicht auf die entfernteste Art durch die Größe Sauls anspielen wollte, können Sie mir zutraun, wenn Sie mich als den zwar geraden, aber auch ehrlichen Mann kennen, der ich bin. Sauls Zeitgenossen dachte ich mir weit größer, als die unsrigen, denn wir sind gewiß gegen unsre Vorfahren nur eingeschrumpfte Puppen. Und nun Saul noch einen Kopf größer – daran reichte weder Möser noch Kalkmut. Meine Wenigkeit hat auch 9 Zoll – auf mich selbst wollte ich keine Satyre machen. Indessen war es immer mögl. daß ich mißverstanden ward, und bey einem so argwöhnischen, reizbaren Zeitgeschlechte, für das ich nicht so recht gemacht bin, war Ihre Vorsicht vielleicht nöthig, ich danke Ihnen dafür, und ich habe das Ding abgeändert.

Den M.[inister] W.[öllner] wollte ich wahrlich nicht necken; aber etwas Zwang machte mir's, mit ihm zu sprechen, und dann wählt man die Worte oft nicht so glücklich. Übrigens müßte ich meine Feder ganz niederlegen, wenn ich nicht rein von Herzen wegsprechen darf. Freylich wird die Welt wohl ohne mich fertig werden, aber ohne Freymüthigkeit schon schlechter. Dieser Meynung waren Sie weiland wenigstens auch, und Sie haben dadurch auch den größten Nutzen gestiftet.

Indessen verlange ich nicht, daß mich jemand zum Hofprediger empfehle; die Pille zu vergolden würde mir Mühe kosten, aber sie ganz zurück zu halten noch weit mehr. Vor 200 Jahren wär es ein anderes gewesen.

In meinem benachbarten Kirchspiel hat man vor einigen Wochen eine Kindbetterin, aller Muthmaßung nach lebendig begraben; und man war stark willens, die Sache zu vertuschen, vielleicht mir die Ehre zu rauben, die Wahrheit gesagt zu haben; allein ich werde die Untersuchung schon befördern, und dies neue Beyspiel zum Nutzen der Menschheit schon zu benutzen wissen.

Ich empfehle mich Ihrer Duldung und Freundschaft bestens, und bin mit der wahrhaftigsten Hochachtung der Ihre Schwager
Joellenbeck d. 15 März 1794

[20]

Joellenbeck bey Herford d 22 März 1794.

Ich habe aus Achtung für Ihre Besorglichkeit auch diese Stelle gemildert, nicht aber aus Überzeugung, daß ein Religionslehrer unbefugt wäre, dergleichen Schändlichkeiten zu rügen. Indes wußte ich von der Lottoverfas-

sung in unseren Staaten und von der Verwendung auch kein Iota, ich eiferte wider die Schändlichkeit dieses Hasard-Spiels wie seit einigen Jahren es jeder Biedermann that, mit Erfolg that; die Publicität half hier retten, und ich wollte mich mit anschließen, war selbst dazu durch einen respectabel. Freund aufgefordert worden, dem auch der Schade Josephs heftigst zu Herzen ging. Doch, wie gesagt, Ihre Besorgungen, wären sie auch zu gerecht, haben meine Achtung, und ich gebe gern nach, wenn es zu Ihrer Beruhigung gereicht.

In puncto der Katholiken erinnere ich mich keines neuen Edicts; als Schriftsteller glaube ich mich aber nach dem Religionsedict selbst befugt, die Schliche der Misbräuche zu rügen, die aufgeklärten Katholiken selbst ein Gräuel sind, und diese wünsche ich Ihnen zu Käufern, am liebsten zu Pränummeranten, damit ein etwaiges Verboth zu spät komme. Doch verbotene Bücher finden ja auch ihren Weg.

Sie nehmen sich also die Zeit, meine Predigten zu lesen? Finden Sie denn auch etwas gutes daran?

Der Ihre Schwager.

[21]

Joellenbeck d 3 April 1794

Aus der Anlage ersehen Ew. Wohlgeb., daß der Corrector sich seine Sache eben nicht blutsauer werden läßt. Den ersten Band hindurch bin ich ihm nachgefolgt; die Aushängebogen des 2ten Bandes, und besonders des letzten Theils desselben habe ich aber zu spät erhalten, um die Druckfehler noch anmerken zu können. Wie hilft man da? Doch wohl durch eine Nachschrift? Auf den und jeden Fall muß ich Ew. Wohlgeb. diese Angelegenheit überlassen.

Wie bald wird denn der Drucker fertig seyn? Ich wünschte sehr, die Dedicationsexemplare besser gebunden zu haben, als man's hier kann; wollten Sie nicht die Güte haben, es in Leipzig oder Berlin besorgen zu lassen? Auf den Fall legte ich dann nächstens an den M. v. Heinitz einen Brief bey, und ersuchte Sie, das D.[edikations-] Exemplar ihm gütigst erreichen zu lassen; um des Datums willen wüßte ich aber die Zeit gern, wann ich den Brief schreiben sollte.

Mein Sohn, mit dem ich jetzt zufrieden bin, und der auch den Beyfall der Mindenschen Cammer hat, wünscht in Süd-Preußen angestellt zu werden, und glaubt, dort sein Glück bey irgend einer der neuen Cammern machen zu können; dazu bedürfte es aber der Mitwirkung Sr. Excellenz. Mir ist sein Wunsch nicht recht; allein hier sind die Aussichten weit aussehend, die Gehälter schlecht und alles ist theuer. Wider meine Neigung

müßte ich also dem jungen Menschen wohl nachgeben, der nach einer fast 7jährigen Expectanz anfängt muthlos zu werden. Er ist sehr brauchbar, und ich mögte ihn wenigsten als Cammersecretär angestellt sehen, und ihm Muth zu machen, wohl drauf antragen, ihn zum Kriegs- oder Steuerath examinieren zu lassen. Was rathen Sie mir? Im letzten Fache ist er sehr orientirt, und mit seinem guten Kopf kömmt er schon durch. Er, der in Sprachen schon was gethan hat, würde mit der Pohnischen auch bald fertig werden. Ich rechne sogar auf Ihre Einsichten, und auf Ihren Rath; um den letzten bitte ich also inständdig.

Folgende Pränumeranten haben sich an mich gewandt, ob ich mich gleich ungern damit befasse.

Hr. Prediger von Cölln zu Oerlinghausen in der Grafschaft Lippe-Detmold 1 Ex.

Hr. Apotheker Ebermeier zu Melle, im Hochstift Osnabrück. 1 Ex.

Hr. Rector Pauli, ibidem. 1 Ex.

Hr. Prorektor Schwarz in Bielefeld 1 Ex.

7 Thl. ConventionsMünze habe ich für diese Exemplare erhalten; soll ich sie einschicken oder berechnen?

Mit aller Höchachtung Ew. Wohlgeb. ganz ergebener Diener Schwager.

[22]

Joellenbeck b. Herford d 16 April 1794.

Gern erfüllte ich Ihren Wunsch, mein Predigtbuch nochmals zu revidiren, aber das kann ich nicht. Die Zeit ist zu kurz, der Geschäfte sind zu viel, und mein Kopf ist wie zerstöhrt. Ich habe einige Zeit her an Zahnschmerzen fürchterlich gelitten, viele Kranke, Leichenpredigten, und undankbare Mühe mit den Confirmanden lassen mich nicht nüchtern werden. Dazu kommt noch, daß man die Fehler an seinen eigenen Kindern selten recht sieht, wenn man nicht von Freunden darauf aufmerksam gemacht wird. Zudem hab ich den Fehler an mir, das Unrecht, oder was ich dafür halte, überaus lebhaft zu empfinden, und dann halte ich den Ausdruck selten für stark genug, und glaube, mich sehr gemäßigt zu haben, wenn Kältere mich zu warm finden. Die Indignation ist die beste Lehrmeisterin des Styls nicht, darüber bleibt mir kein weiterer Zweifel übrig; allein ich kann mir nicht helfen, und aus richtiger Selbsterkenntnis hab ich deswegen auch nie den ehrgeizigen Gedanken bey mir aufsteigen lassen, Hofprediger werden zu wollen, eine Verleugnung, die mir nie viel kostete. Indessen thats mir immer weh, wenn ich andre mit in meine Verdrislichkeiten ziehe, und gern will ich Ihnen jedes Zeugniß der Wahrheit geben, wenn Sie es bedürfen

sollten. Oder hätten Sie einen kälteren Revidenten, der in der Geschwindigkeit noch einmal nachsähe, und dann etwa milderte; so will ich das sehr gern geschehen lassen.

Und doch hoffe ich noch immer, daß Sie zu viel fürchten. Der Buchhandel ist ein zu einträglicher Beglückungszweig, als daß ich mir nicht vom General-Consistorio allen Schutz versprechen sollte; ihn zerstören hieße eine Menge, eine sehr beträchtlich Menge guter Bürger ums Brod bringen, und das zu thun bedenkt sich doch eine jede Regierung, die den Namen einer unpatriotischen scheut. Denn daß durch eine Localbedrückung nichts gewonnen werde, springt in die Augen; was wir nicht drucken dürfen, druckt der Nachbar, und was wir expurgiren, wir desto stärker gesucht und verkauft. Die Masse an Kenntnissen und Lust, die einmal in der Welt ist, läßt sich aus einer Provinz in die andere verdrängen, aber nicht ausrotten, und die Musen sind so abgehärtete Mädchen, daß sie auch Skandinaviens rauhen Himmel ertragen können. Ihnen folgt der Buchhandel; und sind beyde erst weg, so sind uns die Lumpen ja auch unnütz.

Nein, edler Freund! dahin wird es nicht kommen; und gewänne es auch das Ansehen – da kann und wird es doch nicht bleiben. Wir beyden haben Ursache, uns in diesem Glauben zu bestärken, denn wir sind zu alt zum Entlaufen, und wenn wir das bischen Geschehene ein wenig wieder überdenken; so werden Sie schon Muth erhalten. Die Glaubenscommission wird bald inne werden, daß ihr Commissarium nicht auf die Verminderung des Wohles des Staats laute, und sollte sie es auch nicht einsehen, so werdens schon andre Dicatoria und der König selbst thun. Wie es scheint, sind schon viele Provincialcommissionen der Meynung, daß man gegen einen reißenden Stroh nicht schwimmen könne, und so wird sich mehreres geben. Dem Anscheine nach wird auch die Stimme der Rigoristen in dem politischen Getöse verhallen, und die drückende Verachtung, wegen welcher diese Herrn seufzen, ist zum Ermuntern nicht gemacht.

Daß Sie erst so wenige Pränumeranten haben, bedaure ich Ihretwegen; ich wundere mich über nichts mehr. Können Sie Gedult haben, bis die Recensenten ihr hochpeinl. Gericht gehalten haben, können Sie dann noch etwas vom Ladenpreise ablassen; gut! Man muß heuer nur von der Französischen Revolution schreiben, um Leser zu haben, dann von der Pohlischen – und Gott weis von welcher dann. Zulezt kommt man wieder auf was anders zurück, vielleicht auch auf Predigten. Daß wir den rechten Zeitpunkt vielleicht versäumt haben, ist unsre Schuld nicht; wer kann es vorhersagen: wann wir gebohren werden?

Aus Osnabrück, woher meine Frau ist, wo ich Bürger und ein wenig beliebt bin, wenigstens war, versprach ich mir viele Pränumeranten, doch das baare, dreyfache Kriegs-Contingent, die Stockung des Handels und der

Miswachs in Cartoffeln brachten mich von meiner sanften Hoffnung zurück.

Wie ich meine Freyexemplare erhalte, weis ich selbst nicht. Die Meyersche Buchhandlung in Lemgo könnte sie beypacken, wenn sie nur wollte; vielleicht thut sie es Ihnen zur Gefälligkeit. Der Stadt-Secretair Struckmann aus Osnabrück, meiner Frau naher Verwandter, besucht die Messe als Kaufmann; vielleicht schaffen auch Sie Rath. Hr. Perrenons Fracht passirt durch Friedrichsdorff ohnweit Bielefeld, wo mein Schwiegersohn Rothert Prediger ist; auch das ließe sich thun, wenn Hr. Perrenon wollte.¹¹⁰ Auch pflegen Bielefeldsche Kaufleute die Leipziger Messe zu besuchen; da spähetete ja Ihr Markthelfer wohl was aus. Sonst muß die Post bleiben.

Ihre Freundschaft ist mir unendlich schätzbar, erhalten Sie sie Ihrem ergebensten Verehrter Schwager. Was ist mit den Druckfehlern des 2ten Bandes?

[23]

Joellenbeck b. Herford, 5 Jul. 1794

Ich glaube Ihnen, würdiger Mann! Nachricht von der guten Aufnahme schuldig zu seyn, mit welcher S.[eine] Exc.[ellenz] Hr. M.[inister] v. Heinitz mein Predigtbuch aufgenommen hat!

„Ich danke Ew. verbindlichst für die Zueignung Ihres Predigtbuches und das mir übersandte Exemplar desselben. Die Grundsätze einer lauten Religion und der practischen Lebensweisheit, die in demselben herrschen, machen es zu einem gemeinnützigem Buche, dem ich recht viele Leser wünsche. Fahren Sie fort, auf diese Art an der moralischen Verbesserung sowohl Ihrer Gemeine als Ihrer übrigen Leser zu arbeiten, Aberglauben, Leichtsinne und Vorurtheile zu bekämpfen, und Liebe zur Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, zur gesetzlichen Ordnung und gegenseitigen treulichen Hilfeleistung überall einzuführen; Sie werden dadurch die Zahl der Zufriedenen vergrößern, und von allen Menschenfreunden Dank und Beyfall erhalten. Ich verharre mit vorzüglicher Hochachtung pp Berlin d 14 Jun. 1794.

¹¹⁰ Hermann Henrich Rotert bzw. Rothert (1761–1819) hatte 1794 Lisette Schwager (1770–1825) geehelicht; vgl. Bauks, a. a. O., S. 418, Nr. 5190. 1804 verfasste er die heute verschollene *Rede zum Gedächtnis Schwagers*; vgl. *QfR* 1805, S. 688 (Rezension).

Ew. nehmen wohl angeschlossene Medaille zu meinem Andenken an.“ Die Medaille war diejenige, die die Academie der Künste ihrem Curator zum 70ten Geburtstage prägen ließ.

Falls Sie von dieser Nachricht zur Verkäuflichkeit des Werks mit Anstande in irgendeinem gern gelesenen Journale Gebrauch machen können und wollen, muß ich Ihnen überlassen; wenigstens hätten wir hier doch einen Minister wider den andern, wenn v. W.[öllner] nicht gar selbst bereits Proselyt der vernünftigen Parthey geworden ist, wie ich schier glaube. Von Seiten der E.[xaminations] C.[ommission] fürchte ich nichts, besonders seit der Halleschen Begebenheit.¹¹¹ Die Herren werdens doch endlich merken, daß wir uns kein neues Werk aufdringen lassen wollen, und ihr Schild almählich einziehen, wenigstens ist es zu rathen. Mit ihrem unerträglichen Catechismo und der despotischen Art, ihn einzuführen, haben sie auch das Volk, den neutralen Theil, wider sich stehn, und ich wollte es ihnen wahrlich nicht rathen, unter dem Titel der Catechismusmacher die Westphälischen Provinzen zu bereisen, wo die heimliche Gährung um den elenden Catechismus und der Zwang, mit dem er aufgedrungen ward, schon den letzten Stoß bekommen hat, um zu einer offenbaren zu werden. Wahrlich, der gute König wird von diesen Leuten schlecht bedient!

Wir werden wieder bessere Zeiten sehen, Freund! verlieren Sie nur den Muth nicht; eigentlicher Muth wird erfordert, um sie herbei zu führen; die Vorsehung wird ihn uns geben und segnen. Behalten Sie mich immer in Ihren Gedanken, Ihren ergebensten Diener Schwager.

Darf ich bitten, Einlage gelegentlich besorgen zu lassen? Ich habe keine Bedenken dabey, sie hier zur Post zu geben.

[24]

Würdiger, lieber Mann!

Ich kann nur in Geschäften, wie ich sehe, Briefe mit Ihnen wechseln, und um nicht ganz von Ihnen geschieden zu seyn, muß ich es wenigstens versuchen, wieder Geschäfte mit Ihnen zu bekommen.

Mein Patron hat mir den erbetenen Adjunct accordirt, dessen ich bedurfte; dadurch gewinne ich viele, und beynahe alle meine Zeit, und in meiner Studirstube fühle ich mich noch jung und regsam. Mit Muße hab

¹¹¹ Ablehnung des neuen in den königlich preussischen Landen einzuführenden Landes-catechismi durch die theologische Fakultät der Universität Halle; vgl. AMP 1790, S. 305.

ich die neueste Philosophie studirt, und eben die Resultate herausgefunden, die Sie fanden. Diesen Sommer schrieb ich einen Roman, *Fritz Bickerkuhl*, um das entsetzliche Unwesen zu rügen, das man in den Rheingegenden mit den Predigerwahlen treibt; die Herrn Gebr.[üder] Mallinckrodt in Dortmund, mit denen ich wegen des *Westphälischen Anzeigers* in Verbindung stehe, erbaten sich den Verlag, und drucken ihn jezt.¹¹²

Es entsprangen bey der Bearbeitung neue Ideen, ich hatte Zeit und Lust, sie zu ordnen, und daraus entstand der Plan zu einem neuen Roman: *Just. Leupolds Leben, oder die Geschichte eines allzuehrlichen Mannes*. Ich führe ihn jezt durch seine Jugend, und werde ihn als Prediger sterben lassen, unglücklich gnug, denn er ist allzu ehrlich.

Ich war noch mit keinem Verleger so zufrieden, als mit Ihnen; Ihnen biethe ich also den Verlag an, ord. 8°, splendide gedruckt, und den gedruckten Bogen zu einer Carolin, wie ich mit Hrn. Mallinckrodt auf 700 Exemplar und 12 Freyexemplare accordirt habe. Wollen Sie nun, wie ich es wünschte, so können Sie gegen Neujahr das Mspt haben, und ihn auf die Jubilatemesse als Verlagsartikel mitnehmen. Ich werde ihn höchstens auf 1 ½ Alphabeth¹¹³ bringen, und erwarte Ihre gütige Antwort bald. Der Ihrige Schwager.

Joellenbeck bey Herford d 7 Nov. 1801¹¹⁴

[25]

Joellenbeck bey Herford d 11 Nov. 1803

Ungern lasse ich die Bekanntschaft mit einem Manne, den ich ein halbes Jahrhundert verehrte und noch immer verehere, untergehen, und das um desto ungerner, da ich einmal die Ehre habe, Ihnen bekannt zu seyn, und gern mich Ihrer Bekanntschaft öffentlich rühmen mögte.

Bald sind es drey Jahre, daß ich mir selbst mehr angehöre; ich habe einen Adjunct, und nichts mehr zu thun, als ich will; ich lebe also fast immer unter meinen Büchern. Man kann nicht immer lesen, beschäftigt muß ich aber immer seyn; ich schreibe also. Kürzlich habe ich *Histoire naturelle des Volcans _ par C.N. Ordinaire* übersetzt,¹¹⁵ das einzige Buch, das sich bloß über die Vulkane erstreckt, ein mühsam gesammeltes, sehr interessantes Werk, noch interessanter durch eine beygefügte, vulkanische Weltkarte,

¹¹² *Friedrich Bickerkuhl, ein Roman aus dem Leben und für dasselbe* (Dortmund 1802).

¹¹³ Die Bögen wurden zum Binden alphabetisch gekennzeichnet.

¹¹⁴ Randnotiz Nicolais: neg.[o]

¹¹⁵ Ordinaire, Claude Nicolas: *Histoire naturelle des volcans, comprenant les volcans sous-marins, ceux de boue, et autres phénomènes analogues* (Paris 1802).

die bis jetzt auch noch einzeln ist. Das Werk beträgt ohngefähr 1 Alphabeth. Auch habe ich ein paar Romane im Mspt liegen, nach Art des *Fritz Bickerkuhl*. Der erste, *Justus Leupold*, schildert einen würdigen Geistlichen, der zweite, der falsche Martin Luther, einen lüderlichen.

Ich wünschte Sie mir abermals zum Verleger, und glaube Ihnen diese etwaigen 3 Alphabete empfehlen zu können, und um das Honorar werden wir gewiß einig. Sie verbinden sich mir, wenn Sie mir gefällig sind, ewig Ihr treuester Diener Schwager.

**„Und wir mit gutem Recht unser Haus Johanniter-
Station Nazareth nennen durften“**

**Die Frühzeit der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth,
Pastor Friedrich v. Bodelschwingh der Ältere (1831–1910)
und einige Beispiele einer Betheler Legendenbildung**

Im Jahr 2007 begeht die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth das 130. Gründungsjubiläum. Am 30. April 1877, gut fünf Jahre nachdem Pastor Friedrich v. Bodelschwingh d. Ä. im Januar 1872 zum Anstaltsleiter berufen worden war, schlossen sich elf männliche Mitarbeiter der Anstalt für Epileptische, die wenig später den Namen Bethel erhalten sollte, zu einer Brüderschaft zusammen. Über die Gründungsaspekte dieser nach dem Mutterhausprinzip organisierten männlichen Lebens-, Glaubens- und Dienstgemeinschaft mit ihren spezifischen Formen eines gemeinsamen Lebens und eines klösterlichen „Betens und Arbeitens“, verbunden mit Armut, Keuschheit und Gehorsam, entstand schon zum 25-jährigen Nazareth-Jubiläum im Jahr 1902, ganz im Stil einer christlich-pietistischen „Be-Gründungslegende“, die nachfolgende Überlieferung, die bis heute in der Betheler Historiographie immer wieder und nahezu unverändert tradiert worden ist:

„[...] Die Pflege der Kranken in Bethel lag in den Händen der Schwestern des Mutterhauses Sarepta. Aber man brauchte auch männliches Pflegepersonal und machte die Erfahrung, daß ein solches schwer zu finden ist, wenn es zuverlässig sein soll. [...] Die Zahl der Wärter war Ostern 1877 bereits auf elf gestiegen. Die letzteren gehörten zum großen Teil anderen Brüderanstalten an. In friedlichem Einvernehmen arbeiteten sie nebeneinander und miteinander, die Brüder von Neinstedt, von Ducherow und vom Johannesstift in Berlin; und dazwischen standen die anderen, die sonst noch, von der Liebe Christi wirklich oder vermeintlich gedrungen, aus allerlei Stellungen und Lebensverhältnissen sich hatten anwerben lassen zum Dienst der Barmherzigkeit. Das rasche Wachstum der Anstalt Bethel ließ ja aber mit Sicherheit vorausberechnen, daß der Bedarf an männlichen Pflegekräften in derselben bald von den vorhandenen Brüderanstalten nicht mehr würde gedeckt werden können; auf zufällig her-

angereiste oder sonst stellenlose und veränderungssüchtige Leute wollte und konnte man es indessen bei dem Ernst und der Wichtigkeit der Sache auch nicht ankommen lassen. Die Gesuche von derlei fahrendem Volk liefen genug ein, aber man hütete sich wohl davor, ihnen unter dem Vorwand der Krankenpflege eine Zufluchtsstätte zu bieten. Die Krisis kam. Schon im Winter von 1876 auf 1877 erhielt man auf die an die befreundeten Brüderhäuser gerichteten Bitten um Zusendung weiteren Pflegepersonals von allen Seiten her abschlägigen Bescheid. Da wurde auch hier in Bethel wie ein Menschenalter früher im Rauhen Hause die Not der Vater des Gedankens an eine eigene Brüderschaft, und die Ausführung dieses Gedankens ließ nicht lange auf sich warten. Es war am 30. April 1877, da versammelten sich des Abends in Bethlehem, um den Geburtstag des Pflegers zu feiern, der diesem Häuschen vorstand, etliche der in Ebenezer, Bethel und Bethlehem arbeitenden Brüder. Auch Pastor Stürmer und der Rendant der Anstalt Bethel, Mellin, waren erschienen. Bei dieser festlichen Gelegenheit konstituierten sich die vorhandenen, nicht aus anderen Brüderhäusern stammenden elf Pfleger unter einem besonderen Vorstand als 'Westfälische Brüderanstalt'. Für dieselbe wurde der Name Zoar gewählt. Die bereits anderen Brüderhäusern angehörenden Pfleger der Anstalt wurden, soweit sie es wünschten, als Ehrenbrüder aufgenommen. Dem Vorstand trat ein ‚Brüdererrat‘ zur Seite, der mit jenem gemeinsam die Statuten der neuen Brüderschaft entwarf, die ‚Brüderordnung‘, die in allen wesentlichen Stücken noch heute gilt.“¹

Zoar, das hebräische Wort für „die Kleinigkeit“, wurde zunächst zum Programm der neu gegründeten Brüderschaft. Die älteste erhaltene Brüderordnung von 1882 beschrieb in ihrer Einleitung das Diakonenamt als dasjenige in „einer freien geistlichen Genossenschaft und eines geheilig-

¹ Diese „Be-Gründung“ wird in jüngerer Zeit überliefert in der Darstellung von Robert Frick: „Die ersten 100 Jahre – Gründerjahre“, in: Jürgen Steinbrück (Hg.), Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Aus der 125jährigen Geschichte der Diakonischen Gemeinschaft und Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth/Bethel, 2002, und findet sich als frühe Wiedergabe in der Schrift „Die Brüderschaft Nazareth 1877–1902“, erschienen in der Buchhandlung der Anstalt Bethel zum 25jährigen Nazareth-Jubiläum. Zu den Betheler „Be-Gründungslegenden“ schreibt Matthias Benad treffenderweise: „Die Erzählung wurde zur vielzitierten Gründungslegende über die Anfänge der (...) Arbeit in Bethel – Legende nicht im landläufigen Sinne misszuverstehen als historisch unwahre Erfindung, sondern im wörtlichen Sinne gemeint: legenda als das, was vorgelesen werden muss, wenn die Vorgänge in ihrem inneren Begründungszusammenhang verständlich gemacht werden sollen.“ (in: M. Benad/H.-W. Schmuhl (Hgg.), Bethel-Eckardtshcim, Stuttgart 2006, S. 38.) Siehe darin auch zu den Hintergründen des Mutterhausprinzips der Diakonenanstalt das Kapitel „Religiöse Grundlagen“, ab S. 36.

ten Brüderbundes im Anschluss an die Kirche, ihr dienend und von ihr geschützt und gepflegt.“² Und dennoch, in einem wichtigen Punkt mangelte es zunächst der neu gegründeten Brüderschaft. Rückblickend wird dieser Umstand im Jahr 1902 beschrieben:

„[...] Die Zoariten waren in einer Beziehung recht arme Leute, sie waren nämlich sämtlich heimatlos. Es war eine Brüderschaft ohne ein Brüderhaus. Sie hatten in der Anstalt Bethel so wenig wie irgendwo in der Welt eine Stätte, die sie ihr eigen nennen konnten; keine Herberge, wenn sie müde von der auswärtigen Arbeit zurückkamen; keine Krankenstube, wenn einer sich unwohl fühlte; kein Unterrichtszimmer und kein Versammlungslokal. Wo ein Räumlein frei war in einem der Anstaltshäuser, da waren die Brüder von Zoar zu Gäste, aber zu Hause waren sie nirgends.“³

Verbunden mit genau jener Heimatlosigkeit der jungen Brüderschaft Zoar kam in der bis heute tradierten Anstaltsüberlieferung und im Zusammenhang mit der Planung eines Brüderhauses der Person des Anstaltsleiters Pastor Friedrich v. Bodelschwingh eine besondere Bedeutung zu. Auch im Fall der Errichtung eines ersten eigenen Wohngebäudes für die Betheler Diakone ist die bewusst initiierte Bildung einer „Be-Gründungslegende“ nachweisbar. Denn mit der Grundsteinlegung des geplanten Brüderhausneubaus auf dem Gelände der Anstalten in Bethel am 26. Juni 1881 tat sich zugleich die Frage nach einer geeigneten Möglichkeit der Finanzierung dieses Vorhabens auf. Ein Kreis potentieller, allem Anschein nach finanzkräftiger Geldgeber war bald gefunden. Aus Bodelschwinghs Rede bei der Grundsteinlegung wurde später zitiert:

„[...] Hier wird eine Anzahl junger Streiter im Dienste der Barmherzigkeit sich einstellen. Diese wollen gern alle Nathanaels sein, rechte Israeliten ohne Falsch, echte Gottesstreiter im verborgenen Kämmerlein, von Herzen zugetan dem Könige von Israel, der an ihrer Seele Großes getan hat. Sie wollen es nicht mit Worten, sondern mit der Tat beweisen, daß sie ihm von Herzen zugetan sind. Hier in diesem Hause soll zugleich die Rüstkammer sein, wo die gesamte Brüderschaft von Bethel, die dem König der Barmherzigkeit Treue gelobt, ihre Waffen schärft durch gemeinsames Forschen im Worte Gottes und gemeinsames Gebet. Hier an dieser

² N-KS-043, Berufsordnung für die Diakonen der Westfälischen Brüderanstalt Nazareth zu Bielefeld 1882. Die mit dem Anfangsbuchstaben „N“ versehenen Signaturen beziehen sich auf Bestände des Archivs der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth in Bielefeld-Bethel.

³ Die Brüderschaft Nazareth 1877–1902 (wie Anm. 1), S. 29.

Stätte sollen endlich die im Dienst der Barmherzigkeit ergrauten oder erkrankten und ermüdeten Streiter zugleich eine Erquickungsstätte finden zum Ausruhen, wo sie auch im Frieden ihren Feierabend erwarten können.“⁴

Ein Vierteljahr später, im November 1881, richtete v. Bodelschwingh ein hektographiertes Schreiben an alle Mitglieder der westfälischen Genossenschaft des Johanniterordens. Dieser Orden, ursprünglich im Jahr 1099 als „Ritterlicher Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem“ am Ende des Ersten Kreuzzugs im Heiligen Land gegründet (1113 erfolgte die päpstliche Bestätigung der Ordensprivilegien), war am 15. Oktober 1852 durch königliche Kabinettsordre mit der Ordens-Balley Brandenburg als Verbindung adliger Protestanten in Preußen neu gestiftet worden. Angehörige der Familie v. Bodelschwingh und weiterer mit ihr verwandter preußischer Adelsgeschlechter hatten mehrmals Sitze im Ordenskapitel, also im Leitungsgremium der preußischen Johanniter, inne. Seit dem Mittelalter, seit der Zeit der Kreuzzüge, sah sich der „Ritterliche Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem“ durch seine Ordensgelübde und vor allem nach der tradierten Ordenslegende zum Dienst an den Schwachen und Elenden in den Johanniter-Stationen verpflichtet.⁵ Durch den Appell Bodelschwinghs und vor allem durch seine Berufung auf „die jungen Streiter im Dienste der Barmherzigkeit“, also die „echten Gottesstreiter“, die sich auch in eben jener Johanniter-Legende widerspiegeln, sahen sich die Ritter nunmehr in die Pflicht genommen, durch Einzelspenden ihrer Angehörigen, aber auch in der Gesamtheit des Ordenskapitels, mit nicht unerheblichen Geldmitteln für den Neubau des Betheler Diakonen- und Brüderhauses aufzukommen, um damit Bodelschwinghs in Bethel begonnenes „Liebeswerk an den Schwachen und Elenden“ zu unterstützen. In seinem Brief an die westfälischen Ordensritter vom November 1881 schrieb Bodelschwingh deshalb weiter:

„[...] Da es nun keiner provinziellen Genossenschaft des Ordens möglich sein dürfte, für sich allein eine Anstalt für Epileptische herzustellen, so kann ja nur in dieser Form seitens des Ordens auch für die armen Epileptischen etwas geschehen und zugleich dem gegenwärtigen Prinzip des Ordens Rechnung getragen werden, wonach die Gabe nicht verzettelt,

⁴ Ebd. (wie Anm. 1), S. 32.

⁵ Der Dienst an den Schwachen und Elenden resultierte in den karitativen Orden des Mittelalters, v. a. während der Kreuzzüge, aus den Gelübden der persönlichen Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Daneben trat für die Angehörigen der geistlichen Ritterorden das Gelübde des „Kampfes gegen die Ungläubigen“.

sondern nur ganze Häuser hergestellt werden sollen, daß der Orden *ein einzelnes* Haus unserer jetzt im Ganzen 42 Häuser zählenden Kolonie *ganz* zu bauen übernimmt. Unsere Baukasse für Nazareth ist gänzlich erschöpft, und da eben jetzt das Johanniterkreuz am Giebel aufgerichtet werden soll, so geht unsere sehr herzliche Bitte an alle diejenigen Herren, welche ihre Gabe für die Stunde der Noth aufgespart haben, uns dieselbe jetzt liebebreichst zukommen zu lassen; [...]⁶

Von insgesamt 335 Ordensrittern, vornehmlich aus Westfalen, gingen daraufhin persönliche Spenden für den Bau des Hauses Nazareth ein. Die Fertigstellung schritt, da nun ausreichende Geldmittel vorhanden waren, zügig voran und schon ein knappes Jahr später, am 17. September 1882, wurde davon berichtet, dass das Haus den künftigen Benutzern übergeben werden konnte:

„[...] Das war der Brüderschaft Zoar großer Tag, an dem sie eine Heimat und einen neuen Namen, den der Brüderschaft Nazareth, erhielt.“⁷

Über die Namensgebung des neuen Hauses bestand völlige Einstimmigkeit. Denn der Name sollte mit dem Einzug in das neue Gebäude zugleich auch der Name der Brüderschaft werden:

„[...] Den Namen Nazareth deutete Pastor Simon, der Vorgänger von Pastor von Bodelschwingh in der Leitung von Bethel, bei der Übergabe des Hauses: Der Name Nazareth möge euch immer eine Mahnung sein, soll euch stets an den erinnern, der die beispiellose Demut geübt hat, der 30 Jahre lang als Zimmermannssohn seinen Eltern gehorsam war und in stiller Verborgenheit lebte, sodaß nicht einmal Nathanael und Philippus etwas von ihm wußten. Liebe Brüder, wollt ihr nun, daß von Nazareth etwas Gutes komme, dann haltet fest an der Demut! Laßt selbst den Spott und den Hohn euch zum Troste dienen, denn: wenn du mich demütigst, dann machst du mich groß. Ja, dann werden tüchtige Werkleute und Diakone aus Nazareth kommen. Dazu segne euch der gnädige Gott!“⁸

Genau an diesem Punkt, mit dem Einzug der Brüderschaft in das neue Haus und ihrem damit verbundenen neuen Namen Nazareth, begann eine Interpretation der Begebenheiten seitens Friedrichs v. Bodelschwingh, die sich im weiteren Verlauf, vornehmlich in zwei weiteren seiner Briefe, nicht ganz an die gegebenen Tatsachen hielt. Obwohl seit

⁶ N-01-045. Hervorhebungen im Original.

⁷ Die Brüderschaft Nazareth 1877–1902 (wie Anm. 1), S. 33.

⁸ R. Frick, Die ersten 100 Jahre (wie Anm. 1), S. 24.

dem September 1882, und bekanntermaßen bis auf den heutigen Tag, in allen offiziellen Verlautbarungen vom Haus Nazareth, dem Sitz der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth und damit auch von der heutigen Diakonischen Gemeinschaft Nazareth die Rede war und ist, bediente sich v. Bodelschwing einer etwas anderen Terminologie. Am 2. November 1882 schrieb er an den westfälischen Commendator des Johanniterordens, Freiherr v. Holtzbrink, in Altena:

„Es gereicht mir zur hohen Freude melden zu dürfen, daß die durch den durchlauchtigsten Herrenmeister des hohen Hauses, den Prinzen Karl, Königliche Hoheit, seitens der Balley Brandenburg vor 2 Jahren uns zugegangenen unverhofften Liebesgabe von 6.000 Mark, welche von unserem Vorstande als Grundkapital zum Bau eines Westfälischen Brüder- und Diakonenhauses bestimmt wurden, so schöne Früchte getragen hat. Da es der Westfälischen Genossenschaft unmöglich gewesen wäre, allein für sich dieses begonnene Werk zu Ende zu bringen und ein eigenes Haus innerhalb unserer Kolonie für Epileptische zu gründen, so ist von der Redaction des Johanniterblattes lieberweise ein freiwilliger Opferstock für den ganzen Orden aufgestellt worden und es haben im Laufe des Jahres seit der Grundsteinlegung des Hauses 777 Ritter des Ordens zu den 6.000 Mark Angeld noch 24.153,46 Mark in freiwilliger Liebe in diesen Opferstock gelegt, sodaß das erbetene veranschlagte Baukapital von 30.000 Mark erreicht ist und wir mit gutem Recht ein stattliches Johanniterkreuz an dem Giebel unseres Brüderhauses aufrichten und unser Haus 'Johanniterstation Nazareth' nennen durften. Wir bitten nun gehorsamst die Westfälische Genossenschaft, dieses schöne Haus, an welchem vor allen Dingen auch die freiwilligen Gaben der hiesigen Genossenschaft so kräftig mitgebaut haben, mit unter seine Flügel zu nehmen. Wiewohl sich bereits drei Mitglieder des Ordens im Vorstand unserer Anstalt befinden (nämlich der Erbmarschall Freiherr v. Bodelschwing auf Bodelschwingh, Freiherr von der Recke auf Oberfelde und Freiherr von Ledebur auf Ahrenhorst) so wäre es doch sehr erwünscht, wenn einer derselben, oder mehrere betraut würden ganz speciell das Haus jährlich zu revidieren, wie das mit den anderen Häusern der Genossenschaft geschieht. Wir denken nicht daran, der Genossenschaft, wie das bei andern Johanniterhäusern der Fall ist, nun auch die Unterhaltung dieses Hauses zumuthen zu wollen. Doch ist die Hoffnung nicht zu kühnlich, daß auf

die Fürsprache der hiesigen Genossenschaft die Balley Brandenburg jährlich wenigstens eine kleine Beisteuer für dieses Haus bewilligte. [...] Eurer gütigen Gewährung unserer Bitte hoffnungsreich entgegensehend
gez. v. Bodelschwingh
Vorsteher der Johanniterstation Nazareth⁹

Der geschickte Kollektant v. Bodelschwingh, „Vorsteher der Johanniterstation Nazareth“, bat somit in seinem Brief um eine weitere jährliche finanzielle Unterstützung des Betheler Hauses mit dem Namen „Johanniterstation Nazareth“. Dem Orden wurde als Gegenleistung dafür die jährliche Visitation des Hauses durch eines oder mehrere seiner Mitglieder zugestanden, die einerseits einen Platz im Betheler Vorstand besaßen und zugleich auch Angehörige des Johanniterordens waren. Eine Vorstellung, die in der heutigen Zeit in ihrer Konsequenz zumindest recht ungewöhnlich wirken dürfte.

Die Antwort des Johanniterordens ließ nicht lange auf sich warten. Am 21. November 1882 schrieb aus Berlin der Schatzmeister des Ordens, v. Klützw, an v. Bodelschwingh:

„Von Hochwürden unter dem 2. d. M. an den durchlauchtigsten Herrenmeister des Johanniter-Ordens Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, gerichtetes erneutes Gesuch um Gewährung einer weiteren Beihilfe aus den Mitteln des Johanniter-Ordens zu den Kosten der Beschaffung des Inventars der von Ihnen erbauten „Johanniter-Station Nazareth“ daselbst, hat Seine Königliche Hoheit dem hierselbst am 15. d. M. versammelt gewesenen Ordens-Kapitel vorlegen lassen. Obgleich nun die Mittel des Ordens statutenmäßig nur zum Bau und zur Unterhaltung seiner eigenen Krankenanstalten verwendet werden sollen und dafür auch in entsprechender Weise in Anspruch genommen werden, so hat das Kapitel doch, in Betracht der vorliegenden besonderen Verhältnisse, zu dem genannten Zwecke eine nochmalige Gabe von 3.000 Mark bewilligt. In dem ich Ew. Hochwürden dies ganz ergebenst mitteile, bemerke ich, daß Ihnen die gen. Summe binnen Kurzem zugewiesen wird.

Berlin, den 21. November 1882

Hochehrwürden

Pastor v. Bodelschwingh

Ritter des Johanniter-Ordens

zu Bielefeld “

v. Klützw

Wirklicher Geheimer Rath

Schatzmeister

des Johanniter-Ordens¹⁰

⁹ Hauptarchiv der v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel (HAB), Bestand 1A3.

¹⁰ HAB, Bestand 1A3. Hervorhebungen im Original.

Nach allen Erkenntnissen ist es niemals zu einer Visitation Nazareths seitens Angehöriger des Johanniterordens in der Art gekommen, wie sie v. Bodelschwingh in seinem Brief vom 21. November 1882 vorgeschlagen hatte. Auch der Name „Johanniter-Station Nazareth“ hinterließ, außer in diesen beiden erhalten gebliebenen Briefen, keine weitere Spur in den Betheler Archiven. Ihren Zweck hatte diese kleine Manipulation freilich durchaus erfüllt. Das Haus Nazareth, wie es bis in die 1970er Jahre bestanden hat, konnte erbaut und obendrein mit den Mitteln der Johanniterritter auch noch zweckmäßig ausgestattet werden. Die „Johanniter-Station Nazareth“ reihte sich durch die Unterstützung der Ordensritter zunächst scheinbar ein in die Anzahl derjenigen mildtätigen Pflege- und Krankenhäuser des Johanniterordens, mit denen jener seine im Mittelalter begonnenen Traditionen einer karitativen Krankenpflege auch in der Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts fortsetzte. Spätestens am ersten konstituierenden Brüdertag, dem 25. Mai 1883, hieß es dann allerdings unter Punkt 1 im Protokoll:

Nazareth mit den anschließenden Werkstätten wird der Brüderschaft als Eigenthum übergeben, ein Besitzthum in Werten von mindestens 120.000 Mark.“¹¹

Seitdem war von einer „Johanniter-Station Nazareth“ keine Rede mehr. Doch noch ein weiterer Beleg dafür, wie geschickt v. Bodelschwingh die tatsächlichen Gegebenheiten umdeuten konnte, wenn es dabei um das Wohl der Sache ging, stand in direktem Zusammenhang mit der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth. Im Juni 1891 beschrieb der damals amtierende Vorsteher des Bruderhauses, Pastor Hermann Stürmer, in einer Broschüre die allgemeine Situation der Anstalt:

„Krankenpflege in Krankenhäusern und in Familien, insofern die Kräfte der Familienglieder selbst nicht ausreichen, diese heilige Liebespflicht an den Ihrigen zu erfüllen, ist ja hauptsächlich Sache der Diakonissen. Aber es sind auch männliche Kräfte dabei unentbehrlich und einige Bruderhäuser oder Diakonen-Anstalten, auch das westfälische Bruderhaus Nazareth, sind hauptsächlich zu dem Zweck ins Leben gerufen, solche männliche Pflegekräfte zu sammeln, auszubilden und zu entsenden. Nazareth zählt jetzt 190 Brüder, welche an 74 verschiedenen Arbeitsstätten thätig sind. [...]“¹²

¹¹ N-A-031, Protokollbuch Brüdertage 1883–1913.

¹² HAB, 1A3, Broschüre v. 1891.

Dem Artikel Stürmers, offenbar zur Nachwuchswerbung für das Brüderhaus gedacht, schloss sich eine Darstellung v. Bodelschwings an. Dieser schrieb:

„Das westfälische Brüderhaus Nazareth reicht in seinen ersten Anfängen auf das Jahr 1872 zurück. Es bestand damals bereits seit fünf Jahren die erste kleine Anstalt für Epileptische hierselbst, an welcher Diakonen des Brüderhauses zu Neinstedt ihre Dienste verrichteten. Dies Brüderhaus aber hatte erklärt, keine weiteren Brüder mehr stellen zu können, und gab den Rat, für diese wichtige Sache eigene Brüder zu erziehen. Da stellte sich ein 17jähriger Bäckergeselle aus Bielefeld ein mit dem Verlangen, zu den Heiden geschickt zu werden; Dietrich Baumhöfener hieß dieser Jüngling. Da ihm klar gemacht wurde, daß er noch zu jung für den Dienst unter den Heiden sei, entschloß er sich, Pfleger unserer armen Epileptischen zu werden. Und wahrlich, er hat diesen Dienst an unseren Elenden eine Reihe von Jahren hindurch mit wahrhaft vorbildlicher Treue und Hingebung geübt, als Erstling unserer westfälischen Bruderschaft. Wir dürfen dies getrost niederschreiben, denn er schläft nun schon längst zugleich als der Erstling der aus unserer Bruderschaft hervorgegangenen Heidenboten in afrikanischer Erde. [...]“¹³

Zunächst stellt sich hier ganz spontan die Frage, warum erstens die Anfänge des westfälischen Brüderhauses, dessen Gründung bekanntlich am 30. April 1877 erfolgte, von Bodelschwing um ganze fünf Jahre, auf das Jahr 1872, vordatiert worden ist. Und zweitens, warum von ihm der Name Dietrich Baumhöfener als der „Erstling unserer westfälischen Bruderschaft“ genannt wird; ein Name, der ansonsten in den Personalia Nazareths vergeblich gesucht werden muss.

Die Antwort auf beide Fragen erhellt sich erst bei genauerer Betrachtung. Die Spur dieser Untersuchungen führt tief in ein weiteres originäres Arbeitsgebiet der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth, das jedoch weitab vom heimatlichen Bethel lag. Der Grund für die zunächst recht merkwürdig erscheinenden Aussagen des Anstaltsleiters liegt zweifelsfrei in v. Bodelschwings persönlichem Engagement für die Missionsarbeit im damaligen deutschen Kolonialgebiet Ostafrika. Diesen

¹³ Ebd.

Umstand zu erhellen, bedarf es einiger weiterer Recherchen. Einige Monate vor dem obigen Bericht v. Bodelschwings, im Mai 1890, schrieben die „Nachrichten aus der Ostafrikanischen Mission“:

„Im Mai ist es uns auch gelungen, mit dem *Brüderhaus Nazareth* in Bielefeld einen Vertrag abzuschließen, der unten wörtlich abgedruckt ist. Wir baten Herrn Pastor Freiherrn D. von Bodelschwingh, uns einige Krankenpfleger für unser Krankenhaus in Sansibar zu überlassen. Und die Antwort war: ‚Nicht nur Brüder, sondern auch Schwestern, ja einen Pastor sollt ihr haben.‘ Herr Pastor Worms, der früher in den russischen Ostseeprovinzen angestellt und später in der inneren Mission in Deutschland tätig war, war aus Liebe zur Krankenpflege in Nazareth eingetreten. Er war jetzt zu einem wichtigen Posten schon bestimmt worden, da kam unser Hülferuf an die Brüderanstalt, und dieselbe brachte uns das Opfer, uns diesen tüchtigen Arbeiter zu überlassen. Er ist mit zwei Schwestern, Amalie von Wiechmann und Friederike Schütte, schon am 12. Mai von Marseille abgereist. Zwei Diaconen werden später nachfolgen.“¹⁴

Bodelschwings Engagement in der „Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika“, kurz EMDOA genannt, kam zum richtigen Zeitpunkt. Finanzielle Schwierigkeiten und Querelen mit anderen evangelischen Missionseinrichtungen, die ebenfalls im neuen deutschen Kolonialgebiet Ostafrika tätig werden wollten, häuften sich. Nunmehr versprach auch dort der zugkräftige Name Friedrich v. Bodelschwings eine Besserung dieser Miseren. Ein Vertrag zwischen dem Vorstand der EMDOA und der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth regelte in zehn Paragraphen die einzelnen Bestimmungen einer Tätigkeit von Nazareth-Diakonen und sonstigen Mitarbeitern im Krankenhaus auf der Insel Sansibar und später auf dem ostafrikanischen Festland. Bodelschwings direkte Fürsprache seit dem Jahr 1890, sein unmittelbares Eintreten für die Belange der mehrfach vom wirtschaftlichen Bankrott bedrohten Missionsgesellschaft und vor allem sein persönliches Charisma führten schließlich dazu, dass in einem Nachtrag zum Statut der EMDOA vom 29. Oktober 1891 bestimmt wurde: „*Der Sitz der Gesellschaft ist Bethel bei Bielefeld.*“¹⁵

Deshalb kann es kein Zufall sein, dass im Juni 1891, unmittelbar vor der Verlegung der EMDOA von Berlin nach Bethel und dem weiteren persönlichen Eintreten v. Bodelschwings für diese Missionsgesellschaft,

¹⁴ Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission, Mai 1890, S. 5 f. Hervorhebungen im Original.

¹⁵ N-05-035. Akte Afrikamission.

der Name Dietrich Baumhöfener eine so große Rolle zu spielen beginnt. Eine Person, vor allem aber deren Eintrittsdatum in Bethel, wurde fortan ganz bewusst herausgestellt, obwohl der Betreffende ansonsten in der Betheler Geschichte keine weitere Erwähnung findet. Tatsächlich war Baumhöfener schon nach vier Jahren von Bethel aus in die Arbeit der äußeren Mission gewechselt. 1876 ging er an eine Berliner Missionschule; im Spätsommer 1881 wurde er nach Afrika ausgesandt.¹⁶ Jahrzehnte später, im Jahr 1902, wurde die Geschichte um Dietrich Baumhöfener anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Nazareth-Jubiläums nochmals als ein Teil der „Be-Gründungslegenden“ der Bruderschaft Nazareth aufgegriffen:

„(...) Auch der bei der Gründung der Bruderschaft Zoar ausgesprochene Wunsch, es möchten sich Jünglinge finden, die hier um die so wertvolle Vorbereitung für den eigentlichen Missionsdienst bitten und dann im Dienst einer Missions-Gesellschaft als Prediger des Evangeliums in die Heidenwelt zögen, ist wiederholt in die Erfüllung gegangen. Es stehen jetzt vier Brüder von Nazareth, zu drei verschiedenen Gesellschaften gehörig, im Dienst der äußeren Mission. Sie sind Nachfolger des Dietrich Baumhöfener aus Bielefeld geworden, der als 17jähriger Bäckergehilfe im Frühling 1872 sich bei P. v. Bodelschwingh mit dem Verlangen einstellte, zu den Heiden geschickt zu werden, und der nun, weil er noch zu jung dafür war, Pfleger unserer armen Epileptischen wurde. Er hat diesen Dienst vier Jahre hindurch mit wahrhaft vorbildlicher Treue und Hingebung geübt. Dann ist er noch eine Reihe von Jahren in Berlin auf der Missionschule gewesen und endlich in das nördliche Transvaal gesandt worden, der Erstling der Heidenboten, die aus der Schar der Bielefelder Brüder hinausgezogen sind. [...]“¹⁷

Das Gründungsdatum Nazareths wird, wegen der erstmaligen Erwähnung Baumhöfeners, des „Erstlings unserer westfälischen Bruderschaft“, im Frühjahr 1872, in Zukunft sicherlich nicht neu gefeiert werden müssen. Jedoch steht außer Frage, dass v. Bodelschwingh im Interesse einer guten Werbemöglichkeit durchaus bereit war, sich nicht ganz genau an die vorgegebenen Realitäten zu halten, und das Eintrittsjahr des späteren Missionars Baumhöfener in die Betheler Anstalten, das Jahr 1872, als das

¹⁶ HAB, B III 5,1 Nr. 6, Akte Baumhöfener, Dietrich, Missionar. In einem darin enthaltenen Brief Baumhöfeners vom 21.12.1881 hieß es: „(...) Mit dem heutigen Tage sind seit unserer Abordnung neun Wochen verflossen. Ich freue mich und danke meinem Gott, daß ich mein Reiseziel in ein paar Stunden erreichen werde. (...)“

¹⁷ Die Bruderschaft Nazareth 1877–1902 (wie Anm. 1), S. 45.

eigentliche Gründungsdatum der Bruderschaft ansah, unbeschadet der Tatsache, dass der „Erstling unserer westfälischen Bruderschaft“ schon ein Jahr vor der Gründung der Bruderschaft Zoar Bethel wieder verlassen hatte, um in Berlin an der Missionsschule seine Ausbildung fortzusetzen. Die Geschichte um Dietrich Baumhöfener, den vermeintlichen Erstling Nazareths, in die Bruderschaft schon fünf Jahre vor deren eigentlicher Gründung eingetreten, wurde damit, ebenso wie die Geschichte der „Johanniter-Station Nazareth“ vom Anstaltsleiter, dem „Vater“ Bodelschwingh, ganz im Sinn der anstaltseigenen Betheler Legendenbildung zu einem erwiesenermaßen guten Zweck umgedeutet. Die Nachwuchswerbung für die im Jahr 1891 etwa fünfzehn Jahre junge Diakonenanstalt konnte in willkommener Weise mit der Berichterstattung über ihr neuartiges Arbeitsgebiet, die Ostafrikamission, verbunden werden.

Bodelschwinghs zugegeben mitunter recht eigenwillige Interpretationen der bestehenden Zustände reihen sich damit ein in den Fundus der „Be-Gründungslegenden“, die einen guten Teil der frühen Betheler Geschichtsschreibung für sich beanspruchen. Schon vor seinem Tod war „Vater“ Bodelschwingh durch diese Legenden selbst zu einem Teil der Betheler Geschichtstraditionen geworden, die oft keinen Anspruch auf direkte historische Genauigkeit beanspruchen können. In zahlreichen Erinnerungen und Erlebnisberichten wird darin von ganz persönlichen Begegnungen mit dem „Vater der Armen und Elenden“ berichtet. Erst recht nach seinem Tod setzte eine Fülle literarischer Werke ein, die nicht zuletzt dazu dienten, das Leben und Wirken „Vater Bodelschwinghs“ als das eines Mannes aufzuzeigen, „der nicht nur in Deutschland, sondern der ganzen Welt das großartige Beispiel christlichen Brudersinnes gab“.¹⁸ Realität und fromme Legende gingen darin gerne eine fruchtbare Symbiose ein. Nicht nur schriftliche, sondern auch visuelle Darstellungen hielten und halten immer noch die Erinnerung an denjenigen wach, dessen Name später auch der der von ihm geleiteten Anstalten wurde. Bekanntlich wird er ja noch heute mitunter als der Gründer dieser Einrichtung angesehen. Die Bandbreite visueller Schöpfungen einer Bodelschwingh-Verehrung reicht dabei vom niemals realisierten Bodelschwingh-Denkmal, von dem dennoch zumindest ein Modellentwurf existiert, über die Darstellung seiner Person als barmherziger Samariter in einem steinernen Relief, sichtbar im Eingangsbereich des Krankenhauses Gilead in Bethel, bis hin zu einer ihm detailgetreu nachempfundenen Krippenfi-

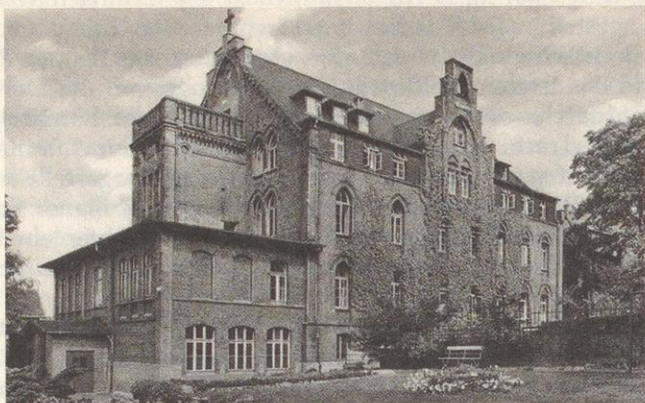
¹⁸ T. Heuss, Friedrich v. Bodelschwingh, Bethel 1969; darin das Vorwort von Pastor Alex Funke, S. 5.

gur, die bis auf den heutigen Tag alljährlich in der weihnachtlichen Zionskirche ausgestellt wird.¹⁹ Selbst ein Kirchenfenster mit dem Motiv Friedrich v. Bodelschwings wurde ihm gewidmet, das bis zur Zerstörung während des letzten Weltkrieges im Bildprogramm der Dortmunder St. Reinoldikirche existierte. Es stellte den Betheler Patriarchen in seiner pastoralen Tracht als „werkendes Gotteswort“ dar, inmitten der Symbolik seiner Taten und Werke, die unter anderem dargestellt wurden durch einen das Brot spendenden Nazareth-Diakon in blauer Schürze und einer dunkelhäutigen Engelsfigur, die dem Betrachter ein Gloria zujubelte, ein Synonym für Bodelschwings schon erwähntes Engagement in der Ostafrikamission.²⁰

Wohl weitaus weniger dürfte jedoch bekannt sein, dass Bodelschwing selbst, dessen Leben im Lauf der Traditionsbildung in der Betheler Geschichte unverkennbar legendenhafte Züge angenommen hatte, vor nunmehr etwa einhundertdreißig Jahren, bald nach der Gründung der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth, mitunter durchaus bereit war, von sich aus einer derartigen Legendenbildung Vorschub zu leisten, wenn dieses denn dem Zweck der guten Sache dienlich war und er das Fortkommen der jungen Brüderanstalt Nazareth damit fördern konnte. Erst recht, wenn er, wie im Fall der Johanniterritter, an deren eigene, schon bestehende legendenhafte Traditionen mit dem Hinweis auf die „echten Gottesstreiter“ mühelos anknüpfen konnte.

¹⁹ Zu den Begebenheiten um die Planungen eines Bodelschwing-Denkmal siehe: J. Striewisch, Ein Denkmal für Friedrich v. Bodelschwing d. A. – „Kinder, habt ihr euch auch lieb?“, in: „Der Ring“ v. September 2006.

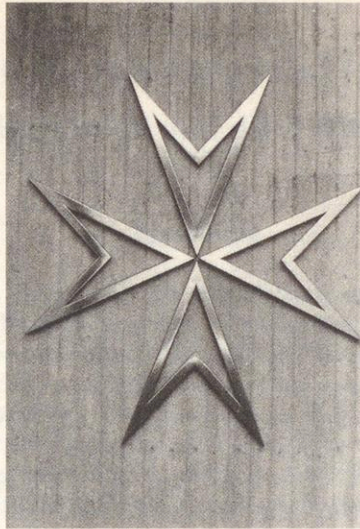
²⁰ Zum Bodelschwing-Fenster im Bildprogramm der Dortmunder St. Reinoldikirche siehe: R. Neumann, Das werkende Gotteswort, Das Friedrich v. Bodelschwing-Fenster im Bildprogramm der Dortmunder St. Reinoldikirche, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark, Band 91, Dortmund 2000.



Brüderhaus Nazareth 1881–1970. Die Grundsteinlegung des Gebäudes erfolgte im Juni 1881, die Fertigstellung ein Jahr später. Das Brüderhaus Nazareth war Wohn- und Ausbildungsstätte für Diakone, bis 1921 auch für epileptische Handwerker. Mit der Grundsteinlegung des neuen Brüderhauses 1970 wurde es schrittweise abgerissen.



Das Johanniterkreuz im Giebfeld des alten Brüderhauses Nazareth.



Auch heute befindet sich im Haus Nazareth ein Johanniterkreuz im Eingangsbereich zur Verwaltung. Es wurde im Jahr 1978 von der Westfälischen Genossenschaft des Johanniterordens anlässlich ihres Rittertages gestiftet und der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth übergeben. Es erinnert „an die Verbundenheit im Dienst an kranken und behinderten Menschen“, wie es auf einer Hinweistafel heißt.

Fotos: Archiv der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth.

„Mit Gott für Kaiser und Reich“

((Karl Koch und die Politik¹

Einleitung

Wilhelm Niemöller verfasste 1956 die bislang einzige Biographie über Präses Karl Koch. Darin widmete er dem Kapitel „Politiker“ knapp drei von insgesamt 104 Seiten.² Niemöller vertrat darin folgende Thesen:

1. Karl Koch entschloss sich nach und wegen der Niederlage von 1918 und in der darauffolgenden Revolution, sich der Deutschnationalen Volkspartei zuzuwenden und in ihr aktiv zu werden. Erst nach dem I. Weltkrieg begannen Kochs politische Aktivitäten.
2. Karl Koch widmete sich als Landtagsabgeordneter vor allem der Kulturpolitik.
3. Dass dem Pastor Karl Koch in Bad Oeynhausen ein kirchliches Amt nach dem anderen angetragen wurde, kann nicht mit der weitverbreiteten deutschnationalen Gesinnung in der evangelischen Kirche erklärt werden. Anders formuliert: Koch wurde nicht wegen, sondern trotz seiner parteipolitischen Aktivitäten Superintendent und Präses.

Ausgehend von diesen drei Thesen untersuche ich Kochs politische Einstellung sowie sein politisches Handeln und frage, in welchem Verhältnis Kochs kirchliches und politisches Mandat zueinander standen. Verstand er Pfarramt und politisches Mandat als zwei unabhängig nebeneinander stehende Bereiche? Sah er sich vor allem als Pfarrer und daneben auch noch als Politiker? Oder war er als Politiker auch noch Pfarrer, ein politischer Pfarrer gleichsam?

¹ Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, den ich am 26. Oktober 2001 in Hausberge/Porta Westfalica im Rahmen der Veranstaltung „Karl Koch: Pastor – Präses – Parlamentarier“, die aus Anlass seines 50. Todestages stattfand, gehalten habe.

² Wilhelm Niemöller, Karl Koch. Präses der Bekenntnissynoden, Bielefeld-Bethel 1956 (Beihefte zum Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, 2), 15-18.

1. Die Anfänge der politischen Aktivitäten im Kaiserreich

Karl Kochs politische Aktivitäten beginnen nicht erst nach dem Ersten Weltkrieg. Seine Prägungen und seine ersten politischen Aktivitäten liegen wesentlich früher:

Jakob Emil Carl Koch wurde am 6. Oktober 1876 in Witten an der Ruhr geboren – fünf Jahre nach der Gründung des Deutschen Kaiserreiches, dessen Kind er war, und das ihn für die Dauer seines gesamten Lebens prägen sollte, fünf Jahre auch nach dem deutsch-französischen Krieg, an dem sein Vater teilgenommen hatte. Sein Geburtsjahr war zugleich das Gründungsjahr der Deutsch-Konservativen Partei, in der seine politische Aktivität beginnen sollte. Kochs Großvater war Gendarm gewesen, der Vater, Emil Koch, war Postschaffner. Er hatte 1870/71 als Feldjäger am Krieg gegen Frankreich teilgenommen, eine Erfahrung, die ihn selbst und die gesamte Familie prägte. Noch 1895 lud der Rat der Stadt Witten die ehemaligen Kriegsteilnehmer zu einer Gedenkveranstaltung ein, zum Gedenken an „die glorreichen Tage 1870 und 71“. Prägend waren für Karl und seinen drei Jahre jüngeren Bruder Fritz, der später die Offizierslaufbahn einschlug, sowohl die tiefe Religiosität der Mutter, Margarete Koch, als auch die Ordnungsliebe und Disziplin preußischen Beamtentums, verkörpert durch die väterliche Linie.³

Bereits 1903 sind Kochs erste politische Aktivitäten zu verzeichnen, als er ein Jahr lang als Hilfsprediger in Schalke arbeitete. Koch sprach bei der Versammlung des Evangelischen Arbeitervereins am 1. November 1903 in Gelsenkirchen das Kaiserhoch.⁴

Unüberhörbar war in dieser Rede die glühende Kaiserverehrung Kochs. In der Person des Kaisers vereinten sich für ihn die identitätsstiftenden Leitideen des evangelisch-lutherischen Kirchentums, der monarchischen Staatsform, des deutschen Nationalismus und der patriarchalen Sozialgesetzgebung, wobei die einzelnen Elemente kaum noch unterscheidbar sind. Die Begründung der Kaiserverehrung erfolgte in erster Linie aufgrund der überzeugten Zugehörigkeit des Kaisers zur evangelischen Konfession („Wir alle wissen, daß er mit ganzem Herzen und Wesen am evangelischen Glauben hält.“). Umgekehrt sei das „evangelische deutsche Volk“ die „sicherste Stütze seines Thrones“ – die Prädikate evangelisch und deutsch wurden an zahlreichen Stellen der Rede in einem Atemzug genannt und bildeten in Kochs Bewusstsein eine unauflös-

³ Vgl. Heike Koch, Karl Koch (1876–1951). Mit Gott für Kaiser und Reich; in: Frank Ahland/Matthias Dudde (Hrsg.), Wittener. Biografische Porträts, Witten 2000, 65–72.

⁴ Manuskript im Privatbesitz Brigitte Lehmann, Bielefeld. Abdruck der Rede sowie des Programmablaufs im Anhang.

liche Einheit. So konnte dann auch der Reformator Martin Luther (1483–1546) als der „Deutscheste der Deutschen“ bezeichnet werden. Die Reformation erschien als Urdatum der deutschen Nation – bezeichnenderweise betonte Koch, es sei Reformationsfest; dieses hatte aber bereits am Tag zuvor stattgefunden, während am 1. November der Allerheiligentag, ein katholischer Feiertag, zu feiern gewesen wäre. Die katholischen Christen wurden aufs heftigste attackiert („Schutt des römischen Aberglaubens“). Interessant ist dabei, dass der Begriff „katholisch“ an keiner Stelle auftauchte, die katholische Kirche wurde ausschließlich als „römisch“ qualifiziert, also als nicht-deutsch. Es ging hier nicht um theologische Auseinandersetzungen oder um kirchenpolitische Differenzen, sondern in erster Linie um die nationalistisch begründete Ablehnung einer weltweit operierenden und sich international verstehenden Institution. Die Reformation avancierte so zum Befreiungsschlag des deutschen Geistes vom römischen Joch – martialisch geschildert mit dem Bilde der Hammerschläge. Die vollständige Übereinstimmung des Deutschen und des Evangelischen wurde in Kochs Duktus komplettiert durch das Männliche: „Deutsche evangelische Männer“ waren seine Adressaten und zugleich sein Ideal wahren Deutschtums.⁵ Abgewertet und ausgegrenzt wurden alles Nicht-Deutsche, Nicht-Evangelische und Nicht-Männliche. Dennoch war gerade der evangelische Glaube für den Redner der einigende Faktor zwischen den (verbleibenden) Bevölkerungsgruppen, da die Bedürfnisse der Menschen die gleichen seien: „Da steht der Reiche neben dem Armen, der Arbeitgeber neben dem Arbeiter, der Untertan neben dem Herrscher und bekennt sich zu demselben evangelischen Glauben.“

Deutlich wird an dem genannten Zitat vor allem eine wirtschaftsfriedliche Haltung, die Interessen- und Klassengegensätze der konfessionellen Einheit unterordnete und sie jedenfalls nicht zur Handlungsleitlinie erhob. Darin manifestierte sich der Gegensatz zur Sozialdemokratie, der in der zweiten Hälfte der Rede massiv hervorgehoben wurde. Koch erkannte die Notwendigkeit einer Sozialgesetzgebung durchaus an; er erwartete diese aber vonseiten der Obrigkeit, die Arbeiter sollten deren „Fürsorge und Hilfe“ mit Dankbarkeit entgegennehmen, sich aber nicht erheben und für sich Rechte einfordern. Die Politik der Sozialdemokratie war in seinen Augen ein Affront gegen die ständische Ordnung und an ihrer Spitze, gegen den Kaiser persönlich. Es waren weniger die sozialen Forderungen der Sozialdemokraten, die Koch

⁵ Zur ideologischen Verbindung von Antifeminismus mit Nationalismus und konservativem Luthertum vgl. Ute Planert, *Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität*, Göttingen 1998 (*Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft*, 124) bes. 20-117.

aufbrachten, als die liberalen demokratischen Staatsvorstellungen, in denen er eine Gefährdung der Monarchie sah. Die Forderungen der Französischen Revolution nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ordnete Koch der Sozialdemokratie zu und verdeutlichte damit, was er vor allem bekämpfte. Hinzu kam der Anspruch der Sozialdemokratie, die Religion zur Privatsache zu erklären, den Koch explizit ablehnte. Die Sprache, mit der Koch die Sozialdemokratie attackierte, war von Polemik und Diffamierung geprägt. Zur ihrer Kennzeichnung wurden die Begriffe „finstere Mächte“, „unterwühlen“, „nörgeln“, „bekritteln“, „schlechtmachen“, „Feindin deutscher Größe“, „Reichsfeindin“ etc. herangezogen. Gleich zweimal betonte er die Unmöglichkeit für „echte Christen“, Gemeinschaft mit Sozialdemokraten zu haben. Vor dem Hintergrund der Lebens- und Arbeitswirklichkeit im Ruhrgebiet kann diese Aufforderung nur als aufhetzend interpretiert werden, denn die Arbeiter lebten und arbeiteten ständig zusammen und waren gerade wegen der realen Gefahren der Kohleförderung sehr aufeinander angewiesen. Ob der Ausschluss aus der Gemeinschaft in Kochs kirchlicher Praxis die tatsächliche Exkommunizierung, das heißt den Ausschluss von der Sakramentsgemeinschaft nach sich gezogen hat, muss offen bleiben, erscheint aber sehr unwahrscheinlich. Dennoch ist bereits seine Argumentation als theologisch fragwürdig zu bewerten, verstanden sich doch gerade in den Ruhrgebietsstädten viele sozialdemokratische Gewerkschaftler selbstverständlich zugleich als gläubige Christen.

Die Rede gipfelte schließlich in dem Ruf: „Ich stehe mit Gott für Kaiser und Reich“, in dem Karl Koch das aus den Befreiungskriegen stammende Motto der Konservativen Partei „Mit Gott für König und Vaterland“ aufgriff und aktualisierte.

Kochs Ausführungen von November 1903 lassen bereits erahnen, welche Katastrophe das Ende der Monarchie fast genau fünfzehn Jahre später für ihn bedeuten sollte. Eine sozialdemokratische Regierung war für ihn eine alptraumhafte Vorstellung, die allerdings 1903 noch mit keinerlei Realitätsnähe behaftet war: „Kein Reich, kein Kaiser, so heißt ihre Parole, aber was dann? Käme es wirklich einmal so weit, dann würde dem deutschen Volke ein Schreckensregiment auferlegt, daß ihm Hören und Sehen verginge.“

Diese Rede, die am Anfang von Kochs Wirken stand, verdeutlicht die Verknüpfung von kirchlichen und politischen Aussagen, wie sie nicht nur für Koch damals üblich war. Sieht man sich den Ablauf der Veranstaltung an, so erscheint er – mit Posaunenchor, Männergesangsverein, Gemeindegesang, einem Theaterstück und Ansprachen von drei Pfarrern – geradezu liturgisch aufgebaut, ähnlich wie ein Gottesdienst. Koch redete in seiner Funktion als Pfarrer, nicht als Politiker, d. h. er wurde als

Pfarrer auf dem Programmzettel angekündigt, er war als evangelischer Geistlicher zu dieser Veranstaltung eingeladen. Dass Karl Koch als Redner für den Programmpunkt „Kaiserhoch“ vorgesehen war, lässt darauf schließen, dass er bereits 1903 für seine monarchische Einstellung und Begeisterungsfähigkeit bekannt war.

Die Verehrung des Kaisers und der Monarchie, der Kampf gegen die Sozialdemokratie und gegen den Katholizismus waren selbstverständliche Grundüberzeugungen der Mehrheit der protestantischen Pfarrer; den Vorwurf, in unangemessener Weise zu politisieren, hat sein Kaiserhoch Koch damals gewiss nicht eingetragen. Das Kaisertum war evangelisch, die evangelische Kirche war kaisertreu. Für Karl Koch gehörte beides unverrückbar zu seiner persönlichen Identität.

Von 1903 bis 1916 war Karl Koch Pfarrer in Holtrup im Kirchenkreis Vlotho. 1910 gründete Koch in seiner Gemeinde einen christlich-patriotischen Männerverein und wurde bald danach Vorsitzender des Landesverbandes der christlich-patriotischen Männervereine in Minden-Ravensberg.⁶ Aktivitäten Kochs für die Konservative Partei sind ab 1911 verbürgt. 1912 trat er vor der Reichstagswahl als Redner auf und gehörte zum Kreisvorstand der Konservativen Partei in Minden. Zahlreiche patriotische Vorträge bei Parteiveranstaltungen und Reden bei Kaisergeburtstagsfeiern in Minden und Bielefeld markieren den lokalen Aufstieg des Pfarrers und Politikers.⁷ Spätestens 1911 ist also der Beginn von Kochs parteipolitischer Tätigkeit anzusetzen, nicht erst nach dem Ersten Weltkrieg. Dass er schon sehr viel früher politisch gewirkt hat, zeigt die Rede von 1903.

Die Konservative Partei, zu der sich Koch zählte, bezeichnete sich in Minden-Ravensberg als Christlich-Konservative Partei. Seit ihrer Gründung dominierte sie die Politik dieser Region und stellte den überwiegenden Teil aller Landtags- und Reichstagsabgeordneten. Seit 1893 schwand allerdings ihr Einfluss aufgrund verschiedener Abspaltungen; bei den Reichstagswahlen von 1912 errang sie in Minden-Ravensberg zwischen 19,3 % in Herford und 43,7 % in Lübbecke. In Minden waren es 25,8 %, in Halle 28,9 %. Aufgrund des Dreiklassenwahlrechts blieb sie aber im Landtag die beherrschende Partei. Den Vorsitz der Partei hatten fast immer Pfarrer inne, so von 1872 bis 1899 Theodor Schmalenbach, Pfarrer in Mennighüffen und einer der profiliertesten Vertreter der Erweckungsbewegung, und von 1902 bis 1918 Julius Möller, Pfarrer in Bad

⁶ Rüdiger Bremme (Hrsg.), Über 1000 Jahre Kirchspiel Holtrup-Uffeln. Eine Gemeinde unterwegs, Holtrup, Vennebeck und Uffeln 1991, 115-119.

⁷ Vgl. z. B. Minden-Lübbecker Kreis-Blatt, 57. Jg., Nr. 8 vom 10.1.1912. Vgl. auch Weert Albers, Ein Abriss aus dem Leben des Präses D. Karl Koch, o. O. u. J. (wohl 1951, masch., Privatbesitz Brigitte Lehmann, Bielefeld).

Oeynhausens und Alswedes, später Gymnasialprofessor in Gütersloh. Im Namen der Partei wie in ihren Vorsitzenden spiegelt sich die enge Verknüpfung von konservativer Parteipolitik und evangelischer Kirche unübersehbar wider. In der Christlich-Konservativen Partei verband sich eine religiös-moralische Gesinnung aufs engste mit der Parteiorganisation. Das Motto der Partei „Mit Gott für König und Vaterland“ nahm die Leitbilder Religion, Monarchie und Nationalismus auf. Die Christlich-Konservative Partei lieferte für diese Leitbilder die organisatorische Basis. Ideologische Grundpositionen der Partei waren ihr Antiliberalismus, Antisozialismus, Antisemitismus und großagrarische Interessenpolitik.⁸

2. Karl Koch als Landtagsabgeordneter der DNVP

Mit Beginn der von ihm so sehr bekämpften Weimarer Republik begann Kochs Karriere als Parteipolitiker: Als Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) wurde er 1919 in die Verfassungsgebende Preussische Landesversammlung gewählt und gehörte ihr bzw. dem Preussischen Landtag von 1919 bis 1933 ununterbrochen an. Von 1930 bis 1932 war er außerdem Mitglied des Reichstags, legte aber sein Mandat nach zwei Jahren wieder nieder. Koch gehörte die gesamte Weimarer Repu-

⁸ Vgl. Ursula Krey, „Mit Gott für König und Vaterland“. Konservative Wertvorstellungen im östlichen Westfalen um 1900, in: Joachim Meynert/Josef Mooser/Volker Rodekamp (Hrsg.), *Unter Pickelhaube und Zylinder. Das östliche Westfalen im Zeitalter des Wilhelminismus 1888 bis 1914*, Bielefeld 1991 (Studien zur Regionalgeschichte, 1), 235-258, 238; und Gerhard Graf, *Gottesbild und Politik. Eine Studie zur Frömmigkeit in Preußen während der Befreiungskriege 1813-1815*, Göttingen 1993 (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte, 52), 27-44 sowie 72-94. Das Wort „Mit Gott für König und Vaterland“ war 1813 zunächst der Landwehr zugeordnet worden, deren Vereidigung und Ausmarsch mit Gottesdiensten begleitet wurden, die unter diesem Motto standen. Im öffentlichen Bewusstsein wandelte sich die Devise aber sehr bald zur Chiffre, die überhaupt für die allgemeine Erhebung stand. Für König und Bevölkerung sprach die Devise die Hoffnung auf einen Gott an, der für die nationale Selbstbehauptung der Deutschen Partei ergreifen möge. Zur Konservativen Partei vgl. u. a. Frank Nipkau, *Traditionen der Erweckungsbewegung in der Parteipolitik? Die Christlich-Konservativen und die Christlich-Soziale Partei in Minden-Ravensberg, 1878-1914*, in: Josef Mooser/Regine Krull/Bernd Hey/Roland Gießelmann (Hrsg.), *Frommes Volk und Patrioten. Erweckungsbewegung und soziale Frage im östlichen Westfalen 1800 bis 1900*, Bielefeld 1989, 368-390, sowie Karl Friedrich Watermann, *Politischer Konservatismus und Antisemitismus in Minden-Ravensberg 1879-1914*, in: *Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins* 52 (1980), 11-64.

blik hindurch dem Reichsvorstand der DNVP an und leitete den Landesverband Westfalen-Nord als Vorsitzender.⁹

Der Übergang von der Konservativen Partei zur Deutschnationalen Volkspartei DNVP erfolgte nach Ende des Ersten Weltkrieges in Minden-Ravensberg weitgehend bruchlos. Die Parteistruktur, die Mitglieder und die Funktionsträger blieben überwiegend dieselben. In der Öffentlichkeit allerdings bemühte sich die DNVP um neue Wählerschichten; es lag ihr daran, nicht mehr den Eindruck einer großagrarischen Interessenvertretung zu erwecken. Unter den Spitzenkandidaten fanden sich daher kaum noch Landwirte. Koch, der sich als erfolgreicher Redner bereits einen Namen gemacht hatte und als integre Persönlichkeit – zudem Pfarrer – bekannt war, war ein sehr geeigneter Kandidat für den Wahlkampf 1919. Daraus, dass er sich damit auch öffentlich als Kandidat einer in weiten Teilen antisemitischen Partei aufstellen ließ, hat er keine Konsequenzen gezogen. Auf einem Plakat der DNVP, unter dem Kochs Name stand, wurde unverhohlen mit antisemitischer Propaganda um Wähler geworben: „Deutsche Frauen! Ihr seid im Irrtum, wenn Ihr glaubt, daß die Wahl am Sonntag, den 26. Januar 1919 für die preußische Nationalversammlung nicht so wichtig sei. Im Gegenteil: Es muß dieses Mal noch viel mehr gewählt werden, damit die Deutsch-Nationale Volkspartei einen solchen Einfluß auf die Gesetzgebung in Preußen ausübt, daß wir die Herrschaft der Juden, die uns ins Verderben gestürzt haben, abschütteln. Wählt: Pastor Koch, Gewerkschaftssekretär Meyer, Oberin Adelheid Löhe.“¹⁰

Auch wenn Koch diesen Wahlaufwurf nicht selbst verfasst haben dürfte, so stellte er sich doch öffentlich und unmissverständlich auf den Boden einer Partei, die in weiten Teilen völkisch geprägt war und die den in der Bevölkerung verbreiteten Antisemitismus für ihre Wahlagitation nutzte.

Am 26. Januar 1919 wurde Koch im Wahlkreis 17, der die Regierungsbezirke Münster und Minden sowie den Kreis Schaumburg umfasste, in die Verfassungsgebende Preußische Landesversammlung gewählt. War Koch damit ein einfacher „Parteigänger“? Wie viel Bedeutung und Einfluss hatte er in der DNVP und damit auch im Landtag?

In der DNVP-Fraktion war der Pfarrerstand überdurchschnittlich repräsentiert: Insgesamt verzeichnete die Fraktion sechs Theologen (12,24 % der DNVP-Abgeordneten), davon zwei Pfarrer, einen Superin-

⁹ Vgl. Gertraud Grünzinger, Art.: Koch, Jakob Emil Karl, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Band IV, Herzberg 1992, 215-220.

¹⁰ Stadtarchiv Bielefeld, Westermann-Sammlung, Bd. 46a, 40.

tendenten und drei Generalsuperintendenten.¹¹ Koch trug in dieser ersten Legislaturperiode (13. März 1919 bis 14. Januar 1921) insgesamt 17 Parlamentsreden bei und lag damit – gemessen an der Quantität der Äußerungen – im oberen Viertel seiner Fraktion. Unter den Theologen war Koch derjenige mit der größten Anzahl von Parlamentsreden.¹² Zwar lässt sich allein aus der Quantität der Redebeiträge noch nicht auf die politische Bedeutung schließen, festzuhalten ist aber, dass Koch von Beginn seiner parlamentarischen Tätigkeit an diese engagiert betrieben hat und ihm damit auch eine beachtliche öffentliche Wirksamkeit zukam. Er gehörte die gesamte Weimarer Republik hindurch dem Fraktionsvorstand der DNVP an und war zudem einer von drei stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden.

Laut Wilhelm Niemöller beschäftigte sich Koch im Landtag in erster Linie mit der Kulturpolitik. Ein Blick auf die Parlamentsdebatten, in denen er sich zu Wort meldet, führt zu einem differenzierteren Bild: Von Anfang an waren es tatsächlich immer auch Fragestellungen, die die Kirche betrafen, so 1919 eine Anfrage über die zu Kriegszwecken enteigneten Kirchenglocken, 1920 die Beratung des Gesetzes über die Erleichterung des Kirchenaustritts, 1921 über die Neuregelung der Staatsleistungen an die Religionsgemeinschaften, 1922 über die Pfarrbesoldung etc. Es muss aber festgehalten werden, dass andere Themen überwogen: So widmete Koch sich am Anfang seiner Abgeordnetentätigkeit vor allem der Landwirtschaftspolitik und war Mitglied im Landwirtschaftsausschuss des Landtags. Er äußerte sich ebenso zur Auflösung des Jungdeutschen Ordens und des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes 1922 wie auch immer wieder gegen die sozialdemokratische Regierung unter ihrem Ministerpräsidenten Otto Braun generell.¹³

Erst ab 1926 konzentrierten sich Kochs Parlamentsreden zunehmend auf die Kulturpolitik, speziell die Schulfrage und danach vor allem auf das Konkordat zwischen der Katholischen Kirche und dem Land Preußen von 1929 sowie auf den Kirchenvertrag zwischen dem Land Preußen und den evangelischen Kirchen der Altpreußischen Union von 1931.¹⁴

¹¹ Pfarrer: Karl Koch und Karl Bernhard Ritter (1890–1968), Berlin; Superintendent: Gotthelf Bronisch (1868–1937), Züllichau; Generalsuperintendenten: Paul Blau, Posen; Karl Klingemann (1859–1946), Koblenz, und Wilhelm Reinhard (1860–1922), Danzig. Angaben: Drucksachen der PrLVers, Bd. 1, 33 f.

¹² Angaben nach: Sitzungsberichte der PrLVers, Bd. 12, 16026–16083.

¹³ Vgl. die Reden vom 17. 7. 1919, vom 24. 10. 1919, vom 16. 12. 1920, vom 30. 11. 1922 und vom 20. 1. 1925.

¹⁴ Vgl. Heike Koch, „Der Kirche, was der Kirche ist; dem Staat, was des Staates ist.“ Von der Weimarer Reichsverfassung 1919 zum preußischen Staatskirchenvertrag 1931, in: Günter Brakelmann/Norbert Friedrich/Traugott Jähnichen (Hrsg.), Auf dem Weg zum Grundgesetz. Beiträge zum Verfassungsverständnis des neuzeitli-

Auch nach 1928, als durch die Wahl Alfred Hugenbergs zum Parteivorsitzenden ein weiterer Rechtsruck der DNVP erfolgte und viele Christen der Partei den Rücken kehrten, blieb Koch Mitglied und treuer Gefolgsmann Hugenbergs. Im Januar 1930 übernahm er – zusätzlich zu seinen vielen anderen Funktionen – noch den Vorsitz des Evangelischen Reichsausschusses der DNVP.

Koch blieb also der DNVP treu, und zwar nach wie vor in wichtigen Positionen, auch als deren Politik noch deutlicher als zuvor auf die Zerstörung der Weimarer Republik abzielte.¹⁵

3. Karl Koch als Pfarrer und Politiker: Zum Verhältnis von Kirche und Politik

Karl Koch war seit 1916 Pfarrer in Bad Oeynhausen. Seine Wahl zum Abgeordneten führte dazu, dass er mehr Zeit in Berlin als in seiner Gemeinde verbrachte. Die Gemeindegarbeit wurde in Kochs Bezirk seit 1919 weitgehend von Hilfspredigern verrichtet, die sich vor allem der Seelsorge, dem Katechumenen- und Konfirmandenunterricht, der Jugendarbeit und den Kasualien widmeten. Alle zwei Wochen hielt Koch sonntags den Gottesdienst. Das Konsistorium in Münster und der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin tolerierten Kochs Abgeordnetentätigkeit nicht etwa nur widerwillig, sondern unterstützten sie aktiv, indem immer wieder Hilfsprediger zur Verfügung gestellt wurden. Darin ist eine faktische Befürwortung der DNVP zu sehen. Dass nicht nur Kochs kulturpolitische Tätigkeit unterstützt wurde, sondern sein politisches Engagement allgemein, verdeutlicht Kochs eigene Argumentation in einem Brief, den er am 4. Juni 1920 an das Konsistorium schickte:

„Auf Ihre Anfrage in Sachen Stieghorst [der damalige Hilfsprediger, H. K.] beehre ich mich, Ihnen folgendes vorzutragen: die Wahlkampagne, in der ich ununterbrochen mittätig sein muß, geht ja in diesen Tagen zu Ende, aber ich bin mit meiner Leistungsfähigkeit auch fertig. Ich habe seit Jahren keinen Urlaub genommen und bedarf nun doch der Entspannung. Daraus wird allerdings nichts werden, da mir die Fraktion 2 Arbeiten übertragen hat: Bearbeitung und Vertretung des neuen Landwirtschaftskammer-Gesetzes und Vertretung der Fraktion beim landwirtschaftlichen Etat. Ich komme dazu als Abgeordneter eines wesentlich landwirtschaftlich bestimmten Wahlkreises und kann die Sache nicht ablehnen. Zudem

chen Protestantismus, Münster 1999 (Entwürfe zur christlichen Gesellschaftswissenschaft, 10), 98-110.

¹⁵ Siehe Anm. 3.

muß ich noch vor dem Wiederzusammentritt am 23.6. nach Berlin, um dort zu arbeiten. Dann ist Br[uder] Stieghorst unentbehrlich.“¹⁶

Sowohl der Wahlkampf als auch die parlamentarische Arbeit an Landwirtschaftsfragen wurden also vom Konsistorium durch die Entsendung von Hilfspredigern gefördert.

An der westfälischen Provinzialsynode nahm Koch erstmals im September/Oktober 1925 teil, und zwar nicht als gewähltes Mitglied der Kreissynode Vlotho, sondern als berufenes Mitglied – ausdrücklich in seiner Eigenschaft als Landtagsabgeordneter und Pfarrer. Er wirkte im Ausschuss für Verfassung und Kirchenordnung mit.¹⁷

Der Aufstieg im kirchlichen Bereich folgte also erst dem politischen: Am 20. Juni 1927 wählte die Kreissynode Vlotho Karl Koch zu ihrem Superintendenten. Bereits zwei Wochen nach seiner Amtseinführung als Superintendent, am 7. September 1927, wurde Karl Koch von der westfälischen Provinzialsynode zu ihrem Präses gewählt.¹⁸ Das bedeutet: Koch hatte, als er zum Präses gewählt wurde, noch an keiner Provinzialsynode als Superintendent teilgenommen, konnte sich also in dieser Rolle noch nicht als Kandidat für das Präsesamt profiliert und qualifiziert haben. Er hatte aber an einer Provinzialsynode als Landtagsabgeordneter teilgenommen und war überregional, über Bad Oeynhausen hinaus, als Politiker bekannt und anerkannt.

Für die in den folgenden Jahren stattfindenden Verhandlungen um den preußischen Kirchenvertrag war diese Wahl zum Präses insofern wichtig, als Koch sich nun sowohl aus kirchenleitender Position als auch aus der Rolle des Parteipolitikers und Abgeordneten daran beteiligen konnte. Karl Koch spielte für das Zustandekommen dieses Vertrages, der bis heute für das Verhältnis von Kirche und Staat von Bedeutung ist, eine ganz entscheidende Rolle.¹⁹

Es kann festgehalten werden, dass für Koch seine kirchliche und seine politische Tätigkeit kein Widerspruch waren, sondern lediglich zwei Seiten derselben Medaille. Die evangelische Kirche sah er als notwendiges Fundament eines funktionierenden Staates an, den Staat als Garant einer starken evangelischen Kirche. Aus dieser Haltung erklärt sich sein Kampf gegen die Weimarer Republik ebenso wie seine ungebrochene

¹⁶ LKA BI, Personalakte Paul Stieghorst.

¹⁷ Verhandlungen der 31. Westfälischen Provinzialsynode in ihrer Tagung zu Soest vom 29. September bis einschl. 13. Oktober 1925, Schwelm o. J.

¹⁸ Verhandlungen der Kreissynode Vlotho im Jahre 1927, Vlotho 1927; Verhandlungen der 31. Westfälischen Provinzialsynode in ihrer II. ordentlichen Tagung zu Soest vom 29. August bis einschl. 10. September 1927, Schwelm o. J.

¹⁹ Siehe Anm. 12.

Unterstützung der Deutschnationalen. Für die DNVP war er im Sommer und Herbst 1932 im Wahlkampf aktiv und trat gemeinsam mit Alfred Hugenberg als Redner auf. Noch vor den Reichstagswahlen am 5. März 1933 warb er aktiv und öffentlich für die "Regierung der nationalen Konzentration" aus NSDAP, DNVP und Stahlhelm.²⁰

Nach Kriegsende sah Koch, mittlerweile 68 Jahre alt, seine Aufgaben vorwiegend auf kirchlichem Gebiet. Anfragen ehemaliger DNVP-Weggefährten nach der Neugründung einer Rechtspartei beantwortete er ablehnend, befürwortete aber die Gründung der CDU als Möglichkeit der Integration von katholischen und evangelischen Wählern.

Persönlich wird Koch immer wieder als aufrechter und gradliniger Charakter beschrieben, der das Vertrauen und den Respekt sogar seiner politischen Gegner genoss. Seine Hochschätzung persönlicher Loyalität ließ ihn aber auch zeitlebens die Verbindung zu Alfred Hugenberg aufrecht erhalten. Im Dezember 1947 unterstützte Koch diesen durch eine Eingabe in seinem Spruchkammerverfahren. 1950 leitete er den Gottesdienst anlässlich der Goldenen Hochzeit des Ehepaares Hugenberg, 1951 die Trauerfeier für Alfred Hugenberg auf dessen Gut Rohbraken in Lippe.

Schluss

Seit Wilhelm Niemöllers Biographie von 1956 bestand die Tendenz, Karl Kochs politische Bedeutung kleiner darzustellen als sie war. Seine unbestrittenen Verdienste als Präses der Bekenntnissynoden wurden herausgestellt, seine Arbeit als Parteipolitiker als geradezu unbedeutend vernachlässigt. Damit entstand ein Zerrbild der damaligen Kirche, das weder der Person Karl Koch noch der Kirche in der Gesellschaft der Weimarer Republik gerecht wird. Koch spielte nicht nur in der westfälischen Kirche, sondern auch in der preußischen Politik eine immense Rolle. Sein Beitrag zu verschiedenen Fragen – Kultur- und Kirchenpolitik, aber auch Landwirtschaftsfragen und preußische Innenpolitik – war von hoher Sachkompetenz und großem Engagement geprägt, aber auch von seiner parteipolitischen Verortung im antidemokratisch-nationalkonservativen Spektrum. Er war damit ein herausragender Vertreter seiner Kirche, die diese Aktivitäten unterstützte und von ihnen profitierte.

²⁰ Anzeiger und Tageblatt vom 13. 2. 1933; vgl. auch Rüdiger Bremme (Hrsg.), Evangelische Kirchengemeinde Bad Oeynhausen-Altstadt 1868–1993. Eine Gemeinde unterwegs, Bad Oeynhausen 1993, 87.

Anhang

Evgl. Arbeiter Verein
Gelsenkirchen. *Mündley*

1. November 1903, 4 Uhr Nachmittag.

— — — — —

Programm.

1. Concertstück: Posaunen-Chor.
2. S' war in der Sonntagsruhe: Männer-Gesang-Verein „Sängerkreis“.
3. Jahresbericht: I. Vorsitzender Knoop.
4. Gemeinschaftlicher Gesang: Brüder reicht die Hand zum Bunde.
5. Kaiserhoch: Pastor Koch in Schalke.
6. Heil Kaiser und Reich: „Sängerkreis“.
7. Concertstück: Posaunen-Chor.
8. Eine feste Burg: „Sängerkreis“.
9. Festrede: Pastor Mündley.
10. Gemeinschaftlicher Gesang. Wachtet auf, erhebt die Blicke.
11. Theaterstück: Vertreibung der Salzburger.
12. Concertstück: Posaunen-Chor.
13. Schlußwort: Pastor Reich.
14. Gemeinschaftlicher Gesang: Unsern Ausgang segne Gott.

Mündley

Programmzettel der Versammlung des Evangelischen Arbeitervereins Gelsenkirchen, 1.11.1903.

Karl Koch: Kaiserhoch!²¹

Rede beim Evangelischen Arbeiterverein Gelsenkirchen am 1. November 1903

„Verehrte Vereinsmitglieder und Gäste!

Wir leben in einer Zeit des angestrengten Arbeitens. Das zeigt uns ein Blick in unser Volksleben hinein. Da herrscht auf allen Gebieten eine fieberhafte Tätigkeit, und die Jahre seit dem großen Kriege mit Frankreich haben ihresgleichen nicht in der Geschichte des deutschen Volkes. Gab es früher drei Stände, so hat sich seit jenen Tagen der vierte, der Arbeiterstand mächtig geregt und entwickelt, ja sich auch durch die Tüchtigkeit seiner Leistungen überall Anerkennung errungen. Wir aber hierzulande leben nicht nur in einer Zeit der Arbeit, sondern auch in einer Gegend der Arbeit. Wenn der Bewohner vom Lande, der sich auf seiner Scholle nach Naturweise nährt, hierhin kommt und von fern die unzähligen Schornsteine zum Himmel ragen sieht, [...] dann fragt er wohl erstaunt: ‚Was bedeutet das?‘ Wenn er dann hört, daß hier über der Zeche und in der Zeche hunderte, was sage ich, tausende von Arbeitern intensiv schaffen, so geht ihm eine Ahnung davon auf, was es heißt: in der Industriegegend sein.

Da sah ich vor einem Jahre (solange bin ich jetzt hier) eines Abends zum ersten Male einen grellen blutroten Schein. ‚Es brennt‘, meinte ich erschrocken; ‚Ja, es brennt und glüht‘, sagte mein Begleiter, ‚das sind die Bulmker Hochhöfen‘. So zwingt hier des Menschen Hand die Feuersglut, so ringt sie hier der Zeche die schwarzen Diamanten ab, und jeder Wagen, der beladen hinausrollt, zeugt davon, daß man hier keine Zeit hat, müde zu sein.

Daneben will und muß aber unser Gemüt auch etwas haben, damit wir nicht zu bloßen Maschinen werden, und darum freuen wir uns dieses Festtages, wollen uns heute der geistigen Güter erinnern, die wir als deutsche evangelische Männer besitzen, aber auch der Verpflichtung, daß wir treue Wacht neben diesen heiligen Gütern halten, damit sie uns nicht verloren gehen.

Evangelischer Arbeiterverein, so nennt sich der gastgebende Verein. Damit stellt er sich auf den Boden des Bekenntnisses zum evangelischen Glauben, der von Luther unter dem Schutt des römischen Aberglaubens hervorgeholt wurde. Die Glocken, die heute erklingen, läuteten wieder

²¹ Handschriftliches Manuskript der Rede, Privatbesitz Brigitte Lehmann, Bielefeld. In der Transkription wurde die Rede nur insofern verändert, als sie der aktuellen Orthographie angeglichen ist (z. B. „Tat“ statt „That“) und Abkürzungen ausgeschrieben wurden.

einmal in die Lande hinaus: es ist Reformationsfest; gedenke daran, was du daran hast.

Diese Mahnung geht alle an, denn die Bedürfnisse des menschlichen Herzens sind in dieser Beziehung alle gleich. Da steht der Reiche neben dem Armen, der Arbeitgeber neben dem Arbeiter, der Untertan neben dem Herrscher und bekennt sich zu demselben evangelischen Glauben. Das wollen wir unserem Kaiser von Herzen danken, daß er in unserer Zeit der offenen und versteckten Feindschaft gegen christliches Wesen sich nicht scheut, ein gut Bekenntnis abzulegen. Ich brauche an keines besonders zu erinnern, wir alle wissen, daß er mit ganzem Herzen und Wesen am evangelischen Glauben hält.

Das sage ich nicht als Schmeichelei, denn es ist wahr, und das sage ich, obgleich da Römlinge in unserem Vaterland unseren Kaiser für sich schon in Anspruch nehmen zu können meinten. Nein, das ist nicht möglich, daß ein Hohenzollernkaiser die sicherste Stütze seines Thrones, das evangelische deutsche Volk, je allein lassen könnte. Da steht im deutschen Lande die Schloßkirche zu Wittenberg und in dieser erdröhnten, wie unser Kaiser sagte, vor fast vierhundert Jahren die lauten Hammerschläge, die mit ehernem Klange das deutsche Volk wachriefen zur selbstbewußten Tat, da liegt Worms am deutschen Strom, wo der deutsche Geist frei wurde vom Römerjoch; er konnte nicht anders, und Gott half ihm dazu; da ragen endlich die Zinnen der Wartburg empor, [wo] der Deutsche der Deutschen das Fundament unseres Glaubens: die deutsche Bibel schuf. An ihr hält unser Kaiser fest, und wir mit ihm. Darum reichen wir ihm im Geiste die Hand und gedenken seiner auch an diesem Tage.

[...]

Darum wollen wir es nicht leiden, wenn finstere Mächte dieses Fundament des Königsthrons, die Liebe zu Kaiser und Reich, unterwühlen, und ferner keine Gemeinschaft mit denen haben, die nur Nörgeln, Bekritteln und Schlechtmachen, aber nichts weiter kennen.

Gewiß ist noch vieles zu tun, um das Los der wirtschaftlich Schwachen zu bessern; das sagt jeder wahre Vaterlandsfreund, und das sagt darum auch unser Kaiser. Hat er doch den königstreuen Arbeitervereinigungen, die vor kurzem in Frankfurt versammelt waren, seine Fürsorge und Hilfe verheißen. Aber mit der Sozialdemokratie, der Feindin deutscher Größe, die immer mit den Feinden unseres Reiches gehalten hat und hält, Gemeinschaft zu haben, das ist für einen echten Christen unmöglich. Da schwärmen die Sozialdemokraten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und beschimpfen sich [...] in Dresden in der gewöhnlichsten Weise, da triefen ihre Worte von Arbeiterfreundlichkeit, und doch haben sie bis jetzt gegen jedes soziale Gesetz zu Gunsten des arbei-

tenden Mannes gestimmt. Darum ist doch bei ihnen keine Erkenntlichkeit zu finden, danke zu sagen haben sie noch nie über sich gebracht, die anderen Völker aber beneiden uns um die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung.

So wird von diesen Reichsfeinden die Freude am deutschen Vaterland planmäßig vernichtet; da wird auch von ihnen die Person des Kaisers absichtlich verunglimpft, um ihm die Liebe seines Volkes zu stehlen. Kein Reich, kein Kaiser, so heißt ihre Parole, aber was dann? Käme es wirklich einmal so weit, dann würde dem deutschen Volke ein Schreckenregiment auferlegt, daß ihm Hören und Sehen verginge. Die Art des Vorgehens sozialdemokratischer Gewerkschaftler gegen Angehörige christlicher Verbände zeigt, wie es mit der Brüderlichkeit aussehen würde.

Darum kann jeder deutsche Mann, dem seine Freiheit, sein Reich und sein Kaiser noch etwas ernst ist, nicht anders als sprechen: Ich stehe mit Gott für Kaiser und Reich. Darin liegt der tiefste Gegensatz, der einen christlichen Arbeiter von jener Seite scheidet. Mit Gott, so heißt es bei uns, hinweg mit dem Glauben an einen Gott, so heißt es da. Zuvor ist uns allen das Wort bekannt: ‚Religion ist Privatsache, jeder kann glauben, was er will‘ aber in Wahrheit sieht es ganz anders aus. Mit raffinierter Bosheit wird danach getrachtet, dem Volke den Glauben an einen Gott aus der Seele zu reißen; ist das erst erreicht, so denkt man, ist das Spiel gewonnen; und das ist noch mehr.

Darum [ist es] Aufgabe der Evangelischen Arbeitervereine, gegen solche Verwerfung der irdischen und der himmlischen Majestät Front zu machen: um unseres Volkes willen, um unseres Glaubens willen, ja um unseres Gewissens willen. Unser Luther hat gesagt: Wir sollen das Wort heilig halten, und darin heißt es: Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb. So wollen wir uns denn an diesem Freudentage des Vereins freudig zu unserem Kaiser bekennen, uns erheben und nach treuer deutscher Art mit mir in den Ruf einstimmen: Unser verehrter Kaiser Wilhelm II. lebe hoch ...“

Die außerordentliche Tagung der Kreissynode Vlotho in der Zeit des deutschchristlichen Kirchenregiments in Westfalen am 28. März 1934

„Im Interesse von Ruhe und Ordnung in der Kirchenprovinz Westfalen werden bis auf weiteres alle außerordentlichen Tagungen von Kreissynoden verboten.“¹ Diesen Beschluss traf der vom deutschchristlichen westfälischen Provinzialbischof Bruno Adler² berufene Provinzialkirchenrat gleich in seiner ersten Sitzung am 27. März 1934 – und damit nur elf Tage nach der Auflösung der „alten“ Westfälischen Provinzialsynode am 16. März 1934.³ Sogleich danach hatte Adler entsprechend der rechtlichen Regelung des vom Reichsbischof Ludwig Müller⁴ eigenmächtig erlassenen Gesetzes vom 2. März 1934⁵ eine neue, durchweg aus deutschchristlich orientierten Synodalen zusammengesetzte neue Provinzialsynode berufen;⁶ der Reichsbischof hatte in seiner zugleich durch ihn bekleideten Funktion als altpreußischer Landesbischof und (neben anderen nichtdeutschchristlich votierenden westfälischen Superintenden) auch den Präses der bisherigen Provinzialsynode Karl Koch⁸ in den einstweiligen Ruhestand versetzt und ihm auf diese Weise seine kirchlichen Leitungsämter – und damit auch das von ihm bekleidete Amt des Superintenden des Kirchenkreises Vlotho in Bad Oeynhausen – genommen.⁹

¹ Provinzialkirchenrat Westfalen. Münster, 27. 3. 1934. Beschluss 4. LkA Bielefeld 0,3–10. S. 2.

² Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945. Bielefeld 1980. [= BWFKG 4] S. 3, Nr. 32.

³ Zur Auflösung der Westfälischen Provinzialsynode und der Bildung der Westfälischen Bekenntnissynode in Dortmund am 16. März 1934 s. Kampmann, Jürgen: Die 1. Westfälische Bekenntnissynode am 16. März 1934 in Dortmund: Konzeption, Vorbereitung und Durchführung. JWKG 88 (1994) S. 277–409, dort besonders S. 354–364.

⁴ Bauks, Pfarrer S. 345, Nr. 4331.

⁵ S. Kirchengesetz über die Leitung der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union. Vom 2. März 1934. Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche 1934 Nr. 6, 3. März 1934. S. 12 f.

⁶ S. Hey, Bernd: Die Kirchenprovinz Westfalen 1933–1945. Bielefeld 1974. [= BWFKG 2] S. 61.

⁷ A. a. O., S. 63.

⁸ S. Bauks, Pfarrer S. 264, Nr. 3330.

⁹ S. dazu detailliert Bremme, Rüdiger: Kreuz und Hakenkreuz. Die Gemeinde im Dritten Reich 1933–1939. In: Bremme, Rüdiger (Hg.): Evangelische Kirchengemeinde Bad

Dies zog eine Reaktion auf kreiskirchlicher Ebene nach sich – wie auch der Aufruf der gerade neu gebildeten Bekenntnissynode an die evangelischen Kirchengemeinden in Westfalen, sich ihrer geistlichen Leitung zu unterstellen.¹⁰ So wurde auf den 28. März 1934 die Kreissynode Vlotho zu einer außerordentlichen Tagung zusammengerufen.¹¹ Sie trat – offenbar in Unkenntnis des am Tage zuvor in Münster gefassten Beschlusses, dass solche Synodaltagungen nicht statthaft seien – im Bad Oeynhausener Gemeindehaus an der Walderseestraße zusammen – und befasste sich ausschließlich mit der Versetzung Präses Kochs in den einstweiligen Ruhestand sowie mit der Versetzung zweier anderer Pfarrer im Kirchenkreis – Friedrich Blodau¹² in Hausberge und Kurt von Pawel-Rammingen¹³ in Vlotho – in andere Pfarrstellen.¹⁴

Die sich in diesen Tagen und Wochen geradezu überschlagenden kirchenpolitischen Auseinandersetzungen auf allen Ebenen des kirchlichen Aufbaus – gemeinde-, kreis-, provincial-, landes- und reichsweit –¹⁵ brach-

Oeynhausen-Altstadt 1868–1993. Eine Gemeinde unterwegs. Unter Mitarbeit von Friedrich Karl Bohla u. a., o. O. u. J. [1993], S. 85–139; s. dort S. 96 f. Vgl. auch Hey, Kirchenprovinz S. 61–63, sowie Thimme, Hans: Präses D. Koch und die Anfänge der Bekennenden Kirche in Bad Oeynhausen. In: Beiträge zur Heimatkunde der Städte Löhne und Bad Oeynhausen. Heft 12. Beiträge zur Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts – Erweckungsbewegung und Kirchenkampf. Hg. v. Heimatverein Löhne und vom Arbeitskreis für Heimatpflege der Stadt Bad Oeynhausen. Löhne 1987. S. 104–122; dort S. 105.

¹⁰ S. Kampmann, Bekenntnissynode S. 363.

¹¹ So die Datierung in der Verhandlungsniederschrift; s. Protokoll der Verhandlungen der Kreissynode Vlotho. Bad Oeynhausen, 28. 3. 1934. LkA Bielefeld 4,1 N 1–12. Gegen Bremme, Kreuz S. 97, der die Synodaltagung auf den 29. März 1934 datiert. Thimme, Koch, erwähnt die Synodaltagung gar nicht.

¹² Bauks, Pfarrer S. 42, Nr. 545.

¹³ Bauks, Pfarrer S. 377 f., Nr. 4683.

¹⁴ So Protokoll der Verhandlungen der Kreissynode Vlotho. Bad Oeynhausen, 28. 3. 1934. LkA Bielefeld 4,1 N 1–12. S. dazu auch Hey, Kirchenprovinz S. 63–65.

¹⁵ S. dazu insbesondere die Darstellungen von Scholder [s. Scholder, Klaus: Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 2. Das Jahr der Ernüchterung 1934. Barmen und Rom. Berlin 1985; besonders S. 102–118, 159–219] (für die Reichsebene), von Mehlhausen [s. Mehlhausen, Joachim: Die Eingriffe des nationalsozialistischen Staates und die Herrschaft der Deutschen Christen (1933–1934). In: Besier, Gerhard/Lessing, Eckhard (Hgg.): Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Bd. 3. Trennung von Staat und Kirche. Kirchlich-politische Krisen. Erneuerung kirchlicher Gemeinschaft (1918–1992). Leipzig 1999. S. 233–263] (für die landeskirchliche Ebene der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union) und Hey, Kirchenprovinz S. 67–80 (für die Ebene der Kirchenprovinz Westfalen) – sowie eine ganze Reihe von regional- und ortskirchengeschichtlichen Einzeldarstellungen; einen gewissen Überblick über das Geschehen auf kreiskirchlicher Ebene über mehrere Kirchenkreise bietet der Sammelband von Geck, Helmut (Hg.): Kirchenkreisgeschichte und große Politik. Epochenjahre deutscher Geschichte im Spiegel rheinischer und westfälischer Kreissynodalprotokolle (1918/19 –

ten es mit sich, dass dem, was sich auf der kreiskirchlichen Ebene ereignete, schon bald keine besondere Aufmerksamkeit mehr gewidmet worden ist. Fast gänzlich erlosch das Interesse daran, nachdem sich das deutschchristliche Kirchenregiment im November 1934 nicht länger im Amt halten konnte – und man sich danach in der kirchenpolitischen Auseinandersetzung verstärkt mit mittelbar und unmittelbar staatlichen Eingriffen und Reglementierungen auseinanderzusetzen hatte.¹⁶ Die hektischen Entwicklungen hatten zur Folge, dass es von 1933 an erstmals seit einer Spanne von mehr als acht Jahrzehnten unterblieb, dass die Verhandlungsniederschriften, die über die in der Regel jährlichen Tagungen der westfälischen Kreissynoden aufgenommen wurden, nicht alsbald zum Druck gebracht wurden.¹⁷ Da diese Verhandlungsniederschriften folglich nur archivalisch erreichbar sind, haben sie in der territorialkirchengeschichtlichen Forschung bisher auch zumeist nur wenig Beachtung gefunden.

Einen Beitrag zur Schließung der diesbezüglich bestehenden Lücke nach einem Abstand von einem dreiviertel Jahrhundert doch noch erbringen zu wollen, ist nicht nur einem formalen Bedürfnis nach Vollständigkeit geschuldet. Denn die Verhandlungsniederschrift der einzigen Tagung der Kreissynode Vlotho in den Monaten des deutschchristlichen Kirchenregiments im Druck zugänglich zu machen, eröffnet einen aussagekräftigen Blick auf die Ausstrahlung der Dortmunder Ereignisse vom 16. März 1934 auf die kreiskirchlicher Ebene im unmittelbaren heimatlichen Wirkungsfeld Karl Kochs.

Es zeigt sich, dass es trotz des auf provinzialkirchlicher Ebene schon vollzogenen Bruches zwischen der sich formierenden Bekennenden Kirche und den das Kirchenregiment beanspruchenden Deutschen Christen auf der Ebene der Kreissynode noch ein gemeinsames synodales Wirken von Deutschen Christen und nichtdeutschchristlich Gesinnten gab – denn die Verhandlungsniederschrift lässt erkennen, dass die der Kreissynode Vlotho

1932/33 – 1945/46). Berlin 2006. [= Recklinghäuser Forum zur Geschichte von Kirchenkreisen 2].

¹⁶ S. dazu Hey, Kirchenprovinz S. 98–118.193; zur Einrichtung der Finanzabteilungen im Jahr 1935 s. zudem die detaillierte Untersuchung von Steinberg, Hans: Gerhard Thümmel und sein Anteil an der Entstehung der Finanzabteilungen beim Evangelischen Oberkirchenrat und den Konsistorien 1934/35. JWKG 81 (1988) S. 113–138.

¹⁷ So stammt die letzte im Druck erschienene Verhandlungsniederschrift über die Tagung der Kreissynode Vlotho aus dem Jahr 1932 (Exemplare sind vorhanden u.a. in der Bibliothek des Instituts für Westfälische Kirchengeschichte und der Universitäts- und Landesbibliothek in Münster sowie in der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig); das über die Tagung der Kreissynode Vlotho am 16. 8. 1933 aufgenommene Protokoll (vorhanden im LkA Bielefeld 4,1 N 1–12) wurde nicht mehr gedruckt; so noch einmal bestätigt durch freundliche Auskunft von Herrn Wolfgang Günther, Landeskirchliches Archiv Bielefeld, am 11. Juni 2007.

angehörenden, zahlenmäßig nur eine kleine Minderheit darstellenden deutschchristlichen Synodalen (die Abstimmungsergebnisse der Synode machen wahrscheinlich, dass es nur fünf oder sechs von insgesamt mehr als vierzig waren) nicht nur an der Synode teilnahmen, sondern sich auch gegen Beschlussfassungen im bekennniskirchlichen Sinn zu sperren suchten und sich mit Nachdruck – wenn auch ohne Abstimmungserfolg – für den kirchenpolitischen Weg des Provinzialbischofs Bruno Adler einsetzten.¹⁸

Zugleich fällt auf, dass zumindest in der Niederschrift über die Verhandlungen der Kreissynode jeder Bezug auf die Bildung der Westfälischen Bekenntnissynode unterblieb und nur auf das Geschehen auf der abgebrochenen Tagung der „alten“ Westfälischen Provinzialsynode Bezug genommen wurde.¹⁹ Die vom Kreissynodalvorstand des Kirchenkreises Vlotho formulierten und dann mit großer Mehrheit von der Kreissynode akzeptierten Beschlussvorschläge bringen das bekennniskirchliche Anliegen in der kirchenpolitischen Situation zwar unumwunden zum Ausdruck, bleiben aber formal ganz auf dem Boden des herkömmlichen kirchlichen Rechts; ausdrücklich wird betont, dass man der von Präses Koch vor der „alten“ Provinzialsynode am 16. März 1934 in seiner Rede „Die Zeit des Bekennens ist gekommen“²⁰ formulierten Rechtsposition beipflichtet, und nachdrücklich wird vor dem Schaden gewarnt, den das (unrechtmäßige) Vorgehen des deutschchristlichen Kirchenregiments zur Folge hat; es wird aber kein vorläufiger oder gar endgültiger Trennstrich gegenüber diesem Kirchenregiment gezogen – im Gegenteil, die Kreissynode wird mit ihrer Beschlussfassung gerade noch einmal bei diesem Kirchenregiment vorstellig, um gegen dessen Maßnahmen Rechtsverwahrung einzulegen!²¹

Dies steht in einer Linie zu der Beobachtung, dass Präses Koch zu diesem Zeitpunkt – Ende März 1934 – seinerseits eine kirchenpolitische Spaltung der westfälischen Provinzialkirche zumindest nicht forciert zu haben scheint.²² Das konnte er bei der Tagung seiner heimatlichen Kreissyn-

¹⁸ S. Protokoll der Verhandlungen der Kreissynode Vlotho. Bad Oeynhausen, 28. 3. 1934. LkA Bielefeld 4,1 N 1–12; Abdruck siehe unten.

¹⁹ Ebd.

²⁰ S. Koch, [Karl]: Die Zeit des Bekennens ist gekommen! Eröffnungsrede zur Westfälischen Provinzialsynode am 16. März 1934 in Dortmund. [Flugblatt.] Essen o. J. [1934]; auch abgedruckt in: Brinkmann, Ernst/Steinberg, Hans (Hgg.): Die Verhandlungsniederschrift der 2. außerordentlichen Tagung der 33. Westfälischen Provinzialsynode vom 16. März 1934 im Auftrage des Landeskirchenamtes der Evangelischen Kirche von Westfalen hg. Bielefeld 1976. S. 7–16.

²¹ S. Protokoll der Verhandlungen der Kreissynode Vlotho. Bad Oeynhausen, 28. 3. 1934. LkA Bielefeld 4,1 N 1–12; Abdruck siehe unten.

²² S. dazu Kampmann, Bekenntnissynode S. 364–369.

ode unmittelbar auch schon deshalb nicht tun, weil er an ihr nicht teilgenommen hat.²³

Auch diesen Umstand – sein Fernbleiben von dieser Synode – wird man als nicht zufällig ansehen dürfen. An sich hätte ja ihm als dem Superintendenten deren Einberufung und Leitung obliegen.²⁴ Doch durch die gegen ihn verfügte einstweilige Zurrücksetzung besaß Koch die ihm als Superintendent wie als Pfarrer zukommenden Rechte und Pflichten – bei einer rein formalrechtlichen Betrachtung aus deutschchristlicher Perspektive – zu diesem Zeitpunkt nicht mehr; die Synode war – da ohne Superintendent – durch den Synodalassessor, den in der Kirchengemeinde Gohfeld im Pfarrbezirk Wittel tätigen Pfarrer Fritz Vethake,²⁵ zu leiten. Damit konnte gegen die Rechtmäßigkeit der Einberufung der Kreissynode seitens des deutschchristlichen Kirchenregiments formal kein Einwand erhoben werden und auch die Beschlussfassung der Kreissynode im Nachhinein nicht einfach für nichtig erklärt werden.

Die Beachtung dieser Formalien macht deutlich, dass man dem deutschchristlichen Unrecht seitens der im Entstehen begriffenen Bekennenden Kirche nicht einfach mit einer eigenen und eigenwilligen Rechtsdeutung und Rechtssetzung begegnete, sondern genau auf die Wahrung des bis zum 16. März 1934 geltenden Rechts achtete. Dass die Bekennende Kirche nicht bei dieser Position stehen blieb und dass insbesondere auch Präses Karl Koch sich später nicht gescheut hat, sich eigenständig kirchliches Recht zu nehmen und solches Recht zu setzen,²⁶ steht auf einem anderen Blatt; für den März 1934 ist dies jedenfalls noch nicht zu konstatieren.

Bemerkenswert ist schließlich, dass aus dem Gang der Beratungen der Vlothoer Kreissynode vom 28. März 1934 selbst die Formulierung eines Antrages entsprang, der ohne Scheu und Einschränkung die Wirklichkeit

²³ Karl Koch ist in der Liste der anwesenden Synodalen nicht vermerkt; s. Protokoll der Verhandlungen der Kreissynode Vlotho. Bad Oeynhausen, 28. 3. 1934. LkA Bielefeld 4,1 N 1–12; Abdruck siehe unten.

²⁴ S. § 43 (7) RWKO: „Der Superintendent beruft die Synode, eröffnet und schließt die Tagung, leitet die Verhandlungen, [...]“; s. Noetel, H[...]: Die Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz vom 6. November 1923 mit Erläuterungen nebst Ergänzungsbestimmungen im Anhang. Dortmund 1928. S. 71.

²⁵ Bauks, Pfarrer S. 524, Nr. 6499.

²⁶ S. dazu Kampmann, Jürgen: Abendzeit – Erntezeit des Lebens: Karl Kochs Weichenstellungen nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Kampmann, Jürgen (Hg.): Karl Koch. Pfarrer, Superintendent und Präses aus dem Kirchenkreis Vlotho. Dankgabe des Kreissynodalvorstandes des Kirchenkreises Vlotho zur Verabschiedung von Christof Windhorst aus dem Amt des Superintendenten am 15. Oktober 2004. Bad Oeynhausen 2004. [= Theologische Beiträge aus dem Kirchenkreis Vlotho 15] S. 91–118; s. dort S. 96–103.

des kirchenpolitisch spürbaren Drucks und dessen Wirkung zur Sprache brachte, indem darin von einem „aufkommenden Denunziantentum“ und der Gefahr, dass „nicht ganz feste Charaktere“ sich dadurch im Inhalt ihrer Verkündigung des Evangeliums beeindrucken ließen, die Rede war.²⁷ Den Synodalen war bewusst, dass sie unter behördlicher Beobachtung standen,²⁸ sie haben sich davor aber offenkundig nicht weggeduckt, sondern den Sachverhalt beim Namen genannt.

Der Beschlussfassung der Synode, Rechtsverwahrung einzulegen hinsichtlich des Vorgehens gegenüber Karl Koch, wurde umgehend entsprochen: noch am Tage der Synodaltagung fertigte dazu der Skriba der Synode, der Exteraner Pfarrer Heinrich Brünger,²⁹ vom handschriftlichen Protokoll über die Synodaltagung eine maschinenschriftliche Abschrift an,³⁰ die dann dem Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin übermittelt wurde und die in dessen Akten bis zur Gegenwart erhalten ist.³¹

Der außerordentlichen Tagung der Kreissynode Vlotho vom 28. März 1934 folgte dann bis zum Ende der nationalsozialistischen Zeit keine weitere Zusammenkunft dieser Synode mehr; für mehr als ein Jahrzehnt musste also auf eine in kirchenrechtlich geordneten Bahnen verlaufende Synodalarbeit verzichtet werden; es kam lediglich zu der Versammlung einer Bekenntniskreissynode am 14. Mai 1936, die aus Abgeordneten der Gemeinden gebildet wurde;³² ferner wurden später sogenannte „Amtliche Presbytertagungen“ auf Kirchenkreisebene einberufen – zum 9. März 1941, 8. Februar 1942 sowie zum 16. bzw. 23. Mai 1943.³³

²⁷ S. Protokoll der Verhandlungen der Kreissynode Vlotho. Bad Oeynhausen, 28. 3. 1934. LkA Bielefeld 4,1 N 1–12.

²⁸ S. dazu Bremme, Kreuz S. 97 samt Anm. 55 (s. a. a. O., S. 138).

²⁹ Bauks, Pfarrer S. 64, Nr. 822.

³⁰ S. Protokoll der Verhandlungen der Kreissynode Vlotho. Bad Oeynhausen, 28. 3. 1934. Maschinenschriftliche Abschrift. EZA Berlin 7/6586. Pfr. Brünger hat die Richtigkeit der Abschrift noch mit Datum vom 28. März 1934 mit seiner Unterschrift und dem Abdruck des Siegels der Kirchengemeinde Exter (Umschrift des Siegelbildes: „SIGILLUM ECCLESIAE EXTERIENSIS“) beglaubigt.

³¹ S. EZA Berlin 7/6586.

³² S. Verhandlungsniederschrift Bekenntniskreissynode Vlotho. Bad Oeynhausen, 14. 5. 1936. LkA Bielefeld 4,1 N 1–13.

³³ S. die zugehörigen Unterlagen im LkA Bielefeld 4,1 N 1–31; die die Presbytertagungen des Jahres 1943 betreffenden Quellen sind ediert in: Kampmann, Jürgen (Hg.): Die Amtlichen Presbytertagungen im Kirchenkreis Vlotho unter Leitung von Superintendent Karl Koch. In: Kampmann, Jürgen (Hg.): Karl Koch. Pfarrer, Superintendent und Präses aus dem Kirchenkreis Vlotho. Dankgabe des Kreissynodalvorstandes des Kirchenkreises Vlotho zur Verabschiedung von Christof Windhorst aus dem Amt des Superintendenten am 15. Oktober 2004. Bad Oeynhausen 2004. [= Theologische Beiträge aus dem Kirchenkreis Vlotho 15] S. 52–90.

**Protokoll der Verhandlungen der Kreissynode Vlotho.
Bad Oeynhausen, 28. April 1934.**

LkA Bielefeld 4,1 N 1–12. Handschriftliche Ausfertigung. Maschinenschriftliche Abschrift: EZA Berlin 7/6586. Die folgende Wiedergabe der Verhandlungsniederschrift richtet sich nach der handschriftlichen Ausfertigung.

Bad Oeynhausen[,] 28. März 1934

Protokoll!

Die Kreissynode Vlotho versammelte sich heute auf Einladung des Synodalassessors Pfarrer Vethake–Wittel zu einer außerordentlichen Tagung im Evang[elischen] Gemeindehause (Waldersee[stra]ße), $\frac{1}{2}$ 3 Uhr Nachm[ittags].

Es waren anwesend:

A) Vom Synodalvorstand[:]

- 1) Der Synodalassessor Pfarrer Vethake–Wittel (Gohfeld)
- 2) Der stellvertretende Synodalassessor P[astor] Ohly³⁴–Eidinghausen
- 3) Der Skriba P[astor] Brünger–Exter,
- 4) Der Vorstandsälteste Herr Droste–Oeynhausen,
- 5) Der Vorstandsälteste Herr Nolting–Gohfeld.

B) aus den Gemeinden:

Eidinghausen	Pf[arre]r s[iehe] o[ben]	Abgeordneter: Kirchl[e]st[e]r Hagemeier
Eisbergen	Pf[arre]r Wessel ³⁵	G[emeinde]V[er]O[r]dneter Hartmann
Exter	s[iehe] o[ben]	Presb[byter] Göhner
Gohfeld	1. Pf[arre]r Stieghorst ³⁶	Presb[byter] Rolfsmeyer
	2. Pf[arre]r s[iehe] o[ben]	[—]
Hausberge	Pf[arre]r Blodau	G[emeinde]V[er]O[r]dneter Wedemeyer
Holtrup	Pf[arre]r Lohmann ³⁷	—
Holzhausen	Pf[arre]r Rocke ³⁸	—

³⁴ Bauks, Pfarrer S. 370, Nr. 4597.

³⁵ Bauks, Pfarrer S. 550, Nr. 6831.

³⁶ Bauks, Pfarrer S. 494 f., Nr. 6130.

³⁷ Bauks, Pfarrer S. 303, Nr. 3804.

³⁸ Bauks, Pfarrer S. 5103, Nr. 411.

Lohe	Pf[arre]r Ostermann ³⁹	G[emeinde]V[er]O[rdneter] Schor- mann
Mahren	Pf[arrer] Anemüller ⁴⁰	Kirchm[eister] Wöhrmann
Oeynhaus	—	Presb[yter] Müller
	—	—
Rehme	1. Pf[arrer] Hoppe ⁴¹ Pf[arre]r Kuhlo ⁴³	G[emeinde]V[er]O[rdneter] ⁴² Schormann —
Valdorf	1. Pf[arre]r Oberwelling ⁴⁴ 2. Pf[arre]r Busse ⁴⁵	G[emeinde]V[er]O[rdneter] Wind Kirchm[eister] Schermeier
Veltheim	Pf[arre]r Edelhoff ⁴⁶	Kirchm[eister] Buschma[nn]
Vlotho St[.]	Joh[annis] Pf[arre]r Kolfhaus ⁴⁷	Kirchm[eister] Tengeler
Vlotho St[.]	Steph[an] Pf[arre]r v[on] Pawel[-] Rammingen	Kirch[meister] Niedergerke
Volmerdingsen	Pf[arre]r Dustmann ⁴⁸	Presb[yter] Reinkensmeyer
Wittekindshof	Pf[arre]r Brünger II ⁴⁹	— [/]

C) Fachvertreter:

Rel[igions-]Lehrer an höh[eren] Schulen:	Studiendir[ektor] Schneider
Rel[igions-]Lehrer an mittl[eren] Schulen:	Fr[äu]l[ein] Peters
Rel[igions-]Lehrer an Volksschulen:	Rektor Zintl-Werste Lehrer Ellermann-Hausberge
Organisten:	Hauptlehrer Wehmeyer-Exter, Wirtsch[afts-]Insp[ektor] Stahl-
⁵⁰ Kirchliche Liebestätigkeit:	Wittekindshof

³⁹ Bauks, Pfarrer S. 372, Nr. 4622.

⁴⁰ Bauks, Pfarrer S. 8, Nr. 104.

⁴¹ Bauks, Pfarrer S. 221, Nr. 2813.

⁴² Gestrichen: Presb.

⁴³ Bauks, Pfarrer S. 285, Nr. 3570.

⁴⁴ Bauks, Pfarrer S. 368, Nr. 4576.

⁴⁵ Bauks, Pfarrer S. 72, Nr. 932.

⁴⁶ Bauks, Pfarrer S. 111, Nr. 1424.

⁴⁷ Bauks, Pfarrer S. 269, Nr. 3395.

⁴⁸ Bauks, Pfarrer S. 108, Nr. 1389.

⁴⁹ Bauks, Pfarrer S. 64, Nr. 823.

⁵⁰ Gestrichen: Freie.

Mit beratender Stimme:

P[astor] Eckart⁵¹–Wittekindshof

P[astor] Bartels⁵²–Oeynhaus

P[astor] Wehr⁵³–Vlotho

P[astor] Schümer⁵⁴–Eidinghausen

P[astor] Ossenbühl⁵⁵–Rehme

42 stimmberechtigte Mitglieder sind da, 5 fehlen.

Die noch nicht vereidigten Mitglieder legten das Gelöbniß ab.

Der Vorsitzende verlas die Verfügung des Reichsbischofs vom 21.3.1934, welche folgendermaßen lautete:

Der Reichsbischof
als Landesbischof

Berlin-Charlottenburg, d[en] 21.3.[19]34
Jebensstr[aße] 3.

Auf Grund meiner Verordnung über die Versetzung u[nd] s[o] w[eiter] vom 3. Februar 1934 § 1⁵⁶ versetze ich Sie hierdurch mit sofortiger Wirkung aus Ihrem Amt als Pfarrer und Superintendent in den einstweiligen Ruhestand. Das Evangelische Konsistorium in Münster ist beauftragt, das Weitere wegen Festsetzung und Zahlbarmachung des Ihnen zustehenden Wartegeldes zu veranlassen.

An Herrn Superintendenten
D. Koch Bad Oeynhaus

Der Reichsbischof als Landesbischof
i[n] V[ertretung] (gez.) Heinrich Oberheid⁵⁷

⁵¹ Bauks, Pfarrer S. 111, Nr. 1420a: offenbar fehlerhafte Schreibweise des Namens; richtig: Eckhardt; s. Bauks.

⁵² Bauks, Pfarrer S. 21, Nr. 261.

⁵³ Bauks, Pfarrer S. 540 f., Nr. 6713.

⁵⁴ Keine Angabe bei Bauks.

⁵⁵ Bauks, Pfarrer S. 371, Nr. 4612.

⁵⁶ „1. Kirchliche Amtsträger können bis auf weiteres durch den Landesbischof in den einstweiligen Ruhestand versetzt werden, wenn die Voraussetzungen für eine Versetzung vorliegen, eine ersprießliche Wirksamkeit des kirchlichen Amtsträgers an anderer Stelle fürs erste jedoch nicht erwartet werden kann.“ Verordnung über die Versetzung in den einstweiligen Ruhestand und Beurlaubung kirchlicher Amtsträger. Vom 3. Februar 1934. § 1. Kirchliches Gesetz- und Verordnungs-Blatt 58 (1934) Nr. 2, 7. Februar 1934. S. 4 f.; Zitat S. 4.

⁵⁷ Zum Wirken Heinrich Oberheids an der Seite von Reichsbischof Ludwig Müller s. die detaillierte Untersuchung von Faulenbach, Heiner: Ein Weg durch die Kirche. Heinrich Josef Oberheid. Köln 1992. [= SVRKG 15] S. 95-127.

Der Vorsitzende, Synodalassessor Vethake, verlas dann einen vom Synodalvorstande vorbereiteten Antrag in 3 Absätzen. Ueber jeden der 3 Absätze fand eine ausgiebige Aussprache und eine besondere Abstimmung statt. [/]

Der 1. Absatz lautete:

„1) Die zu einer außerordentlichen Sitzung versammelte Kreissynode Vlotho erklärt, daß nach wie vor der bisherige Superintendent D. Koch ihr volles Vertrauen hat, und daß sie Rechtsverwahrung gegen die Enthebung von seinem Amte einlegt.“

Dieser Antrag wurde mit 36 gegen 6 Stimmen angenommen.

Ein Gegenantrag des Direktors Schneider, der im wesentlichen vorschlug, auf eine Stellungnahme z[ur] Z[eit] zu verzichten, war damit erledigt.

Der 2. Absatz lautete:

„2) Synode hält es in Luthers Kirche für untragbar, wenn ein Geistlicher seines Amtes entsetzt wird, weil er in Treue gegen sein in Gottes Wort gebundenes Gewissen gehandelt hat. Synode hält es umso mehr für untragbar, als auch sie der Rechtsauffassung beiträgt, die Präses D. Koch auf der Westfälischen Provinzialsynode am 16. März 1934 in seiner Eröffnungsrede⁵⁸ vertreten hat.“

Dieser Antrag wurde mit 37 gegen 5 Stimmen angenommen.

⁵⁹Der 3. Absatz lautete unter Einfügung eines im Laufe der Besprechung beantragten Zusatzes:

[„3) In der heutigen völligen Rechtlosigkeit des Pfarrerstandes, wie sie auch darin sichtbar wird, daß 3 Pfarrer unsrer Synode (D. Koch, P[astor] Blodau-Hausberge, und P[astor] v[on] Pawel-Rammigen-Vlotho) versetzt⁶⁰ b[e]-

⁵⁸ Koch, Karl: Die Zeit des Bekennens ist gekommen. In: Brinkmann, Ernst/Steinberg, Hans (Hgg.): Die Verhandlungsniederschrift der 2. außerordentlichen Tagung der 33. Westfälischen Provinzialsynode vom 16. März 1934 im Auftrage des Landeskirchenamtes der Evangelischen Kirche von Westfalen hg. Bielefeld 1976. S. 7-16.

⁵⁹ Gestrichen: 3).

⁶⁰ Dies war geschehen auf Rechtsgrundlage einer Verordnung des Landesbischofs vom 3. Februar 1934: „1. Geistliche können bis auf weiteres im Interesse des Dienstes durch den Landesbischof aus dem von ihnen bekleideten Pfarramt in ein anderes Pfarramt versetzt werden. Gegen die Versetzung findet ein Einspruch nicht statt. 2. Die Verset-

z[iehungs]w[eise] in [/]den Ruhestand versetzt sind, ohne überhaupt gehört zu sein, sieht die Synode eine schwere Gefahr für die Kirche. Die ständige Unsicherheit des Pfarrerstandes und ein aufkommendes Denunziantentum bringt für nicht ganz feste Charaktere die freie Verkündigung des Evangeliums in Gefahr. Die Versetzung und Einsetzung der Pfarrer ohne Befragung der Gemeinden wird das Interesse der Gemeinden am kirchlichen Leben abschwächen, auch muß darunter die auf persönliches Vertrauen gegründete Seelsorge Schaden nehmen.

Dieser Antrag wurde mit 37 gegen 5 Stimmen angenommen.

Danach wurde die Synode gegen 6 Uhr geschlossen.

Darauf wurde dies Protokoll vom Synodalvorstande unterzeichnet.

Bad Oeynhausen, den 28. März 1934.

Der Synodalvorstand:

Vethake Pf[arre]r Synodal-Assessor

Brünger, Pfarrer, Skriba

Ohly, Pfarrer, stellv[ertretender] Synodalassessor

Droste

Nolting

zung erfolgt unter Gewährung der gesetzlichen Umzugskosten.“ Verordnung über die Versetzung von Geistlichen im Interesse des Dienstes. Vom 3. Februar 1934. § 1. Kirchliches Gesetz- und Verordnungs-Blatt 58 (1934) Nr. 2, 7. Februar 1934. S. 3.

Ernst Käsemann und die Kirchenordnung / (sein Denken und Handeln in seiner Zeit als Pfarrer)¹

Vergessen scheint er in Tübingen nicht zu sein – Ernst Käsemann,² einst Professor für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität. Das erweist ein Blick in den Gedenkkalender des Universitätsarchivs für das bevorstehende Jahr 2006, in dem sein 100. Geburtstag für den 12. Juli vermerkt ist. Und dazu findet sich eine knappe Skizze: „1931–1933 Synodalvikar und Hilfsprediger in Wuppertal-Barmen, 1933–1946 Pfarrer in Gelsenkirchen-Rotthausen, 1946–1951 o[rdentlicher] Prof[essor] der Theologie (Neues Testament) in Mainz, 1951–1959 in Göttingen“ – und danach von 1959 bis 1971 in Tübingen.³ Auch wenn Ernst Käsemanns Emeritierung jetzt mehr als dreißig Jahre zurückliegt und er vor nun auch schon sieben Jahren, am 17. Februar 1998, verstorben ist, dürften Arbeiten aus seiner Feder wie „Das Problem des historischen Jesus“,⁴ „Exegetische Versuche und Besinnungen“⁵ oder der Kommentar des Römerbriefes⁶ (um nur einiges zu nennen) nach wie vor bekannt sein – wie auch sein Engagement in kirchlichen und politischen Auseinandersetzungen der 1960er, 1970er und 1980er Jahre noch erinnert werden dürfte.⁷

¹ Für den Druck um Anmerkungen ergänzte Vorlesung vor der Evangelisch-Theologischen Fakultät Tübingen am 31. Mai 2005.

² S. zu dessen Biographie und Bibliographie Ulrichs, Karl Friedrich: [Art.] Käsemann, Ernst. In: BBKL 18. Herzberg 2001. Sp. 775-778.

³ Universitätsarchiv Tübingen. Aus dem Gedenkkalender der Universität Tübingen für 2006. In: <http://www.uni-tuebingen.de/UAT/j2006g1.htm>. Stand 22.5.2005, 14:30 Uhr.

⁴ S. Käsemann, Ernst: Das Problem des historischen Jesus. ZThK 51 (1954) S. 125-153.

⁵ Nach der Erstauflage des 1. Bandes 1960 und des 2. Bandes 1964 erschienen die Bände in vielen Auflagen und zuletzt in Auswahl; s. Käsemann, Ernst: Exegetische Versuche und Besinnungen. Auswahl. Mit einem Geleitwort von Wolfgang Schrage. Göttingen 1986.

⁶ Nach der Erstauflage 1973 zuletzt in 4. Auflage 1980 erschienen; s. Käsemann, Ernst: An die Römer. 4., durchgesehene Auflage. Tübingen 1980. [= Handbuch zum Neuen Testament 8a]

⁷ S. neben vielen Äußerungen in der zeitgenössischen Tagespresse in Leserbriefen und Interviews auch Käsemanns Veröffentlichung unter dem Titel Käsemann, Ernst: Kirchliche Konflikte. Bd. 1. Göttingen 1982. [Ein zunächst offenbar geplanter 2. Band ist nicht erschienen.]

1. Zum Forschungsstand und zur Quellenlage

Dass Ernst Käsemann sich Fragen der kirchlichen Ordnung in besonderer Weise gewidmet hätte, spiegelt sich in seinen Veröffentlichungen nicht wider. Dennoch haben diese Fragen über das „Alltagsgeschäft“ hinaus eine Bedeutung für ihn in der Zeit seiner pfarramtlichen Tätigkeit gehabt. Diese erstreckt sich über immerhin 13 Jahre und ist fast deckungsgleich mit den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland: vom Februar 1933 bis zum Dezember 1946 war Ernst Käsemann Pfarrer in einer Bergarbeitergemeinde des Ruhrgebiets, in Gelsenkirchen-Rotthausen.⁸

Durch einen seiner Nachfolger im dortigen Pfarramt, Richard Walter, ist Käsemanns Wirken in seiner Rotthausener Zeit inzwischen mehrfach geschildert worden, doch ist dabei seit der Erstveröffentlichung im Jahr 1993 – im Rahmen einer Rotthausener Gemeindegeschichte –⁹ kaum neues ergänzt worden.¹⁰ Elegant und spannend zu lesen sind Walters Schilderungen indes – und man darf auch einmal schmunzeln, wenn etwa der Titel der 1937 von Käsemann vorgelegten Untersuchung zum Hebräerbrief „Das wandernde Gottesvolk“¹¹ in der zugehörigen Anmerkung zu „Das wandernde Kirchenvolk“ mutiert ...¹²

Sucht man archivalische Spuren des Wirkens Ernst Käsemanns in den Jahren von 1933 bis 1946, fällt allerdings schnell auf, dass – abgesehen von den von Walter im Wesentlichen genutzten Rotthausener und Gelsenkirchener Ortsakten – nur relativ wenige von ihm verfasste bzw. unterzeichnete Schriftstücke auf provincial- und landeskirchlicher Ebene erhalten sind –¹³ trotz seines nachgewiesenen starken kirchenpolitischen Ein-

⁸ S. Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945. Bielefeld 1980. [= BWFKG 4] S. 242 Nr. 3053.

⁹ Walter, Richard: Kirche vor Ort: 100 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Rotthausen. Eine Kirchengemeinde in den Umbrüchen und Herausforderungen ihrer Zeit. Bielefeld 1993. S. a. a. O., S. 105-138.

¹⁰ S. Walter, Richard: Ernst Käsemanns Wirken als Gemeindepfarrer im Kirchenkampf in Westfalen 1933–1946. KZG 12 (1999) S. 199-224. – Vgl. weiter Walter, Richard: Zum Gedächtnis des Pastors und Professors Ernst Käsemann. Rotthäuser Kirchengeläut – Gemeindebrief der Evangelischen Kirchengemeinde Juni 1998. [Abgedruckt in:] Transparent 12 (1998) Nr. 52, Dezember 1998. Transparent-Dokumentation S. 2-5. – S. weiter: Walter, Richard: Ernst Käsemann als Pastor der Bekennenden Kirche in Gelsenkirchen-Rotthausen 1933–1946. Transparent 16 (2002) Nr. 65. Transparent-extra S. 1-24.

¹¹ S. Walter, Kirche S. 126.

¹² S. Walter, Kirche S. 191 Anm. 164.

¹³ So das Ergebnis einer Recherche in diversen einschlägigen Beständen des Landeskirchlichen Archivs in Bielefeld (unter anderem in der von Wilhelm Niemöller angelegten Kirchenkampfsammlung, Bestand 5.1) sowie im Evangelischen Zentralarchiv in Berlin (dort unter anderem auch in der ebenfalls das Wirken der Bekennen-

gagements und trotz auch der Gabe, wirklich brillant zugespitzt und polemisch formulieren zu können.

Warum ist die Zahl der Quellen so spärlich? Mag es daran liegen, dass Ernst Käsemann, als er am 12. Februar 1933 als Pfarrer in Rotthausen in seine erste Pfarrstelle eingeführt wurde, erst 26 Jahre alt war und – bis dahin noch ohne nennenswerte Berufserfahrung – angesichts vieler anderer, „gestandener“ Pfarrer zunächst noch nicht an überörtlichen kirchlichen Aufgaben beteiligt wurde? Mag es daran liegen, dass Käsemann angesichts der nahezu 5.000 Gemeindeglieder, die er im 1. Pfarrbezirk in Rotthausen zu betreuen hatte, sowie neben einigen neutestamentlichen Forschungen einfach keine Zeit und Kraft mehr fand, sich über die Ortskirchengemeinde hinaus zu engagieren? Dies hat er selbst später geltend gemacht.¹⁴ Oder hat es seine Ursache darin, dass Käsemann als Pfarrer in einer – aus westfälisch-provinzialkirchlicher Sicht – nun wirklich „ganz am Rande“ liegenden Kirchengemeinde Dienst tat? Denn Rotthausen war im Zuge einer Gebietsreform des Ruhrgebietes zum 1. August 1933 vom Kirchenkreis Essen abgetrennt und dem Kirchenkreis Gelsenkirchen zugeordnet worden – und das bedeutete für Rotthausen auch einen Wechsel von der rheinischen zur westfälischen Provinzialkirche; es brachte auch mit sich, dass diese Kirchengemeinde im Kirchenkreis Gelsenkirchen zunächst fremd war und die Rotthausener Pfarrer in der Folge dieses Umstandes nicht in Gelsenkirchener kreiskirchliche Leitungsaufgaben gewählt wurden.¹⁵ Oder mag es daran liegen, dass der Kirchenkreis Gelsenkirchen zu den wenigen in Westfalen gehörte, in denen ein deutschchristlicher Superintendent und ein deutschchristlich dominierter Kreissynodalvorstand wirkten, während in Rotthausen die drei dort tätigen Pfarrer von April 1934 an entschieden für die Bekennende Kirche eintraten? All diese Aspekte mögen mit zu der relativ „dünnen“ Quellenlage beigetragen haben, entscheidend dürfte jedoch Ernst Käsemanns nun hier näher zu erläuternder kirchen-

den Kirche dokumentierenden Sammlung Harder; Bestand 50).

¹⁴ Ernst Käsemann an Wilhelm Niemöller. Göttingen, 12.10.1956. LkA Bielefeld 5.1–400,1: „die Vorgänge in Rotthausen [...] waren so stürmisch und aufreibend, dass ich, dem Herumreisen auch sonst wenig geneigt, davon völlig in Anspruch genommen wurde und während dieser Jahre auch so gut wie gar nicht zur Theologie gekommen bin.“

¹⁵ S. Verhandlungen der 1. Tagung der 35. Kreissynode Gelsenkirchen am 16. August 1933 in Gelsenkirchen. Als Handschrift gedruckt. Gelsenkirchen o. J. [1933]. S. 8–12. Rotthausen wurde zum Beispiel sogar in der Liste der an der Synode teilnehmenden Synodalen außerhalb der alphabetischen Reihenfolge erst an letzter Stelle – nach Wattenscheid – genannt; s. a. a. O., S. 4.

politischer Kurs in den Jahren des Kirchenkampfes sein – und ein „Indi-
aner-Projekt“, von dem am Schluss zu berichten sein wird.

Kurz: Auch wenn Forschungsstand und Quellenlage sich nicht als befriedigend darstellen – auch am Beispiel unserer Fragestellung erweist sich, dass Archivreisen sehr zur Erhellung beitragen können. Was dazu insbesondere aus Akten in Berlin und in Bielefeld zu ersehen ist, trägt über die bisher nur ausgewerteten Rotthauer Ortsakten hinaus wesentliches zum Verstehen des Pfarrers Ernst Käsemann und dessen Denken und Handeln in Fragen der Kirchenordnung bei.

2. Die Zeit der kirchlichen Ausbildung

Wie ein jeder, der in einer verfassten evangelischen Landeskirche als Pfarrer Dienst tun will, war auch Ernst Käsemann den bestehenden kirchlichen Ordnungen über die Ausbildung zum Pfarramt unterworfen. Und so finden sich in seiner Personalakte alle einschlägigen Unterlagen über seinen Studienweg,¹⁶ seine gut bestandenen Examina,¹⁷ seine Ausbildung als Lehrvikar und sein Wirken in der Hilfspredigerzeit. Der Essener Jugendpfarrer Wilhelm Weigle¹⁸ bescheinigte ihm, schon vor seinem Studium „langjähriges Mitglied und später Leiter unseres B.K.'s gewesen“ zu sein und sich „zu Gottes Wort und Tisch [...] sich fleißig gehalten“ zu haben.¹⁹ Der Leiter des Predigerseminars in Soest, Carl Winter,²⁰

¹⁶ Zum Studienweg Käsemanns siehe insbesondere auch seine eigene, detaillierte Schilderung: Käsemann, Ernst: „Lassen Sie mich als letztes Wort und als mein Erbe Ihnen hugenottisch zurufen: ‚Résistez!‘ Denn die Nachfolge des Gekreuzigten führt notwendig zum Widerstand gegen Götzendienst an jeder Front, und dieser Widerstand ist und hat zu sein das wichtigste Merkmal christlicher Freiheit.“. Ernst Käsemanns theologischer Rückblick bei der akademischen Feier in der Aula der Universität Tübingen am 12. Juli 1996 aus Anlass seines 90. Geburtstages. Transparent 12 (1998) Nr. 52, Dezember 1998. Transparent-Dokumentation S. 8-14, dort S. 9-11.

¹⁷ Auszug aus der Übersicht der Ergebnisse der Prüfung pro licentia concionandi vom 8. bis 10. April 1929 des Kandidaten Ernst Käsemann aus Dahlhausen. Koblenz, 16.4.1929. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst. Bl. 26. – Auszug aus der Übersicht der Ergebnisse der Prüfung pro ministerio vom 8. bis 10. Oktober 1931 des Kandidaten Lic. Ernst Käsemann aus Dahlhausen. Koblenz, 13.10.1931. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst. Bl. 48.

¹⁸ Zum Wirken Weigles s. Börner, Walter: Wilhelm Weigle. Leben und Wirken 1862–1932. Gladbeck 1974.

¹⁹ [Pfarramtliche Bescheinigung.] Evang[elisches] Jugendpfarramt Essen Abt. Jugendpflege (Jugendpfarrer Weigle). Essen (Ruhr), 6.7.1928. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst. Bl. 16. – Wie stark Käsemann durch Weigle geprägt worden ist, hat er anlässlich seines 90. Geburtstages betont: „Weigle war ein Charismatiker, wie ich keinen mehr erlebt habe. [...] Mir wurde durch ihn klar, was ich unbewußt gesucht hatte, nämlich den Herrn, dem ich mich ausliefern konnte und der mir

hielt über den Lehrvikar Ernst Käsemann fest: „Er war stets bereit[,] eine Debatte zu eröffnen und war durch seine Schlagfertigkeit den meisten Seminargenossen überlegen“; er bemerkt aber auch: „Ein ihm von Natur eigner scharfer Ton erfuhr im Laufe der Zeit eine Milderung, ohne ganz zu verschwinden.“ Und: „Ich zweifle nicht, daß er ein besonders tüchtiger Pfarrer werden wird; allerdings ist zu wünschen, daß seine Einstellung zur Kirche noch positiver wird.“²¹ Der Barmer Superintendent Berkenkamp attestierte ihm „eine vorzügliche pädagogische Veranlagung“,²² „eine selbständige theologische Begabung“ und „eine sehr ernste Auffassung von dem Amt, zu dem er berufen ist.“²³ Und im Blick auf seine Zeit als Synodalvikar in Wuppertal-Barmen schrieb Ernst Käsemann selbst Anfang 1933: „Nicht die Radikalität theologischer Programme und Dogmatiken, nicht von einem zum andern stürmende Aktivität, sondern die Radikalität persönlichen Einsatzes aus der Besinnung auf das göttliche Wort und den göttlichen Willen und im Dienste an dem Bruder als Glied des Christusleibes, als die Bereitschaft zum Mitleiden und Mitsterben mit wurzellos gewordenen Industriemenschen, mit einem am Rande des Untergangs stehenden Volk und mit einer zwischen den Zeiten stehenden Kirche steigt damit als Sinn meines Amtes vor mir auf.“²⁴ Das Stichwort „Zwischen den Zeiten“ wird man hier als eine theologische Selbstverortung Käsemanns bei der dialektischen Theologie verstehen dürfen.²⁵ Fragen kirchlicher Ordnung scheinen Ernst Käsemann vor seinem Eintritt ins Gemeindepfarramt nicht in einer dezidierten Weise bewegt zu haben – man stößt nur einmal auf einen Seufzer wie „Der

Weg und Ziel im Leben wies.“ S. Käsemann, Wort S. 8.

²⁰ S. Bauks, Pfarrer S. 565 Nr. 7022. Zum Wirken Winters in Soest s. Rottschäfer, Ulrich: 100 Jahre Predigerseminar in Westfalen 1892–1992 mit einem Geleitwort von Hans-Martin Linnemann und einem Beitrag von Rolf-Walter Becker. Bielefeld 1992. S. 95-97.102-116.

²¹ Evangelisches Predigerseminar (Studiendirektor Lic. Winter). Zeugnis. Soest, 31.10.1930. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst. Bl. 31.

²² Der Superintendent des Kirchenkreises Barmen (Berkenkamp). Gutachten. Wuppertal-Barmen, 2.10.1931. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst. Bl. 45.

²³ Der Superintendent des Kirchenkreises Barmen (Berkenkamp) an Evangelisches Konsistorium der Rheinprovinz. Gutachten. Wuppertal-Barmen, 2.2.1933. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst. Bl. 59.

²⁴ Kirchenkreis Barmen. Bericht des Kandidaten Pastor lic. Käsemann in W[uppertal]-Barmen, Unter Lichtenplatzerstr[asse][!] 8, über das Jahr 1932. W[uppertal]-Barmen, 10.1.1933. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst. Bl. 60 f.; Zitat a. a. O. Bl. 61r.

²⁵ Zum theologischen Profil der Zeitschrift „Zwischen den Zeiten“ s. Lichtenfeld, Manacnuc Mathias: Georg Merz – Pastoraltheologe zwischen den Zeiten. Leben und Werk in Weimarer Republik und Kirchenkampf als theologischer Beitrag zur Praxis der Kirche. Gütersloh 1997. [= LKGG 18] S. 190-212.

Großstadtpfarrer ist zu einem Teile in einer sich unbarmherzig weiterdrehenden Maschinerie geworden, die neben seine zentralen Aufgaben hunderterlei andere heute notwendige Arbeiten stellt.“²⁶

3. Engagement für die und Bruch mit den Deutschen Christen

Nach seiner eigenen Darstellung ist Ernst Käsemann – wenige Monate nach der Installation auf der Rotthausener Pfarrstelle – Anfang Juni 1933 der Glaubensbewegung Deutsche Christen beigetreten und hat bis Januar 1934 in deren Reihen mitgewirkt.²⁷ „Daß ich mich hier ganz eingesetzt habe, werden mir nicht nur die damals von mir gewonnenen Anhänger der Bewegung, sondern auch die heutigen Gegner bezeugen“, schrieb er ein dreiviertel Jahr später, im Oktober 1934.²⁸ Ein Ende fand sein Engagement für die Deutschen Christen, nachdem er scharfe Kritik an der Vereinbarung des Reichsbischofs Ludwig Müller²⁹ mit Reichsjugendführer Baldur von Schirach³⁰ über die Eingliederung der Evangelischen Jugendverbände in die Hitlerjugend vom Dezember 1933³¹ geübt hatte – dadurch, dass ihn die DC-Ortsgruppe Rotthausen am 13. Januar 1934 mit sofortiger Wirkung als „für die Glaubensbewegung Deutsche Christen untragbar“ ausschloss; zur Begründung hieß es: „Die von Ihnen in der Aussprache [in einer Sitzung der Größeren Gemeindevertretung der Kirchengemeinde Rotthausen am 9. Januar 1934] gemachte Äußerung ‚Reichsbischof Müller treibt Verrat an unserer Kirche‘, ließ nicht nur die von uns unbedingt geforderte Disziplin gegenüber der Führung vermis-

²⁶ Kirchenkreis Barmen. Bericht des Kandidaten Pastor lic. Käsemann in W[uppertal]-Barmen, Unter Lichtenplazerstr[asse][!] 8, über das Jahr 1932. W[uppertal]-Barmen, 10.1.1933. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst. Bl. 60 f.; Zitat a. a. O., Bl. 61f.

²⁷ So Kgm. Rotthausen (Käsemann) an Konsistorium Westfalen. Gelsenkirchen-Rotthausen, 29.10.1934. EZA Berlin 7/6630.

²⁸ Ebd.

²⁹ S. Bauks, Pfarrer S. 345 Nr. 4331. – Zum Wirken Ludwig Müllers als Reichsbischof s. Schneider, Thomas Martin: Reichsbischof Ludwig Müller. Eine Untersuchung zu Leben, Werk und Persönlichkeit. Mit 8 Abbildungen. Göttingen 1993. [= AKZG.B 19], dort S. 170-180.

³⁰ Zur Person Baldur von Schirachs s. Lang, Jochen von: Der Hitler-Junge. Baldur von Schirach – der Mann, der Deutschlands Jugend erzog. Unter Mitarbeit von Claus Sibyll. Hamburg 1988. S. weiter: Wortmann, Michael: Baldur von Schirach, Hitlers Jugendführer. Köln 1982.

³¹ Zur Eingliederung der Evangelischen Jugend in die Hitlerjugend und die kirchlichen Reaktionen darauf s. Scholder, Klaus: Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 1. Vorgeschichte und Zeit der Illusionen. 1918–1934. Frankfurt (Main)/Berlin/Wien 1977. S. 731-740.

sen, sondern stellte indirekt auch eine unwürdige Herabsetzung von leitenden Männern des Staates und der Kirche dar."³²

Dem offiziellen Ausschluss aus der DC-Ortsgruppe war nach Ernst Käsemanns späterer Darstellung eine eigene innere Distanzierung vorausgegangen: „Als dann die Anteilnahme am kirchlichen Leben seitens der [bei den Kirchenwahlen vom 23. Juli 1933] Gewählten [deutschchristlichen Gemeindeverordneten und Presbyter] sich als erschreckend gering offenbarte [nur 30 von 180 DC-Mitgliedern in Rotthausen kamen zur Bibelstunde!], kam mir allmählich banger Zweifel, ob so der Anfang einer kirchlichen Reform aussähe. Dann musste ich noch vor der Sportpalastkundgebung,³³ durch die Vorgänge im Reich veranlasst, in einer D.C.-Pfarrersitzung am 6.11.1933 [den westfälischen DC-]Bischof Adler³⁴ persönlich ernsthaft auf die drohende Gefahr der Bekenntnisverletzung durch weite D.C.-Kreise hinweisen und inständigst eine innere Reinigung der Bewegung erbitten, wobei ich wörtlich ausführte, daß uns bisher nicht die Taten, sondern allein das *blind hoffende* Vertrauen bei den D.C. hielte."³⁵ Bis Weihnachten 1933 habe er, Käsemann, die Bildung einer Bekenntnisfront in Rotthausen verhindert, dann „aber raubte mir der Jugendwerkvertrag in seiner praktischen Gestalt die letzte Illusion. [...] Den Verordnungen des Kirchenregimentes blieb es vorbehalten, mich aus dem Mißtrauen in den klaren Gegensatz zu treiben, mir brutale Gewalttat als notwendige Konsequenz eines Führerprinzips in der Kirche zu offenbaren und mich endlich im April [1934] zur Bekenntnissynode und zum Notbund zu bringen."³⁶

Ernst Käsemann hat für sich also nicht in Anspruch genommen, das Wesen der Deutschen Christen frühzeitig durchschaut oder sich schnell von ihnen wieder gelöst zu haben. Er hat dafür Zeit gebraucht. Sein Biograph Richard Walter hat das Geschehen indes mit dem Satz „Es kommt *schon* im Dezember 1933 zum Eklat und Bruch mit den DC.“ zusammengefasst.³⁷ Das ist nicht nur falsch datiert, sondern auch sachlich falsch. Und an anderer Stelle hat Walter die Bemerkung hinzugefügt: „Er [Kä-

³² So Glaubensbewegung Deutsche Christen Ortsgruppe Rotthausen an Ernst Käsemann. Gelsenkirchen, 13.1.1934. Faksimileabdruck bei Walter, Kirche S. 111.

³³ Zum Inhalt und zur Wirkung der sogenannten Sportpalastkundgebung s. Scholder, Kirchen 1, S. 701-729.

³⁴ Bruno Adler; s. Bauks, Pfarrer S. 3 Nr. 32. Zum Werdegang Adlers s. Bauks, Friedrich Wilhelm: Der westfälische DC-Bischof Bruno Adler. JWK 80 (1987) S. 153-159.

³⁵ Kgm. Rotthausen (Käsemann) an Konsistorium Westfalen. Gelsenkirchen-Rotthausen, 29.10.1934. EZA Berlin 7/6630.

³⁶ Ebd.

³⁷ Walter, Pastor, S. 190. – Hervorhebung vom Verfasser.

semann] tritt sogleich in den [...] Pfarrernotbund ein.“³⁸ Das erweckt den Eindruck, als sei Ernst Käsemanns Weg von den Deutschen Christen zur Bekennenden Kirche der einer entschlossenen unmittelbaren Reaktion gewesen.

Im Gegenteil wird man vielmehr von einer eher zögerlichen Wendung Käsemanns zu reden haben. Dies bekundet er nicht nur selbst; es wird um so offenkundiger, wenn man seinen kirchenpolitischen Weg in den Jahren 1933 und 1934 vor dem Hintergrund der jeweils kirchenverfassungsrechtlich gegebenen Situation betrachtet.

Weil „der Sieg des Nationalsozialismus mit der Beseitigung der Parteien, Klassen und Stände eine ungewöhnlich verheißungsvolle missionarische Möglichkeit, die nach Kräften zu ergreifen unser Anliegen sein mußte“, bot und „in der Hoffnung, dort die stoßkräftige Ausgangsbasis zu finden“, sei er „trotz grundsätzlicher Bedenken“ den D.C. beigetreten, schrieb Ernst Käsemann im Herbst 1934.³⁹ Diesen Schritt datierte er aber nicht etwa auf die Zeit des großen Zulaufs zur Glaubensbewegung DC in den Frühjahrsmonaten des Jahres 1933, sondern erst auf Anfang Juni – damit also just auf den Zeitpunkt, als die deutschchristliche Agitation gegen den designierten Reichsbischof Fritz von Bodelschwingh⁴⁰ zu eskalieren begann⁴¹ und als wenig später, am 24. Juni 1933, der preußische Kultusminister Bernhard Rust⁴² unter Aufhebung aller bestehenden Kirchenvertretungen August Jäger⁴³ als Staatskommissar für den Bereich sämtlicher evangelischer Landeskirchen einsetzte.⁴⁴ Nach einem Sturm

³⁸ Walter, Kirche, S. 111.

³⁹ Kgm. Rothhausen (Käsemann) an Konsistorium Westfalen. Gelsenkirchen-Rotthausen, 29. 10. 1934. EZA Berlin 7/6630.

⁴⁰ Bauks, Pfarrer S. 44 Nr. 571. – Zur Designation Bodelschwinghs zum Reichsbischof s. Scholder, Kirchen 1, S. 417-467.

⁴¹ Mehlhausen, Joachim: Beginn der Kirchenverfassungsreform unter politischem Druck. In: Besier, Gerhard/Lessing, Eckhard (Hgg.): Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Bd. 3. Trennung von Kirche und Staat. Kirchlich-politische Krisen. Erneuerung kirchlicher Gemeinschaft. (1918–1992). Leipzig 1999. [Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union 3] S. 211-231; s. dort S. 229.

⁴² Zum Wirken Rusts als Kultusminister s. Pedersen, Ulf: Bernhard Rust. Ein nationalsozialistischer Bildungspolitiker vor dem Hintergrund seiner Zeit. Gifhorn 1994. [= Steinhorster Schriften und Materialien zur regionalen Schulgeschichte und Schulentwicklung 6].

⁴³ Zur Rolle August Jaegers s. Scholder, Kirchen 1, S. 453-481.

⁴⁴ Mehlhausen, Joachim: Die Eingriffe des nationalsozialistischen Staates und die Herrschaft der Deutschen Christen (1933–1934). In: Besier, Gerhard/Lessing, Eckhard (Hgg.): Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Bd. 3. Trennung von Kirche und Staat. Kirchlich-politische Krisen. Erneuerung kirchlicher Gemeinschaft. (1918–1992). Leipzig 1999. [Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union 3] S. 232-263; s. dort S. 235.

der Entrüstung, Verwirrung und Verhandlungen kam es dann – wie bekannt – zur Formulierung der Verfassung für die Deutsche Evangelische Kirche vom 14. Juli und den Kirchenwahlen vom 23. Juli 1933.⁴⁵ Bei diesen Wahlen setzte sich Ernst Käsemann nach eigenem Bekunden nachhaltig für die Aufstellung einer deutschchristlich dominierten Einheitsliste in Rotthausen ein –⁴⁶ mit dem durchschlagenden (und später dann um so mehr Mühe machenden!) Erfolg, dass sämtliche Mitglieder des dortigen Presbyteriums zur Glaubensbewegung Deutsche Christen gehörten und diese auch in der Größeren Gemeindevertretung elf der 48 Abgeordneten stellten.⁴⁷ Und nach Lage der Dinge kann es auch keinen Zweifel leiden, dass Ernst Käsemann 1933 das Programm der Deutschen Christen, das vor den Kirchenwahlen in Flugplattform im Ruhrgebiet durch die Geschäftsstelle der DC massiv verbreitet wurde,⁴⁸ insbesondere die „Richtlinien der Glaubensbewegung“, kannte und mitgetragen hat. Zweifel stellten sich bei ihm nach seiner Darstellung nicht wegen dieses Programms ein, sondern weil die Glaubensbewegung nicht die Empfehlungen der Pfarrer bei der Benennung der Kandidaten bei den Kirchenwahlen berücksichtigte: „Freilich erlebte ich schon hier die erste Enttäuschung, als man unter ausschließlicher politischer Orientierung und Überhörung der von uns Pfarrern gemachten Vorschläge die kirchliche Gesinnung der Kandidaten gänzlich unbeachtet ließ und Gewissensterror bewiesenermaßen weder bei der Propaganda, noch bei der Verpflichtung der Bewerber vermied.“⁴⁹ Kirchenverfassungsrechtliche Bedenken scheint Ernst Käsemann zu diesem Zeitpunkt nicht gehabt zu haben – und angesichts dessen kann es dann auch nicht überraschen, dass auch er bei der Konstituierung der Kreissynode Gelsenkirchen am 16. August 1933 einem in einem Akt vorauseilenden Gehorsams formulierten „Begrüßungstelegramm“ an Ludwig Müller als dem ersten „Landesbischof von Preußen“ zustimmte –⁵⁰ bereits drei Wochen vor dessen Wahl durch die altpreußische Generalsynode am 5. September 1933!⁵¹

⁴⁵ Zum Ergebnis der Kirchenwahlen vom 23. Juli 1933 in der Kirchenprovinz Westfalen s. detailliert Neuser, Wilhelm H[einrich]: Die Kirche und ihre Ordnung – die Kirchenwahlen des Jahres 1933 in Westfalen. JWKG 76 (1983) S. 201-221.

⁴⁶ Kgm. Rotthausen (Käsemann) an Konsistorium Westfalen. Gelsenkirchen-Rotthausen, 29.10.1934. EZA Berlin 7/6630. – Vgl. Walter, Kirche S. 109, der von Käsemanns Anteil daran nichts berichtet.

⁴⁷ So Käsemann an Wilhelm Niemöller. Göttingen, 12.10.1956. LkA Bielefeld 5.1-400,1.

⁴⁸ S. Glaubensbewegung „Deutsche Christen“. Nachrichten für das Industriegebiet. Nr. 10. Witten o. J. [Juli 1933]. LkA Bielefeld 5.1-625,2.

⁴⁹ Kgm. Rotthausen (Käsemann) an Konsistorium Westfalen. Gelsenkirchen-Rotthausen, 29.10.1934. EZA Berlin 7/6630.

⁵⁰ S. Verhandlungen der 1. Tagung der 35. Kreissynode Gelsenkirchen am 16. August 1933 in Gelsenkirchen. Als Handschrift gedruckt. Gelsenkirchen o. J. [1933]. S. 12,

Und weder die Berliner Sportpalastkundgebung vom 13. November 1933 noch die faktische Lahmlegung der mehrheitlich nichtdeutschchristlichen Westfälischen Provinzialsynode, die Mitte Dezember 1933 mit einer das Führerprinzip berücksichtigenden Änderung der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung befasst war, durch die DC,⁵² also weder die Frage der Wahrung des Bekenntnisses noch die Frage der Durchsetzung des Führerprinzips in der Kirchenordnung, vertrieben Käsemann aus der Glaubensbewegung, sondern erst deren rüdes Vorgehen bei der Gleichschaltung. Und auch nach dem Ausschluss aus den Reihen der DC wandte sich Ernst Käsemann nicht sofort der sich gerade formierenden Bekennenden Kirche in Westfalen zu; es gingen Zwangsmaßnahmen des deutschchristlichen Kirchenregiments gegen Pfarrer und das Verfahren zur Gleichschaltung der Westfälischen Provinzialsynode voran.⁵³ Die Bildung der Westfälischen Bekenntnissynode am 16. März 1934 in Dortmund und damit die für die Zukunft entscheidende kirchenpolitische und kirchenverfassungsmäßige Weichenstellung ging ins Land,⁵⁴ während Käsemann noch abseits stand. Erst nachdem sein Rotthausener Amtsbruder Karl Rüter⁵⁵ Ende März aus der Glaubensbewegung Deutsche Christen ausgetreten war,⁵⁶ wurde Käsemann im April 1934 Mitglied des Pfarrernotbundes⁵⁷ und unterstellte sich der geistlichen Leitung durch die Bekenntnissynode und den Bruderrat der Bekennenden Kirche.⁵⁸

So wirkte Ernst Käsemann hier erst mit, als grundlegende Weichen bereits gestellt und insbesondere auch die für die nächsten Jahre erforderlichen Personalentscheidungen schon weithin getroffen waren. Dass man ein überörtliches Wirken Käsemanns in den Jahren des Kirchenkampfes weithin vermisst, dürfte nicht zuletzt hierin eine wesentliche Ursache haben. Denn Käsemann kam, wenn man es so formulieren will, in den Jahren 1933 und 1934 dreimal „zu spät“: erstens bei seiner Hinwendung zu den Deutschen Christen, zweitens bei seiner Trennung von ihnen – und drittens bei seiner Hinwendung zur Bekennenden Kirche. So

Beschluss Nr. 24.

⁵¹ S. dazu Mehlhausen, Eingriffe S. 247.

⁵² S. dazu Hey, Bernd: Die Kirchenprovinz Westfalen 1933–1945. Bielefeld 1974. [= BWFKG 2] S. 55 f.

⁵³ S. Hey, Kirchenprovinz S. 57–60.

⁵⁴ S. Kampmann, Jürgen: Die 1. Westfälische Bekenntnissynode am 16. März 1934 in Dortmund: Konzeption, Vorbereitung und Durchführung. JWKG 88 (1994) S. 277–409.

⁵⁵ Bauks, Pfarrer S. 421 Nr. 5218.

⁵⁶ Walter, Kirche S. 111.

⁵⁷ Zum Wirken des Pfarrernotbundes s. Niemöller, Wilhelm: Der Pfarrernotbund. Geschichte einer kämpfenden Bruderschaft. Hamburg 1973.

⁵⁸ Kgm. Rotthausen (Käsemann) an Konsistorium Westfalen. Gelsenkirchen-Rotthausen, 29.10.1934. EZA Berlin 7/6630.

zählte er weder bei den Deutschen Christen noch in der Bekennenden Kirche zu den „Männern der ersten Stunde“.

4. Wirken für die und Bruch mit der westfälischen Bekennenden Kirche

Vom Moment seiner Hinwendung zur Bekennenden Kirche an setzte sich Ernst Käsemann mit aller Entschiedenheit für sie ein. Anders als Präses Karl Koch⁵⁹ und die Mehrheit der Westfälischen Bekenntnissynode lehnte er jedwede Zusammenarbeit mit dem bis in den Spätherbst 1934 deutschchristlich geleiteten Konsistorium ab – und er scheute sich nicht, dies auch provokativ zu formulieren. So beantwortete er am 29. Oktober 1934 das Verlangen des Konsistoriums nach einer Stellungnahme zu Vorwürfen, die die deutschchristlichen Rotthausener Presbyter gegen ihn erhoben hatten,⁶⁰ mit der einleitenden Bemerkung, dass er eine Darstellung der kirchlichen Lage in Rotthausen gebe, „nicht weil ich dem augenblicklichen Kirchenregiment noch irgend eine Rechenschaft zu schulden vermeine, sondern weil ich jedermann auf die Frage nach den Gründen und den tatsächlichen Verlauf unseres Kampfes zu antworten bereit bin.“⁶¹ Er halte sich in seinem Gewissen gebunden, „dem Konsistorium von meinem Willen zum äußersten Widerstand gegen ein tyrannisches und darum widerchristliches Kirchenregiment Kenntnis zu geben.“⁶² Die gegen ihn seitens der deutschchristlichen Presbyter erhobenen Vorwürfe trafen dem Sinne nach völlig zu, „daß ich mich durch keine Macht der Welt und durch keine daraus entspringende Folgerung von der durch mich erkannten Wahrheit abbringen lassen werde, daß nämlich die D.C. unchristlich und ihrem Wesen nach häretisch, also ohne Anspruch auf christlichen Gehorsam sei, daß weiter die innere und natürlich fortschreitend auch die äußere Gemeinschaft mit ihren Gliedern und Organen

⁵⁹ Bauks, Pfarrer S. 264 Nr. 3330. – Zum kirchenpolitischen Wirken Karl Kochs s. Danielsmeyer, Werner: Präses D. Karl Koch. Bielefeld 1976. [= Materialien für den Dienst in der Evangelischen Kirche von Westfalen A 5]. – S. auch Kampmann, Jürgen (Hg.): Karl Koch. Pfarrer, Superintendent und Präses aus dem Kirchenkreis Vlotho. Dankgabe des Kreissynodalvorstandes des Kirchenkreises Vlotho zur Verabschiedung von Christof Windhorst aus dem Amt des Superintendenten am 15. Oktober 2004. Bad Oeynhausen 2004. [= Theologische Beiträge aus dem Kirchenkreis Vlotho 15].

⁶⁰ S. Kirchmeister Heinrich Greb an Rechtswalter der DEK Dr. Jaeger. Gelsenkirchen-Rotthausen, 18.9.1934. EZA Berlin 7/6630.

⁶¹ Kgm. Rotthausen (Käsemann) an Konsistorium Westfalen. Gelsenkirchen-Rotthausen, 29.10.1934. EZA Berlin 7/6630.

⁶² Ebd.

unmöglich geworden sei. Andererseits wird die Deutsche evangelische Bekenntnissynode wie seit April so auch in Zukunft stets auf meinen inneren und äußeren Gehorsam rechnen können, solange sie den Boden der Schrift und des Bekenntnisses nicht entscheidend verlässt.“⁶³

Ernst Käsemanns Maßstab und – daraus resultierend – seine Marschroute für das weitere Vorgehen in der kirchenpolitischen Auseinandersetzung waren damit definiert. Nicht die Beachtung formaler Legalität aufgrund der gesetzten kirchengesetzlichen Ordnung, sondern die im Gewissen geprüfte, an Schrift und Bekenntnis zu erweisende Legitimität des Verordneten bestimmte ihn künftig in seinem Entscheiden und Handeln. Hatte sich Käsemann nicht bedingungslos der deutschchristlichen Disziplin unterstellen wollen, so unterwarf sich er auch nicht „rückhaltlos“ den Entscheidungen der bruderrätlichen Führung der Bekennenden Kirche.

In dem von ihm zu verantwortenden Wirkungsbereich in der Rottthausener Gemeinde ging Käsemann auf sichtbare Distanz zu den deutschchristlichen Mitgliedern des Presbyteriums und der Größeren Gemeindevertretung; von August 1934 an verweigerte er das gemeinsame Gebet zu Beginn und Abschluss der Sitzungen und definierte sich nicht mehr als Vorsitzender, sondern nurmehr als Geschäftsführer des Presbyteriums.⁶⁴ Konsequenterweise setzte Käsemann sodann die Beschlüsse der Dahlemer Bekenntnissynode zum kirchlichen Notrecht vom 20. Oktober 1934⁶⁵ vor Ort um. Öffentlich erklärte er, dass die Presbyter und die deutschchristlichen Mitglieder der Größeren Gemeindevertretung ihr Amt verwirkt hätten; an deren Statt berief der inzwischen gebildete Bruderrat der Bekenntnisgemeinde in Rotthausen im November 1934 eine neue Gemeindevertretung mit ausschließlich zur Bekennenden Kirche gehörenden Gemeindegliedern; nach zweimaliger vorheriger Abkündigung im Gottesdienst führte Käsemann dann diese – unter Polizeischutz wegen befürchteter Störungen des Gottesdienstes von Seiten der Deutschen Christen! – am Buß- und Betttag, dem 21. November 1934, in ihr Amt ein.⁶⁶ Das Konsistorium in Münster erkannte die so gebildete neue Gemeindeleitung zwar nicht an, scheute sich aber aus Furcht vor einer Eskalation der kirchenpolitischen Gegensätze in Rotthausen, gegen Ernst Käsemann und die weiteren dortigen Pfarrer mit Dienststrafmaßnahmen

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Walter, Wirken S. 204.

⁶⁵ S. dazu Kersting, Andreas: Kirchenordnung und Widerstand. Der Kampf um den Aufbau der Bekennenden Kirche der altpreußischen Union aufgrund des Dahlemer Notrechts von 1934 bis 1937. Gütersloh 1994. [= HUWJK 4] S. 113-121.

⁶⁶ Käsemann, Pastor S. 192 f.

vorzugehen.⁶⁷ Da jedwedes Zusammenwirken zwischen den Pfarrern und dem DC-Presbyterium beiderseits abgelehnt wurde, wurde zur Sicherstellung einer formal unanfechtbaren Verwaltung der Kirchengemeinde schließlich der Bottroper Architekt Otto Kallweit zum Finanzbevollmächtigten für die Kirchengemeinde Rotthausen bestellt.⁶⁸ Die kompromisslose Ablehnung jeder Zusammenarbeit mit den Deutschen Christen und der Aufbau einer nichtdeutschchristlichen Leitungsstruktur parallel zu den bestehenden deutschchristlich bestimmten kirchlichen Leitungsgremien, wie sie Käsemann mit seinen Amtsbrüdern dahlemitisch praktizierte, war auch in der Bekennenden Kirche Westfalens eine Ausnahme – und führte später zu Konflikten.

Zunächst arbeitete Ernst Käsemann in von der Bekenntnissynode gebildeten Gremien mit, insbesondere in der Bekenntniskreissynode des Kirchenkreises Gelsenkirchen. Bei der Wahl von Abgeordneten dieser Synode zur Westfälischen Bekenntnissynode unterlag er 1937 zwar dem Schalker Pfarrer Walter Bischoff^{69,70} er erreichte aber durch entsprechende Anträge an die Bekenntniskreissynode die sonntägliche Verlesung der BK-Fürbittenliste und die Sammlung von Kollekten ausschließlich nach den Weisungen der Bekennenden Kirche.⁷¹ Mit den übrigen Abgeordneten der Bekenntniskreissynode unterzeichnete auch Käsemann am 20. März 1938 ein Protestschreiben gegen die sogenannte „17. Durchführungsverordnung“^{72,73} die der Reichsminister für die kirchli-

⁶⁷ So Konsistorium Kirchenprovinz Westfalen an EOK. Münster, 13.4.1935. EZA Berlin 7/6630.

⁶⁸ So Finanzabteilung Konsistorium Kirchenprovinz Westfalen an Finanzabteilung EOK. Münster, 7.8.1935. EZA Berlin 7/6630.

⁶⁹ Bauks, Pfarrer S. 40 Nr. 518.

⁷⁰ Bekenntnis-Kreissynode Gelsenkirchen, 14.11.1937. TOP 2. Bl. 3. LkA Bielefeld 29.2 Gelsenkirchen 1937–1942.

⁷¹ Bekenntnis-Kreissynode Gelsenkirchen, 14.11.1937. TOP 4. Bl. 8-10. LkA Bielefeld 29.2 Gelsenkirchen 1937–1942.

⁷² S. Siebzehnte Verordnung zur Durchführung des Gesetzes zur Sicherung der Deutschen Evangelischen Kirche. Vom 10. Dezember 1937. (Reichsgesetzbl. 1 S. 1346). KABL Kirchenprovinz Westfalen 1938. Nr. 1, 1. Januar 1938. Mit dieser Verordnung wurde auf Reichsebene die Leitung der DEK dem Leiter der Kirchenkanzlei der DEK übertragen [§ 1 (1)] und für die Ebene der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union dem Leiter der obersten Kirchlichen Verwaltungsbehörde [§ 2 (1)] – und damit in die Hand von Juristen gelegt. Zugleich wurde das Führerprinzip eingeführt, indem festgelegt war, dass diese „Verordnungen in äußeren Angelegenheiten“ erlassen konnten, ohne auf die Zustimmung Dritter angewiesen zu sein [§ 1 (2)], bzw. definiert war: „Die Kirchenleitung im Sinne dieser Verordnung umfasst insbesondere die Ausübung der kirchenregimentlichen Befugnisse einschließlich des Erlasses von Verordnungen.“ [§ 3 (1)].

⁷³ Bekenntnis-Kreissynode Gelsenkirchen, 20.3.1938. 1. Anhang. Bl. 18 f. LkA Bielefeld 29.2 Gelsenkirchen 1937–1942.

chen Angelegenheiten, Hans Kerrl,⁷⁴ erlassen hatte und in deren Umsetzung das Präsesamt Karl Kochs für ruhend erklärt worden war.⁷⁵ Käsemann wirkte hier ganz im Sinne der bruderrätlich-synodalen Strukturen der westfälischen Bekennenden Kirche mit und entschloss sich am 6. September 1938 auch, in der von Präses Karl Koch angeratenen Weise den geforderten Treueid auf den Führer Adolf Hitler abzulegen –⁷⁶ nämlich unter Beifügung einer von Koch verfassten „Erklärung zum Treueid“ zur Personalakte; darin hieß es unter anderem: „Wie bei jeder Anrufung Gottes, so ist auch beim Eid unmittelbar eingeschlossen, dass vor Gott nichts versprochen und bekräftigt und zu nichts seine Hilfe erbeten werden kann, das seinem geoffenbarten Willen widerspricht. [...] Darum gibt es für den ordinierten Diener am Wort in der Ausübung seiner Amtspflichten keinen anderen Herrn als den Herrn Christus.“⁷⁷

Präses Kochs Weg einer partiellen Zusammenarbeit mit dem Konsistorium, in dem auch deutschchristlich orientierte Konsistorialräte tätig waren,⁷⁸ hat Ernst Käsemann schließlich nicht mehr mitgetragen.⁷⁹ Zuvor

⁷⁴ Zu dessen Wirken s. Fuchs, Konrad: [Art.:] Kerrl, Hans. In: BBKL 14. Herzberg 1998. Sp. 1147-1149.

⁷⁵ S. Loycke, Ernst: Die rechtliche Entwicklung in der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union von 1937 bis 1945. ZEvKR 2 (1952/1953) S. 64-83.169-185. 270-311, dort insbesondere S. 272.

⁷⁶ Käsemann, Ernst: Schriftliche Bestätigung der Eidesleistung. Gelsenkirchen, 6.9.1938. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst.

⁷⁷ S. Koch, Präses der Westfälischen Provinzialsynode: Erklärung zum Treueid. Bad Oeynhhausen, 16.7.1938; versehen mit Ernst Käsemanns Unterschrift, dass er sich diese Erklärung zu eigen macht. Gelsenkirchen, 6.9.1938. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst. – Zunächst hatte Käsemann sich geweigert, zur Ableistung des Treueides zu erscheinen, und gegenüber Konsistorialpräsident Gerhard Thümmel erklärt: „Eide kann nach biblischer Lehre nur der Staat abverlangen, nicht eine Stelle, deren direkte staatliche Beauftragung hierzu völlig ungewiss ist. Eide ablegen kann man deshalb nur vor direkt zu ihrer Entgegennahme autorisierten staatlichen Beauftragten, nicht vor Organen kirchlicher Behörden. Die vom Evangelischen Oberkirchenrat verfasste Ansprache zum Treueid verletzt die Freiheit eines an Gottes Wort gebundenen Gewissens, wenn sie mir mit dem Treueid Verpflichtungen aufzuerlegen gedenkt, welche über den vom Neuen Testament geforderten Gehorsam gegenüber dem Staate hinausgreifen soll.“ So Ernst Käsemann an KonsPräs Thümmel. Gelsenkirchen, 27.5.1938. Universitätsbibliothek Tübingen Nachlass Ernst Käsemann, noch unverzeichnet (Ordner Rotthausen). Er fügte aber ebd. hinzu: „Zu einem Treueid, welcher die biblische Lehre, mein Ordinationsgelübde und mein Gewissen nicht verletzt, bin ich jederzeit bereit.“

⁷⁸ S. zur Entwicklung der kirchenpolitischen Situation im westfälischen Konsistorium Kampmann, Provinzialkirche S. 53 f., 71-74.

⁷⁹ So charakterisierte man im altpreußischen Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin Ernst Käsemann im Januar 1940 als einen Pfarrer, „der absolut illegal eingestellt ist und sogar Präses D. Koch ablehnt, weil er mit der Behörde verhandelt“. S. Friedrich Buschtöns: Aktenvermerk. Berlin-Charlottenburg, 25.1.1940. EZA Berlin 7/6628.

hatte er bereits ein Mitwirken bei der Abnahme theologischer Prüfungen beim Konsistorium abgelehnt⁸⁰ und im November 1940 vollzog er dann den Austritt aus der Westfälischen Bekennenden Kirche – ohne sich damit von der Sache der Bekennenden Kirche lösen zu wollen.⁸¹ In der

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ S. Walter, Wirken S. 222 samt Anm. 22. Vgl. auch Ernst Käsemann an Wilhelm Niemöller. Göttingen, 12.10.1956. LkA Bielefeld 5.1–400,1. – Anlass für Ernst Käsemanns Trennung von der Bekennenden Kirche war deren Bereitschaft, zum Zwecke geordneter kirchlicher Verwaltungsabläufe einer Neubesetzung des Kreis-synodalvorstandes im Kirchenkreis Gelsenkirchen zuzustimmen, bei der es zu einer Zusammenarbeit mit Deutschen Christen gekommen wäre. Beeindruckend ist die Diktion seines Schreibens, mit dem Käsemann seine Trennung von der Bekennenden Kirche dem Bekenntnissuperintendenten am 25. November 1940 mitteilte: „Ging es vordem um die Ausschließlichkeit der reinen Lehre, so jetzt bloß um die kirchenpolitische Vormachtstellung. Wir sind die rechte Kirche, haben wir einmal gesagt. Heute sagen wir: Uns gehören wenigstens drei Plätze von fünf. Hier ist nichts mehr ganz klar, weder das gute Recht unseres bisherigen Kampfes und die innere Notwendigkeit seiner Härte noch das Faktum der politisch-kirchenpolitischen Uebermacht der DC. [...] Wir begeben uns auf das Feld des Gegners, nämlich auf das Feld der kirchenpolitischen Manöver, bagatellisieren damit den Ernst unseres Kampfes, öffnen jeder weiteren Erweichung Haus und Tür und sanktionieren das Vorgehen der Behörde, die schon immer behauptet hat, dass nur Kompromisse christlicher Liebe entsprächen und uns weiterhelfen könnten. [...] Die Rückkehr zu den parlamentarischen Majoritätskämpfen, interfraktionellen Ausschusssitzungen und das Nebeneinander von Evangelium und Irrlehre in dem dadurch neutralisierten Kirchenregiment gehört rettungslos zu den Requisiten der Vergangenheit und lässt sich mit dem Gesetz, nach dem wir angetreten sind, nicht mehr vereinbaren. Jedenfalls ist das nicht mehr der Weg der BK., in die ich einmal eingetreten bin und von der ich mich habe verpflichten lassen. [...] Diesen Kompromiss hält die Synode so gut wie einstimmig für tragbar. Sie dokumentiert dadurch, dass sie Dahlem für erledigt ansieht, glaubt jedoch, auch so noch als BK Daseinsrecht und Daseinsnotwendigkeit zu behalten. Ich will und kann das letztere nicht bestreiten, stelle aber fest, dass faktisch ein neuer Weg beginnt, ohne dass die Aufgabe des alten, wie es der Verantwortung der Kirche entspricht, feierlich vor Gott und den Menschen bekannt worden ist. Die daraus mit Sicherheit resultierende Verwirrung vermag ich nicht auf mein Konto zu nehmen. Wir sind innerlich gebundene Leute und können nicht plötzlich so tun, als wenn die Vergangenheit uns nichts mehr angehe. Wir sind con furore in die Arena eingezogen [,] und jedermann glaubte, es ginge auf Leben und Tod. Ich kann mich nun nicht heimlich im Zwischenakt fortstehlen und auf einen anderen Platz begeben, nachdem mir die Stärke des Gegners deutlich ward. [...] Wenn diese Arena von uns geräumt werden muss, dann nur so, dass wir sichtbar auf der Seite des Siegers stehend erkannt werden [,] oder so, dass wir ebenso sichtbar auf der Seite des Gekreuzigten erblickt werden und also mit all unserem guten Recht, unsern richtigen Einsichten, unsern gebrachten Opfern dennoch eindeutig gescheitert sind, weil ein Anderer seine Kirche immer wieder über Gräber führt. [...] Interessenpolitik hat Sinn nur, wo wir uns als BK aufgegeben haben. Die Synode hat sich allerdings, wie ich es sehen muss, für die Interessenpolitik, für das Sowohl-Als auch entschieden. Sie hat es so gut wie einstimmig getan. So zieht mein Urteil über den Antrag zugleich eine Stellungnahme zur Synode nach sich. Ich stelle fest, dass ich mich durch die von nunmehr eingeleiteten Schwenkung sich ergebenden weiteren Entscheidungen

Folge war er mehr noch als bisher isoliert, konnte er doch an den Tagungen, den Beschlüssen und der Leitung der Bekenntniskreissynode nicht weiter Anteil nehmen.⁸²

Angesichts dessen ist die angebliche Mitwirkung Käsemanns in einem auf westfälischer Provinzialebene arbeitenden Ausschuss zur Erarbeitung einer neuen Kirchenordnung in den Jahren 1941 bis 1943, die Käsemann einmal 1956⁸³ und (darauf fußend) später Walter erwähnt,⁸⁴ kaum vorstellbar. Es fehlen auch jegliche Hinweise an anderer Stelle auf die Tätigkeit eines solchen Ausschusses. Das legt die Vermutung nahe, dass es sich um eine Verwechslung handelt, die Käsemann unterlaufen ist: mit seiner Mitgliedschaft im Kirchenordnungsausschuss der Evangelischen Kirche von Westfalen in den Jahren 1945 und 1946.⁸⁵

der Synode nicht mehr binden lassen kann und unter solchen Umständen auf die Wiedergewinnung meiner persönlichen völligen Freiheit größten Wert lege. Ich scheidet darum mit dem 1. Dezember aus der BK-Synode aus. [...] Nach fast sieben Jahren ist solche Lösung für die eine und für die andere Seite bitter, zumal die Not für uns dieselbe bleibt. Gerade die gemeinsame Not sollte uns die Möglichkeit geben, uns immer wieder zu begegnen, einander auszusprechen und zu helfen, soweit das geschehen kann. Ich lehne allein eine Bindung an die Disziplin einer BK ab, die ich nicht mehr als die BK anzusprechen vermag, in die ich mich einst eingereiht habe. Die BK-Synode, die sich zu einem Kompromiss mit der DC entschlossen hat, ist für mich eine kirchenpolitische Organisation geworden, der ich meine persönliche Freiheit nicht ausgeliefert wissen möchte.“ S. Käsemann an Heuser. Gelsenkirchen-Rotthausen, 25.11.1940. S. 2 f. Universitätsbibliothek Tübingen, Nachlass Ernst Käsemann (noch unverzeichnet, Ordner Rotthausen).

⁸² Käsemann ist nicht unter den Anwesenden bei den Tagungen der Jahre 1941 und 1942 verzeichnet; s. Bekenntnis-Kreissynode Gelsenkirchen, 16.11.1941. Bl. 32. LkA Bielefeld 29.2 Gelsenkirchen 1937–1942. S. weiter Bekenntnis-Kreissynode Gelsenkirchen, 6.12.1942. Bl. 48. LkA Bielefeld 29.2 Gelsenkirchen 1937–1942. Ob sich hinter dem bei der Kirchengemeinde Rotthausen hier vermerkten „1 Gast“ möglicherweise Käsemann verbirgt, muss offen bleiben.

⁸³ Ernst Käsemann an Wilhelm Niemöller. Göttingen, 12.10.1956. LkA Bielefeld 5.1–400,1.

⁸⁴ S. Walter, Wirken S. 223 samt Anm. 24.

⁸⁵ Zum Mitglied des Kirchenordnungsausschusses wurde Ernst Käsemann nach Ende des Zweiten Weltkriegs durch die dann neu gebildete westfälische Kirchenleitung berufen; s. Verhandlungsniederschrift über die 2. Sitzung der Leitung der Evangelischen Kirche von Westfalen. Bielefeld, 13.7.1945. LkA Bielefeld 0.0 (neu) Generalia A 3–07 I S. 14 TOP 11.

5. Wirken für die altpreußische Bekennende Kirche

Er sei „dem Herumreisen auch sonst wenig geneigt“ gewesen, hat Ernst Käsemann 1956 formuliert.⁸⁶ Auch von daher ist mit einem intensiven, überregionalen Wirken Ernst Käsemanns kaum zu rechnen. Zu berichten ist im Hinblick auf unsere Fragestellung aber davon, dass er 1942/1943 zur Mitarbeit in dem von der 10. altpreußischen Bekenntnissynode in Hamburg-Hamm am 8./9. November 1941 einberufenen „Vikarinnen-ausschuss“ herangezogen worden ist, der jeweils in Halle (Saale) tagte und zu drei Sitzungen zusammenkam. Die Arbeit dieses Ausschusses ist detailliert in der Dokumentation „Der Streit um die Frauenordination in der Bekennenden Kirche“ 1997 ediert worden⁸⁷ und lässt präzise erkennen, welchen Anteil Ernst Käsemann an dieser Arbeit genommen hat. In der ersten Sitzung des Ausschusses hielt er ein Referat „Der Dienst der Frau an der Wortverkündigung nach dem NT“, in dem er – nach Notiz des Protokollanten Hermann Diem⁸⁸ – insbesondere herausarbeitete, dass die Frau „dem Mann schöpfungsgemäß nach- und untergeordnet“ sei – und dem müsse im Gottesdienst Rechnung getragen werden.⁸⁹ Das von Paulus formulierte Redeverbot für die Frau gelte allerdings nur für die kultische Versammlung der Gemeinde im engeren Sinne, nicht aber für die Seelsorge oder die volksmissionarische Versammlung.⁹⁰ Diese Gesichtspunkte gingen in das von diesem Ausschuss im September 1942 verfasste Memorandum ein – mit der von Ernst Käsemann mit ge- und unterzeichneten Perspektive, dass „die zum Dienst am Wort berufene Frau darauf verzichtet, der ihr zuteil gewordenen Gabe im Gemeindegottesdienst Raum zu verschaffen und die Leitung der Gemeinde auszuüben. Ihr Dienst ist die Verkündigung vor Frauen, Jugendlichen und Kindern“; „in Zeiten der Not, in der die Evangeliumspredigt des Pfarramts verstummt, kann die Kirchenleitung die ‚Vikarin‘ auch mit der Abhaltung von Gemeindegottesdiensten beauftragen“; dies dann auch zu tun, verstoße nicht gegen das paulinische Redeverbot, sondern sei Ausdruck der Unterordnung der Frau.⁹¹

⁸⁶ Ernst Käsemann an Wilhelm Niemöller. Göttingen, 12.10.1956. LkA Bielefeld 5.1–400,1.

⁸⁷ S. Herbrecht, Dagmar/Härter, Ilse/Erhart, Hannelore (Hgg.): Der Streit um die Frauenordination in der Bekennenden Kirche. Quellentexte zu ihrer Geschichte im Zweiten Weltkrieg. Neukirchen-Vluyn 1997.

⁸⁸ Zum Rückblick auf das Wirken Hermann Diems s. Scholder, Klaus (Hg.): Dem Wort vertrauen. Gedenkreden für Hermann Diem. München 1976. [= TEH.NF 193].

⁸⁹ S. Herbrecht, Streit S. 205.

⁹⁰ A. a. O., S. 206.

⁹¹ A. a. O., S. 284–286.

Ernst Käsemanns Argumentation fand hier in einer für die Ordnung der evangelischen Kirche wichtigen Frage erstmals überörtlich einen Niederschlag. Einem weiteren kontinuierlichen Mitwirken Käsemanns auf alt-preußischer Ebene stand dann aber im Wege, dass er kein synodales Mandat besaß und dass er am 27. Februar 1943 zum Dienst als Soldat herangezogen wurde.⁹²

6. Wirken für die Evangelische Kirche von Westfalen 1945/1946

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges konnte Ernst Käsemann am 8. August 1945 aus der Kriegsgefangenschaft nach Rotthausen heimkehren.⁹³ Wieder einmal schien er zu spät zu kommen – die Neuordnung und Verselbständigung der westfälischen Provinzialkirche hatte längst in den Monaten von April bis Juni 1945 stattgefunden.⁹⁴ Der Gegensatz zwischen dem dahlemitisch orientierten Flügel der westfälischen Beken- nenden Kirche und den sogenannten „Präsesleuten“ war aber zumindest nach außen überwunden. So berief die neue Kirchenleitung Ernst Käse- mann sogar noch vor dessen Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft in den Kirchenordnungsausschuss.⁹⁵

Gleich in dessen erster Sitzung am 25. September 1945 begann eine Auseinandersetzung darüber, in welcher Weise in Zukunft das Mitein- ander der Gemeinden verschiedenen Bekenntnisstandes in der westfä- lischen Landeskirche geordnet werden solle.⁹⁶ Der Märkische Konvent Lutherischer Pastoren, Gemeindeglieder und Gemeinden legte eine Denkschrift vor, in der gefordert wurde, nur die den Bekenntnisstand der Gemeinden nicht berührenden Angelegenheiten durch eine gemeinsame Provinzialsynode beraten und entscheiden zu lassen, im übrigen aber konfessionelle Teilsynoden für die lutherischen bzw. reformierten Ge-

⁹² Kgm. Rotthausen (Pfr. Hans Meyer) an Finanzabteilung Konsistorium Westfalen. Gelsenkirchen-Rotthausen, 17.7.1943. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst.

⁹³ Ernst Käsemann an Konsistorium Westfalen. Gelsenkirchen-Rotthausen, 7.9.1945. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst.

⁹⁴ S. zu den Details der Entwicklung Kampmann, Jürgen: Von der altpreußischen Provinzial- zur westfälischen Landeskirche (1945–1953). Die Verselbständigung und Neuordnung der Evangelischen Kirche von Westfalen. Bielefeld 1998. [= BWFKG 14], dort besonders S. 162–242.

⁹⁵ S. Verhandlungsniederschrift über die 2. Sitzung der Leitung der Evangelischen Kirche von Westfalen. Bielefeld, 13.7.1945. LkA Bielefeld 0.0 (neu) Generalia A 3–07 I S. 14 TOP 11.

⁹⁶ S. Kampmann, Provinzialkirche S. 370–382.

meinden einzurichten.⁹⁷ Gedacht war dabei daran, dass ein Bischof als „Geistlicher Oberhirte“ an die Spitze der lutherischen Teilsynode gewählt werden sollte, der seinerseits vier Prälaten bzw. Pröpste zu seiner Entlastung und zur Leitung von Sprengeln der Landeskirche berufen sollte.⁹⁸ Diese Konzeption stieß auf den sofortigen, heftigen Widerstand Ernst Käsemanns, der einerseits zu verstehen gab, dass er sich wohl dem lutherischen Erbe verpflichtet sehe, aber dennoch den hinter der Konzeption stehenden Amtsbegriff als neutestamentlich nicht zu rechtfertigen verwarf; er bereite vielmehr einem ungehemmten Führerprinzip den Weg: „So viel Gewalt und Recht [wie der Geistliche Oberhirte] besaß in der Urchristenheit nicht einmal der Apostel, da seine kirchenregimentlichen Befugnisse immerhin noch der kirchenrechtlich entscheidend wichtigen Akklamation der gemeindlichen Vollversammlung bedurften.“⁹⁹ Da auch nicht zu erkennen sei, warum die Reformierten in der westfälischen Landeskirche sich eine dem lutherischen Modell entsprechende Leitungsstruktur geben sollten, drohe bei dessen Umsetzung die Zerschlagung der Landeskirche.¹⁰⁰ Außerdem bleibe bei der vorgelegten Konzeption kein Platz für die unierten Gemeinden, die sich noch im Stadium einer Bekenntnisbildung befänden. In der weiteren Auseinandersetzung über den Entwurf argumentierte Käsemann, der in den lutherischen Bekenntnisschriften zu findende Amtsbegriff sei in der Auseinandersetzung mit den Schwärmern entstanden, aber nicht neutestamentlich.¹⁰¹ Und im Hinblick auf die Frage, worin das Bekenntnis der unierten Gemeinden in Westfalen bestehe, verwies Käsemann erneut auf den Maßstab der Bibel: „Wir [die Unierten] haben ein materiales Bekenntnis in der Schrift. Die Bekenntnisse, die im Laufe der Kirchengeschichte aufgestellt wurden, sind ‚theologische Schulen‘.“¹⁰² Und im Umkehrschluss folgerte Käsemann daraus, dass die unierten Gemeinden in einem eigenen Bekenntniskonvent zusammengefasst, nicht aber an den lutherischen Bekenntniskonvent angeschlossen werden sollten: „Das Recht der an das Evangelium gebundenen Gemeinde und die Verantwortung vor dieser

⁹⁷ S. dazu a. a. O., S. 349-353.

⁹⁸ Märkischer Convent Lutherischer Pastoren, Gemeindeglieder u[nd] Gemeinden. Denkschrift: Zur Neuordnung der Verhältnisse in der Evangelischen Kirche von Westphalen. O. O., ohne Datum, ca. August 1945. S. 3-5. LkA Bielefeld 4.50-12,3.

⁹⁹ Käsemann, Ernst: Votum zur Denkschrift des Märkisch-lutherischen Konvents. O. O., [10.10.1945]. LkA Bielefeld 3.10-44.

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ Protokoll Kirchenordnungsausschuss EKvW. Bielefeld-Schildesche, 1.11.1945. LkA Bielefeld 3.10-34,1.

¹⁰² Protokoll Kirchenordnungsausschuss EKvW. Bethel, 29.11.1945. S. 4. LkA Bielefeld 3.10-34,1.

Gemeinde darf nicht zugunsten der Bindung an das Traditionselement der Konfession beiseitegeschoben und verkürzt werden.“¹⁰³ Die Beken- nende Kirche sei auch nicht konfessionell aufgegliedert gewesen, „sie ließ nur Raum für konfessionelle Grenzen und Regulative.“ Um die Spal- tung der Landeskirche durch die Einrichtung von Bekenntniskonventen zu verhindern, sei deren Aufgabenbereich „zu verengen“; es komme in Betracht, ihnen entweder nur ein Antrags- und Beratungsrecht zuzubil- ligen oder sie nur in Ausnahmefällen zusammentreten zu lassen und ihnen ein Vetorecht gegenüber Beschlüssen der Synode beizulegen; ersatzweise sei auch die Einrichtung von „theologischen Kammern“ und die freie Bildung synodaler Gruppen denkbar.¹⁰⁴ Im Hintergrund stand eine besondere Sorge Käsemanns, dass ein steiler Begriff des geistlichen Amtes zur Isolierung von der Gemeinde führe und dass sich ein demge- mäß verstandenes Amt „in der Stunde der Gefahr als umfallendes Beam- tentum“ erweisen könnte: „Tun Sie alles,“ schrieb er an den Vorsitzen- den des Kirchenordnungsausschusses, Karl Lücking,¹⁰⁵ „um die Leitung aufs engste mit der Gemeinde zusammenzubringen!“¹⁰⁶ Der Dissens im Kirchenordnungsausschuss war nicht zu überwinden.

Hinsichtlich der Neufassung des Presbyterwahlrechtes war Ernst Käsemann der Überzeugung, dass die in der Zeit des Kirchenkampfes diesbezüglich gewonnenen Einsichten umzusetzen seien: „Die Kirche lebt nicht von Ordnungen u[nd] Paragraphen, sie sind ein Schutzwall vor den stürmenden Feinden. Für wahrhaft kirchliche Gesetze ist es kenn- zeichnend, dass sie zur Verantwortung rufen u[nd] nicht stur komman- dieren. [...] Menschen müssen in die Entscheidung gestellt werden. Im übrigen überfordert Gott uns stets, aber nicht, ohne zuvor gegeben zu haben. Wir, die wir vom Wunder Gottes zwölf Jahre lang gelebt haben, sollten zugerüstet sein, jetzt neu Kirchenzucht auszuüben. Heute dürfen wir noch neu anfangen [,] u[nd] das heißt: Buße tun, ohne Rücksicht auf die Unbelehrbaren, wohl aber im Geheimnis des Gehorsams gegen Gott.“ Auf diese Weise plädierte Käsemann für die Beschränkung des Wahl- rechtes allein auf die „um Wort und Sakrament versammelte Gemein- de“.¹⁰⁷

¹⁰³ So Ernst Käsemann an Karl Lücking. Gelsenkirchen, 9.12.1945. LkA Bielefeld 3.10-33.

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ S. Bauks, Pfarrer S. 308 Nr. 3865. – Näheres zum Wirken Karl Lückings ist zu ersehen aus der knappen Darstellung von Brinkmann, Ernst: Karl Lücking 1893-1976. Eine biographische Skizze. JWKG 70 (1977) S. 179-186.

¹⁰⁶ So Ernst Käsemann an Karl Lücking. Gelsenkirchen, 9.12.1945. LkA Bielefeld 3.10-33.

¹⁰⁷ Kreissynode Gelsenkirchen, 7.4.1946. LkA Bielefeld 29.2 Gelsenkirchen 1945-1946.

Zu welchen Resultaten sein Engagement im westfälischen Kirchenordnungsausschuss schließlich führte, erlebte Ernst Käsemann dann aber schon nur noch aus der Distanz. Zwar wählte ihn die Kreissynode Gelsenkirchen noch am 7. April 1946 zum Abgeordneten zur Westfälischen Provinzialsynode –¹⁰⁸ doch folgte Käsemann schon zum 22. Mai einem Ruf an die Mainzer evangelisch-theologische Fakultät;¹⁰⁹ an den Tagungen der Westfälischen Provinzialsynode im Juli und im Oktober 1946 nahm er daher nicht mehr teil – und auf sein Ersuchen hin¹¹⁰ schied er zum 31. Dezember 1946 endgültig aus dem Pfarrdienst in Gelsenkirchen-Rotthausen aus.¹¹¹

7. Ernst Käsemann und die Kirchenordnung – vom Wechsel der ihn leitenden Maßstäbe

Ist die Quellenlage auch nicht überreich, so lässt sich dennoch hinsichtlich Ernst Käsemanns Haltung zu den Fragen der Kirchenordnung in den Jahren zwischen 1933 und 1946 die Linie einer Entwicklung zeigen. Zunächst steht für ihn offenkundig der Gedanke im Vordergrund, eine große volksmissionarische Gelegenheit nicht versäumen zu dürfen. Dieser Gesichtspunkt lässt es ihm geboten erscheinen, in der Glaubensbewegung Deutsche Christen auf der Höhe der Zeit und im Strom der rasanten gesellschaftlichen Entwicklung des Jahres 1933 mitgehen zu müssen – allem nassforschenden Verfahren bei der Umgestaltung und beim Übergehen der bestehenden kirchlichen Ordnung durch die Deutschen Christen zum Trotz. Wie schwer es Käsemann fällt, sich von der Vorrangigkeit dieses einmal bezogenen Gesichtspunktes zu lösen, erweist sich daran, dass nicht er die Deutschen Christen verlässt, sondern diese ihn aus ihren Reihen ausschließen – und dass es ein Vierteljahr braucht, bis er den Schritt hin zur Bekennenden Kirche vollzieht.

Fortan steht Ernst Käsemann lieber abseits und isoliert, als dass er noch einmal bereit wäre, sich auf eine Prioritätensetzung nach dem momentan opportun Erscheinenden einzulassen. Die Deutschen Christen betrachtet er daher nicht bloß als kirchenpolitische Gegner, sondern als

¹⁰⁸ Kreissynode Gelsenkirchen, 7.4.1946. LkA Bielefeld 29.2 Gelsenkirchen 1945–1946.

¹⁰⁹ Ernst Käsemann an Leitung EKvW. Gelsenkirchen-Rotthausen, 2.5.1946. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst.

¹¹⁰ Ernst Käsemann an EKvW. Gelsenkirchen, 1.11.1946. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst.

¹¹¹ Landeskirchenrat EKvW an Ernst Käsemann. B[iele]f[eld], 4.4.1947. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst.

Häretiker. Und er unterstellt sich auch der Leitung der Bekennenden Kirche von Anfang an nicht vorbehaltlos – sondern nur unter der Bedingung, dass diese den Boden der Heiligen Schrift und des Bekenntnisses nicht entscheidend verlässt. Dieses Kriterium bringt ihn schließlich auch dazu, sich von der westfälischen Bekennenden Kirche 1940 zumindest formal zu lösen, weil diese – wider seine Einsicht! – nicht konsequent in allen Hinsichten auf ein Zusammenwirken mit Deutschen Christen verzichtet. Den neutestamentlichen Maßstab für das Lehren und Handeln der Kirche bringt Ernst Käsemann fortan überall ein, wo seine Mitarbeit an Fragen der Kirchenordnung gewünscht wird: bei der Vikarinnenfrage, bei der Frage nach Union und Konfession, bei der Frage nach einer Reform des Presbyterwahlrechtes. Käsemann argumentiert prägnant, nicht selten scharfzüngig – und ist auf diese Weise oft arg unbequem.¹¹²

¹¹² Wie Ernst Käsemann die Zeit des Nationalsozialismus und das Wirken der evangelischen Kirche in dieser Zeit in der Rückschau bald nach Kriegsende gesehen hat, ist dem Manuskript zu einem Vortrag zu entnehmen, den er im Dezember 1945 vor evangelischen Akademikern Gelsenkirchens hielt: „Nicht in derselben Deutlichkeit jedoch wie das Faktum des Zusammenbruchs liegen die Ursachen dieses Zusammenbruchs vor unseren Augen. Denn es kann m[einer] M[einung] nach kein Zweifel darüber bestehen, daß das politische System der letzten 12 Jahre zwar für die Beschleunigung und den Abschluß des oben gezeichneten Verfallsprozesses verantwortlich gemacht werden muß, daß aber der Prozeß [2] als solcher nach seinen eigentlich wirkenden Kräften längst im Gange war und gleichsam nur auf seine Exekutoren gewartet hat. Diese eigentlich wirksamen Kräfte des inneren und äußeren Verfalls in ihrer geschichtlichen Entwicklung aufzuzeigen, betrachte ich als den ersten Teil meiner Aufgabe. Ehe dargestellt wird, was in und mit der Kirche blieb, muß dargestellt werden, was in und mit dem Zusammenbruch des dritten Reichs zusammengebrochen ist, und der Position die Desillusionierung vorangehen. [...] [3] Die Weltgeschichte ist auch hier zwar nicht Vollen- dung, aber doch Beginn des Weltgerichts. [...] [5] [...] Es wird deutlich, was der Mensch ohne Gottes Gnade und ohne Gehorsamsbindung gegenüber Gott ist und vermag: dämonisch wird sein Wesen und Handeln. 2. Der gleiche Weg, der von der Humanität zur Bestialität führt, treibt auch vom Idealismus in den größten Materialismus. [...] [6] [...] 3. Mit Humanismus und Idealismus war von vorn- herein eine religiöse Haltung verbunden, deren letzte Ausläufer wir in den vergan- genen Jahren unter dem Titel Gottgläubigkeit vorgesetzt bekamen und über deren Anfängen die Losung stand: ‚Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst! – Und warum keine? – Aus Religion.‘ [...] [8] Man muß ironisch werden, um die ganze Trostlosigkeit, Armseligkeit und Verlogenheit dieser Hal- tung, dieses letzten seelischen Haltes weitester Kreise auch nur annähernd zu skiz- zieren. [...] [9] [...] Was soll die evangelische Kirche nun tun? [...] Ihre Leitung, ihr Recht, ihre Finanzgebarung, ihre äußere Organisation wurde vom Feinde be- setzt. Aus ihren eigenen Reihen entstand eine Bewegung, die mit fliegenden Fah- nen überlief und ganze Kirchenprovinzen kampfflos auslieferte. Ihre Amtsträger fühlten sich weithin so sehr als Beamte, daß sie dem Träger staatlicher Gewalt un- bedingten, selbstmörderischen Gehorsam schuldig zu sein glaubten. [...] Nun liegt das alles hinter uns. Aber die evangelische Kirche hat keinen Anlass zu Triumph- schrei, keine Zeit zu geruhsamen Erholungskuren, keinen Auftrag zur Beteili-

Das spiegelt sich bei Käsemanns Entlassung aus dem kirchlichen Dienst wider, als er Westfalen gen Mainz verlässt. Hermann Kunst,¹¹³ zu dieser Zeit Personaldezernent der Evangelischen Kirche von Westfalen, nutzt die Gelegenheit, den Dank für Käsemanns im Pfarramt geleisteten Dienst bewusst zurückhaltend zu formulieren¹¹⁴ – und erbittet für Käsemanns weiteres Wirken nicht nur Mut, sondern auch Demut: „Der Herr rüste Sie allezeit mit Mut u[nd] Demut, daß Sie ein Lehrer der Kirche nach dem Herzen Gottes sein dürfen.“¹¹⁵

gung an der Auktion des herrenlosen Nachlasses. Ihr sind endlich die Augen aufgegangen über die Grösse der überwundenen Gefahr. Sie rechnet mit noch größeren Katastrophen in absehbarer Zeit. Um dafür gerüstet zu sein, muß sie sich auf ihr eigentliches Wesen und ihre ureigensten Aufgaben zurückbesinnen, also neu anfangen, evangelische Kirche, d[as] h[eißt] Kirche des Evangeliums zu sein. Was bedeutet das? [/10] a) Es bedeutet, daß sie sich weniger denn je schämen darf, den Gekreuzigten ihren Herrn zu nennen. [...] [/11] [...] daß die evangelische Kirche weniger denn je sich heute mit einer ‚Entkonfessionalisierung der Öffentlichkeit‘ einverstanden erklären kann. Ihr Auftrag hat weltweite Ausmaße und weltpolitische Bedeutung. [...] Die Zeit ist vorbei, da man als Professor der Theologie mit dem Kreuz des Pour le mérite der Friedensklasse unter dem Kinn das Wesen des Christentums im Verhältnis der Seele zu Gott definieren und suchen konnte. [...] [/12] Die Zeit läßt nur noch die Entscheidung zwischen Christus und dem Antichristentum zu. [...] Der Christus schafft eben in der Kirche so etwas wie eine neue Welt, der man sich entweder um seinetwillen eingliedert oder um derentwillen man sich von ihm abkehrt. [...] [/13] [...] Wenn es wahr ist, daß die ganze Erde von Gott geschaffen ist, dann gehört sie zuerst auch ihm [,] und dann muß sie es sich auch gefallen lassen, ob sie will oder nicht, daß er sich in alle ihre Angelegenheiten, in die politischen, wirtschaftlichen, sozialen, juristischen, medizinischen, pädagogischen, in die Presse, in die Kunst usw. einmischt und sein Recht beansprucht, seine Herrschaft aufzurichten. Die Dämonen bleiben nicht im Winkel; wie könnte Gott es tun?“ S. Käsemann, Ernst: Die evangelische Kirche im deutschen Zusammenbruch. Vortrag vor evangelischen Akademikern Gelsenkirchens am 4.12.1945. Gelsenkirchen, 4.12.1945. Nachlass Ernst Käsemann. Universitätsbibliothek Tübingen, noch unverzeichnet (Ordner Rotthausen).

¹¹³ S. Bauks, Pfarrer S. 287 Nr. 3591.

¹¹⁴ Hatte Landeskirchenrat Gerhard Dedek (Bauks, Pfarrer S. 91 Nr. 1176) zunächst geschrieben: „Sie haben während dieser Zeit [im Pfarramt] in Rotthausen auf einem vorgeschobenen und dazu besonders verantwortungsvollen Posten gestanden, an einer Stelle, wo die Kirche zuerst von der Gottlosenbewegung, dann vom nationalsozialistischen Heidentum besonders angegriffen und bekämpft wurde.“, so reduzierte Kunst dies auf die Formulierung: „Sie haben während dieser Zeit ihr Amt in einer von antichristlichen Mächten besonders betroffenen Gemeinde führen müssen.“ [S. Landeskirchenrat EKvW an Käsemann. B[iele]f[eld], 4.4.1947. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst.]

¹¹⁵ Ebd.

8. „Indianer“ Ernst Käsemann?

Ernst Käsemann hat dezidiert keinen besonderen Wert darauf gelegt, dass sein Wirken Gegenstand kirchengeschichtlicher Forschung wird. Schon 1956 schrieb er Wilhelm Niemöller: „So sehr ich mich über ein Lebenszeichen von Ihnen gefreut habe, so wenig bin ich von Ihrer Aufforderung erbaut. Den biographischen Selbstbekundungen ohnehin abgeneigt, ist die Zeit des Kirchenkampfes, wie ich ihn mitgemacht habe, nur sehr kurz oder aber in einem Roman zu beschreiben. Ich wähle das erste [...]“ – und beschränkte seine Angaben dann auf eine halbe Schreibmaschinenseite.¹¹⁶

Und bei solcher Kürze sollte es nicht bleiben. Im Januar 1984 erfuhr der damalige Archivar des Landeskirchlichen Archivs in Bielefeld, Dr. Hans Steinberg, dass Ernst Käsemann – zu diesem Zeitpunkt 78 Jahre alt – dabei sei, seinen Nachlass zu ordnen.¹¹⁷ Denn resigniert hatte Käsemann einem Freund geschrieben: „Die Wissenschaft ist von mir ohnehin an den Nagel gehängt worden, weil die Praktische Theologie mit politischer Peripherie mich wieder besitzt und die Distanz zur weiter konservativen Universität und akademischen Theologie, selbst bei meinen Altersgenossen und Schülern, mich nicht mehr interessiert oder verdrießt. Aus dieser Welt bin ich hinausgewachsen. [...] Jetzt räumen wir seit Monaten unseren Haushalt. [...] Hinterlassen wird nur, was uns im Augenblick noch unverzichtbar dünkt. Predigten und Vorlesungen gehen in den Abfall, die Korrespondenz von 50 Jahren ist freilich noch unbewältigt.“¹¹⁸ Steinberg versuchte, diese Vernichtungsaktion zu stoppen und Käsemann dafür zu gewinnen, seine Unterlagen einem Archiv zu übergeben – doch ohne Erfolg: „Professor Käsemann teilte mir mit, daß er diese Überlegungen überhaupt nicht angestellt habe, sondern daß er vielmehr bestrebt sei (folgt wörtliches Zitat) ‚seine Lebensspuren wie ein Indianer zu verwischen‘. [...] Nach seinen Worten sind die Vorlesungsschriften und Predigten bereits vernichtet, während die Korrespondenzen privater und dienstlicher Art ebenfalls, soweit sie die Jahre bis 1933/34 umfaßten, schon vernichtet seien. In der nächsten Zeit würde die sich zeitlich anschließende Korrespondenz ebenfalls vernichtet werden. In dem ca. 20 Minuten dauernden Gespräch gelang es mir [Stein-

¹¹⁶ Ernst Käsemann an Wilhelm Niemöller. Göttingen, 12.10.1956. LkA Bielefeld 5.1–400,1.

¹¹⁷ Zu entnehmen aus Ernst Käsemann an Paul Gerhard Schönborn. Tübingen, 12. 1. 1984. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst.

¹¹⁸ Ebd.

berg] nicht, Professor Käsemann umzustimmen[,] und ich mußte schließlich seine Vorstellung über das Auslöschen seiner Lebensspuren akzeptieren.“¹¹⁹

Ganz so, wie es Käsemann Steinberg geschildert hat, ist es indes nicht gekommen – in Gänze umgesetzt hat Ernst Käsemann sein „Indianer-Projekt“ glücklicherweise nicht!¹²⁰

¹¹⁹ LkA Bielefeld (Dr. Steinberg). Aktennotiz. Zu Pers.: Käsemann, Ernst. Bielefeld, 19.1.1984. LkA Bielefeld 1 (alt) Käsemann, Ernst.

¹²⁰ Einen Teil seines Nachlasses hat Ernst Käsemann (entgegen seiner Ankündigung) nicht vernichtet; er befand sich nach seinem Tod in der Obhut seiner Tochter, Frau Dr. Eva Teufel, in Denzlingen. Inzwischen wurden die Archivalien aus Anlass einer Gedenkveranstaltung der Evangelisch-Theologischen Fakultät Tübingen zum 100. Geburtstag Ernst Käsemanns im Oktober 2006 der Universitätsbibliothek Tübingen übergeben; sie werden dort für die Forschung erhalten und zugänglich sein.

*„Frieda ist hochgradig schwachsinnig und bedarf der
Aufnahme in die Anstalt Bethel“**

**Medizin und Pflege in den v. Bodelschwingschen An-
stalten Bethel in der Zeit des Nationalsozialismus**

Den ideologischen Forderungen des Nationalsozialismus nach gesellschaftlicher Ächtung, Verfolgung und der „Ausmerzungen“ psychisch kranker und behinderter Menschen standen eine adäquate, qualifizierte nervenärztliche Behandlung und die pflegerische Fürsorge für Psychiatriepatienten unvereinbar gegenüber. Während sich die staatsdoktrinäre Verachtung dieser Kranken in zahlreichen psychiatrischen Provinzial-Heil- und Pflegeanstalten, aber auch in konfessionellen Einrichtungen der Geisteskrankenfürsorge, u. a. in einer katastrophal schlechten medizinischen Versorgung und pflegerischer Vernachlässigung der Patienten niederschlug, wurden Behinderte und Kranke in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel sowohl ärztlich als auch pflegerisch *lege artis* gemäß den medizinischen und pädagogischen Erkenntnissen jener Zeit auf hohem fachlichen Niveau behandelt und betreut.¹

Entgegen der guten medizinischen und pflegerischen Versorgung der Bethel-Patienten war deren Versorgungslage mit Nahrungsmitteln insbesondere in der Zeit des Zweiten Weltkrieges außerordentlich schlecht. Trotz der dadurch bedingten unzureichenden und sehr schwierigen Lebens- und Arbeitsbedingungen waren Medizin und Pflege in Bethel stets bemüht, das hohe fachliche Niveau ihrer Professionen zu halten. Dieser Befund wird exemplarisch an 22 Krankenakten dargestellt, die im

* Zitat aus einer neurologischen Befunderhebung aus der Krankenakte Frieda M. [Hauptarchiv der v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel; im Folgenden: HAB].

¹ In der Ortschaft Bethel bei Bielefeld existieren drei eigenständige Anstalten: Die 1867 als „Rheinisch-Westfälische Epileptikeranstalt“ gegründete Anstalt Bethel, die 1869 gegründete „Westfälische Diakonissenanstalt Sarepta“ und die 1877 gegründete „Westfälische Diakonenanstalt Nazareth“. Diese drei Anstalten wurden 1921 zu einem Anstaltsverbund zusammengeschlossen. Innerhalb dieses Anstaltsverbundes gab es zwei ärztliche Bereiche, Bethel und Sarepta, die sich teilweise überschneiden. In diesem Aufsatz sollen Medizin und Krankenpflege in beiden Teilanstalten untersucht werden, die zusammenfassend als „v. Bodelschwingsche Anstalten Bethel“ oder „Betheler Anstalten“ bezeichnet werden.

Zusammenhang mit einer historischen Studie zur NS-Geschichte der „Holsteinischen Heilstätten für Nerven- und Alkoholranke“ in Rickling (Kreis Segeberg in Schleswig-Holstein) ausgewertet wurden.² Von dort sind aus dem „Lindenhof“ am 28. November 1941 insgesamt 25 Patientinnen³ im Kindes- und Jugendalter in der Frühphase der „Aktion Brandt“ nach Bethel verlegt worden.⁴ Der Sammeltransport erreichte Bethel am 3. Dezember 1941. Es war sehr wahrscheinlich der einzige derartige, d. h. durch die „Aktion Brandt“ initiierte Transport von Psychiatriepatienten nach Bethel.⁵ Dies ist nicht verwunderlich, weil im Rahmen der „Aktion Brandt“ eine aktive oder die passive Tötung etwa durch Unterlassung indizierter lebenserhaltender Therapien in den Zielanstalten beabsichtigt war und erwartet wurde, in Bethel jedoch auf christlich motivierter Grundlage die NS-„Euthanasie“-Maßnahmen sowohl von der Anstaltsleitung als auch von den Ärzten und den Diakonen und Diakonissen abgelehnt wurden.⁶

² In Rickling existieren bis heute in Trägerschaft des 1875 gegründeten „Landesvereins für Innere Mission Schleswig-Holstein“ neben psychiatrischen Einrichtungen auch solche der Behinderten- und Suchtkrankenhilfe und der Altenpflege. Die erste Einrichtung des Landesvereins in Rickling war eine 1883 errichtete Arbeiterkolonie. Die „Holsteinischen Heilstätten für Nerven- und Alkoholranke“ sind 1931 entstanden; aus ihnen ist das heutige „Psychiatrische Zentrum Rickling“ hervorgegangen. Zur Geschichte der Ricklinger Anstalten vgl. u. a. Sutter, P. 1986.

³ Von den ehemals 25 verlegten Patientinnen sind 22 Krankenakten überliefert. Drei der Patientenakten sind leider nicht mehr erhalten bzw. verfügbar.

⁴ Die „Aktion Brandt“ – benannt nach dem von Hitler Bevollmächtigten für das Sanitäts- und Gesundheitswesen Prof. Dr. Karl Brandt – organisierte die Deportation von Psychiatriepatienten aus ihren wohnortnahen Heil- und Pflegeanstalten, um dort Bettenkapazitäten für sog. Ausweichkrankenhäuser und Lazarette zu schaffen, die seit dem Kriegswinter 1941/42 der Behandlung in Folge alliierter Luftangriffe verletzter Zivilbevölkerung dienten. Zugleich stellte die „Aktion Brandt“ gemäß einer Verbindung von katastrophen- bzw. kriegsmedizinischer Gesundheitspolitik und rassistischer Vernichtungspolitik neben der zeitlich vorangegangenen „Aktion T 4“ eine der NS-„Euthanasie“-Maßnahmen dar. In Rickling wurde der „Lindenhof“ mit nominell 230 Plätzen für Psychiatriepatienten im November 1941 beschlagnahmt und geräumt; die Patientinnen wurden in Anstalten in Pfafferode bei Mühlhausen (172 Frauen) und nach Bethel (25 Mädchen) verlegt. Die Mortalität in Pfafferode war extrem hoch; lediglich zehn der 172 Patientinnen haben das Kriegsende überlebt. Der „Lindenhof“ diente unter der Bezeichnung „Krankenhaus-Sonderanlagen Aktion Brandt – Anlage Rickling“ bis Kriegsende der Aufnahme und Behandlung von zivilen Bombenopfern, aber auch anderen somatisch erkrankten Patienten aus Hamburg. Zur Frühphase der „Aktion Brandt“ in den Ricklinger Anstalten vgl. Faulstich, H. 1998, S. 451.

⁵ Vgl. Hochmuth, A. 1997, S. 131.

⁶ Vgl. Hochmuth, A. 1997, Kühl, S. 1990 und Schmuhl, H.-W. 1998, S. 44 ff. Nicht nur innerhalb der Theologischen Führung Bethels, namhaft vertreten durch den Anstaltsleiter Friedrich von Bodelschwing, auch „in der inhaltlichen Haltung zur „Eu-

Während Untersuchungen zur Durchführung eugenischer bzw. rassenhygienischer Maßnahmen und zur Zwangsarbeit in Bethel, zur institutionellen Entwicklung medizinischer Einrichtungen Bethels sowie biographische Studien über hier tätige Ärzte, Diakone und Diakonissen existieren,⁷ liegen bisher keine Studien zur Praxis der medizinischen Diagnostik und Therapie und der pflegerischen Versorgung der psychisch und neurologisch Kranken und Behinderten in der „Stadt der Epileptischen“ vor.⁸ Zumal die diesem Beitrag zugrunde liegende Fallzahl der Untersuchungsgruppe außerordentlich gering und damit, gemessen an der Vielzahl Betheler Patienten (ca. 3000 jährlich) im Untersuchungszeitraum,⁹ keine statistische Relevanz hat, bleibt die Analyse der Patientenakten in einer repräsentativen Anzahl für die Darstellung der Krankenversorgung in Bethel ein Forschungsdesiderat regionaler Medizingeschichte.

Neben Informationen über die professionellen Handlungsweisen der Ärzte, des Pflegepersonals, der Seelsorger und der Pädagogen enthalten die Krankenakten jedoch auch zahlreiche Belege für das Handeln und Verhalten derjenigen, auf die Behandlung, Förderung und Betreuung ausgerichtet sind, und spiegeln damit wesentliche Aspekte des hospitalisierten Alltagslebens der Bethel-Bewohner wider. Damit kann der medizinhistorische Blick über die Seite der Therapien und der Therapeuten hinaus um die unabdingbar dialogisch damit verzahnte Seite der individuellen Wirkungs- und Erlebnisweisen therapeutischer Bemühungen ergänzt werden. Somit stellen Patientenakten eine unverzichtbare Quelle nicht nur für die Medizingeschichte, sondern auch für die Patientengeschichtsschreibung dar, die sich „als Geschichtsschreibung über kranke Menschen (...), die sich in Behandlung von Therapeuten gleich welcher Art befinden“,¹⁰ definieren lässt. Nur durch die Würdigung und Darstellung der Tätigkeiten eben jener Therapeuten einerseits und der Betroffenenperspektiven andererseits wird das Bild der vielfältigen diakonischen Arbeit

thanasie“ herrschte bei den ab 1939 in Bethel beschäftigten Ärzten Konsens in der Ablehnung dieser Maßnahmen.“ (Kühl, S. 1990, S. 72).

⁷ S. u. a.: Aperdanner, S. 2006; Benad, M. 1995; Benad, M./Mentner, R. 2002; Borchers, C. 1997; Heiselbetz, I. 1992; Hochmuth, A. 1972; Hochmut, A. 1997; Holtkamp, M. 2002; Isermann, H. 2005; Kitsch, A. 2001; Kühl, S. 1990; Kühl, S. 1997; Pörksen, N. 1997; Schmuhl, H.-W. 1997; Schmuhl, H.-W. 1998; Schmuhl, H.-W. 2000; Schmuhl, H.-W. 2001; Schmuhl, H.-W. 2002; Walter, B. 1997; Winkler, K. 2002.

⁸ Bodelschwingh, Friedrich von: Die Stadt der Epileptischen – Bethel bei Bielefeld. Bethel/Bielefeld 1933.

⁹ Nach Angaben des Historikers Hans-Walter Schmuhl befanden sich in der Zeit des Zweiten Weltkrieges pro Jahr ca. 3000 Patientinnen und Patienten in Bethel (WDR-Interview mit H.-W. Schmuhl im April 1992; www.bethel.de).

¹⁰ Wolff, E. 1998, S. 312.

Bethels, in der Medizin und Pflege eine wesentliche Rolle spielen, vollständig im historischen Kontext vermittelbar.

Ohne hier allzu intensiv auf die Methodik der Analyse psychiatrischer Patientenakten einzugehen, sei doch auf die Schwierigkeiten der historischen Interpretation dieser besonderen Quellengattung hingewiesen.¹¹ Hierbei „ist zweifellos die häufig kaum durchschaubare Gemengelage von Schein und Sein in diesen Unterlagen“¹² problematisch. Zum einen enthalten Patientenakten gemäß ihrer Eigenschaft als serielle Quelle eine Reihe von in jeder Akte enthaltenen, gleichartigen und objektiven Informationen, wie personenbezogene bzw. biographische und sozialegpidemiologische Daten (Geschlecht, Geburts- und Sterbedatum, Schulbildung und Beruf, Herkunftsort, Kostenträger, etc.) oder spezifisch medizinische Informationen (Art und Zeitpunkt diagnostischer Maßnahmen, Medikationen, Impfungen, Labor- und Untersuchungsbefunde, Diagnosen, Todesursachen, etc.); diese Daten sind einer quantitativen bzw. statistischen Analyse zugänglich. Zum anderen finden sich interpretationswürdige Inhalte wie die stets subjektiven Einschätzungen des Sozialverhaltens und der Krankheitswahrnehmung des Patienten, briefliche Korrespondenzen mit Angehörigen und Behörden, Angaben zum Krankheitsverlauf oder Einschätzungen und Darstellungen des Pflegeaufwandes. Hinsichtlich dieser Inhalte gestaltet sich die Quellenkritik und -analyse besonders schwierig, weil zur Klärung und zum Abgleich des Realitätsgehaltes der Einzelinformationen Vergleichsquellen häufig fehlen. Dies ist darin begründet, dass es sich bei dem dargestellten Gegenstand um die Individualität einer Krankengeschichte handelt, die üblicherweise an keiner anderen Stelle dokumentiert ist.

In Ermangelung von Vergleichsquellen ist der Historiker deshalb darauf angewiesen, solche Informationen, sofern sie widerspruchsfrei in der Krankenakte dargelegt sind, entweder grundsätzlich als glaubhaft oder als unglaubwürdig einzustufen. Für diesen Beitrag sollen die Inhalte der Patientenakten als glaubhaft gelten.

Die Unterscheidung von „Dichtung und Wahrheit“ wird auch dadurch erschwert, dass sowohl objektivierbare Befunde als auch subjektive Eindrücke – auch wenn diese sich mit dem Krankheitsverlauf ändern – bezüglich eines Patienten von unterschiedlichen, an der Erstellung der Patientenakte beteiligten Personen lediglich kopiert und unhinterfragt fortgeschrieben werden, wodurch dann kein differenziertes und damit

¹¹ Vgl. dazu Beddies, T. 2002. Beddies zufolge gibt es bisher keine methodische Vorgehensweise der historischen Analyse psychiatrischer, aber auch anderer Krankengeschichten, die Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben könnte.

¹² Ebd. S. 6.

realitätsnäheres Bild des Patienten, seiner Erkrankung und seiner Lebensbewältigung entsteht. In allen untersuchten Patientenunterlagen sind sowohl die Akten aus Rickling als auch die aus Bethel enthalten. Der Vergleich beider Aktenanteile zeigt, dass das undifferenzierte Kopieren von Einzelinformationen innerhalb der Patientenakten in Rickling evident ist, während sich in Bethel offensichtlich um eine sehr viel nuanciertere und sorgfältigere Darstellung der Krankengeschichte bemüht wurde und daher die Aussagen über die Patientinnen hier als wahrhaftiger und präziser und deshalb glaubwürdig erscheinen.

Hungersterben in Bethel

Wie bereits dargestellt, sind die Patientinnen aus Rickling nach Bethel im Kindes- und Jugendalter verlegt worden. Das jüngste Mädchen war bei der Aufnahme in Bethel fünf Jahre alt, die ältesten einundzwanzig (Tab. 1). Das durchschnittliche Aufnahmealter lag in Bethel bei fünfzehn Jahren; in Rickling bei zehn Jahren. Folglich betrug die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der Patientinnen in Rickling fünf Jahre. Da das Durchschnittssterbealter fünfundzwanzig Jahre beträgt, befanden sich die verstorbenen Patientinnen bis zu ihrem Tode durchschnittlich zehn Jahre in Bethel. Unter Einbeziehung der 1952 verlegten Patientin Karla B. sowie der beiden noch lebenden Bewohnerinnen betrug der Aufenthalt aller 22 Patientinnen in Bethel im Durchschnitt fünfzehn Jahre.

<i>Patientin</i>	<i>Geburts- jahr</i>	<i>Sterbe- jahr</i>	<i>Aufnahmealter Rickling</i>	<i>Aufnahmealter Bethel</i>	<i>Sterbealter</i>
Margot P.	1926	1944	12	15	17
Anita B.	1926	1944	9	15	18
Ilse V.	1922	1942	13	19	20
Melitta J.	1929	1941	7	12	12
Ursula S.	1930	1944	6	11	14
Lotte S.	1926	1943	9	15	16
Elfriede G.	1925	1944	10	16	19
Minna B.	1920	1943	15	21	23
Gerda W.	1927	1944	8	14	17
Lisa B.	1926	1945	9	15	18
Martha R.	1928	1946	7	13	18
Anna S.	1920	1945	18	21	24
Anneliese S.	1920	1947	15	21	26

<i>Patientin</i>	<i>Geburts- jahr</i>	<i>Sterbe- jahr</i>	<i>Aufnahmealter Rickling</i>	<i>Aufnahmealter Bethel</i>	<i>Sterbealter</i>
Inge D.	1936	1954	2	5	17
Helga S.	1925	1950	14	16	24
Frieda M.	1925	1950	14	16	24
Emma V.*	1920	2002	15	21	81
Grete K.	1922	1964	14	19	42
Monika B.*	1930	1982	5	11	51
Karla B.*	1925	n. bek.	14	16	n. bek.
Klara H.*	1934	lebt noch	3	7	lebt noch
Elsa W.*	1931	lebt noch	4	10	lebt noch

Tab. 1: Aufnahme- und Sterbealter der Patientinnen

Neunzehn Patientinnen (86 % der Untersuchungsgruppe) sind in Bethel verstorben, davon neun (47 % der verstorbenen Pat.) noch vor und zehn (53 % der verstorbenen Pat.) nach dem Kriegsende am 8. Mai 1945. Von einer Patientin sind Todeszeitpunkt und -ort unbekannt; sie wurde 1952 aus Bethel in die Heil- und Pflegeanstalt in Heiligenhafen (Schleswig-Holstein) verlegt. Zwei der Patientinnen leben heute noch in Wohngruppen im Betheler Langzeitbereich im Alter von 72 und 75 Jahren.

Die durchschnittliche Überlebenszeit der vor dem Kriegsende verstorbenen Patientinnen betrug zwei Jahre; ihr durchschnittlich erreichtes Lebensalter siebzehn Jahre. Die nach dem Kriegsende verstorbenen Patientinnen lebten in Bethel im Durchschnitt siebzehn Jahre und erreichten ein durchschnittliches Lebensalter von zweiunddreißig Jahren. Somit ist innerhalb der Gruppe der verstorbenen Patientinnen die Überlebenswahrscheinlichkeit in Bethel nach dem Kriege acht mal höher gewesen als in der Zeit des Zweiten Weltkrieges; unter Berücksichtigung der beiden noch lebenden Patientinnen, also innerhalb der gesamten Untersuchungsgruppe, sogar zwölf mal höher.

* Da die fünf markierten Patientinnen entweder noch leben oder erst innerhalb der geltenden Schutzfristen verstorben sind, sind aus Gründen des Daten- und Personenschutzes die realen Namen der Patientinnen sowohl in den Tabellen als auch im fortlaufenden Text durch frei erfundene Namen ersetzt worden.

Für die Gruppe der vor dem Kriegsende verstorbenen Patientinnen zeigt die Analyse der in den Krankenakten dokumentierten Todesursachen, dass der Marasmus¹³ in sechs von neun Fällen (67 %) todesursächlich war. In jeweils einem Fall führte eine Osteomyelitis¹⁴ bzw. eine Bronchopneumonie¹⁵ zum Tode und in einem weiteren Fall blieb die Todesursache trotz Obduktion unklar. In der Nachkriegszeit verstarb nur eine Patientin (Lisa B.) am Marasmus (im Oktober 1945); die übrigen neun Patientinnen verstarben jeweils an einer Lebensmittelvergiftung, an einer Sepsis,¹⁶ an Lungentuberkulose, im Status epilepticus,¹⁷ an einer Bronchopneumonie, an einem Mamma-Carzinom,¹⁸ an einer Gastroenteritis,¹⁹ in Folge einer Sinusvenenthrombose²⁰ und an einem Schädel-Hirn-Trauma nach einem Verkehrsunfall.

Der Marasmus ist Ausdruck und Folge einer Mangel- bzw. Unterernährung (insbes. Eiweißmangel) und geht daher mit einem erheblichen und terminal lebensbedrohlichen Körpergewichtsverlust einher. Für sechs der insgesamt sieben am Marasmus verstorbenen Patientinnen wird auf Grundlage der in den Krankenakten dokumentierten Körpergewichte pro Jahr der zum Tode führende Gewichtsverlust gezeigt.²¹ Als Referenzwert wird das durchschnittliche Körpergewicht von Mädchen mit normalem Ernährungsstatus (in den Diagrammen als „Durchschnittsgewicht“ bezeichnet) für das jeweilige Lebensalter herangezogen.²² Alle Diagramme zeigen, dass die Mädchen in den Vorkriegsjahren annähernd normgewichtig waren und in den Kriegsjahren in Bethel gravierende Gewichtsverluste erlitten.

¹³ Marasmus = Auszehrung mit körperlichem Verfall z. B. in Folge von Unterernährung durch Eiweißmangel.

¹⁴ Osteomyelitis = Knochenmarkentzündung.

¹⁵ Bronchopneumonie = Lungenentzündung.

¹⁶ Sepsis = sog. Blutvergiftung; schwere Allgemeininfektion in Folge einer Streuung von Krankheitserregern über die Blutbahn mit hoher Sterblichkeit.

¹⁷ Status epilepticus = Schwere und dauerhafter epileptischer Krampfanfall, der durch einen Atemstillstand zum Tode führen kann.

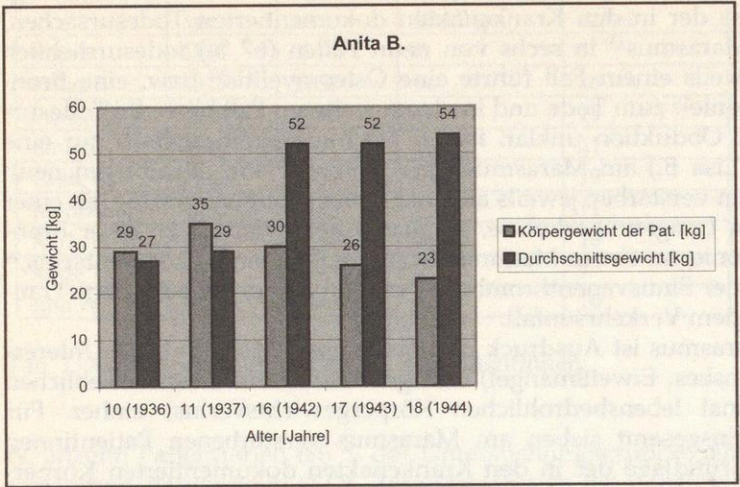
¹⁸ Mamma-Carzinom = Brustkrebs.

¹⁹ Gastroenteritis = Magen-Darm-Entzündung.

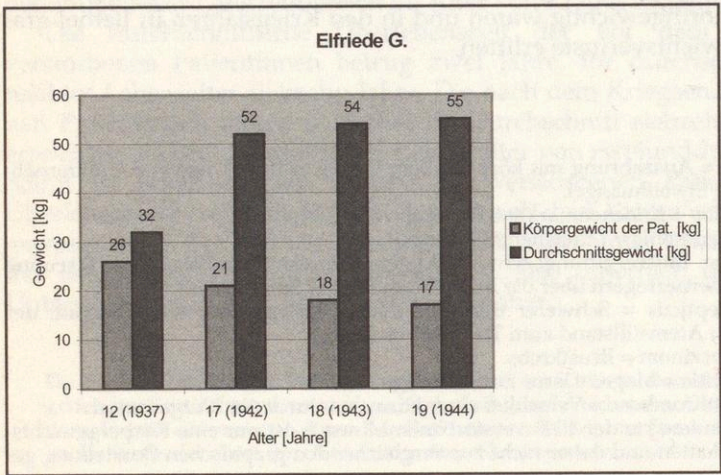
²⁰ Sinusvenenthrombose = Verschluss einer Hirnvene durch ein Blutgerinnsel.

²¹ In der Patientenakte der 1943 verstorbenen Minna B. ist nur eine Körpergewichtsangabe enthalten und daher nicht zur vergleichenden graphischen Darstellung geeignet.

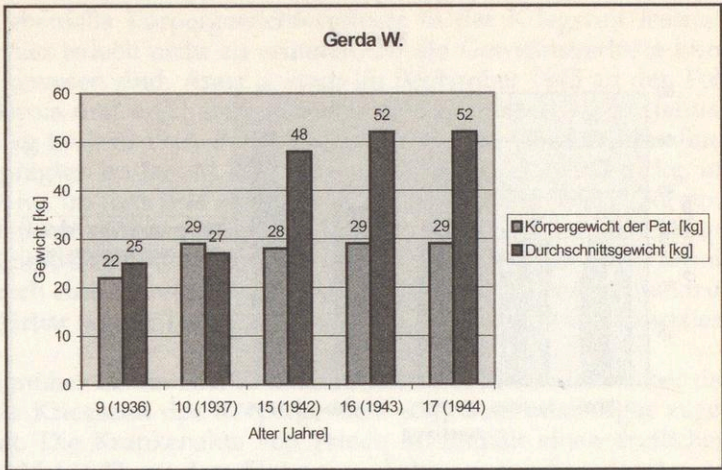
²² Da sowohl das Körpergewicht als auch die Körpergröße von Kindern und Jugendlichen in den letzten Jahrzehnten deutlich zugenommen haben, werden die normwertigen Körpergewichtsangaben für Mädchen aus einem zeitgenössischen Lehrbuch der Kinderheilkunde zum Vergleich herangezogen: Feer, E. 1934, S. 30.



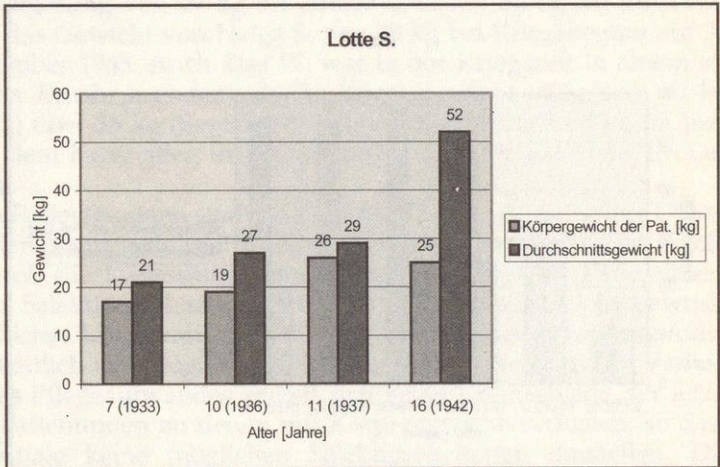
Diag. 1: Körpergewichtsentwicklung von Patientin Anita B.



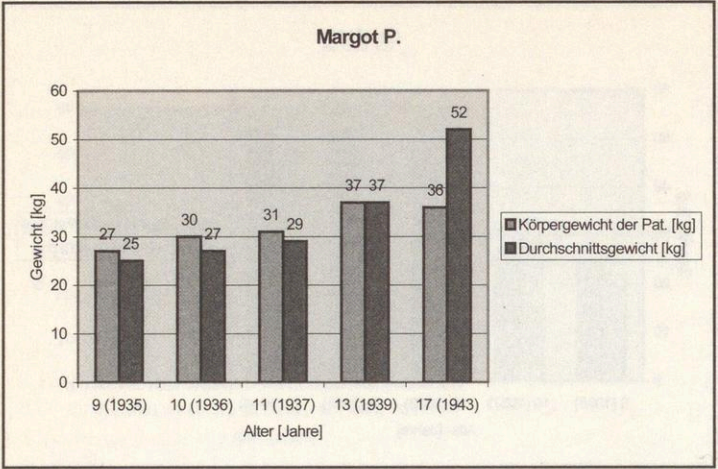
Diag. 2: Körpergewichtsentwicklung von Patientin Elfriede G.



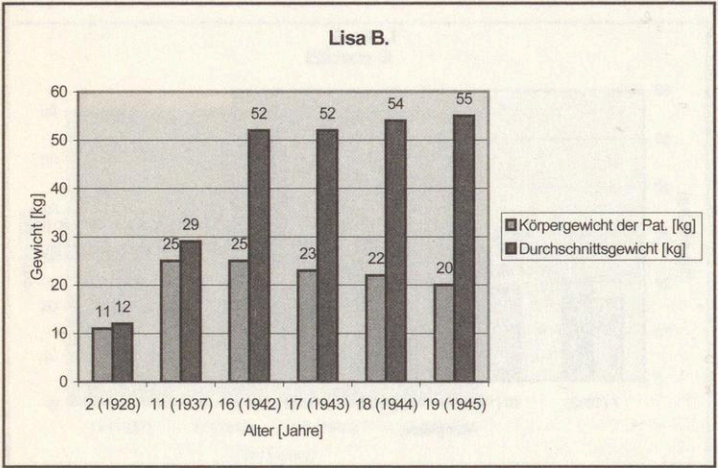
Diag. 3: Körpergewichtsentwicklung von Patientin Gerda W.



Diag. 4: Körpergewichtsentwicklung von Patientin Lotte S.



Diag. 5: Körpergewichtsentwicklung von Patientin Margot P.



Diag. 6: Körpergewichtsentwicklung von Patientin Lisa B.

Für zwei weitere Patientinnen, die nicht am Marasmus verstorben sind, lassen sich ebenfalls Körpergewichtsverluste in der Kriegszeit feststellen;²³ es ist hier jedoch nicht zu eruieren, ob die Gewichtsverluste hungerbedingt gewesen sind. Anna S. starb im September 1945 an den Folgen einer Sepsis und erlitt einen Gewichtsverlust von 51 kg im Januar 1942 auf 45 kg im Juni 1944. Bei Anneliese S. war die Gewichtsabnahme noch ausgeprägter: Im Januar 1942 wog sie 42 kg, im Juni 1942 39 kg, im Juni 1943 36 kg, im Juni 1944 ebenfalls 36 kg, im Oktober 1945 32 kg und im April 1946 schließlich nur noch 30 kg. Sie verstarb im Januar 1947 an einer Lungentuberkulose, so dass ihr Gewichtsverlust zumindest terminal auch durch eine tuberkulosebedingte Reduzierung des Allgemeinzustandes erklärbar ist; die Tuberkulose war am 12. Mai 1944 diagnostiziert worden.

Demgegenüber lassen sich aber auch solche Fälle darstellen, bei denen über die Kriegszeit das Körpergewicht stagnierte oder sogar zugenommen hat. Die Krankenakte von Frieda M. enthält einen ärztlichen Bericht vom 15.6.1942 mit dem Eintrag, sie habe „einen sehr guten Appetit und entsprechend an Gewicht zugenommen.“²⁴ Dem Vater von Emma V. wird mit Schreiben vom 14.1.1944 von Prof. Dr. Schorsch mitgeteilt, dass die Nahrungsaufnahme seiner Tochter gut sei und daher „das Gewicht etwa gleichbleibend“ ist.²⁵ Das Körpergewicht von Ursula S. erfährt eine deutliche Steigerung von 29 kg im Januar 1942 auf 36 kg im Juli 1944, ebenso wie das Gewicht von Helga S. von 28 kg bei Kriegsbeginn auf 36 kg im September 1945. Auch Elsa W. war in der Kriegszeit in einem offenbar guten Ernährungszustand; ihr Körpergewicht stieg von 30 kg (Januar 1942) über 35 kg (September 1943) auf schließlich 38 kg im Juni 1945. Nach dem Krieg stieg ihr Körpergewicht weiter auf 41 kg im Dezember 1946.

Aus den Patientenakten sind die Gründe für derartig auffällige Unterschiede in den Nahrungsmittelzuteilungen nicht zu ermitteln. Es ist nicht feststellbar, ob die Lebensmittelversorgung der einzelnen Patientinnen etwa einem Selektionsschema folgte und damit eine Absicht bewusst unterschiedlicher Lebensmittelzuteilungen unterstellt werden kann oder nicht. Hinsichtlich der Prognose der geistigen Behinderung, des Verhaltens und des Pflegeaufwandes zeigen sich keine Unterschiede der letztgenannten Patientinnen zu denen mit Körpergewichtsverlusten, so dass diese Merkmale keine möglichen Selektionskriterien darstellen. Die

²³ Insgesamt vier der Patientenakten enthalten keine hinreichend verwertbaren Körpergewichtangaben.

²⁴ Patientenakte Frieda M. [HAB].

²⁵ Patientenakte Emma V. [HAB].

Prognosen der Patientinnen mit Körpergewichtssteigerungen waren nicht günstiger als die der am Marasmus verstorbenen Patientinnen; der Pflegeaufwand der ausreichend ernährten Patientinnen war nicht geringer als der der mangelernährten Patientinnen. Für drei der Patientinnen mit Körpergewichtszunahmen wird in den Pflegeberichten der Krankenakten sogar beschrieben, dass sie nicht selbstständig essen konnten und daher der Hilfe bei der Nahrungsaufnahme bedurften; auch ihr übriger Pflegeaufwand war überdies sehr hoch. Dies ist ein Indiz für eine offenbar sehr engagierte und zeit- und personalintensive Pflege. Dennoch stellt sich die Frage, weshalb ein Teil der Patientinnen trotz dieser engagierten Pflege verhungerte und ob – bewusst oder unabsichtlich – Unterschiede in den individuellen Zuteilungen der, wie im folgenden dargestellt, insgesamt drastisch rationierten Lebensmittel gemacht wurden.

Es ist auffallend, dass sechs der sieben am Marasmus verstorbenen Patientinnen nach ihrer Ankunft aus Rickling im Haus „Klein Bethel“ aufgenommen wurden und dort verstarben; auch Anneliese S. verstarb dort. Damit verstarben sieben der insgesamt neun Patientinnen, bei denen Körpergewichtsabnahmen evident waren, im Haus „Klein Bethel“. Die übrigen beiden, Anna S. und Minna B., waren im Haus „Siloah“ aufgenommen worden; Minna B. verstarb dort am Marasmus. Die Patientinnen mit Körpergewichtszunahmen befanden sich in den Häusern „Mamre“ (1 Pat.), „Siloah“ (2 Pat.), „Klein Bethel“ (1 Pat.) und „Alt-Bethphage“ (1 Pat.). Die übrigen Patientinnen lebten in den Häusern „Patmos“ (1 Pat.), „Alt-Bethphage“ (1 Pat.), „Groß Bethel“ (2 Pat.), „Siloah“ (3 Pat.) und „Adullam“ (1 Pat.). Somit lässt sich eine deutliche Häufung der Patientinnen mit der Todesursache Marasmus im Haus „Klein Bethel“ feststellen.²⁶ Möglicherweise waren die Lebensmittelzuteilungen für „Klein Bethel“ geringer als die für andere Häuser; möglicherweise waren aber auch die personellen Ressourcen hier geringer als in anderen Häusern der Betheler Anstalten und damit die Pflege der Patientinnen in Form der Hilfe bei der Nahrungsaufnahme nicht bedarfsgerecht zu gewährleisten.

Diese Fragen sind aus den Patientenakten allein nicht zu beantworten und bedürfen zur Klärung weiterer Quellenstudien.²⁷

²⁶ Aufgrund der geringen Fallzahl ist es natürlich auch möglich, dass dieser Befund zufallsbedingt und für „Klein Bethel“ nicht repräsentativ ist.

²⁷ Hinweise auf die Belieferungen der einzelnen Häuser Bethels mit Lebensmitteln oder auch Medikamenten finden sich evtl. in den Verwaltungsakten der VBA. Informationen über die Pflegedienst-Einsätze der Diakone und Diakonissen in den einzelnen Häusern finden sich im Archiv der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth und im Sarepta-Archiv.

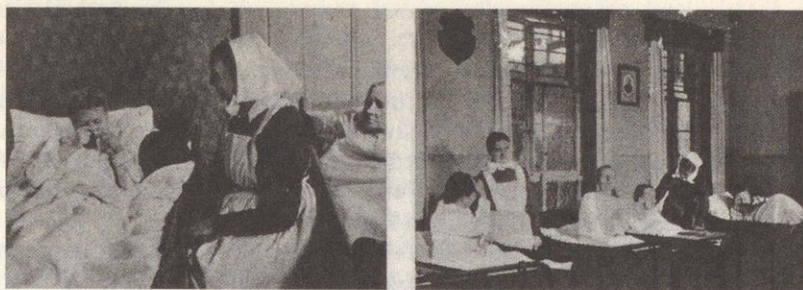


Abb. 1: Diakonissen und Patienten in „Klein Bethel“ in den 1930er Jahren

Der Grund für die rapiden Körpergewichtsabnahmen im Zusammenhang mit Marasmus liegt in weitreichenden Nahrungsmittelrationierungen für die Patienten innerhalb Bethels. Im Januar 1944 beschreibt der Vorsteher des Nazareth-Brüderhauses, Pastor Paul Tegtmeier, in einem Brief an einen Diakon im Fronteinsatz die katastrophale Ernährungslage in Bethel: *„Die Hausmütter dürfen nur noch ½ Pfund Kartoffeln und ½ Pfund Gemüse pro Tag verbrauchen. Das ist in unseren Männerhäusern, vor allem in denjenigen, wo gearbeitet wird, erschütternd wenig. Die Gewichtsabnahmen sind beständig und die Sterblichkeitsziffer ist sehr hoch.“*²⁸ Dieses Zitat ist vermutlich die einzige schriftlich überlieferte Aussage eines leitenden Bethel-Mitarbeiters zur Versorgungslage in den Kriegsjahren.

Die Ursachen der in den Kriegsjahren stetig zunehmenden Lebensmittelknappheit sind nicht hinreichend bekannt. Als ein wesentlicher Grund für die Nahrungsmittelrationierungen zum Nachteil der Bethel-Bewohner muss jedoch die Existenz eines Lazarettes in Bethel angenommen werden. Das Reserve-Lazarett der Wehrkreisverwaltung VI bestand von September 1939 bis zum 31. Dezember 1945 zur medizinischen Versorgung verwundeter und somatisch bzw. psychisch erkrankter Soldaten innerhalb der Betheler Anstalten.²⁹ Das Lazarett sah 2.000 Betten verteilt auf insgesamt 26 Anstaltsgebäude der v. Bodelschwingh-

²⁸ Brief von Paul Tegtmeier Januar 1944 [Archiv der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth; N-01-469]. Dem Archivar Reinhard Neumann sei sehr herzlich für seine hilf- und kenntnisreichen Auskünfte und die Überlassung des Tegtmeier-Zitates gedankt.

²⁹ Zur Geschichte des Reserve-Lazarettes in Bethel vgl. ausführlich Stockhecke, K. 2005.

schen Anstalten vor und verfügte über sechs medizinische Fachdisziplinen – Innere Medizin, Chirurgie, Orthopädie, Augenheilkunde, HNO-Heilkunde und Psychiatrie. Das ärztliche Personal und das männliche Pflegepersonal wurden von der Wehrmacht gestellt, so dass Behandlung und Pflege der Soldaten kaum personelle Ressourcen der Betheler Anstalten und Krankenhäuser beanspruchten. Darin liegt begründet, dass die medizinische und pflegerische Versorgung der Bethelpatienten unvermindert aufrecht erhalten bleiben konnten.

Während die Existenz des Lazarettes keinen wesentlichen negativen Einfluss auf Therapie und Pflege der Patienten hatte, war doch deren tägliche Nahrungsmittelversorgung dadurch sehr wahrscheinlich erheblich beeinträchtigt. Den v. Bodelschwingschen Anstalten oblag mit der „Gesambewirtschaftung des Lazaretts“³⁰ auch die Verpflegung der Soldaten: „In zwölf verschiedenen und räumlich voneinander getrennten Küchen (...) verlief die Beköstigung der Lazarettpatienten“³¹ neben der der Bethelpatienten. Dabei wurden die Lebensmittellieferungen des Heeresverpflegungsamtes den v. Bodelschwingschen Anstalten in Rechnung gestellt,³² so dass dadurch bedingt weniger finanzielle Mittel für die Verpflegung der Bethelpatienten zur Verfügung standen, was eine Lebensmittelrationierung zwangsläufig nach sich zog. Da die Lazarettbehandlung das Ziel verfolgte, die Soldaten möglichst rasch für den Fronteinsatz wiederherzustellen, hatte deren Verpflegung absoluten Vorrang vor der der Bethel-Bewohner. Diesem Prinzip folgten die Betheler Anstalten offenbar konsequent, denn seitens der Wehrkreisverwaltung wurde bestätigt, dass „uneingeschränkt anerkannt werden (muss), dass der Anstaltsträger in gewisshafter Weise den Vertrag verpflegungsmäßig erfüllt. Durch die Organisation der Verpflegungswirtschaft bei dem Anstaltsträger ist die unbedingte Gewähr gegeben, dass die zustehenden Verpflegungssätze tatsächlich bis an den einzelnen Mann gelangen“³³ – dies lässt sich für die Bethelpatienten leider nicht sagen.

Die Existenz des Reservelazaretts kann jedoch nicht der einzige Grund für die sich zunehmend verschlechternde Lebensmittelversorgung der Bethel-Bewohner gewesen sein. Während die Belegungszahlen des Lazarettes stetig sanken – von ca. 1.500 Soldaten 1939/40 auf durchschnittlich 900 Soldaten 1941 und 1942 und schließlich auf etwa 600 bis 700 Soldaten ab 1943 bis Kriegsende – und sich damit zunehmend weni-

³⁰ Stockhecke, K. 2005, S. 83.

³¹ Ebd., S. 91.

³² Vgl. ebd., S. 92.

³³ Protokoll der im Juni 1941 durchgeführte Wirtschaftsprüfung im Reservelazarett in Bethel [HAB; 2/38-216]; zitiert nach Stockhecke, K. 2005, S. 91.

ger zu verpflegende Soldaten in den Betheler Anstalten befanden,³⁴ sank auch und trotzdem die tägliche Versorgung der Patienten mit Grundnahrungsmitteln (Abb. 2 und 3). Weitere Gründe, die dieses Phänomen erklären können, gilt es zu untersuchen.

Aufgrund des unverminderten Fortbestehens des Hungersterbens in Bethel auch nach dem Kriegsende hat der Leitende Arzt der Betheler Anstalten Prof. Dr. Gerhard Schorsch³⁵ im April 1946 umfangreiche Anstaltsstatistiken hinsichtlich der Lebensmittelzuteilungen, der Todesursachen und der Mortalität für alle Patienten erstellt, in denen die sich zunehmend verschlechternde Versorgungslage der Patienten in dem Zeitraum von 1934 bis 1946 dokumentiert ist.³⁶ Diese Statistiken hatte Schorsch erstellt, um damit bei der Britischen Militärregierung Lebensmittel-Sonderzuteilungen zu erwirken, die für Bethel daraufhin bis zur Währungsreform 1948 bewilligt wurden.³⁷ In Folge dessen sank die Hungersterblichkeit der Bethelbewohner in diesem Zeitraum signifikant.³⁸

Dies kann anhand der Körpergewichtsentwicklungen von drei Patientinnen bestätigt werden. Nachdem die Gewichtszunahme von Frieda M., die im März 1950 an den Folgen eines Mamma-Carzinoms verstarb, in der Vorkriegszeit altersentsprechend unauffällig verlief, sank das Körpergewicht in der Kriegszeit kontinuierlich,³⁹ um infolge der Sonderzuteilungen ab Juni 1945 (41 kg) das Körpergewicht auf 55 kg im Januar 1950 progredient zu steigern. Bei Emma V. sank das Körpergewicht von 37 kg im Januar 1946 zunächst auf 35 kg im Juni 1946, um danach kontinuierlich bis auf 48 kg im Januar 1950 anzusteigen.⁴⁰ Auch bei Monika B. konnte das Körpergewicht in den

³⁴ Vgl. Stockhecke, K. 2005, S. 85-89.

³⁵ Prof. Dr. Gerhard Schorsch (1900–1992) war Leitender Arzt der Teilanstalt Bethel vom 01. September 1940 bis 1967. Zur Person von Prof. Dr. G. Schorsch vgl. Schmuhl, H.-W. 1998, S. 86 ff.

³⁶ Diese Statistiken sind im Hauptarchiv der VBA überliefert [HAB; Sammlung BI 12, Nr. 12]. Leider enthalten die Unterlagen von Prof. Dr. Schorsch keinerlei Angaben über die Herkunft und die Validität der den Statistiken zugrunde liegenden Daten.

³⁷ Bereits zu Kriegsbeginn hatte Schorsch die Zuteilungen einer „Hungerkost“ für Heil- und Pflegeanstalten verurteilt. Vgl. dazu Schmuhl, H.-W. 1998, S. 47.

³⁸ Vgl. den Text „30 Jahre danach (1946/1976)“ von M. L. Bach [HAB; Anstaltsleitung Busch, Schriftwechsel 25].

³⁹ 50 kg (Juli 1939), 45 kg (November 1944), 43 kg (Februar 1945), 41 kg (Juni 1945).

⁴⁰ 39 kg (Dezember 1946), 42 kg (Juni 1947), 45 kg (Januar 1949), 47 kg (Juni 1949), 48 kg (Januar 1950). Emma V. verstarb 2002 an einer ausgeprägten Herz- und Kreislaufinsuffizienz.

unmittelbaren Nachkriegsjahren von zunächst 53 kg (Januar 1946) auf 60 kg im Juni 1947 und schließlich auf 65 kg im Juni 1950 als Resultat der verbesserten Versorgungslage gesteigert werden.⁴¹

Prof. Dr. Schorsch zufolge sanken die Körpergewichte der Bethelpatienten von 1934 bis März 1946 durchschnittlich bei den Frauen von 64 auf 46 Kilogramm und bei den Männern von 68 auf 54 Kilogramm.⁴² Ursächlich dafür ist die von ihm graphisch dokumentierte Reduktion der täglichen Lebensmittelrationen für die Patienten (Abb. 2 und 3):

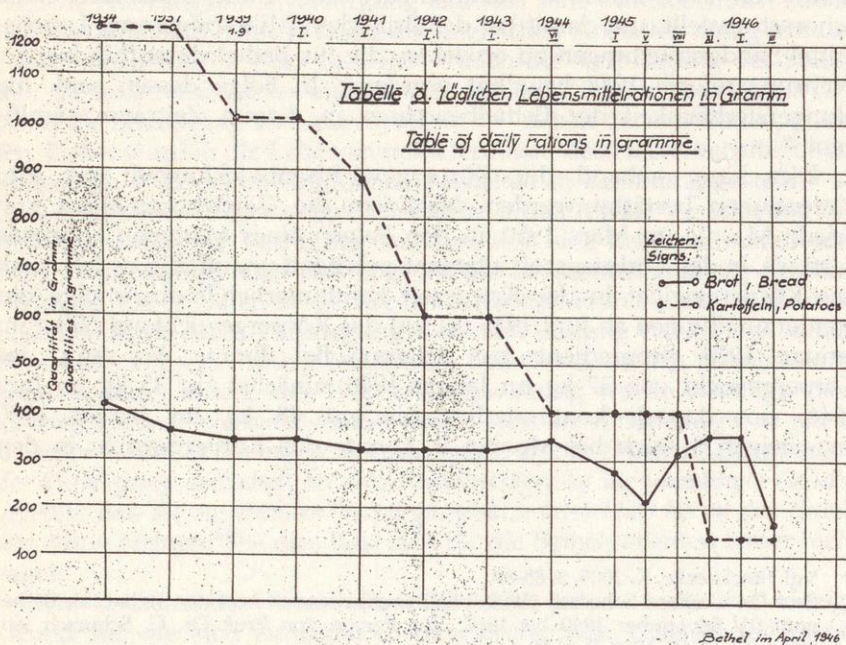


Abb. 2: Lebensmittelrationierungen für Brot und Kartoffeln von 1934–1946

⁴¹ Monika B. verstarb 1982 an den Folgen eines schweren Schädel-Hirn-Traumas nach einem Verkehrsunfall.

⁴² Vgl. „Auswirkung der Mangelernährung an der Anstalt Bethel“ von Prof. Dr. G. Schorsch (April 1946) [HAB; Sammlung BI 12, Nr. 12].

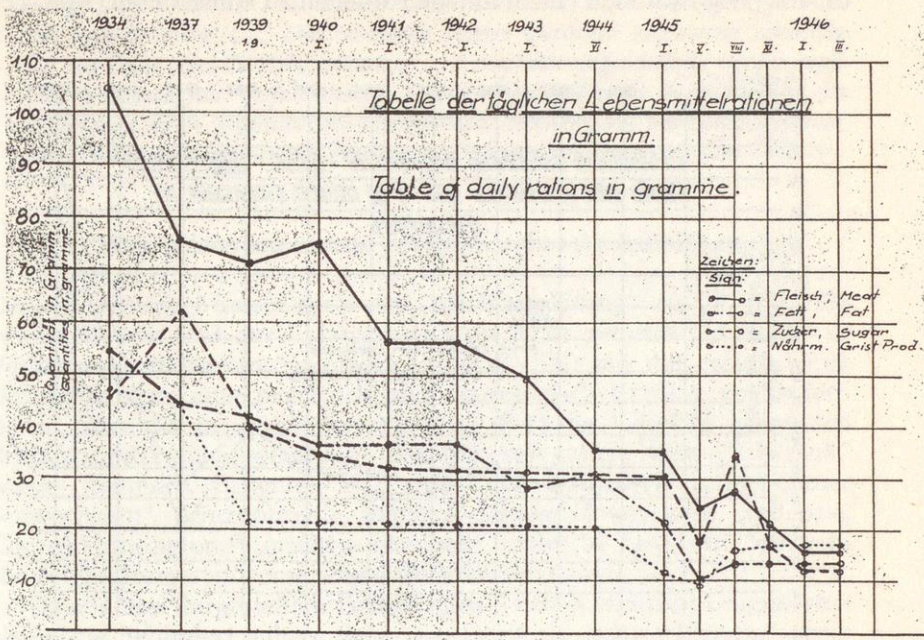


Abb. 3: Lebensmittelrationierungen für Fleisch, Fett, Zucker und Nährmittel von 1934-1946

Im gleichen Zeitraum ist innerhalb Bethels ein Anstieg der Mortalität von ca. 4 % (1936) auf 14 % (1945) für alle Patienten zu konstatieren (Abb. 4):⁴³

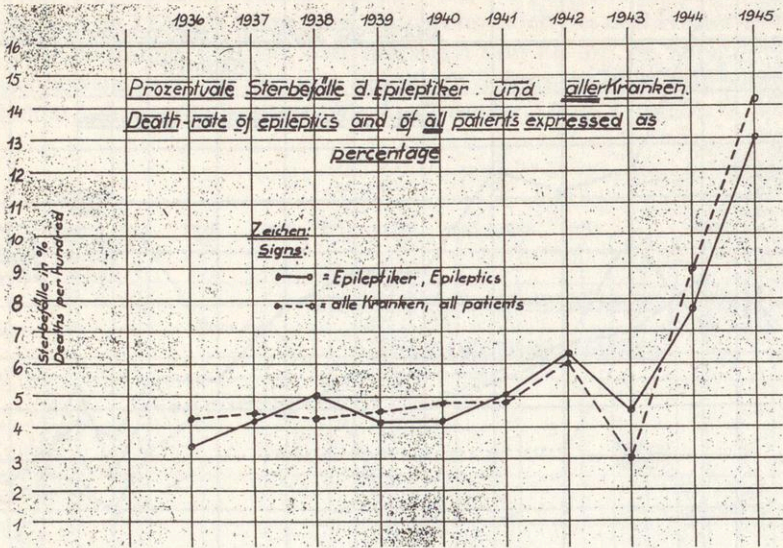


Abb. 4: Entwicklung der Mortalität 1936 – 1945

In seinem Bericht an die Britische Militärregierung zur Versorgungslage in Bethel stellt Schorsch im April 1946 die katastrophale Situation seiner Patienten folgendermaßen dar:

„Nachdem wir durch die Euthanasie-Maßnahmen keinen Kranken verloren hatten, zeigt die Todeskurve gegen Ende des Krieges, vor allem aber im Laufe des letzten Jahres, einen steilen Anstieg. 1945 starben mehr als dreimal soviel Frauen und mehr als sechsmal soviel Männer wie vor dem Kriege. Unter den Todesursachen stehen das epileptische Siechtum und die Tuberkulose im Vordergrund. (...) Die Auswirkungen der Anfang März 1946 erfolgten neuen Kürzungen der

⁴³ Die Ergebnisse von Prof. Dr. G. Schorsch korrelieren mit den „Statistiken der Anstalt für Epileptische Bethel“ der Bethelkanzlei [HAB; Amtsbücher Patientinnen und Patienten 153-170]. Demnach betrug die Mortalitätsrate in den Jahren von 1936 bis 1941 durchschnittlich 4 bis 5 %. Leider finden sich in den Akten der Bethelkanzlei ab 1941 keine verwertbaren Angaben mehr zur Anstaltsbelegung und zur Sterblichkeit.

Lebensmittelrationen sind noch nicht zu übersehen. Indessen ist der zunehmende Verfall unserer Kranken auf körperlichem und auf seelisch-geistigem Gebiet unverkennbar. (...) Die zusehends stärker werdende allgemeine Schwäche hat zur Folge, dass die Arbeitstherapie (...) erheblich eingeschränkt werden muß. Der fortschreitende Verfall unserer Kranken geht mit einer Verminderung der Widerstandskraft gegenüber äusseren Schädlichkeiten und Krankheiten einher; diese enden infolgedessen viel häufiger als in normalen Zeiten mit dem Tode.“⁴⁴

Stigmatisierungen und psychiatrisches Anstaltsleben

Das nur wenige Monate nach der „Machtergreifung“ am 14. Juli 1933 verabschiedete und am 1. Januar 1934 in Kraft getretene „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (GZVEN) sah die zwangsweise Unfruchtbarmachung psychisch und neurologisch Kranker vor, sofern sie an einer der im Indikationenkatalog (§ 1) des Gesetzes genannten Erkrankungen, die allesamt als Erbkrankheiten galten, litten. „Erbkrank“ waren demnach Patienten mit einer der Diagnosen „angeborener Schwachsinn“, Schizophrenie, manisch-depressive Psychose, Epilepsie, Chorea Huntington,⁴⁵ „erbliche Blindheit“, „erbliche Taubheit“, körperliche Fehlbildungssyndrome oder Alkoholabhängigkeit.

Da alle hier dargestellten Patientinnen – neben weiteren Diagnosen – als geistig behindert galten, fielen sie damit als „schwachsinnig“ unter die Opfergruppe des rassistischen Sterilisierungsgesetzes. Zwanzig der Patientinnen (91 %) wurden dem jeweils zuständigen Kreisarzt als „erbkrank“ gemeldet und damit zur Zwangsterilisation angezeigt. Für sechzehn der Patientinnen wurde die Anzeige vom leitenden Arzt der Ricklinger Anstalten an das Kreisgesundheitsamt in Bad Segeberg erstattet. Die übrigen vier Patientinnen sind von unterschiedlichen schleswig-holsteinischen kinder- und jugendpsychiatrischen Einrichtungen, in denen sie sich vor der Aufnahme in Rickling befanden, zur Sterilisierung angezeigt worden. Auf keine der Anzeigen folgte jedoch ein Antrag zur Unfruchtbarmachung des Kreisarztes; insofern hat es auch in keinem Fall ein Verfahren vor dem zuständigen „Erbgesundheitsgericht“ mit anschließender Zwangssterilisation gegeben.⁴⁶ Allen 22 Patientinnen ist

⁴⁴ Gerhard Schorsch: „Auswirkung der Mangelernährung an der Anstalt Bethel“ [HAB; Sammlung BI 12, Nr. 12].

⁴⁵ Chorea Huntington = sog. „Veitstanz“.

⁴⁶ In keiner der untersuchten Krankenakten finden sich Hinweise auf erfolgte Sterilisierungen. Zudem finden sich derartige Hinweise für die Patientinnen auch nicht im „Verzeichnis der Erbkranken“ des Kreisgesundheitsamtes Segeberg

somit die operative Verstümmelung erspart geblieben. Der Grund dafür, dass auf die Anzeigen kein administratives Handeln folgte, liegt wahrscheinlich im noch relativ jungen Alter der Mädchen, das sexuelle Kontakte unwahrscheinlich sein ließ. Das jüngste Mädchen war zum Zeitpunkt der Anzeigenerstattung erst zwei Jahre alt,⁴⁷ die ältesten siebzehn Jahre. Das Durchschnittsalter bei Anzeigenerstattung betrug zehn Jahre.

Der Grund für eine Sterilisierungsanzeige war in allen Fällen eine Form der Oligophrenie,⁴⁸ in den Krankenakten bezeichnet als „angeborener Schwachsinn“ oder „Idiotie“. In zwölf Fällen wird der Krankheitsbeginn mit der Geburt angegeben. In den übrigen zehn Fällen manifestierte sich die geistige Behinderung in den ersten Lebensmonaten bzw. -jahren. Dennoch wurde auch hier die Indikation zur Sterilisierungsanzeige für den *angeborenen* „Schwachsinn“ gestellt. Das Vorgehen der Anzeigenerstatter bzw. Antragsteller, im Falle einer Oligophrenie nicht zwischen einer tatsächlich angeborenen und einer erworbenen Form zu differenzieren, war durchaus üblich. So sind auch zahlreiche Menschen, die bleibende neurologische Schädigungen mit Intelligenzminderung etwa aufgrund einer Hirnhautentzündung oder in Folge eines Traumas erworben haben, zu NS-Sterilisierungsoffern geworden, wiewohl hier eine „Erblichkeit“ ohnehin ausgeschlossen ist. Dies ist einer der Gründe dafür, dass der „angeborene Schwachsinn“ mit ca. zwei Drittel aller Zwangssterilisierten reichsweit die weitaus häufigste Sterilisierungsdiagnose darstellte.⁴⁹

Von den im § 1 des GZVEN genannten Erkrankungen bzw. Behinderungen ist lediglich die Chorea Huntington eine Erbkrankheit mit mittlerweile definiertem und bekanntem Erbgang.⁵⁰ Für manche der anderen Erkrankungen gibt es zwar eine familiäre Häufung und damit eine genetische Disposition, jedoch handelt es sich hierbei nicht um Erbkrankheiten. Daher ließ sich in den Jahren des NS-Regimes die Inzidenz von Krankheiten wie etwa der Schizophrenie oder Epilepsie natürlich nicht durch die Unfruchtbarmachung manifest Erkrankter senken. Um der Sterilisierungspraxis dennoch einen wissenschaftlichen Anspruch und

im „Verzeichnis der Erbkranken“ des Kreisgesundheitsamtes Segeberg [Landesarchiv Schleswig-Holstein; Abt. 329 Bad Segeberg, Nr. 1].

⁴⁷ Die Aufnahmediagnose des Mädchens in Rickling war eine „mongoloide Idiotie“ (mittlerweile ungebräuchlicher, weil diskriminierender Begriff für das Down-Syndrom bzw. Trisomie 21).

⁴⁸ Oligophrenie = Angeborene oder erworbene Minderung kognitiver Fähigkeiten (geistige Behinderung).

⁴⁹ Vgl. Bock, G. 1986, S. 90.

⁵⁰ Es handelt sich um eine neurologische Erkrankung mit einem autosomal-dominanten Erbgang auf der Grundlage eines Defektes des 4. Chromosoms.

Legitimation zu geben, wurde für alle Psychatriepatienten eine erbbiologische Anamnese erhoben und die Daten mittels sog. „Erbkarteikarten“ in den jeweils zuständigen Gesundheitsämtern zentral erfasst. Grundlage dafür waren die „erbbiologischen Angaben“ in den Krankenakten. Die Akte von Elsa W. zeigt eindrücklich, dass die unterstellte Erblichkeit die ganze Familie stigmatisierte; nicht nur sie wurde aufgrund der Diagnose „Idiotie“ am 26.7.1938 zur Sterilisation angezeigt, sondern bereits ihre Mutter traf das Schicksal der Zwangssterilisierung (Abb. 5). Am Beispiel der Mutter von Elsa W. wird zudem die praktizierte Willkür der Sterilisierungen als Instrument der Sozialdisziplinierung und Gesellschaftssanierung deutlich; sie wurde wegen „allgemeiner Minderwertigkeit“, einer NS-ideologischen Sozialdiagnose, unfruchtbar gemacht.

Erbbiologische Angaben: Mutter: 9.8.55 sterilisiert wegen allgemeiner Minderwertigkeit.

Mutter der Mutter; geistig zurück. Anna J. [redacted]

Bruder der Mutter der Mutter: geistig zurück. Willi J. [redacted]

Bruder der Mutter: Wilhelm S. [redacted], wiederholt wegen Diebstahls verbestraft.

Schwester: 5. Jahre alt angeblich gesund, so auch ein Bruder im 4. Lebensjahr.

Ist der Patient Zwilling?	nein.	Bild nom	193
Dem Kreisarzt in:	Segeberg		
als erkrankt gemeldet am:	26.7.38		
Sterilisation beantragt am:			
beim C.G.-Gericht in:			
Sterilisiert am:	in		

Abb. 5: „Erbbiologische Angaben“ aus der Patientenakte von Elsa W.

Die charakterliche oder soziale „Minderwertigkeit“, die häufig auch politisch oppositionellen Haltungen zugeschrieben wurde, stand im nationalsozialistischen Staat einer gesellschaftlichen „Nützlichkeit“ und Anerkennung ebenso entgegen wie eine eingeschränkte Arbeits- und Beschäftigungsfähigkeit. Da dies ein Symptom vieler psychiatrischer und neurologischer Krankheiten oder Behinderungen ist, enthalten die meisten psychiatrischen Patientenakten dazu Hinweise und Einschätzungen. In den untersuchten Akten differieren die Einschätzungen zur altersgemäßen Beschäftigungsfähigkeit zwischen der Ricklinger und der Betheler Anstalt in zehn Fällen teilweise erheblich. In weiteren zehn Fällen kommen beide Anstalten jeweils zur gleichen Einschätzung und in zwei Fällen finden sich keine Angaben zur Beschäftigungsfähigkeit. Tendenziell schätzten die Ärzte und Pflegekräfte in Bethel die Beschäftigungsfähigkeit der Patientinnen schlechter ein als das Ricklinger Personal; neun der Patientinnen galten in Rickling als beschäftigungsfähig und elf als nicht beschäftigungsfähig. In Bethel waren nur fünf Patientinnen beschäftigungsfähig und sechzehn nicht.⁵¹ In sieben Fällen galt eine Patientin in Rickling als beschäftigungsfähig, während sie in Bethel dann nicht mehr zu beschäftigen war. In drei Fällen verneinten die Ricklinger Akten eine Beschäftigungsfähigkeit, während die Patientin in Bethel beschäftigt werden konnte. Da die Arbeits- bzw. Beschäftigungsfähigkeit ein wesentlicher Faktor der psychiatrischen Prognoseeinschätzung ist, wurde die Prognose innerhalb der Untersuchungsgruppe von den Ärzten in Bethel ungünstiger eingeschätzt als vom Ricklinger Arzt. Die Gründe für diese bemerkenswerten Unterschiede sind spekulativ; möglicherweise liegen sie in den unterschiedlichen subjektiven Wahrnehmungen und Bewertungen der Untersucher. Für den einen Arzt gilt das krankheitsbedingt „teilnahmslose Spielen mit einer Puppe“ oder die „kleine Handreichung“ noch als altersentsprechende Beschäftigung, für den anderen hingegen nicht.

In den untersuchten Patientenakten finden sich Hinweise auf erfolgte oder auch nicht erfolgte Korrespondenzen der Eltern mit den Anstalten in Rickling und in Bethel; für Rickling gibt es lediglich in einem Fall kei-

⁵¹ Als Kriterien für eine altersentsprechende Beschäftigungsfähigkeit gelten Akteninhalte wie „spielt mit Holzklötzchen und Puppen“, „kann Handreichungen verrichten“ oder „kann etwas schreiben und liest mit einigem Verständnis“. Als Kriterien für eine Beschäftigungsunfähigkeit gelten Formulierungen wie „kann sich nicht geordnet beschäftigen“, „ist zu einer nutzbringenden Beschäftigung nicht heranzuziehen“, „ist zu geordnetem Spiel unfähig“, „ist nicht in der Lage, sich mit praktischen Arbeiten nutzbringend zu beschäftigen“ oder „ist zu irgendwelchen Spielen nicht zu veranlassen“.

ne derartigen Belege. In den meisten Fällen erkundigten sich die Eltern, teilweise regelmäßig und häufig, nach dem Gesundheitszustand und dem Krankheitsverlauf ihrer Töchter. In manchen der Akten ist hingegen explizit vermerkt, dass sich die Eltern nicht für ihre Kinder interessieren und sich nicht (mehr) um sie kümmern wollen. Mit Rickling gab es in acht Fällen brieflichen Kontakt und in dreizehn Fällen keinen. Mit Bethel bestanden Korrespondenzen in zehn Fällen und in zwölf Fällen nicht. Entgegen den relativ häufigen Briefkontakten fanden Besuche der Eltern bei ihren Kindern in den beiden Anstalten nur äußerst selten statt; in Rickling sind für zwei der Patientinnen Besuche dokumentiert, in Bethel für nur eine Patientin.

Hinsichtlich der Geburtsorte der Patientinnen und der Wohnorte ihrer Eltern zeigt sich, dass alle Patientinnen aus Orten in Schleswig-Holstein oder aus Hamburg kamen. Die insbesondere unter Kriegsbedingungen großen und nur schwer überwindbaren Entfernungen von 300 bis 400 Kilometern zwischen den Wohnorten der Eltern und Bethel erklären nicht hinreichend deren seltene Besuche, da die Besuchshäufigkeit in Rickling ebenfalls sehr gering war, obwohl Rickling für die Eltern sehr viel einfacher erreichbar war. Rickling verfügte über einen eigenen Bahnhof und die meisten der Eltern wohnten in Orten in dem Kreis Segeberg benachbarter Landkreise bzw. im Kreis Segeberg selbst. Zudem ist in der Krankenakte von Helga S. in einem Antwortschreiben des Leitenden Arztes Prof. Dr. Schorsch an die Mutter vom 14.4.1942 belegt, dass Angehörigenbesuche in Bethel sehr erwünscht waren und die Anstaltsleitung für eine Unterkunft der Besucher zum Selbstkostenpreis sorgte.

Neben der geographischen Herkunft der Patientinnen ist aus den Krankenakten auch deren soziales Herkunftsmilieu zu eruieren. Als Parameter für die soziale Schichtzugehörigkeit wird die Berufstätigkeit des Vaters oder der Mutter herangezogen.⁵² Zur Schulbildung und zum Einkommen der Eltern finden sich in den untersuchten Akten keine Angaben. Von den Vätern der Patientinnen waren zwei Kutscher, einer Maurer, einer Tischlergeselle, sieben Arbeiter oder Landarbeiter und einer Hilfsarbeiter, der zum Zeitpunkt der Aufnahme seiner Tochter in

⁵² Dieser Betrachtung liegt das Schichtenmodell des Soziologen Rüdiger Lautmann zugrunde, wonach zur gesellschaftlichen Oberschicht Eliten aus Wissenschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur etc. gehören, zur oberen Mittelschicht höhere Beamte wie Lehrer oder Richter, Ärzte, Kaufleute, zur unteren Mittelschicht mittlere und untere Beamte, Handwerksmeister, Kaufleute, Landwirte, zur oberen Unterschicht (angelernte) Arbeiter und Handwerker und zur unteren Unterschicht ungelernete Arbeiter bzw. Hilfsarbeiter und Erwerbslose.

Bethel arbeitslos war. Einer der Väter war Stadtrat in Neustadt und in neun Fällen finden sich keine Hinweise auf die Berufstätigkeit des Vaters. Zwei der Mütter waren Dienst- bzw. Hausmädchen, die übrigen zwanzig hatten keinen Beruf bzw. keine Berufsausbildung. Somit stammen die allermeisten Patientinnen und ihre Herkunftsfamilien aus der proletarischen und subproletarischen Unterschicht, lediglich eine Patientin ist der bürgerlichen Mittelschicht zuzurechnen. Da alle 22 Patientinnen an einer Oligophrenie erkrankt waren, lassen sich für diese kleine Untersuchungsgruppe keine signifikanten Zusammenhänge zwischen psychiatrisch-neurologischer Erkrankung oder Behinderung und der sozialen Schichtzugehörigkeit ermitteln. Die geringe Fallzahl lässt eine verifizierbare Aussage, die meisten geistig behinderten Patientinnen würden den sozialen Unterschichten angehören, nicht zu. Für die Gesamtheit des Betheler Patientenkollektivs wäre der Zusammenhang zwischen Diagnose und Schichtzugehörigkeit, aber auch etwa zwischen sozialer Herkunft und Sterilisierungshäufigkeit zu untersuchen und von medizinhistorischem Interesse.

Nervenärztliche Diagnostik und Therapie

Der Vergleich der in den Ricklinger und in den Betheler Krankenunterlagen dokumentierten psychiatrisch-neurologischen Diagnosen zeigt, dass die von den Ärzten in Bethel gestellten Diagnosen deutlich differenzierter waren als die in den Ricklinger Patientenakten dokumentierten Diagnosen (Tab. 2). Es wird die Ricklinger Diagnose in Bethel zwar in allen Fällen bestätigt, der „Schwachsinn“ hier jedoch nach Schweregraden unterschieden und eingeteilt. Ferner wird differenziert, ob die der Oligophrenie zugrunde liegende primäre Hirnschädigung mit einem epileptischen Krampfleiden vergesellschaftet ist oder nicht.

<i>Patientin</i>	<i>Diagnose Rickling</i>	<i>Diagnose Bethel</i>
Margot P.	Schwachsinn	Angeborener Schwachsinn mit Krampfanfällen
Anita B.	Idiotie bei Hydrocephalus	Idiotie bei Hydrocephalus und Krampfanfälle
Ilse V.	Idiotie	Cerebrale Diplegie mit symptomatischen Krampfanfällen
Melitta J.	Idiotie	Angeborener Schwachsinn höheren Grades mit Krampfanfällen

<i>Patientin</i>	<i>Diagnose Rickling</i>	<i>Diagnose Bethel</i>
Ursula S.	Angeborener Schwachsinn und Stummheit; V. a. Lues congenita	Idiotie
Lotte S.	Idiotie	Angeborener Schwachsinn schwersten Grades
Elfriede G.	Idiotie mit Blindheit; Lues congenita	Idiotie und Blindheit mit Krampfanfällen
Minna B.	Idiotie	Idiotie nach Encephalitis
Gerda W.	Idiotie	Angeborener Schwachsinn höheren Grades
Lisa B.	Angeborener Schwachsinn	Angeborener Schwachsinn höheren Grades
Martha R.	Idiotie	Idiotie ohne Epilepsie
Anna S.	Porencephalie mit rechtsseitiger Lähmung	Porencephalie mit rechtsseitiger Lähmung
Anneliese S.	Idiotie und Blindheit	Schwerste Idiotie mit Blindheit
Inge D.	Mongoloide Idiotie	Idiotie mit Epilepsie
Helga S.	Idiotie und cerebrale Kinderlähmung	Idiotie und cerebrale Kinderlähmung
Frieda M.	Angeborener Schwachsinn	Idiotie ohne Epilepsie
Emma V.	Idiotie	Idiotie mit Anankasmus
Grete K.	Idiotie mit Blindheit	Idiotie mit Blindheit
Monika B.	Idiotie	Hochgradiger Schwachsinn
Karla B.	Angeborener Schwachsinn	Hochgradiger Schwachsinn
Klara H.	Idiotie, erethische Form	Idiotie, erethische Form
Elsa W.	Idiotie	Hereditärer Schwachsinn

Tab. 2: Psychiatrisch-Neurologische Diagnosen in Rickling und in Bethel⁵³

⁵³ Hydrocephalus = Abflussbehinderung des Hirnwassers mit der Folge einer Hirndrucksteigerung und Schädelvergrößerung bei Kleinkindern (umgangssprachlich „Wasserkopf“).

Cerebrale Diplegie = Hirnbedingte Lähmung beider Körperhälften.

Lues congenita = Angeborene Lues (Syphilis), die mit einer geistigen Behinderung einhergeht.

Encephalitis = Entzündung des Gehirnes.

Porencephalie = Angeborener oder erworbener Defekt der Hirnsubstanz.

Anankasmus = Zwanghaftigkeit.

Während die Diagnosen bei Aufnahme der Patientinnen in den „Holsteinischen Heilstätten“ lediglich von den nach Rickling verlegenden Heil- und Pflegeanstalten und ohne eine nervenärztliche Aufnahmeuntersuchung übernommen wurden, erfolgte bei der Aufnahme in Bethel in allen Fällen eine gewissenhafte und umfangreiche Untersuchung und Begutachtung der Patientinnen.

Alle Patientinnen wurden zunächst sowohl orientierend neurologisch-psychiatrisch als auch körperlich untersucht. Die eingehendere nervenärztliche Untersuchung folgte einem in Bethel entwickelten, standardisierten Anamnese- und Untersuchungsbogen.⁵⁴ Neben Fragen zur Sozialanamnese enthält der Bogen zahlreiche Fragen zur Familienanamnese. Von Interesse sind diesbezüglich Erkrankungen und Todesursachen der Eltern, Großeltern und Geschwister mit dem Schwerpunkt auf psychiatrische oder neurologische Krankheiten und soziale Deviationen wie Delinquenz, Alkoholismus, Suizide, sexuelle „Perversionen“ und andere Persönlichkeitsauffälligkeiten. In der Eigenanamnese des Patienten lag das Interesse auf der Eruiierung einer Epilepsie mit differenzierten Fragen nach dem Krankheitsbeginn, den anfallsauslösenden Faktoren, der Anfallshäufigkeit, dem Anfallsverlauf, den Anfallsarten und der bisherigen Epilepsie-Therapie. Dieses herausragende Interesse an der Genese und Symptomatik eines Krampfleidens, das in dem Anamnesebogen deutlich wird, ist der frühen Spezialisierung der Anstalt Bethel auf die Betreuung und Behandlung von Epilepsiekranken geschuldet, die 1867 als „Rheinisch-Westfälische Anstalt für Epileptische“ gegründet worden war. Die Betreuung von Menschen mit Epilepsie ist das genuine Arbeitsgebiet Bethels.⁵⁵

Mittels des Untersuchungsbogens wurde des Weiteren auch der „geistige Zustand“ der Patientinnen untersucht. Es wurden Sprachauffälligkeiten und -gewohnheiten, Bewusstsein, Orientiertheit und Gedächtnis, Schulkenntnisse und Allgemeinbildung, Abstraktions- und Assoziationsvermögen und die Aufmerksamkeit untersucht und getestet. Damit war es möglich, ein recht differenziertes psychologisches Profil der Patienten zu erstellen; zugleich hatte der Untersuchungsbogen die Funktion eines Intelligenztests.

Intelligenzprüfungen wurden in Bethel auch nach zeitgenössisch etablierten Testverfahren durchgeführt. So fand die 1905 von Alfred

⁵⁴ „Schema zur Untersuchung von Krampfkranken der Heil- und Pflegeanstalt „Bethel“ bei Bielefeld“; Patientenakte Frieda M. (u. a.) [HAB].

⁵⁵ Vgl. Schmuhl, H.-W. 1998, S. 7.

Binet⁵⁶ entwickelte und damals weit verbreitete „Testserie zur Auslese von Minderbegabten“ Anwendung zur Bestimmung des sog. „Intelligenzalters“ von Kindern. Demnach hatte Klara H. im Lebensalter von zwölf Jahren ein „Intelligenzalter“ von vier Jahren und acht Monaten.⁵⁷ Das Testverfahren nach Binet wurde z. B. auch in der kinder- und jugendpsychiatrischen Heil- und Pflegeanstalt in Schleswig-Hesterberg angewandt, was dessen wissenschaftliche Anerkennung und Etablierung für die Untersuchung von Kindern belegt.⁵⁸

Für die an einer Epilepsie erkrankten Patientinnen wurden während ihres gesamten Aufenthaltes in Bethel tägliche Krampfprotokolle geführt, in denen jeder Krampfanfall hinsichtlich Prodromalsymptomatik, Häufigkeit, Dauer, Intensität, klinischer Ausprägung und Anfallstypus vom Pflegepersonal dokumentiert wurde. Diese Krampfprotokolle waren eine wesentliche diagnostische Grundlage zur individuellen und bedarfsgerechten Dosierung von antiepileptischen Medikamenten. Neben der Anfallsprotokollierung oblag dem diakonischen Pflegepersonal die intensive Krankenbeobachtung insbes. hinsichtlich psychischer und neurologischer Symptome und Verhaltensweisen, deren Ergebnisse in regelmäßigen, zumeist monatlichen bis vierteljährlichen Pflege- bzw. Stationsberichten niedergeschrieben wurden. Die Pflegeberichte dienten auch der Verifizierung der ärztlichen Diagnostik und als Grundlage der Prognoseeinschätzungen. Aussagen der Pflegeberichte waren sehr oft inhaltsgleich mit den ärztlichen Antwortschreiben an die Eltern der Patientinnen, die sich in Bethel nach dem Befinden und Gesundheitszustand ihrer Töchter erkundigten. Hier wird deutlich, dass die behandelnden Ärzte großes Vertrauen in die Beobachtungs- und Interpretationsfähigkeiten des Pflegepersonals setzten und zugleich in ihrer Tätigkeit auf die enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit dem Pflegepersonal, das in den Anstaltshäusern mit den Patientinnen kontinuierlich und intensiv zusammenlebte, angewiesen waren.

⁵⁶ Der Mediziner und Psychologe Alfred Binet (1857–1911) gilt als der Begründer der Psychometrie, also Verfahren z. B. der Messung von Intelligenz und Denkfähigkeit. Er entwickelte zusammen mit dem Psychologen Theodore Simon einen Test, um die geistigen Fähigkeiten eines Kindes zu messen. Der Test bestand aus Aufgaben, mit denen die allgemeine Intelligenz festgestellt werden sollte und die nach Altersgruppen gestaffelt waren. Aus der Anzahl der richtig gelösten Aufgaben errechnete sich eine Punktzahl; diese ergab das geistige Alter des Kindes (Intelligenzalter).

⁵⁷ Patientenakte Klara H. [Ärztliches Büro des Stiftungsbereiches Behindertenhilfe VBA Bethel].

⁵⁸ Frieda M. befand sich vor ihrem Aufenthalt in Rickling u. a. in Schleswig-Hesterberg. Patientenakte Frieda M. [HAB].

Bemerkenswerterweise führte die im Vergleich mit Rickling sehr viel differenziertere und sorgfältigere psychiatrisch-neurologische Diagnostik in Bethel, die sich zusammenfassend auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau befand und alle nervenärztlichen Standards jener Zeit erfüllte, in zwei Fällen dazu, die in Rickling gestellte Indikation zur Zwangssterilisation zu revidieren. Ilse V. war am 26.7.1938 dem Kreisarzt in Segeberg als „erbkrank“ angezeigt worden, nachdem sie am 31.3.1936 mit der Diagnose „Idiotie“, die als angeborene Form gewertet wurde, in Rickling aufgenommen worden war. Diese Diagnose wurde nach eingehender Untersuchung der Patientin in Bethel korrigiert als „Cerebrale Diplegie mit symptomatischen Krampfanfällen“. Noch nach ihrem Tode im Juli 1942 unterrichtete Prof. Dr. Schorsch den Amtsarzt in Segeberg von dem diagnostischen Irrtum der Ricklinger Anstalt:

„Am 26.7.1938 wurde von der Anstalt Rickling i. Holst. das Kind Ilse V. (...) der dortigen Dienststelle als erbkrank angezeigt. Die Kranke wurde am 28.11.41 in die hiesige Anstalt verlegt, wo sie am 6.7.42 starb. Nach den hiesigen Feststellungen handelte es sich nicht um eine Erbkrankheit, sondern um eine cerebrale Diplegie mit symptomatischen Krampfanfällen.“⁵⁹

Auch Anita B. war in Rickling als „erbkrank“ stigmatisiert und demzufolge am 8.7.1938 dem Segeberger Kreisgesundheitsamt zur Anzeige gebracht worden, obwohl in Rickling eine „Idiotie bei Hydrocephalus“ diagnostiziert worden war. Diese Diagnose legt nahe, dass die neurologische Beeinträchtigung nicht erblich ist, da der Hydrocephalus als ursächlich für die geistige Behinderung anzusehen ist. Diese medizinisch korrekte Einschätzung teilte Prof. Dr. Schorsch dem Kreisarzt in Segeberg mit Schreiben vom 19.12.1944 mit:

„Bei der hier am 14.12.1944 verstorbenen Patientin handelt es sich um einen extremen Hydrocephalus mit Idiotie und Krampfanfällen. Die Patientin ist nicht als erbkrank im Sinne des Gesetzes anzusehen.“⁶⁰

Wenngleich sowohl die geistliche Führung Bethels als auch die Ärzteschaft die Zwangssterilisierungen als präventive Maßnahme der negativen Eugenik befürworteten⁶¹ und obwohl die Patientinnen nicht mehr im

⁵⁹ Schreiben von Prof. Dr. Schorsch an das Kreisgesundheitsamt Segeberg am 12.10.1942; Patientenakte Ilse V. [HAB].

⁶⁰ Schreiben von Prof. Dr. Schorsch an das Kreisgesundheitsamt Segeberg am 19.12.1944; Patientenakte Anita B. [HAB].

⁶¹ Zur Befürwortung von Rassenhygiene und Zwangssterilisationen in Bethel vgl. Benad, M. 1995, Kühl, S. 1990, S. 16 ff, Kühl, S. 1997 und Schmuhl, H.-W. 1998, S. 32 ff.

Sinne einer verhinderten Sterilisierung davon profitiert hätten, hielt es der Ärztliche Leiter offenbar für richtig und nötig, wenn nicht für seine Pflicht, auch noch nach dem Tode der Patientinnen eine aufgrund unzureichender Diagnostik gestellte Sterilisierungsindikation zu korrigieren. Dieses Verhalten könnte als Indiz dafür gewertet werden, dass die Sterilisierungen in Bethel womöglich nicht, wie innerhalb der deutschen Psychiatrie weitgehend durchaus üblich und akzeptiert, als gegen die Sterilisierenden gerichtete soziale Korrektiv- und Disziplinierungsmaßnahmen und Sanktionen angesehen wurden, sondern unter rein wissenschaftlichen Kriterien der Prophylaxe weiterer psychiatrischer und neurologischer Neuerkrankungen und damit der Senkung deren Inzidenz dienen sollten.⁶² Ein solches wissenschaftliches Verständnis der Unfruchtbarmachungen, das auf den zeitgenössischen Erkenntnissen der Eugenik und Rassenhygiene basierte, setzte natürlich auch eine wissenschaftlich exakte und gewissenhafte Diagnostik voraus, um die sich in den Betheler Anstalten zweifelsfrei bemüht wurde.

Im Zusammenhang mit den Diskussionen um gesetzliche Entschädigungszahlungen für Zwangssterilisierte im Wiedergutmachungsausschuss des Deutschen Bundestages im Herbst 1962 schrieb Friedrich III von Bodelschwing an die Bonner Außenstelle der Kirchenkanzlei der EKD, „(...) dass das Gesetz (gemeint ist das GZVEN; E. H.) hier (in Bethel; E. H.) mit Vorsicht gewissenhaft praktiziert worden ist, und, soviel ich weiß, sind grundsätzliche Einsprüche gegen das Gesetz aus christlichen Erwägungen nicht erhoben worden.“⁶³ Die gewissenhafte Praktizierung mag sich auf die dargelegte rein wissenschaftlich fundierte Prävention von psychiatrischen Erkrankungen bezogen haben; mit Vorsicht jedoch wurde das GZVEN in Bethel keineswegs angewandt. Die Eugenik einschließlich eugenisch motivierter und indizierter Unfruchtbarmachungen erschien Fritz von Bodelschwing d. J. als ein durchaus akzeptables Zugeständnis an den medizinischen Fortschritt jener Jahre und galt ihm als humane Alternative zur bereits in den 1920er Jahren breit diskutierten „Euthanasie“ Geisteskranker, die er stets kompromisslos ablehnte. Auch die Ärzte in Bethel teilten diese Haltungen ihres Vorstandsvorsitzenden der v. Bodelschwinghschen Anstalten hinsichtlich der Zustimmung zur Eugenik und der Ablehnung der „Euthanasie“. Die Ärzteschaft in Bethel hatte

⁶² Da die Anzahl von nur zwei Krankengeschichten natürlich viel zu gering ist, die These fundiert zu stützen, dass die Sterilisierungen in Bethel nicht als gegen die Patienten gerichtete Bestrafungsmaßnahmen, sondern tatsächlich ausschließlich eugenisch motiviert durchgeführt wurden, müssten dazu weitere Quellen untersucht werden.

⁶³ Zitiert nach Benad, M. 1995, S. 205.

„die Durchführung des GzVeN beschleunigt vorangetrieben und so eine Schrittmacherrolle gespielt“⁶⁴, indem sie gegen ihre Patienten Sterilisierungsanzeigen und -anträge erstattete bzw. stellte, Betheler Ärzte als Beisitzer des „Erbgesundheitsgerichtes“ Bielefeld fungierten und in den Betheler Krankenhäusern „Gilead“ und „Nebo“ Sterilisationseingriffe durchgeführt wurden.⁶⁵

Wie uneingeschränkt und unkritisch Betheler Ärzte dem wissenschaftlichen Dogma der Erblichkeit psychiatrischer und neurologischer Erkrankungen und Behinderungen auch über die NS-Zeit hinaus folgten und damit die Patienten und deren Familien weiterhin stigmatisierten, wird in einem Nervenärztlichen Gutachten über Elsa W. deutlich. Darin wurde noch 1960 der „Schwachsinn“ von Elsa W. als „erblich“ bestätigt und damit immer noch der erbbiologische Kenntnisstand der Jahrhundertwende als wissenschaftlich fundiert und zutreffend angesehen:

*„Bei der jetzt 29-jährigen Elsa W. liegt ein erheblicher Schwachsinn vom Grade einer Idiotie vor, der im Blick auf die gleichsinnige hereditäre Belastung als erblich bedingt beurteilt werden muß.“*⁶⁶

Zum Gedenken an die ca. 1200 Zwangssterilisationsopfer der VBA Bethel wurde im Juni 2000 unter dem Motto *Erinnern – Gedenken – Verantwortlich Handeln* auf dem Bethelplatz vor dem Assapheum ein Mahnmal errichtet.⁶⁷

*„Bethel will ein Ort des Glaubens und der Liebe, aber auch ein Ort der Arbeit sein.“*⁶⁸ Mit dieser Aussage stellt Friedrich von Bodelschwingh d. J. den Faktor „Arbeit“ neben den beiden christlichen Grundhaltungen Glaube und Nächstenliebe als eine zentrale Aufgabe innerhalb der Anstalt Bethel heraus. Ohne dabei von *Arbeitstherapie* zu sprechen, wollte v. Bodelschwingh den aufgrund ihrer Erkrankung entlassenen und arbeitslos gewordenen Epilepsiekranken in Bethel die Möglichkeit zur sinnvol-

⁶⁴ Schmuhl, H.-W. 1998, S. 39.

⁶⁵ Zur Beteiligung der Ärzte in Bethel an der Umsetzung des GZVEN vgl. Klee, E. 1989, S. 91 ff, Pörksen, N. 1997, S. 280 ff., Schmuhl, H.-W. 1998, S. 38 ff, Schmuhl, H.-W. 2002 und Walter, B. 1997, S. 140 ff.

⁶⁶ „Nervenfachärztliches Gutachten“ über Elsa W. an das Amtsgericht Elmshorn vom 08.10.1960, S. 3; Patientenakte Elsa W. [HAB]. Bereits die Familie von Elsa W. war in das rassenhygienische Fadenkreuz der NS-Psychiatrie geraten, woraufhin das Gutachten auch noch 1960 von einer hereditären, also familiären „Erbbelastung“ ausging (vgl. dazu Abbildung 8).

⁶⁷ Eine ausführliche Dokumentation zum Mahnmal zum Gedenken an die Opfer von Zwangssterilisationen in Bethel bietet Wolf, B. 2001.

⁶⁸ Bodelschwingh, F. von 1933, S. 15.

len Beschäftigung und Tagesstrukturierung geben; dies sah er als wichtiger und vordringlicher an als die medizinische Versorgung und Therapie der Patienten. Um die Bethelbewohner zu beschäftigen, sind Anfang des 20. Jahrhunderts als sog. Bethelbetriebe zahlreiche Handwerks- und landwirtschaftliche Betriebe entstanden, in denen die Patienten auch Ausbildungsberufe erlernen konnten.⁶⁹



Abb. 6: Epilepsiepatientinnen bei der Gartenarbeit in den 1920er Jahren

⁶⁹ Vgl. Bodelschwing, F. von 1933, S. 15 ff und Schwager, H.-J. 1985, S. 36 ff.

Der pragmatische Ansatz, dass Arbeit eine neurologische oder psychiatrische Krankheit zwar nicht heilen, aber doch dazu beitragen kann, das Selbstwertgefühl der Patienten zu steigern und ihrer gesellschaftlichen Isolation entgegenzuwirken, wurde bereits von Beginn an innerhalb der Betheler Anstalten verfolgt. Im 1886 gegründeten „Eichhof“, der der Unterbringung und Betreuung „*nervenleidende(r) Männer, die (...) einer geschlossenen Anstalt nicht bedurften*“⁷⁰ diente, wurden den Patienten regelmäßige Tätigkeiten angeboten und vermittelt, um sie unter „*Anleitung zu einem arbeitsamen Leben*“⁷¹ zu erziehen. Auch den schwerwiegender psychisch Erkrankten wurde etwa im 1898 errichteten Haus „Jericho“ Tätigkeiten in der anstaltseigenen Landwirtschaft ermöglicht: „*Die körperliche Arbeit auf dem Feld sollte neben dem ökonomischen Nutzen vor allem von den psychischen Leiden ablenken und im Patienten das Gefühl von Nützlichkeit und Verantwortung stärken.*“⁷² Schon bei diesen frühen Formen der Arbeitstherapie wurden auch individuelle Fähigkeiten und Interessen der Patienten berücksichtigt, um für sie geeignete Beschäftigungen zu finden und anbieten zu können.⁷³

Als Pionier einer modernen, medizinisch begründeten Form der Arbeitstherapie in der Weimarer Republik gilt der Psychiater Hermann Simon⁷⁴, der als Kritik an der bis dato insbesondere in den Provinzialheilanstalten üblichen „Bettbehandlung“ der Patienten deren „Aktivere Krankenbehandlung“ forderte und diese erstmals 1926 in einem Vortrag einer Fachöffentlichkeit vorstellte. Für Simon waren psychiatrische Erkrankungen hirnorganisch bedingt, damit unheilbar und einer kurativen Therapie unzugänglich. Nach seinen eigenen klinischen Erfahrungen sei aber eine symptomatische Behandlung in Form von Arbeitstherapie möglich und erfolgreich, bei der im Sinne der Anstaltssozialisation mit dem Ziel der Anpassung des Patienten die Reduktion dessen störenden Verhaltens im Vordergrund stehe. Auch Simon propagierte die individuelle Orientierung der Arbeitstherapie, durch die sich der Patient als verantwortlicher Mensch verstehen solle, der zu einer geordneten Lebensführung fähig sei.⁷⁵

⁷⁰ Zitiert nach Aperdanner, S. 2006, S. 7.

⁷¹ Zitiert nach ebd., S. 7.

⁷² Ebd., S. 15.

⁷³ Vgl. ebd., S. 12.

⁷⁴ Hermann Simon (1867 – 1947) gilt als Begründer der modernen Arbeitstherapie. Er war von 1914 bis 1934 Ärztlicher Direktor der Psychiatrischen Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt in Gütersloh.

⁷⁵ Vgl. Schott, H. und Tölle, R. 2006, S. 441.

Das Konzept der Aktiveren Krankenbehandlung fand sehr schnell Eingang in die Arbeit Bethels,⁷⁶ zumal die Grundidee der individuellen Orientierung am Patienten und dessen Stärkung von Verantwortungs- und Selbstwertgefühl bereits über fünf Jahrzehnte innerhalb der Betheler Anstalten verfolgt und realisiert wurde: „In Bethel erfuhr der Gedanke der Arbeitstherapie – im Sinne einer Arbeit für das Reich Gottes – viel früher Wertschätzung als in den Westfälischen Provinzialheilanstalten.“⁷⁷ Insbesondere unter dem Ärztlichen Leiter Prof. Dr. Carl Schneider⁷⁸ wurde die Arbeitstherapie zu Beginn der 1930er Jahre hinsichtlich ihrer methodischen und inhaltlichen Konzeptionen weiterentwickelt und innerhalb der psychiatrischen Einrichtungen Bethels flächendeckend und verbindlich als Behandlungsstandard etabliert.⁷⁹



Abb. 7: Arbeits- und Beschäftigungstherapie in den 1930er Jahren

Da die Patientinnen der Untersuchungsgruppe entweder gar nicht oder nur sehr eingeschränkt beschäftigungsfähig waren, konnten sie von der Arbeits- und Beschäftigungstherapie kaum profitieren. Dennoch sind in einigen der Krankenakten wiederholte Anregungen und Versuche einer Beschäftigung seitens des Pflegepersonals dokumentiert. So scheiterten bei Elsa W. „Versuche in der Spielschule (...) an ihrem störenden Verhalten.“

⁷⁶ Vgl. Schmuhl, H.-W. 1998, S. 32.

⁷⁷ Benad, M. 1999, S. 16.

⁷⁸ Prof. Dr. Carl Schneider (1891–1946) war Leitender Arzt der Anstalt Bethel von 1930 bis 1933. Zur Person von Prof. Dr. C. Schneider vgl. Schmuhl, H.-W. 1998, S. 76 ff.

⁷⁹ Vgl. Isermann, H. 2005, S. 162.

Ist zu unruhig und unkonzentriert.“⁸⁰ Auch Lisa B. wurden wiederholt Spiel- und Beschäftigungsangebote gemacht; da sie jedoch „unfähig zu einer geordneten Beschäftigung“⁸¹ sei, „kann sie mit Spielzeug, das man ihr in die Hand gibt, nichts anfangen.“⁸² Der gleiche Befund wird für Anneliese S. in einem Antwortschreiben an ihren Vater am 29.9.1942 erhoben: „Eine Beschäftigung ist leider bei ihr nicht möglich, auch mit Spielsachen weiß sie nichts anzufangen.“⁸³ Anna S. wird, gemäß ihrer Neigungen und Interessen und orientiert an ihrer Behinderung, das Schreiben von Briefen und das Lesen ermöglicht; sie sei „infolge ihrer Lähmung“⁸⁴ nicht zu körperlicher Betätigung fähig.⁸⁵

Diese Beispiele machen deutlich, dass trotz schwerwiegender und stark einschränkender Behinderungen die Patientinnen wenn nicht an der Arbeitstherapie, so doch an für sie altersentsprechend sinnvollen Beschäftigungsangeboten teilhaben sollten. Die Mädchen wurden nicht lediglich verwahrt, sondern erfuhren Zuwendung und es war das Bestreben des Pflegepersonals, ihnen zumindest ansatzweise die Chance zur spielerischen kognitiven und psycho-sozialen Entwicklung zu geben.

In den untersuchten Patientenunterlagen ist die medikamentöse Therapie der Epilepsie gut dokumentiert. Alle Patientinnen, bei denen ein epileptisches Krampfleiden mit der geistigen Behinderung einherging, erhielten zur Anfallsprophylaxe und zur antikonvulsiven Therapie Barbiturate⁸⁶ und Bromkalium. Helga S. erhielt symptomorientiert und körpergewichtabhängig dosiert „Luminal“⁸⁷ sowohl kontinuierlich zur Prophylaxe von epileptischen Anfällen als auch zur Akutbehandlung von Anfällen. Außerdem wurde ihr wiederholt „Luminal“ unter therapeutischer Nutzung dessen sedierender Wirkung bei „zeitweise sehr starker Unruhe mit Selbstbeschädigung“⁸⁸ appliziert. Um eine Überdosierung mit „Luminal“ und Nebenwirkungen zu vermeiden, wurde zur Sedie-

⁸⁰ Pflegebericht vom 01.06.1942 aus der Patientenakte Elsa W. [HAB].

⁸¹ Pflegebericht vom Januar 1942 aus der Patientenakte Lisa B. [HAB].

⁸² Ebd.

⁸³ Schreiben des Stationsarztes des Hauses „Klein Bethel“ an den Wilhelm S. vom 29.09.1942; Patientenakte Anneliese S. [HAB].

⁸⁴ Stationsbericht von 1942 aus der Patientenakte Anna S. [HAB].

⁸⁵ Ebd.

⁸⁶ Barbiturate sind „Schlafmittel“, d. h. sie induzieren einen schlafähnlichen Zustand und werden daher etwa zur Narkoseeinleitung eingesetzt. Neben diesen Eigenschaften haben Barbiturate auch antikonvulsive (krampflösende und -verhindernde) Wirkungen. In geringerer Dosierung wirken Barbiturate sedierend.

⁸⁷ Luminal (Phenobarbital) ist ein Barbiturat, dessen antiepileptische Wirkung erstmals 1912 von Alfred Hauptmann in der Münchner Medizinischen Wochenschrift beschrieben wurde. Vgl. dazu Kumbier, E. und Haack, K. 2004.

⁸⁸ Neurologische Befunderhebung aus der Patientenakte Helga S. [HAB].

rung von Helga S. bei Bedarf auch „Chloralhydrat“⁸⁹ eingesetzt. Es kann hier also durchaus von einer differenzierten Pharmakotherapie der Unruhezustände gesprochen werden. Neben „Luminal“ erhielt Margot P. auch Brom in sachgerechter Dosierung zur Behandlung ihrer Krampfanfälle. Bromsalze wurden ab 1857 zur Behandlung der Epilepsie eingesetzt, hatten aber erheblich mehr Nebenwirkungen als Barbiturate bis hin zu Bromidvergiftungen, die ihrerseits psychische Störungen wie Konzentrationsstörungen und Halluzinationen hervorriefen.⁹⁰ Da Bromkalium in der Sarepta-Apotheke in Bethel hergestellt wurde, war es als preisgünstiges Antiepileptikum in ausreichender Menge jederzeit verfügbar und wurde daher trotz seiner Nebenwirkungen als Standardtherapeutikum eingesetzt. Bethel verfügte über derart große Mengen an Bromkalium, dass nicht nur die eigenen Patienten damit behandelt werden konnten, sondern *„bis in die zwanziger Jahre (offizielle Auflösung 1928) versandte Bethel Bromkalium nach außerhalb; im Jahre 1880 an 50- bis 60000 Epileptiker zum nicht geringen Teil umsonst.“*⁹¹

Bei einer sehr hohen Anfallsfrequenz von bis zu vierzig epileptischen Anfällen pro Monat erhielt Inge D. ebenfalls täglich „Luminal“ und Brom in bedarfsgerechter Dosierung, die zeitweise höher gewählt war als etwa bei Margot P., die unter weitaus selteneren Krampfanfällen litt. Hier zeigt sich, dass nicht nur die Arbeits- und Beschäftigungstherapie den individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten der Patienten Rechnung trug, sondern auch die medikamentöse Therapie individuell und symptomorientiert und damit absolut *lege artis* durchgeführt wurde.

Medizinische Versorgung somatischer Erkrankungen

Nicht nur die psychiatrisch-neurologische Versorgung, auch die Diagnostik und Therapie interkurrenter somatischer Erkrankungen der Patientinnen befanden sich in den v. Bodelschwingschen Anstalten auf einem zeitentsprechend hohen medizinischen Qualitätsniveau. Während die nervenärztlichen und psychiatrischen Tätigkeiten primär in den Einrichtungen und Pflegehäusern der Teilanstalt Bethel angesiedelt waren, wurden die somatischen Disziplinen wie Innere Medizin, Chirurgie,

⁸⁹ Chloralhydrat wurde bereits 1832 von Justus von Liebig synthetisiert; jedoch erst 1869 erstmals in der Berliner Charite als Sedativum (Beruhigungsmittel) bei erregten Psychosekranken eingesetzt. Vgl. dazu Schott, H. und Tölle, R. 2006, S. 482 ff.

⁹⁰ Vgl. Aperedannier, S. 2006, S. 8.

⁹¹ Gerhard Schorsch: „Der ärztliche Arbeitsbereich der Anstalt Bethel“ (1947), S. 7 [HAB; Sammlung BI 12, Nr. 12].

Gynäkologie und Kinderheilkunde von Ärzten der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta vertreten. Zudem hatte sich die Pflege körperlich Kranker parallel zur „Irrenpflege“ seit Gründung des Diakonissenmutterhauses Sarepta als dessen wichtigstes Arbeitsfeld innerhalb der v. Bodelschwinghschen Anstalten entwickelt.⁹² Nicht zuletzt deshalb, um Möglichkeiten der praktischen Krankenpflegeausbildung für die Sarepta-Schwwestern zu schaffen, wurde 1896 das chirurgische Krankenhaus „Gibeon“ errichtet. 1894 wurde das Haus „Nebo“ als Pflegeheim und Krankenhaus für somatisch akut erkrankte Epilepsiepatienten eröffnet. 1913 wurde das Allgemeinkrankenhaus „Gilead“ als größte Krankenanstalt Sareptas eingeweiht und 1929 eine neue Kinderklinik. 1927 wurde das Krankenhaus „Dothan“ erbaut, das wie „Nebo“ der Akutversorgung von Epilepsiekranken diente.

In den 1930er Jahren verfügten die Krankenhäuser über alle apparativen diagnostischen Standards jener Zeit wie Elektrokardiographie und Röntgen sowie Klinische, Bakteriologische und Serologische Labordiagnostik.⁹³ In dem 1931/32 errichteten Epilepsiekrankenhaus „Mara“ stand in den 1940er Jahren einer der reichsweit ersten Enzephalographen zur Hirnstrommessung zur Verfügung. Zudem befand sich in Bethel ein Pathologisches Institut mit Prosektur zur Durchführung von Obduktionen und mikroskopischen Gewebeuntersuchungen.⁹⁴

Neben diesen Aspekten der medizinischen Professionalisierung auf höchstmöglichem Niveau hatte seit der Jahrhundertwende auch die Hygiene zunehmend an Bedeutung gewonnen.⁹⁵ Ausdruck dessen war u. a. der Betrieb einer eigenen Badeanstalt,⁹⁶ die dem medizinischen Arbeitsbereich angegliedert war und in diesem Zusammenhang wichtige Aufgaben der Gesundheitspflege, der Prophylaxe von Infektionskrankheiten und damit der Hygiene wahrnahm. Hier erhielten die Betheler Pfleglinge wöchentliche Reinigungsbäder; zugleich diente die Badeanstalt mit dem Angebot von ärztlich verordneten Heilbädern wie „Solebäder, Schwefelbäder, verschiedene Formen von Dampfbädern, (...) Fichtennadelbäder, (...) Wechselgüsse sowie elektrische Lichtbäder und Massagen“⁹⁷, auch der physio-

⁹² Vgl. Schmuhl, H.-W. 2001, S. 8 ff.

⁹³ Vgl. ebd., S. 20 f. und „Anstaltsstatistik der Geisteskranken und -gebrechlichen“ 1938 [HAB; Amtsbücher Patientinnen und Patienten 164].

⁹⁴ Bereits 1886 existierte in der Friedhofskapelle, die der Aufbahrung Verstorbener diente, ein Obduktionsraum.

⁹⁵ Zur Hygiene und den hygienischen Verhältnissen in Bethel existieren bisher keine eigenständigen Publikationen. Eine allgemeine und kurze Übersicht dazu bietet Stockhecke, K. 2006, S. 21-25.

⁹⁶ Zur 1897 eröffneten Betheler Badeanstalt vgl. Stockhecke, K. 2006.

⁹⁷ Ebd., S. 24.

therapeutischen Behandlung. „Beruhigungsbäder“ wurden bei aggressiven und agitierten Patienten angewandt. Die Badeanstalt bot zugleich als Bethelbetrieb auch Möglichkeiten der Arbeitstherapie.

Die untersuchten Patientenakten lassen keine unmittelbaren Rückschlüsse auf die hygienischen Verhältnisse wie Beschaffenheit und Zustand der Sanitäreinrichtungen in den einzelnen Pflegehäusern zu. Jedoch sind typische Infektionskrankheiten des Kindesalters nicht auffallend häufig dokumentiert, so dass von hinreichend wirksamen hygienischen Standards, wie etwa der Isolation manifest Erkrankter, die eine Übertragung der Erreger auf gesunde Patientinnen verhindern sollte, ausgegangen werden muss. In nur zwei Fällen sind Patientinnen an Mumps bzw. an Scharlach erkrankt gewesen. Elsa W. erkrankte am 10.1.1943 an Mumps, der mittels Bettruhe folgen- und komplikationslos verlief. Im November 1944 erkrankte sie an Scharlach und wurde zur Behandlung und Isolation „auf die Infektionsabteilung verlegt.“⁹⁸ An Scharlach erkrankte Anfang Mai 1945 auch Monika B. und an Mumps Helga S. Zur Prophylaxe von Infektionskrankheiten erhielten alle Patientinnen Schutzimpfungen gemäß dem zeitgenössischen immunologischen Kenntnisstand mit verfügbaren Impfstoffen gegen Diphtherie, Scharlach und Typhus.

Ein weiterer günstiger Faktor, der einer übermäßig hohen Inzidenz an Infektionskrankheiten entgegenwirkte, ist in der Tatsache zu sehen, dass die Betheler Anstalten zu keinem Zeitpunkt während der 1930er und 1940er Jahre überbelegt waren.⁹⁹ In solchen Anstalten, in denen die Patientenaufnahmen deutlich über deren Bettenkapazitäten lagen, wie etwa in den Ricklinger Anstalten in den Kriegsjahren, waren die hygienischen Verhältnisse katastrophal und die Inzidenzen an Infektionskrankheiten bis hin zu Epidemien folglich außerordentlich hoch.

Insgesamt traten bei zehn der zweiundzwanzig Patientinnen (45 %) während ihres Aufenthaltes in Bethel in der Kriegs- oder unmittelbaren Nachkriegszeit interkurrente somatische Erkrankungen auf. Bei Anneliese S. wurde im Rahmen einer Röntgenreihenuntersuchung am 12.5.1946 eine Lungentuberkulose diagnostiziert, woraufhin sie zur stationären Behandlung von „Klein Bethel“ in das Krankenhaus „Dothan“ verlegt wurde. Dort heilte die Tuberkulose aus, so dass Anneliese S. am

⁹⁸ Schreiben von Prof. Dr. G. Schorsch an den Vater von Elsa W. vom 28.11.1944; Patientenakte Elsa W. [HAB].

⁹⁹ Gemäß den „Statistiken der Anstalt für Epileptische Bethel“ der Bethelkanzlei für die Jahre 1930 bis 1944 entsprachen die Belegungszahlen für alle Jahre den Bettenkapazitäten der Pflegehäuser. [HAB; Amtsbücher Patientinnen und Patienten 153-170]

31.12.1946 aus der stationären Behandlung entlassen werden konnte.¹⁰⁰ Jährliche Röntgenreihenuntersuchungen zur frühzeitigen Diagnose einer Lungentuberkulose gehörten für die Bethelpatienten zum diagnostischen Standardrepertoire, wie auch weitere Patientenakten belegen.¹⁰¹

Nach einer Röntgenuntersuchung im Krankenhaus „Nebo“ wurde bei Anna S. am 16.8.1945 von Dr. Windel eine Knochentuberkulose des linken Ileosacralgelenkes¹⁰² mit einem ausgedehnten Kreuzbeinabszess festgestellt. Der Abszess wurde punktiert, wobei ein „völlige Entleerung des Abszesses (...) nicht möglich“¹⁰³ gewesen sei. Der Eiter wurde bakteriologisch untersucht; es fanden sich Streptokokken und keine Tuberkuloseerreger. Zum Ausschluss weiterer Tuberkuloseherde wurde zudem eine Röntgenuntersuchung der Lunge durchgeführt. Die postmortal am 3.9.1945 durchgeführte Obduktion bestätigte die klinische Diagnose einer Knochentuberkulose jedoch nicht, wohl aber den Abszess, der Folge eines Dekubitus¹⁰⁴ über dem Kreuzbein gewesen war.¹⁰⁵ Diese Krankengeschichte zeigt sehr eindrücklich und ausführlich eine sehr sorgfältige und gewissenhafte Diagnostik einschließlich einer Obduktion sowie die sachgerechte chirurgische Behandlung des Abszesses.

Bei Lotte S. war 1942 „seit längerer Zeit (...) in der linken Leiste ein harter, unverschieblicher Tumor zu fühlen“¹⁰⁶, wie ihre körperliche Untersuchung ergab. Aufgrund dieses Befundes wurden weitere diagnostische Maßnahmen wie Temperaturmessungen, Labordiagnostik zur Blutsenkungs- und zur Blutbildanalyse sowie die sog. Moro'sche Tuberkulinprobe durchgeführt.¹⁰⁷ Die Körpertemperatur war normwertig, die Blutsenkung stark beschleunigt und die Anzahl der Leukozyten¹⁰⁸ im Blutbild ebenfalls normwertig. Die Moro'sche Tuberkulinprobe reagierte jedoch stark positiv, so dass von einer Leistendrüsen-Tuberkulose ausgegangen wurde. Die Patientin wurde daraufhin dem Chirurgischen

¹⁰⁰ Stationsbericht 1946 aus der Patientenakte Anneliese S. [HAB].

¹⁰¹ Vgl. u. a. Patientenakten Greta K., Emma V. und Klara H. [HAB].

¹⁰² Gelenk zwischen Kreuz- und Darmbein.

¹⁰³ Stationsbericht vom 29.08.1945 aus der Patientenakte Anna S. [HAB].

¹⁰⁴ Dekubitus = Druckgeschwür.

¹⁰⁵ Vgl. Sektionsprotokoll vom 03.09.1945 aus der Patientenakte Anna S. [HAB].

¹⁰⁶ Ärztlicher Befund der körperlichen Untersuchung (Juli 1942) aus der Patientenakte Lotte S. [HAB].

¹⁰⁷ Die Moro'sche Tuberkulinprobe wurde von dem Heidelberger Kinderarzt Ernst Moro 1908 entwickelt und war bis in die 1960er Jahre ein international anerkanntes Standardtestverfahren.

¹⁰⁸ Leukozyten = Weiße Blutzellen, die bei Infektionen und Entzündungen vermehrt nachweisbar sind.

Chefarzt der Krankenanstalten „Gilead“, Prof. Dr. Richard Wilmanns,¹⁰⁹ konsiliarisch vorgestellt. Wilmanns bestätigte die Diagnose, riet jedoch von einer chirurgischen Intervention in Form einer Lymphknotenausräumung ab, „da bei der Unsauberkeit und Unruhe der Patientin sehr wahrscheinlich mit einer Sepsis zu rechnen wäre.“¹¹⁰ Lotte S. verstarb im März 1943 nicht an Tuberkulose, sondern an den Folgen des Marasmus (s. Diagramm 4). Auch hier wurde die Diagnostik vollkommen *lege artis* unter Nutzung zeitgenössisch etablierter Laborverfahren durchgeführt. Mit Rücksicht auf die geistige Behinderung und dadurch zu erwartender fehlender Compliance¹¹¹ der Patientin wurde auf eine ausgedehnte chirurgische Sanierung verzichtet, um weiteren und größeren Schaden in Form einer Sepsis von der Patientin abzuwenden. Bemerkenswerterweise sah und empfand Prof. Dr. Wilmanns offensichtlich keinen ethischen Dissens zwischen der hier bekundeten Fürsorge für die Patientin und jener Zwangssterilisierungen geistig Behinderter, die er als Chefarzt zu verantworten hatte und auch selbst im Operationssaal durchführte. Auch dieses Verhalten könnte derart interpretiert werden, dass auch Wilmanns die Unfruchtbarmachungen nicht als bewusste und beabsichtigte Patientenschädigung praktizierte, sondern womöglich als eine medizinische Notwendigkeit in der Erfüllung der staatlich, aber auch seitens der Evangelischen Kirche determinierten, dabei zeitgenössisch wissenschaftlich belegten eugenischen Erfordernisse betrachtete.

Am 9.4.1942 wurden im Krankenhaus „Nebo“ per Röntgendiagnostik bei Martha R. eine Ellenbogenfraktur¹¹² rechts, die als Spontanfraktur ohne Unfallereignis gewertet wurde, und eine alte Querfraktur des rechten Schien- und Wadenbeins festgestellt. Die therapeutische Versorgung der Knochenbrüche erfolgte im Krankenhaus „Dothan“, in das die Patientin am 14.4.1942 aus dem Haus „Siloah“ verlegt wurde. Bei der Unterschenkelfraktur wurde der aufgrund des Verletzungsalters schwierige Versuch einer „Redression (...), soweit solche ohne operatives Vorgehen noch

¹⁰⁹ Der Chirurg und Gynäkologe Prof. Dr. Richard Wilmanns (1880–1958) war zunächst ab 1910 als chirurgischer Oberarzt, später als Chefarzt der chirurgischen Klinik der Krankenanstalten Gilead bis zu seiner Pensionierung 1949 tätig. In dieser Eigenschaft war er Hauptverantwortlicher für die Durchführung der Zwangssterilisierungen in den Krankenhäusern Gilead und Nebo (vgl. Schmuhl, H.-W. 2001, S. 65). Zur Person von Prof. Dr. R. Wilmanns vgl. Schmuhl, H.-W. 2001, S. 64 ff.

¹¹⁰ Stationsbericht 1942 aus der Patientenakte Lotte S. [HAB].

¹¹¹ Compliance = Bereitschaft und Fähigkeit des Patienten zur Mitarbeit am Heilungsprozess.

¹¹² Fraktur = Knochenbruch.

möglich ist“¹¹³, unternommen und die Fraktur anschließend mittels Gipsverband ruhiggestellt. Der verletzte Arm wurde in Mittelstellung des Ellenbogengelenkes zur Ruhigstellung zirkulär eingegipst, auf einer Schiene hochgelagert und ein Dauerzugverband am Gipsverband angelegt. Nachdem nach sechs Wochen Ruhigstellung am 3.6.42 die Gipsabnahme erfolgte, wurde zur Schonung des Armes für zehn Tage eine Gipslonguette angepasst. Nach Abschluss dieser Behandlung war das Ellenbogengelenk frei beweglich und die Fraktur mithin erfolgreich behandelt worden. Auch an diesem Beispiel wird ein korrektes therapeutisches Vorgehen deutlich; sowohl hinsichtlich der Art als auch der Dauer sind die Gipsverband-Ruhigstellungen vollkommen sachgerecht durchgeführt worden. Mit dem primären Versuch einer konservativen Behandlung der bereits längere Zeit bestehenden Unterschenkelfraktur gegenüber einer operativen Frakturbehandlung war das schonendere und risikoärmere Verfahren für die Patientin gewählt worden. Wie auch schon im Falle von Lotte S. lässt sich hier fraglos von einer patientenorientierten Behandlungsform zum bestmöglichen Wohl der Patientin sprechen.

Während ihres Aufenthaltes in Rickling wurde bei Ilse V. am 16.7.1936 der Röntgenbefund einer „alten Osteomyelitis mit Epiphysenlösung oberhalb des Kniegelenkes“¹¹⁴ erhoben. Ein chirurgischer Eingriff sei „bei der Lage des Falles nicht indiziert. Empfohlen wird gelegentliche Kontrolle der Temperatur und Achten auf Abszedierung.“¹¹⁵ In den weiteren Pflegeberichten wurden zwar „starke Schmerzen“ der Patientin insbesondere bei Belastungen und Bewegungen des linken Beines beschrieben, allerdings erhielt die Patientin zu keinem Zeitpunkt ihres Aufenthaltes in Rickling Schmerzmittel.¹¹⁶ Nach der Aufnahme in die Betheler Anstalten wurde auch dort keine Möglichkeit einer chirurgischen Sanierung gesehen. Ilse V. erhielt jedoch sowohl im Haus „Siloah“ als auch nach ihrer Verlegung in das Krankenhaus „Dothan“ am 22.6.1942 eine kontinuierliche medikamentöse Schmerztherapie durch die tägliche Gabe von „Gelonida“

¹¹³ Stationsbericht des Krankenhauses Dothan vom 14.04.1942 aus der Patientenakte Martha R. [HAB]. Redression = Unblutige, d. h. nichtoperative Wiedereinrichtung eines Knochenbruches.

¹¹⁴ Stationsbericht der Ricklinger Anstalten vom 16.07.1936 aus der Patientenakte Ilse V. [HAB].
Osteomyelitis = Knochenmarkentzündung.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Ricklinger Pflegeberichte vom 13.08.1936, 28.12.1936, 30.06.1937, 05.06.1939, 18.12.1940, 21.05.1941, 28.11.1941 aus der Patientenakte Ilse V. [HAB].

und „Pyramidon“¹¹⁷; die Kosten der Behandlung übernahm zum „Pflegetariff von RM 3,30 täglich“¹¹⁸ der Landesfürsorgeverband Schleswig-Holstein. Neben ihrer analgetischen Wirkung haben diese Präparate auch entzündungshemmende und fiebersenkende Eigenschaften und sind damit zur symptomatischen Behandlung der Osteomyelitis gut geeignet. So konnte Ilse V. die ihr verbleibende Lebenszeit in Bethel bis zu ihrem Tod im Juli 1942 weitgehend schmerzfrei und fieberfrei verbringen;¹¹⁹ ihr ist unnötiges Leid erspart worden. Somit ist auch die Behandlung von Ilse V. von ärztlicher und pflegerischer Fürsorge und von Sachkenntnis der medikamentösen Therapie gekennzeichnet.

Neben der Nutzung apparativer Techniken der Diagnostik sowie der Laboruntersuchungen wurde jede Patientin sowohl bei der Aufnahme in Bethel als auch im weiteren Behandlungsverlauf wiederholt gründlich körperlich untersucht. Die körperliche Aufnahmeuntersuchung erfolgte zumeist zusammen mit der psychiatrisch-neurologischen Untersuchung. Schließlich wurden postmortal Obduktionen zur Verifizierung und Erforschung von Krankheits- und Todesursachen durchgeführt, um so die Qualität der klinischen Patientenversorgung stetig zu verbessern. Einige der Sektionsprotokolle dokumentieren ein besonderes pathologisches Interesse an den makroskopischen und mikroskopischen Strukturen des Gehirns insbesondere der Patientinnen, die an Epilepsie erkrankt waren. Hier zeigt sich, dass Bethel nicht nur die Seelsorge, Pflege und Therapie der Epilepsiekranken als wesentliches Aufgabengebiet sah, sondern dass hier bereits früh neuropathologische Grundlagen- und Ursachenforschung der Epilepsie betrieben wurde. Insgesamt sind neun der Patientinnen obduziert worden; drei vor und sechs nach Kriegsende.

¹¹⁷ Sowohl Gelonida als auch das 1893 entwickelte Pyramidon sind Analgetika (Schmerzmittel), die zur Behandlung schwacher bis mittelstarker Schmerzen eingesetzt werden. Neben ihrer analgetischen Wirkung haben sie auch entzündungshemmende und fiebersenkende Eigenschaften.

¹¹⁸ Schreiben des Leitenden Arztes Prof. Dr. G. Schorsch an die „Zentralverrechnungsstelle vereinigter Heil- und Pflegeanstalten“ in Berlin vom 24.06.1942.

¹¹⁹ Vgl. Fieberverlaufskurven vom Dezember 1941 bis Juli 1942 aus der Patientenakte Ilse V. [HAB].

Pflege, Seelsorge und Pädagogik

Die Pflege der Bethelpatienten war das genuine Aufgabengebiet der Diakonissen der 1869 gegründeten Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta und der Diakone der 1877 gegründeten Westfälischen Diakonienanstalt Nazareth, beide ansässig in Bethel. Nach dem Eintritt in die Diakonissenanstalt arbeiteten die unverheirateten Frauen zunächst als „Hilfsschwestern“ zur Probe, wobei ihre Aufgabengebiete in den Betheler Pflegehäusern sowohl in der Arbeit mit kranken Kindern lagen als auch alle Tätigkeiten der Erwachsenenpflege beinhalteten.¹²⁰ Nach ihrer Einsegnung als Diakonisse oblagen ihnen neben der Krankenpflege auch seelsorgerliche und pädagogische Aufgaben in der Arbeit mit den Patienten. Diakonissen wurden als sog. „Hausmutter“ eingesetzt; als solche leiteten sie die Pflegehäuser, in denen die Patientinnen hospitalisiert waren. Analog dazu oblag den Diakonen die pflegerische Leitung der Pflegehäuser mit männlichen Patienten als „Hausvater“. Da Diakone im Gegensatz zu den Diakonissen nicht zölibatär lebten, übernahmen deren Ehefrauen die hauswirtschaftliche Leitung der Pflegehäuser. „Hausmutter“ und „Hausvater“ sollten für die langzeithospitalisierten Patienten deren leibliche Eltern gleichsam ersetzen; somit lebte und arbeitete das Pflegepersonal mit den Patienten innerhalb der Pflegehäuser in einer Familien(ersatz)struktur eng und kontinuierlich zusammen. Dies entsprach dem Gründungsideal der Betheler Anstalten als Gemeinde, in der Behinderte und Nichtbehinderte, Kranke und Gesunde miteinander und voneinander profitierend lebten und arbeiteten. Bethel war primär keineswegs als „Heilanstalt“ mit medizinischem Auftrag konzipiert worden.¹²¹

Damit vertraten Diakonissen und Diakone ein Pflegeverständnis, das weit über ein rein professionelles Handeln der Patientenversorgung hinausging und zwangsläufig seelsorgerliche, erzieherische, psychosoziale und hauswirtschaftliche Elemente beinhaltete. Diakonissen und Diakone arbeiteten nicht nur mit ihren Patienten, sie lebten mit ihnen.

Ein solches Leben mit und für Andere, den bedürftigen Nächsten, setzte die Bereitschaft voraus, sich selbst, das eigene Ich, weitgehend zu negieren, wenn nicht zu verleugnen. Diakonissen lebten in einer Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft, die von weltabgewandter Frömmigkeit, Demut, Dienstbarkeit, Gehorsam, Askese und protestantischer Armut geprägt war. Die Pflege Kranker und Behinderter verstan-

¹²⁰ Vgl. Winkler, K. 2002, S. 43 f.

¹²¹ Vgl. dazu u. a. Benad, M. 1999.

den sie als immerwährenden Dienst am Nächsten und damit an Christus und somit letztlich als „Gottesdienst“: *„Besonders Patienten geben Gelegenheit zur Selbsterniedrigung. Sie sind Objekte der Liebe und des Dienstes, da Christus den Schwestern in den „Armen und Elenden“ begegnet.“*¹²²

Dem Prinzip der Demut und des Gehorsams war eine enorm hohe Arbeitsbelastung der Diakonissen geschuldet, die ihren Dienst ohne Gehalt und ohne Urlaubsansprüche versahen.¹²³ Die geringe Freizeit verbrachten die Diakonissen kontemplativ innerhalb ihrer Gemeinschaft. In den Krankenhäusern dauerte *„ein Arbeitstag (...) von morgens 6.00 Uhr bis abends 20.00 Uhr.“*¹²⁴ Während sog. *„Narkosewachen bei frisch Operierten (...) wachte man die ganze Nacht und konnte morgens vielleicht ein paar Stunden schlafen. Aber dann ging es irgendwann am Vormittag mit der Arbeit des Tages weiter.“*¹²⁵

Das Lebens- und Arbeitsprinzip der völligen Selbstaufgabe und „Selbsterntmachtung“ stand der Tatsache gegenüber, dass sowohl Diakone als auch Diakonissen innerhalb der Betheler Anstalten eine nicht unerhebliche Machtposition einnahmen und damit die Pflege in den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Sarepta-Diakonissenschaft das Primat gegenüber der Medizin darstellte. Die Pflege war der als „Gottesdienst“ legitimierte und damit hoch angesehene Anteil der Patientenversorgung, während die Medizin noch weit bis in das 20. Jahrhundert als säkularer „Störfaktor“ betrachtet wurde. Sowohl für Vater als auch Sohn von Bodelschwing waren die Schwestern *„freundliche Fürsprecher für ihre Kranken“* und schuldeten den Ärzten keineswegs *„Kadavergehorsam“*.¹²⁶ Auch noch in den 1930er und 1940er Jahren war das Verhältnis zwischen Ärzten und Diakonissen durch *„eine relative Eigenständigkeit des Pflegepersonals gegenüber den Ärzten“*¹²⁷ gekennzeichnet, die eine weitaus selbstständigere Stellung der Pflegekräfte als in den Provinzial-Heil- und Pflegeanstalten bedingte.¹²⁸

Somit war das diakonische Leben gekennzeichnet von Möglichkeiten einer weitgehenden Machtausübung und Einflussnahme qua Amt als „Hausmutter“ in den Pflegehäusern oder als Stations- und Oberschwester in den Krankenhäusern bei eigenständiger Positionierung gegenüber den Ärzten einerseits und der intrapersonalen Entsagung jeglicher Macht

¹²² Vgl. Winkler, K. 2002, S. 48.

¹²³ Vgl. Winkler, K. 2002, S. 44 ff.

¹²⁴ Kitsch, A. 2001, S. 25.

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ Vgl. Schmuhl, H.-W. 2001, S. 10.

¹²⁷ Ebd., S. 8.

¹²⁸ Vgl. Benad, M. 1999, S. 10.

im Sinne erwarteter und geübter Demut und Dienstbarkeit unter Verzicht auf ein eigenständiges Leben und dem Akzeptieren einer hohen Arbeitsbelastung andererseits.

Als direktes Äquivalent zu der Arbeitsbelastung für das diakonische Pflegepersonal kann aus den untersuchten Patientenakten sowohl das Ausmaß der Pflegebedürftigkeit als auch das Verhalten der Patientinnen herangezogen werden. Dazu wird die Pflegebedürftigkeit in die drei Kategorien „Geringer Pflegebedarf“, „Mäßiger Pflegebedarf“ und „Hoher Pflegebedarf“ eingeteilt¹²⁹ und das Verhalten der Patientinnen differenziert in ein weitgehend situationsgerechtes und sozialverträgliches Verhalten gegenüber unangepassten und selbst- und fremdaggressiven Verhaltensweisen.¹³⁰

Die allermeisten Patientinnen hatten aufgrund ihrer schwerwiegenden Behinderungen einen hohen Pflegebedarf und verhielten sich nicht situationsadäquat. Vierzehn der Patientinnen (64 %) hatten einen hohen, sechs der Patientinnen (27 %) hatten einen mäßigen und nur zwei Patientinnen (9 %) einen vorwiegend geringen Pflegebedarf. In dreizehn Fällen (59 %) verhielten sich die Patientinnen in den Pflegehäusern durchgängig sehr unruhig, aggressiv oder distanzlos und nur drei der Patientinnen (14 %) verhielten sich weitgehend sozialverträglich. In fünf Fällen (23 %) war das Verhalten zeitweise wechselnd zwischen unangepassten und sozialkonformen Verhaltensweisen. Eine der Patientenakten enthielt wegen der nur sehr kurzen stationären Aufenthaltsdauer keine verwertbaren Angaben dazu. Ein hoher Pflegeaufwand korrelierte in zehn Fällen mit unangepasstem und in einem Fall mit sozialverträglichem Verhalten.

Die Patientinnen mit einer hohen Pflegebedürftigkeit mussten zu meist in allen Lebensbereichen wie der Nahrungsaufnahme, der Körper-

¹²⁹ Als Kriterien für die Kategorie „Geringer Pflegebedarf“ gelten Akteninhalte wie „besorgt sich selbst“, „hält sich sauber“, „kann sich selbst anziehen“, „kann alleine essen“; als Kriterien für die Kategorie „Mäßiger Pflegebedarf“ gelten Akteninhalte wie „kann sich einigermaßen selbst besorgen“, „bis auf nächtliches Einnässen sauber“, „hält sich leidlich sauber“, „kann zur Sauberkeit angehalten werden“; als Kriterien für die Kategorie „Hoher Pflegebedarf“ gelten Akteninhalte wie „muß ganz besorgt werden“, „völlig unselbständig“, „ist ganz auf fremde Hilfe angewiesen“, „reiner Pflege- und Bewahrungsfall“, „sehr unsauber“, „bettlägerig“.

¹³⁰ Als Kriterien für ein sozialverträgliches Verhalten gelten Äußerungen wie „fröhlichen Gemüts“, „beteiligt sich an Spiel und Gesang“, „ruhiges Verhalten“, „lässt sich gut führen“, „freundliches, ruhiges Kind“; als Kriterien für unangepasstes und störendes Verhalten gelten Äußerungen wie „kratzt und beißt andere Kinder“, „unfolgsam“, „streitsüchtig“, „zudringlich und klebrig“, „nimmt anderen Kindern das Essen weg“, „aggressiv“, „kratzt und schlägt sich“, „zerreißt viel“, „lärm und schreit“, „sehr unruhig“, „schmiert mit Essen und Kot“, „Koprophagin“, „zerstörungssüchtig“, „macht große Schwierigkeiten“.

pflge, der Mobilität und der Kontinenz weitgehend und kontinuierlich unterstützt werden. Die unruhigen, oft laut schreienden Patientinnen wurden, wie bereits dargestellt, sowohl medikamentös sediert als auch fixiert; die Fixierungen lagen im Aufgaben- und Verantwortungsbereich der Pflge. So musste Gerda W. „wegen ihrer großen Unruhe und Umtriebigkeit zeitweise in ihrem Stuhl fixiert werden.“¹³¹ Für Lotte S. wird beschrieben, sie schmiere „ständig mit Stuhlgang, trotzdem sie die Hände eingebunden erhält.“¹³²

Die Diakonisse Paula Benschaid beschreibt in ihren Lebenserinnerungen die von permanenter Unruhe geprägte Pflgeetätigkeit mit Psychiatriepatienten folgendermaßen:

„Die Arbeit mit psychisch Kranken war damals schon hart. Zur Beruhigung hatte man (...) nur Brom und Luminal zur Verfügung. Viel Unruhe bestimmte unsere Arbeit Tag und Nacht. (...) Mich haben diese Situationen bedrückt, wenn Menschen immer wieder Spritzen bekamen oder in die sogenannte „Zelle“, später auch „Stübchen“ genannt, gebracht wurden. Ich arbeitete auch einige Zeit im „Wachsaal“. Dort hielten sich alle die Kranken auf, welche man nie ohne Aufsicht lassen konnte.“¹³³

Die sog. „Wachsaalbehandlung“, bei der die Patienten in großer Zahl in Bettensälen ohne Intimsphäre untergebracht waren, war ein Instrument der zeitgenössischen Psychiatrie, um mit möglichst wenig Personal möglichst viele Patienten beaufsichtigen zu können. Demgegenüber war die in den Patientenakten dokumentierte intensive Pflge mit hoher Arbeitsbelastung und Arbeitsdichte in den Pflgehäusern sehr zeit- und personalintensiv. Um ein angemessenes Qualitätsniveau der Krankenpflge zu gewährleisten, benötigten die vBA Bethel eine adäquate Anzahl an diakonischen Pflgekräften, die aus „Nazareth“ und „Sarepta“ rekrutiert wurden.

Für das Diakonissenmutterhaus „Sarepta“ ist die Entwicklung der Mitgliedszahlen untersucht worden.¹³⁴ Demnach ist die Anzahl der Schwestern Sareptas seit Gründung bis 1939 kontinuierlich angestiegen und erreichte 1939 mit 2.025 Schwestern die höchste Jahresbestandszahl in der Geschichte der Diakonissenanstalt, die im Gründungsjahr neun Schwestern, im Jahre 1879 201, 1899 862 und 1919 1.493 Schwestern zähl-

¹³¹ Pflgebericht vom Januar 1942 aus der Patientenakte Gerda W. [HAB].

¹³² Pflgebericht vom 20.09.1942 aus der Patientenakten Lotte S. [HAB].

¹³³ Kitsch, A. 2001, S. 23.

¹³⁴ Vgl. dazu Borchers, C. 1997.

te.¹³⁵ Im Untersuchungszeitraum, der Zeit des Nationalsozialismus, verfügte „Sarepta“ kontinuierlich über annähernd 2.000 Schwestern (Abb. 8):

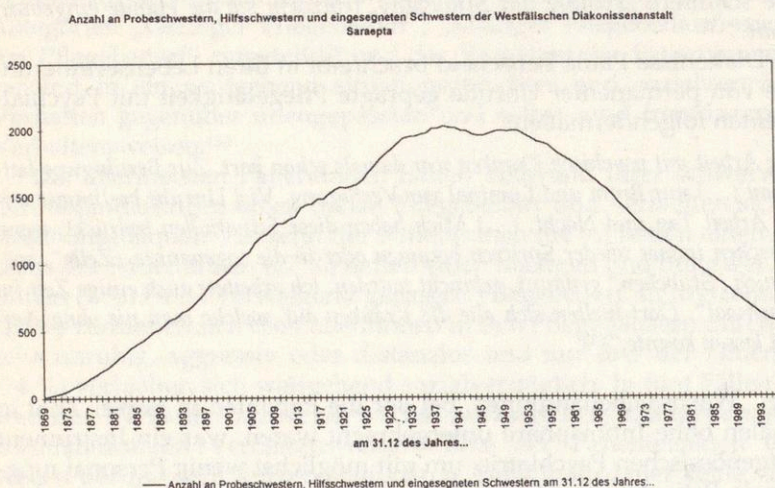


Abb. 8: Anzahl der Sarepta-Schwester pro Jahr von 1869–1993

Wenngleich nicht alle Schwestern ihren Pflegedienst in Bethel versahen, sondern auch an anderen Orten der v. Bodelschwingschen Anstalten und in Kirchengemeinden innerhalb ganz Deutschlands als Gemeindefschwester tätig waren,¹³⁶ verfügte Bethel doch stets über genügend Pflegepersonal, um einen für eine qualifizierte und qualitative Pflege ausreichenden Personalschlüssel und somit ein günstiges Verhältnis der Pflegekräfte zu den zu versorgenden Patienten zu gewährleisten. In der letzten Kriegszeit noch gestaltete sich das Verhältnis zwischen Pflegekräften und Patienten recht günstig, wie Prof. Dr. G. Schorsch in dem

¹³⁵ Vgl. Winkler, K. 2002, s. 43.

¹³⁶ Vgl. zu den Einsatzorten der Diakonissen Kitsch, A. 2001.

Beitrag „Der Ärztliche Arbeitsbereich der Anstalt Bethel“ 1947 ausführt:
„Zur Zeit kommen auf 2800 Kranke 160 Brüder und 160 Schwestern. Durchschnittlich werden mithin 8 - 9 Kranke von einer Pflegekraft betreut.“¹³⁷

Offensichtlich war die personelle Besetzung in den einzelnen Pflegehäusern dem Pflege- und Betreuungsaufwand angepasst unterschiedlich. In den Häusern, in denen Patienten mit einem hohen Pflegebedarf untergebracht waren, sind vermutlich mehr Diakonissen bzw. Diakone beschäftigt gewesen als in Pflegehäusern, die Patienten mit eher geringer Pflegebedürftigkeit versorgten. Ausdruck dessen sind an die Bethelkanzlei gestellte Anträge auf Verlegungen von Patientinnen innerhalb Bethels, wenn der Pflege- bzw. Betreuungsaufwand die Möglichkeiten des antragstellenden Pflegehauses überforderte. So wurde am 23.2.1942 für Margot P. ein Antrag auf Verlegung aus dem Haus „Mamre“ in das Haus „Adullam“ mit der Begründung „lärmst ständig, ist unruhig, stört Mitkranke bei Beschäftigung“¹³⁸ gestellt. Daraufhin wurde Margot P. am 26.06.1942 nach „Adullam“ verlegt.¹³⁹ Minna B., deren Aufnahmebefund „ganz hilflos, verkrüppelt, dauernd bettlägerig, unsauber“¹⁴⁰ einen sehr hohen Pflegebedarf nahelegt, wurde am 03.12.1943 „wegen besserer Pflegemöglichkeiten“¹⁴¹ von „Alt-Bethphage“ in das Haus „Siloah“ verlegt.

In diesem Vorgehen wird deutlich, dass dem individuellen Pflege- und Betreuungsbedarf der Patientinnen auch personell Rechnung getragen wurde, um eine angemessene Pflegequalität zu gewährleisten, um ein durch Aggressionen und Unruhe geprägtes Stationsmilieu zu deeskalieren und um Mitpatienten vor aggressiven Übergriffen zu schützen und deren Beschäftigungstherapie durchführen zu können.

Derartiges patientenorientiertes Handeln wurde auch in der Nachkriegszeit fortgesetzt. Karla B. sollte auf Antrag des Stationsarztes des Hauses „Klein Bethel“ an die Bethelkanzlei vom 25.4.1952 in ein anderes Pflegehaus verlegt werden; sie mache „in Klein-Bethel erhebliche

¹³⁷ Gerhard Schorsch: „Der ärztliche Arbeitsbereich der Anstalt Bethel“ (1947), S. 5 [HAB; Sammlung BI 12, Nr. 12].

¹³⁸ Verlegungsantrag an die Bethelkanzlei vom 23.02.1942 aus der Patientenakte Margot P. [HAB].

¹³⁹ Vgl. Pflegebericht des Hauses Mamre vom 26.02.1942 aus der Patientenakte Margot P. [HAB].

¹⁴⁰ Aufnahmebefund aus der Patientenakte Minna B. [HAB].

¹⁴¹ Stationsbericht vom 03.12.1943 aus der Patientenakte Minna B. [HAB].

*Schwierigkeiten, so dass sie dort eigentlich nicht tragbar ist und erhöhter Überwachung bedürfte.*¹⁴² Karla B. wurde im Juni 1952 dann allerdings in die Heil- und Pflegeanstalt in Heiligenhafen verlegt.

Wie bereits dargestellt, oblag den Pflegekräften die umfassende Krankenbeobachtung, die bereits durch das auch räumlich unmittelbare Zusammenleben mit den Patientinnen gut gewährleistet war, und die Dokumentation der Beobachtungen. Dazu gehörte auch die Ermittlung von Vitalwerten wie Körpertemperatur und Herzfrequenz sowie das Führen der Krampfprotokolle bei den an Epilepsie erkrankten Patientinnen. Die Tätigkeiten der pflegerischen Krankenversorgung beinhalteten alle Medikamentenapplikationen nach ärztlicher Verordnung und jegliche an den Krankheiten, Behinderungen und Einschränkungen orientierte Unterstützung der Patientinnen.

Die untersuchten Krankenunterlagen zeugen von der Art und der Häufigkeit der vielfältigen Pflegetätigkeiten und lassen daher Rückschlüsse auf ein hohes Ausmaß der Arbeitsbelastungen zu. Emma V. *„muß wie auch bisher angezogen, gefüttert und abgesetzt werden.“*¹⁴³ Für Anita B. wird seit ihrer Aufnahme in den Pflegeberichten des Hauses „Klein Bethel“ durchgängig berichtet, sie könne *„nicht allein, nur mit Unterstützung gehen“* und sei *„bei regelmäßigem Absetzen leidlich sauber. Sehr unruhig. Reiner Pflegefall.“*¹⁴⁴ Inge D. *„geht nur, wenn man sie an der Hand führt. Sie kann auch noch keinen Löffel halten und muß deswegen immer noch gefüttert werden.“*¹⁴⁵ Auch Gerda W. gehe wegen *„zunehmender Schwäche in den Beinen (...) nur, wenn sie geführt wird.“*¹⁴⁶ Die *„Schwäche in den Beinen“* wurde bereits 1943 aufgrund *„fortschreitenden Marasmus“*¹⁴⁷ konstatiert, woran Gerda W. dann im September 1944 verstarb. Nachdem die Patientin im Laufe des Jahres 1944 vollkommen immobil und *„nicht mehr in-stande, zu gehen“*¹⁴⁸ geworden war, ist sie offenbar sachgerecht im Bett gelagert worden, denn der letzte Akteneintrag am 11.09.1944 belegt mit

142 Verlegungsantrag an die Bethelkanzlei vom 25.04.1952 aus der Patientenakte Karla B. [HAB].

143 Stationsbericht vom 14.01.1944 aus der Patientenakte Emma V. [HAB].

144 Pflegeberichte von Dez. 1941 bis Dez. 1944 aus der Patientenakte Anita B. [HAB].

145 Schreiben des Stationsarztes des Hauses Alt-Bethphage an Frau Emma D. (Mutter von Inge D.) vom 01.04.1945 aus der Patientenakte Inge D. [HAB].

146 Pflegeberichte 1943 aus der Patientenakten Anita B. [HAB].

147 Ebd.

148 Pflegeberichte 1944 aus der Patientenakten Anita B. [HAB].

der Feststellung „kein Durchliegen“¹⁴⁹ das Fehlen von Dekubitalgeschwüren.¹⁵⁰ Dies spricht für eine sachgerechte und umsichtige Pflege.

Zur seelsorgerlichen Tätigkeit der Diakone und Diakonissen enthalten die Patientenakten keine Hinweise. Es lässt sich somit lediglich indirekt etwa aus der Sekundärliteratur eruieren, dass die Seelsorge sehr wahrscheinlich auch – soweit behinderungsbedingt möglich – Bestandteil der Krankenversorgung der hier dargestellten 22 Patientinnen war. Neben ihrer Krankenpflegeausbildung absolvierte jede Diakonisse und jeder Diakon auch eine fundierte theologische Ausbildung, die zur seelsorgerlichen Begleitung und Betreuung der Patienten befähigen sollte. So beschreibt die Diakonisse Paula Benseid „viel seelsorgerliche Arbeit“¹⁵¹ mit soldatischen Patienten einer Augenstation des Reservelazarets, die im Kriegseinsatz ihr Augenlicht verloren hatten.

Das diakonische Pflegepersonal wirkte hinsichtlich der ihnen obliegenden Durchführung und Beaufsichtigung der Arbeits- und Beschäftigungstherapie auch an der Behandlung der Patienten mit. Zudem war es auch pädagogisch tätig, wie bereits die dargestellten Spiel- und Beschäftigungsversuche mit den Patientinnen belegen. Darüber hinaus waren Diakonissen auch mit der Kinderbetreuung betraut und als Lehrerinnen tätig. Mit Schreiben vom 27.8.1946 teilte der Stationsarzt Dr. Dickel der Mutter von Helga S. mit, dass ihre Tochter den „Hilfskindergarten von Patmos“¹⁵² besuche. Auch den geistig stark behinderten Kindern sind Bildungsangebote gemacht worden, wodurch dokumentiert wird, dass sie nicht a priori aufgegeben und abgeschrieben wurden und damit in Bethel nicht als zeitgemäß „unwert“ angesehen waren. Inge D. sei zwar „hochgradig schwachsinnig“ und daher „nicht weiter bildungsfähig, (...) wie wiederholte Versuche ergaben“¹⁵³, dennoch waren wiederholt Versuche einer Beschulung gemacht worden. Monika B. besuchte im Alter von dreizehn Jahren eine Hilfsschule mit nur mäßigem Erfolg, wie der Stationsbericht vom 12.10.1943 belegt; überdies sehe sie sich gern, „wo man sie nicht stört, ein Bilderbuch“¹⁵⁴ an.

¹⁴⁹ Stationsbericht vom 11.09.1944 aus der Patientenakten Anita B. [HAB].

¹⁵⁰ Dekubitus sind Druckgeschwüre der Haut und tieferer Strukturen, die bei immobilen, insbes. bettlägerigen Patienten durch Druckeinwirkung auf exponierte Hautareale entstehen, wenn ein regelmäßiger und kontinuierlicher Lagewechsel des Patienten nicht erfolgt.

¹⁵¹ Kitsch, A. 2001, S. 25.

¹⁵² Schreiben von Dr. Dickel an Klara S. (Mutter von Helga S.) vom 27.08.1946 aus der Patientenakte Helga S. [HAB].

¹⁵³ Schreiben des Stationsarztes des Hauses Alt-Bethphage an das Kreisjugendamt in Bad Segeberg vom 20.09.1945 aus der Patientenakte Inge D. [HAB].

¹⁵⁴ Stationsbericht vom 01.02.1943 aus der Patientenakte Monika B. [HAB].



Abb. 9: Schulunterricht mit epilepsiekranken Kindern in den 1920er Jahren

Nicht zuletzt die Lebens- und Krankengeschichten von Helga S., Inge D. und Monika B. zeigen uns, dass in Bethel auch unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Diktatur ein hohes fachliches Niveau und vielfältiges persönliches Engagement für die Kranken auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes vereint waren, das den Menschen als Ebenbild Gottes sieht und davon ausgeht, dass jeder noch so beeinträchtigte Mensch seinen individuellen Beitrag zur menschlichen Gemeinschaft leisten kann und soll, wie es Friedrich v. Bodelschwingh oft formuliert hat und das den Gründungsimpetus der v. Bodelschwingschen Anstalten darstellte.

Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1: Bethel. Die von Bodelschwingh'schen Anstalten in Wort und Bild (S. 34)
- Abbildung 2: Hauptarchiv vBA Bethel; Sammlung BI 12, Nr. 12
- Abbildung 3: Hauptarchiv vBA Bethel; Sammlung BI 12, Nr. 12
- Abbildung 4: Hauptarchiv vBA Bethel; Sammlung BI 12, Nr. 12
- Abbildung 5: Krankenakte Erika W. [Hauptarchiv vBA Bethel]
- Abbildung 6: Bodelschwingh, F. von: Die Stadt der Epileptischen (S. 25)
- Abbildung 7: Bethel. Die von Bodelschwingh'schen Anstalten in Wort und Bild (S. 17)
- Abbildung 8: Borchers, C.: Die Töchter der Schmelzhütte (S. 168)
- Abbildung 9: Bodelschwingh, F. von: Die Stadt der Epileptischen (S. 4)

Quellen- und Literaturverzeichnis

- Anstalt Bethel (Hg.): Bethel. Die von Bodelschwingh'schen Anstalten in Wort und Bild. Bethel bei Bielefeld 1935.
- Aperdanner, Stefanie: Die Anfänge der Psychiatrie in Bethel. In: Ravensberger Blätter 2/2006, S. 1-19.
- Beddies, Thomas: Zur Methodologie der wissenschaftlichen Auswertung psychiatrischer Krankengeschichten. In: Albrecht Hirschmüller und Annett Moses (Hg.): Psychiatrie in Binswangers Klinik „Bellevue“. Diagnostik – Therapie – Arzt-Patient-Beziehung. Vorträge einer Internationalen Tagung Tübingen 4.-5. Oktober 2002. Tübingen 2002, S. 3-11.
- Benad, Matthias: „In den meisten Fällen lassen die Kranken diesen kleinen Eingriff ohne jeden Widerstand vornehmen...“. Allgemeine Beobachtungen und eine Fallstudie zu Eugenik und Zwangssterilisationen in Bethel 1933–1945. In: Wort und Dienst. Jahrbuch der Kirchlichen Hochschule Bethel 23/1995, S. 201-220.
- Benad, Matthias: Irrenpflege und soziale Psychiatrie in einer diakonischen Großanstalt. In: Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche

- von Westfalen (Hg.): Anstalten, Angehörige und Alternativen: Diakonische Arbeit im Wandel der Diakonie- und Psychiatriegeschichte. Münster 1999.
- Benad, Matthias und Mentner, Regina (Hg.): Zwangsverpflichtet. Kriegsgefangene und zivile Zwangsarbeiter(-innen) in Bethel und Lobetal 1939–1945. Bielefeld 2002.
- Bock, Gisela: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Opladen 1986.
- Bodelschwingh, Friedrich von: Die Stadt der Epileptischen – Bethel bei Bielefeld. Bethel/Bielefeld 1933.
- Borchers, Christiane: Die Töchter der Schmelzhütte. Eine statistische Untersuchung zu den Probeschwestern, Hilfsschwestern und eingeseigneten Schwestern der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta bei Bielefeld. In: Matthias Benad (Hg.): Friedrich v. Bodelschwingh d. J. und die Betheler Anstalten. Frömmigkeit und Weltgestaltung. Stuttgart 1997, S. 164-174.
- Feer, Emil: Lehrbuch der Kinderheilkunde. Jena 1934
- Faulstich, Heinz: Hungersterben in der Psychiatrie 1914–1949. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie. Freiburg/Br. 1998.
- Heiselbetz, Irene: „...und dass der Staat beruhigt ist“. Zwangssterilisation im Dritten Reich und die Wiedergutmachung. Erlebniswelt der Betroffenen des Langzeitbereichs Bethel im Jahr 1991. Diss. Med. Witten/Herdecke 1992.
- Hochmuth, Anneliese: Bethel in den Jahren 1939–1943. Eine Dokumentation zur Vernichtung lebensunwerten Lebens. In: Bethel-Arbeitsheft 1/1972, S. 3-35.
- Hochmuth, Anneliese: Spurensuche. Eugenik, Sterilisation, Patientensterbe und die v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel 1929–1945. Bielefeld 1997.
- Holtkamp, Martin: Werner Villinger (1887–1961). Die Kontinuität des Minderwertigkeitsgedankens in der Jugend- und Sozialpsychiatrie. Husum 2002.
- Isermann, Horst: Zur Entwicklung der Nervenheilkunde in den von Bodelschwingschen Anstalten Bethel, Bielefeld. In: Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Nervenheilkunde 11/2005, S. 157-167
- Kitsch, Anne (Hg.): Wir sind so frei... Biographische Skizzen von Diakonissen. Bielefeld 2001.
- Klee, Ernst: „Die SA Jesu Christi“. Die Kirchen im Banne Hitlers. Frankfurt/M. 1989.
- Kühl, Stefan: Bethel zwischen Anpassung und Widerstand. Die Auseinandersetzung der von Bodelschwingschen Anstalten mit der

- Zwangssterilisation und den Kranken- und Behindertenmorden im Nationalsozialismus. Bielefeld 1990
- Kühl, Stefan: Eugenik und „Vernichtung lebensunwerten Lebens“: Der Fall Bethel aus einer internationalen Perspektive. In: Matthias Benad (Hg.): Friedrich v. Bodelschwingh d. J. und die Betheler Anstalten. Frömmigkeit und Weltgestaltung. Stuttgart 1997, S. 54-67.
- Kumbier, Ekkehardt und Haack, Kathleen: Wie aus einem Schlafmittel ein Antiepileptikum wurde – Die Entdeckung der antiepileptischen Wirkung von Phenobarbital durch Alfred Hauptmann. In: Aktuelle Neurologie 31/2004, S. 302-306
- Pörksen, Niels: Zwangssterilisation in Bethel. In: Matthias Benad (Hg.): Friedrich v. Bodelschwingh d. J. und die Betheler Anstalten. Frömmigkeit und Weltgestaltung. Stuttgart 1997, S. 274-293
- Schmuhl, Hans-Walter: Ärzte in der Anstalt Bethel 1870–1945. Bielefeld 1998.
- Schmuhl, Hans-Walter: Ärzte in der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta 1890–1970. Bielefeld 2001.
- Schmuhl, Hans-Walter: Fritz v. Bodelschwingh, die Ärzte und der medizinische Fortschritt. In: Matthias Benad (Hg.): Friedrich v. Bodelschwingh d. J. und die Betheler Anstalten. Frömmigkeit und Weltgestaltung. Stuttgart 1997, S. 101-117.
- Schmuhl, Hans-Walter: Theologen und Ärzte in Bethel. In: Friedrich Schophaus (Hg.): Epileptologie und Seelsorge im Epilepsie-Zentrum Bethel. Bielefeld 2000, S. 12-20.
- Schmuhl, Hans-Walter: Zwischen voreuseilendem Gehorsam und halberherziger Verweigerung. Werner Villinger und die nationalsozialistischen Medizinverbrechen. In: Der Nervenarzt 11/2002, S. 1058-1063.
- Schott, Heinz und Tölle, Rainer: Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren – Irrwege – Behandlungsformen. München 2006.
- Schwager, Hans-Joachim: Anstalt in evangelischer Tradition. [Bethel-Beiträge, Heft 29] Bielefeld 1985.
- Stockhecke, Kerstin: Die Badeanstalt in Bethel. Medizinischer Fortschritt und Dienstleistungsbetrieb. In: Ravensberger Blätter 2/2006, S. 20-32.
- Stockhecke, Kerstin: „Kriegsdienst der Anstaltsgemeinde“. Das Reserve-lazarett in den v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel im Zweiten Weltkrieg. In: Bernd Hey (Hg.): Kirche in der Kriegszeit 1939–1945. Bielefeld 2005, S. 79-99.
- Sutter, Peter: Der sinkende Petrus. Rickling 1933–1945. Rickling 1986
- Walter, Bernd: Zwangssterilisationen und Planwirtschaft im Anstaltswesen. Die Konfrontation der v. Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel mit den rassenhygienischen Maßnahmen des NS-Regimes. In: Matthias Benad (Hg.): Friedrich v. Bodelschwingh d. J. und die Betheler

- ler Anstalten. Frömmigkeit und Weltgestaltung. Stuttgart 1997, S. 137-152.
- Winkler, Kerstin: Diakonische Schwestern und Mutterhausdiakonie. Sarepta im 20. Jahrhundert zwischen gesellschaftlichen Ansprüchen und eigenen Prinzipien. Diss. Theol. Bielefeld 2002.
- Wolf, Bernward (Hg.): Lebenslang als minderwertig abgestempelt. Das Mahnmal zum Gedenken an die Opfer von Zwangssterilisationen während der NS-Zeit in Bethel. Dokumentation, Hintergründe, Fragen an gegenwärtiges Handeln. Bielefeld 2001.
- Wolff, Eberhard: Perspektiven der Patientengeschichtsschreibung. In: Norbert Paul und Thomas Schlich (Hg.): Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven. Frankfurt/M. 1998, S. 311-334.

100 Jahre kirchliche Bauberatung ~~||~~ vom provinzial- kirchlichen Bauamt zum landeskirchlichen Baureferat 1906–2006

Zwei Gründungen: 1906 und 1946

„In Ausführung der Beschlüsse 43 und 124 der 24. Westfälischen Provinzialsynode [...] haben wir im Einvernehmen mit dem Vorstand der Provinzialsynode zunächst versuchsweise [...] vom 1. Juli d. Js. ab ein provinzial-kirchliches Bauamt errichtet und die Leitung desselben dem Regierungsbaumeister a. D. K. Siebold in Bethel bei Bielefeld [...] übertragen“.¹

So lautet die Mitteilung des Königlichen Konsistoriums in Münster im Kirchlichen Amtsblatt vom Juni 1906. Seit dieser Zeit besteht – in unterschiedlicher Form, doch ohne Unterbrechung – eine professionelle provinzial- bzw. landeskirchliche Bauberatung. Das Baureferat der Evangelischen Kirche von Westfalen kann somit im Jahr 2006 sein 100. Gründungsjubiläum begehen. Eigentlich ist es ein doppeltes Jubiläum: im Juli 1946 nahm das Bauamt der neu begründeten Evangelischen Kirche von Westfalen unter der Leitung von Regierungsbaurat a. D. Adolf Schulz aus Hagen seine Tätigkeit auf.

Dies bietet Anlass für einen Rückblick auf die Entwicklung sowie den „roten Faden“, der sich seit der Gründung bis heute durch die kirchliche Bauberatungsarbeit zieht. Es handelt sich nicht um eine umfassende Dokumentation. Die Betonung liegt vielmehr auf besonderen Punkten der Entwicklung: auf dem Weg zur Gründung bis 1906, auf der Zeit des Umbruchs und der Neukonstituierung um 1946 sowie auf der gegenwärtigen Situation.

¹ Kirchliches Amtsblatt Nr. 9, 25. 6. 1906, S. 40 f., vgl. Abb. 16.

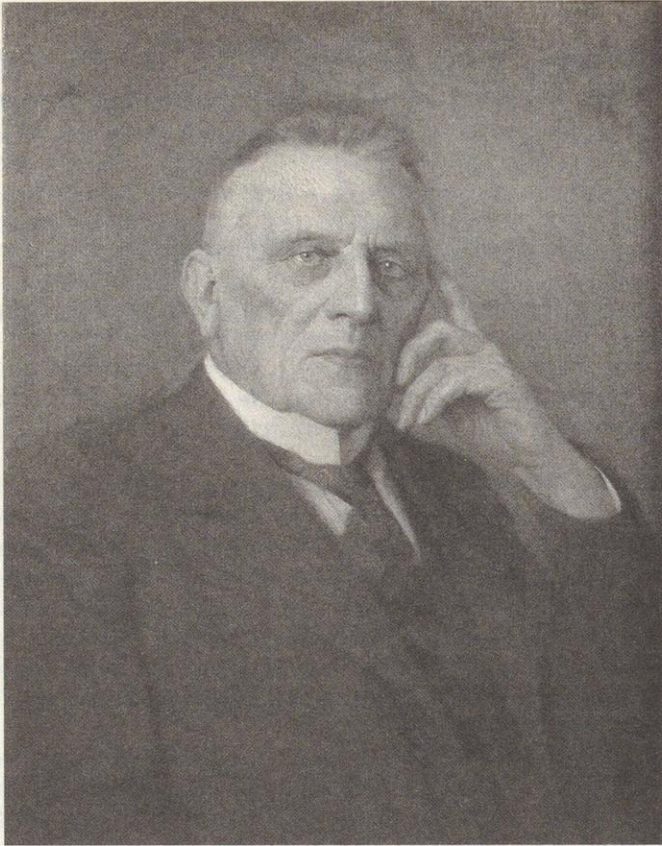


Abbildung 1: Karl Siebold leitete das provinzialkirchliche Bauamt von 1906 bis 1931. Das Gemälde von Heinrich Rüter aus Düsseldorf entstand in den 1920er Jahren.

Wege zur Einrichtung des provinzialkirchlichen Bauamtes in Westfalen 1906²

Wenn auch 1906 das Jahr der Einrichtung des provinzialkirchlichen Bauamtes war, begann die Vorgeschichte mindestens 22 Jahre zuvor. 1884 stellte die Westfälische Provinzialsynode erstmals den Antrag, „die Anstellung eines Baubeamten bei dem Königlichen Konsistorium zu veranlassen, der sämtliche aus den Gemeinden eingehenden Bausachen bearbeite“.³

Die Gründe dafür sind vielfältig und sollen weiter unten benannt werden. Sie sind vor dem Hintergrund zu verstehen, dass die (evangelische) Kirche seit Gründung der preußischen Provinz Westfalen 1817 eng in die staatliche Verwaltung eingebunden war. Dies betraf auch und gerade die Vermögensverwaltung und das Bauwesen.

Kirchliches Bauen wurde mindestens in der ersten Jahrhunderthälfte von den staatlichen oder kommunalen Baubeamten geprägt. Stil- und geschmacksbildend wirkten die hierarchischen Revisionsverfahren, die von der Berliner Oberbaudeputation (bzw. ihrer Nachfolgeorganisation) zwischen 1844 und 1862 herausgegebenen „Entwürfe zu Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern“ oder die ministerielle „Denkschrift zum Bau evangelischer Kirchen“ von 1852.

Eine gewisse kirchliche Eigenverantwortlichkeit entwickelte sich erst allmählich. Die preußische Verfassung von 1850 gestand den Religionsgemeinschaften die selbständige Ordnung ihrer Angelegenheiten zu. Dabei verblieben evangelischerseits, kurz gesagt, die „äußeren Angelegenheiten“, wie das Bauwesen, unter staatlicher Verwaltung.

Katholischerseits führte dies zu größerer Selbständigkeit: Die Baugenehmigungen gingen von den Bezirksregierungen weitestgehend an die bischöflichen Behörden über. Im Rheinland und in Westfalen setzte man Diözesan-Baumeister ein. Sehr früh geschah dies in Paderborn. Selbstbewusst und programmatisch hieß es einem Zirkular des bischöflichen Generalvikariats vom 9. Dezember 1852: „Das kirchliche Bauwesen gehört mit zu den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche, und von der richtigen Behandlung desselben hängt vieles ab, nicht bloß in materieller und finanzieller, sondern auch und vorzüglich in höherer Beziehung.“

² Zu diesem Kapitel allgemein: Quellen: Q 1, Q 2, Q 3, Verhandlungen der Westfälischen Provinzialsynoden. Literatur: Kluge 1975, S. 239 f., Kluge 1978, S. 260-266, Aleweld 1990, S. 221-224, Seng 1995, Brennecke 1996, Althöfer 1998, S. 725-230, Franzen 2004, S. 59-92.

³ Verhandlungen der 17. Westfälischen Provinzialsynode 1884, S. 61 f., Beschluss 93.

Für die kompetente und eigenständige Bearbeitung sah man es als unentbehrlich an, „daß ein geprüfter, im Bauwesen und in der christlichen Kunst bewanderter Architekt bei unserem Collegium [...] angestellt werden wird.“⁴

Auf den 1853 angestellten Clemens August Uhlmann folgte 1856 Arnold Güldenpfennig (1830–1908), der das Amt rund 50 Jahre lang entscheidend prägte. Im Bistum Münster wurde 1857 Hilger Härtel d. Ä. als Diözesanbaumeister berufen. Auf die Tätigkeit der Diözesanbaumeister sollte sich die Westfälische Provinzialsynode rund 30 Jahre später ausdrücklich beziehen.

Erst mit dem Reformgesetz zur evangelischen Kirchenverfassung 1876 wurde auch hier die Vermögensaufsicht der kirchlichen Verwaltung übertragen. Das Konsistorium war somit seit 1877 für Bauangelegenheiten zuständig. Mindestens, wenn es um Zuschüsse ging, hatten staatliche Behörden weiterhin Zugriff, wie überhaupt die Verbindung eng blieb. Um den Aufsichtspflichten in diesem Bereich nachzukommen, konnten die preußischen Konsistorien staatliche Baubeamte heranziehen – es gab dazu gesetzliche Regelungen⁵ –, sie mussten es allerdings auch: Eine eigene baufachliche Kompetenz entsprechend den Diözesanbaumeistern fehlte den evangelischen kirchlichen Behörden weiterhin.

Seit Mitte der 1880er Jahre empfand man dies in Westfalen zunehmend als Mangel. Auf sämtlichen, im dreijährlichen Turnus tagenden Provinzialsynoden von 1884 bis 1905 war dies ein Thema. Die in unterschiedlicher Gewichtung und Entwicklung vorgetragenen Gründe lassen sich folgendermaßen zusammenfassen⁶:

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts war in Westfalen eine starke Zunahme und Diversifikation kirchlicher Bautätigkeit und künstlerischer Gestaltung zu verzeichnen. Viele Kirchen wurden neu errichtet, umgebaut oder neu ausgestattet. Neben Pfarrhäusern entstanden vermehrt auch sonstige gemeindliche Bauten. Parallel nahmen sowohl die Professionalität als auch die staatliche Bürokratie im Bauwesen zu. Zudem war es eine Zeit, in der über evangelischen Kirchenbau und kirchliche Kunst in enormer Breite diskutiert und publiziert wurde. Es gab etliche Richtungen, Programme und Verlautbarungen. Darauf wird weiter unten noch kurz einzugehen sein. Ferner markierte die Anstellung des Provinzialkonservators Albert Ludorff 1892 die zunehmende Relevanz denk-

⁴ Zit. nach Aleweld 1990, S. 221.

⁵ Erlasse der Ministerien für Öffentliche Arbeiten bzw. der Geistlichen Angelegenheiten zur Heranziehung staatlicher Baubeamter 1881 und 1896, vgl. u.a. Franzen 2004, S. 76 und Q 1.

⁶ Vgl. Verhandlungen der Westfälischen Provinzialsynoden 1884 bis 1905, Schriftverkehr des Konsistoriums, Q 1, Q 2.

malpflegerischer und kunstpflegerischer Fragen, die auch kirchlicherseits Kompetenz erforderte. Sowohl für die Presbyterien in den Kirchengemeinden als auch für das allein mit Juristen und Theologen besetzte Konsistorium als kirchliche Aufsichtsbehörde waren die Verhältnisse, was kirchliches Bauen anging, immer schwieriger zu überschauen. Der Wunsch nach einer gewissen stilistisch-programmatisch geregelten „Linie“ im kirchlichen Bauwesen war durchaus vorhanden.

Vielleicht zwangsläufig orientierte man sich im Konsistorium – offenbar zunehmend – an dem 1861 von der Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz als Handreichung zum evangelischen Kirchenbau verfassten „Eisenacher Regulativ“. Dieses besaß jedoch letztlich ebenso wenig rechtliche Relevanz wie die daraus 1898 entwickelten, konservativ bleibenden „Rathschläge für den Bau evangelischer Kirchen“.⁷ Sie waren allerdings als Richtschnur bzw. Kriterienkatalog willkommen. Offenbar hoffte man, durch ihre Empfehlung an die Presbyterien eine Beachtung gewisser Regeln gleich „an der Basis“ zu erreichen, um auch dadurch den Genehmigungsweg zu vereinfachen. Inzwischen hatten sowohl das „Wiesbadener Programm“ von 1891 als auch Tendenzen des so genannten „Gruppenbaus“ (Verbindung von Kirche mit Gemeinderäumen) Impulse vermittelt, die von Gemeinden gern aufgegriffen wurden, jedoch insbesondere theologisch umstritten waren. Bezeichnend ist eine Aussage von Generalsuperintendent D. Gustav Nebe 1899: ein Bausachverständiger würde es dem Konsistorium ermöglichen, „den vielen Weitläufigkeiten, die mit den Geschäften verbunden sind, überhoben zu sein“.⁸

Kurz, dessen Tätigkeit sollte sich auf frühzeitige bzw. präventive Beratung – ausdrücklich auch in Hinblick auf Sparsamkeit –, auf Gutachten, Prüfungen der Anträge, Erstellung von Skizzen, aber auch auf die Beratung zur Ausstattung und die Förderung kirchlicher Kunst allgemein erstrecken – eine ausgesprochene Vertrauensstellung eines im kirchlichen Sinne versierten Fachmannes zwischen Gemeinden, Konsistorium sowie den weiterhin in zahlreichen Fällen beteiligten staatlichen Bau- und Denkmalpflegestellen.

Der Wunsch nach kirchlicher Eigenständigkeit gegenüber der immer noch allgegenwärtigen und staatlicherseits auch durchaus eingeforderten Einbindung in die preußischen Baubehörden allerdings wurde aufgrund des besonderen Verhältnisses der evangelischen Kirche zum preußischen Staat nur verhalten geäußert. Eine evangelische, grundsätzlich-program-

⁷ Vgl. Kaiser 1994.

⁸ Generalsuperintendent Nebe, Verhandlungen der 22. Westfälischen Provinzialsynode 1899, S. 59.

matische Verlautbarung wie rund 45 Jahre zuvor durch das Erzbistum Paderborn sucht man vergebens.

Der bis zur Provinzialsynode 1905 nachdrücklich vorgetragene Wunsch nach baufachlicher Kompetenz bzw. nach einer Festanstellung eines Bau- und Kunstfachmannes beim Konsistorium war stets am Einspruch des Berliner Evangelischen Oberkirchenrates gescheitert. Schließlich ging man in Westfalen den Weg der „Selbsthilfe“⁹ Man schloss einen Vertrag mit dem Leiter des Betheler Bauamtes, Karl Siebold, ab 1906 zunächst versuchsweise das Amt der provinzialkirchlichen Bauberatung quasi „nebenamtlich“ zu übernehmen. Ein gewisser Betrag zur Vergütung wurde zur Verfügung gestellt.

Die Umstände waren günstig. Die „Rathschläge für den Bau evangelischer Kirchen“, die 1898 von der Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz verabschiedet worden waren, enthielten im Anhang eine bedeutende Anregung: „Die Konferenz ersucht die hohen Kirchenregierungen, [...] darauf hinzuwirken, daß den Kirchenbehörden, soweit dies noch nicht erfolgt ist, technisch und künstlerisch bewährte Fachmänner auch zu persönlicher Berathung bei der den Behörden obliegenden Leitung und Ueberwachung der Kirchenbauten zugewiesen werden.“¹⁰

Offenbar machte man sich die Anregung zuerst im Rheinland zu eigen. Mit ausdrücklichem Bezug auf die Empfehlung der Kirchenkonferenz beauftragte die Provinzialsynode den Kölner Architekten August Senz ab 1904 mit der Leitung eines Provinzialkirchlichen Bauamtes. Nach Jahresfrist empfahl der bislang ausgesprochen zögerliche Evangelische Oberkirchenrat aufgrund der positiven Erfahrung auch den anderen Provinzialkirchen der Altpreußischen Union die Einrichtung eines Bauamtes.

In Westfalen wandte man sich nicht von ungefähr an Karl Siebold im Betheler Bauamt. Er hatte 1891 die Betheler Bauverwaltung übernommen und neben den internen Aufgaben sukzessive eine umfassende Tätigkeit auf dem Gebiet kirchlich-diakonischen Bauens weit über die Anstalt hinaus entwickelt. Das Bauamt Bethel galt bald als „inoffizielle“ Beratungsstelle in Westfalen. Gelegentlich hatte gerade Siebold schon organisatorische Erleichterungen für die Kirchengemeinden angemahnt. Sein Erfahrungsbericht wurde 1903 im Zuge der Einrichtung des rheinischen provinzialkirchlichen Bauamtes erbeten. Seit 1906 versah Karl Siebold neben seiner Tätigkeit als Leiter des Betheler Bauamtes auch die provinzialkirchlichen Aufgaben im Auftrag des Konsistoriums in Münster. Man versicherte sich der Mitarbeit einer fachlich außerordentlich versierten

⁹ Verhandlungen der 20. Westfälischen Provinzialsynode 1893, S. 55.

¹⁰ Seng 1995, S. 212.

und in das evangelische Westfalen eng eingebundenen Persönlichkeit.¹¹ Nebenbei: zufälligerweise war der Dienort dieses provinzialkirchlichen Bauamtes Bielefeld – genau 40 Jahre bevor die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges begründete neue Kirchenleitung ihren Sitz und ihre Verwaltung aus der alten Provinzialhauptstadt Münster eben nach Bielefeld verlegte.

Die eingangs zitierte, recht lapidare Mitteilung im Kirchlichen Amtsblatt 1906 (Abb. 16) bezeichnete sinngemäß die oben erwähnten Arbeitsfelder. Sie entsprechen in Vielem auch noch den heutigen Aufgaben. Damit war der Grundstein gelegt für die außerordentlich fruchtbare Tätigkeit des provinzialkirchlichen Bauamtes, das sich unter den unterschiedlichsten Verhältnissen der kommenden 100 Jahre stets aufs neue bewähren sollte.

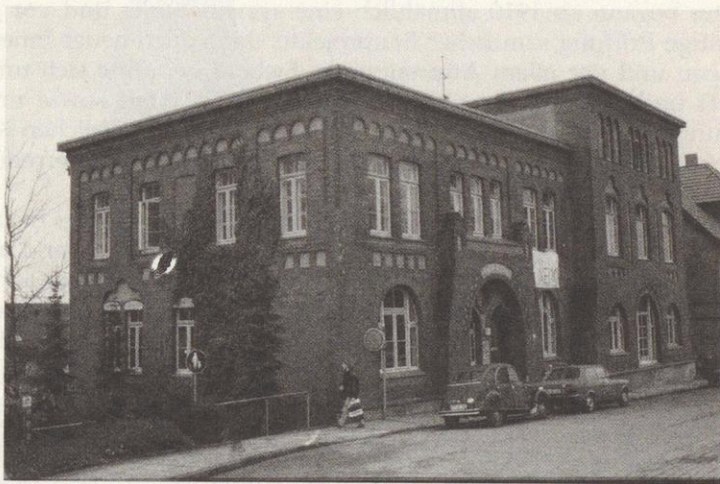


Abbildung 2: Das 1903 neuerrichtete Bauamtsgebäude in Bethel (Aufnahme um 1990). Von hier aus betreute Karl Siebold die Geschäfte des provinzialkirchlichen Bauamtes bis zu seiner Pensionierung.

¹¹ Vgl. Althöfer 1998. Vgl. auch interessante, positive Bemerkung zur Position des Bauamtes Bethel sowie zur geplanten Einrichtung eines provinzialkirchlichen Bauamtes in: Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, hg. von F. Spitta und J. Smend, 7. Jg. Nr. 11, Göttingen 1902, S. 345.

1906–1931: das provinzialkirchliche Bauamt unter Karl Siebold¹²

Mit Kompetenz, Fleiß und Beharrungsvermögen erfüllte Karl Siebold das neu begründete provinzialkirchliche Bauamt mit Leben. Seinem unermüdlichen Einsatz ist es zu verdanken, dass es sich von einer versuchsweisen Einrichtung bis 1914 zu einer quasi obligatorischen Begutachtungsinstanz entwickelte – vor dem Hintergrund einer wachsenden und sich weiter diversifizierenden Bautätigkeit in der spätwilhelmischen Zeit, die längst nicht mehr auf Kirchen- und Pfarrhausbauten beschränkt war. Die teilweise überlieferten Jahresberichte sind hier aufschlussreich. Siebold bemühte sich um straffe Organisation zugunsten von Gemeinden, Konsistorium, staatlichen Stellen und Denkmalpflege. Viel lag ihm an seiner Stellung als „Vertrauensmann“ von bzw. zwischen diesen Partnern.¹³ Mit anerkennender Zustimmung des Evangelischen Oberkirchenrates begann ab 1910 allmählich eine systematische und vor allem rechtzeitige Prüfung sämtlicher Bauprojekte, dann auch neuer Innenausstattungen und vor allem Ausmalungen. Siebold bemühte sich um Objektivität und Anerkennung einer (gemäßigten) Vielfalt sowie um die Förderung von Professionalität gerade im Bereich der kirchlichen Kunst, insbesondere der Ausmalung. Wichtig war ihm stets der überregionale Austausch mit Kollegen und auf Tagungen.

Die Anregungen der Kirchenkonferenz von 1898 sowie des Evangelischen Oberkirchenrates von 1905 waren nicht allein im Rheinland und in Westfalen auf fruchtbaren Boden gefallen. Im Jahr 1913 bestanden provinzialkirchliche Bauämter in Brandenburg (seit 1906, unter hauptamtlicher Leitung) und Pommern (seit 1912, unter nebenamtlicher Leitung), außerhalb der altpreußischen Provinzialkirchen wohl schon seit längerem in Hannover und in Wiesbaden.

Karl Siebold scheint derjenige gewesen zu sein, der dieses Amt mit Abstand am längsten ausübte. Auch wenn er zum 1. 4. 1923 im Alter von 69 Jahren als Leiter des Bauamtes Bethel ausschied, oblag ihm die provinzialkirchliche Bauberatung weiterhin.

Unter der neuen Kirchenverfassung von 1922 kam dem provinzialkirchlichen Bauamt aufgrund des Wegfalles jeglicher staatlichen Aufsichtspflicht grundsätzlich eine größere Bedeutung zu. Die Gewichtungen waren angesichts der Zeitverhältnisse etwas anders, weniger Bau, mehr Ausstattung, insbesondere Gefallenen-Ehrungen, dabei war die Linie insgesamt Zurückhaltung, Bescheidenheit und Pragmatismus, immer unter dem Gesichtspunkt der Professionalität. Zunehmend äußerte

¹² Zu diesem Kapitel allgemein: Althöfer 1998, S. 731-763.

¹³ Ausdrücklich auf dem Treffen der Bauamtsleiter Siebold (Westfalen), Senz (Rheinland) und Hofmann (Wiesbaden) 1907 in Köln, vgl. Althöfer 1998, S. 731.

sich Siebold zu grundsätzlichen Fragen von kirchlicher Architektur und Kunst. Zukunftsweisend war seine (nicht realisierte) Anregung, eine Kunstkommission zu begründen, die gewisse Entscheidungen auf breiterer Basis - als provinzialkirchliches Bauamt und Konsistorium allein - fällen könne.¹⁴ Erstaunlich ist und bleiben Umfang und Vielfalt von Siebolds architektonischem Schaffen neben und in dem provinzialkirchlichen Bauamt.



Abbildung 3: Die 1931 eingeweihte Kirche von Ihmert bei Iserlohn mit integrierten Gemeinderäumen und zurückhaltend-moderner Gestaltung zeigt das pragmatische und zukunftsweisende Idealbild Karl Siebolds, das er auch in seiner Funktion als provinzialkirchlicher Bauberater stets vermittelte.

¹⁴ Verhandlungen der 31. Westfälischen Provinzialsynode, 1925, S. 327.

1931 legte Karl Siebold, inzwischen 77jährig, die Leitung des provinzialkirchlichen Bauamtes nieder. Mit Karl Siebold hatte 25 Jahre lang eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des evangelischen Westfalens und der wohl meistbeschäftigte Architekt auf dem Gebiet des kirchlichen Bauens in dieser Region im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert die Geschicke des provinzialkirchlichen Bauamtes geleitet und Impulse gegeben. Seine Arbeit begann in der Kaiserzeit unter völlig anderen Verhältnissen, als sie sich zu seinem Ausscheiden zu Zeiten der Weimarer Republik darstellten – Kennzeichen ist ihre Beständigkeit: 1912 hatte sich Siebolds Arbeit, so das Konsistorium, „bestens bewährt“, und 1931 resümierte der Evangelische Oberkirchenrat: „Die Leiter der Provinzialkirchlichen Bauämter [...] können den Kirchengemeinden wertvolle Dienste leisten, wenn sie mit der Zielsetzung an ihre Aufgaben herangehen, wie wir sie bei Baurat Siebold und seinen Darlegungen [...] glauben entnehmen zu sollen.“¹⁵

¹⁵ Konsistorium Münster an Ev. Oberkirchenrat Berlin, 4. 4. 1912, Q 4, Ev. Oberkirchenrat Berlin an Konsistorien, 16. 12. 1931, Q 5.

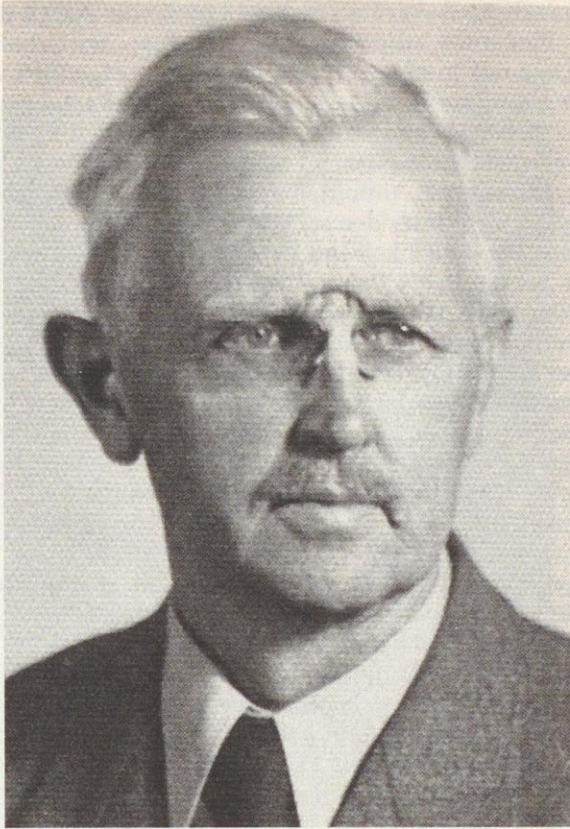


Abbildung 4: Oberregierungs- und Baurat Rudolf Borchers betreute die provinzialkirchliche Bauberatung von 1931 bis 1946. Hauptamtlich war er bei der Regierung in Münster tätig. Die Aufnahme entstand 1939.

Nach dem Ausscheiden von Karl Siebold konnte die Arbeit des provinzialkirchlichen Bauamtes aufgrund der schlechten wirtschaftlichen und finanziellen Lage nur in eingeschränktem Maße fortgeführt werden. Das Konsistorium beauftragte 1931 den bei der Bezirksregierung Münster tätigen Oberregierungs- und Baurat Rudolf Borchers.¹⁷ Er übernahm die Aufgaben zunächst ehrenamtlich. Beide Behörden befanden sich am Domplatz in Münster in unmittelbarer Nachbarschaft. Daher war es offenbar möglich, sich unter den schwierigen Bedingungen der Mitarbeit einer beamteten Persönlichkeit mit Erfahrung in Verwaltung und Denkmalpflege zu vergewissern, wie es ausdrücklich gewünscht war.¹⁸ Ab Mitte der 1930er Jahre nahm Borchers Tätigkeit jedoch einen Umfang an, der nebenberuflich kaum zu realisieren war. Dies spiegelt die grundsätzliche Situation kirchlicher Architektur, Ausstattung und Denkmalpflege in der 2. Hälfte der 1930er Jahre. Für die folgenden Jahre wurde Borchers auch ein Honorar zugestanden. In den überlieferten Jahresberichten von 1937 bis 1943 werden zunächst die Schwerpunkte seiner Arbeit für die Provinzialkirche deutlich: neben Gutachten, Prüfungen und Beratungen stand die Veröffentlichung von Aufsätzen zu grundsätzlichen Fragen einer konsequenten Baupflege und zur Denkmalpflege zur Information der Kirchengemeinden.¹⁹ Die späteren Jahre sind geprägt durch zunehmende Schwierigkeiten während des Krieges bis hin zum völligen Ruhen der Arbeit unter dem Druck der Verhältnisse.

Wenig ist über Borchers bekannt. Siebold schätzte ihn als „umgänglichen Herrn“;²⁰ er widmete sich pflichtbewusst, ja aufopferungsvoll seinen Aufgaben. Die zunächst ehrenamtliche Übernahme der provinzialkirchlichen Bauberatung scheint von einer in der Zeit nicht selbstverständlichen Nähe zur evangelischen Kirche zu zeugen. Im Zusammenhang mit Nebeneinkünften wies der Regierungspräsident darauf hin, dass mehrfach politische Bedenken gegen Borchers laut geworden seien und eine Tätigkeit für die Kirche, die sich „nicht durchweg des Ansehens der nationalsozialistischen Parteistellen erfreut“, ansehensschädigend sein könne.²¹ Noch im Alter von über 65 Jahren führte er gegen Kriegsende kommissarisch die Geschicke des Staatshochbauamtes I Münster

¹⁶ Zu diesem Kapitel allgemein: Q 6, Q 12 d. Ich danke Herrn Dr. Johannes Burkardt vom Staatsarchiv Münster für seine freundliche Information und Unterstützung.

¹⁷ Kirchliches Amtsblatt 1931, Nr. 18, Q 6.

¹⁸ Präses Koch an Finanzmin. Berlin, 26. 10. 1936, Q 6.

¹⁹ Vgl. Borchers 1937.

²⁰ Siebold an Präses Koch, 14. 7. 1931, Q 6.

²¹ Q 12 d.

bzw. nach seiner Einstufung als „politisch unverdächtig“ die Dienstgeschäfte in der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand 1946, mit 70 Jahren.

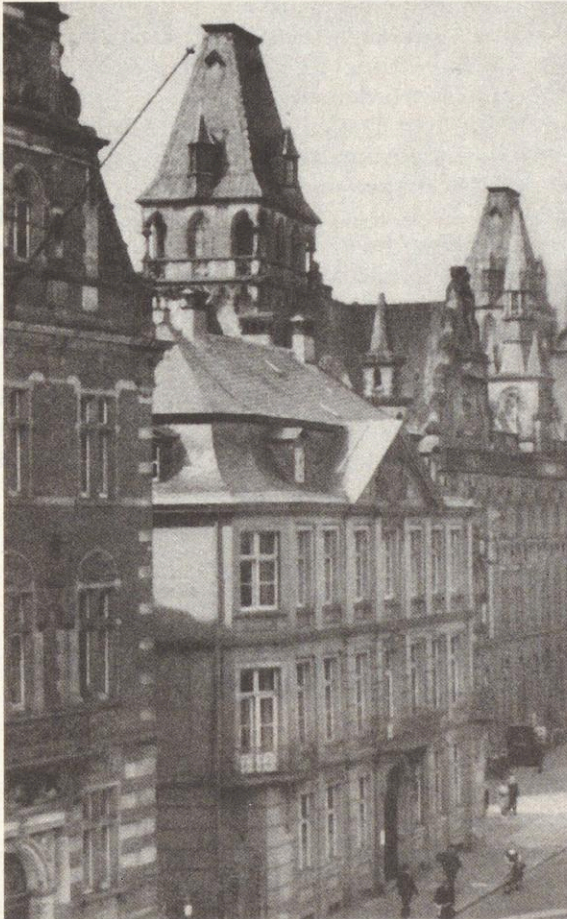


Abbildung 5: Münster, Domplatz, Konsistorialgebäude (Mitte) und Regierungspräsidium (links) vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg. Im Hintergrund erhebt sich das Museumsgebäude.

Als provinzialkirchlicher Bauberater nahm Borchers im Juni 1942 am Treffen der Bauamtsleiter beim Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin teil. Man beriet unter anderem über die Zukunft kirchlicher Bauämter nach dem Krieg. Bemerkenswert ist, dass in dieser Hinsicht auf Initiative von Rudolf Borchers, Pfr. Martin Berthold (Hamm) und dem überregional renommierten Architekten Bernhard Hopp (Hamburg) für Westfalen bereits seit Ende 1940 Vorschläge für die Errichtung und Finanzierung eines provinzialkirchlichen Bauamtes unter hauptamtlicher Leitung von Bernhard Hopp formuliert worden waren.

Hopp war auch auf dem Treffen der Bauamtsleiter in Berlin an der Diskussion über kommende Aufgaben beteiligt. Diese stand bereits unter dem Eindruck von Zerstörungen und offenbar der Ahnung, dass kirchliche Angelegenheiten in einem (nationalsozialistischen) Nachkriegsdeutschland eine untergeordnete Rolle spielen würden. Neben Schadensaufnahme, -beseitigung und Neubauten müsse, so notierte Borchers, die „Klärung, dass überhaupt gebaut werden darf“, erfolgen.²² Hopp umriss als Tendenz: die geringe zu erwartende äußere Unterstützung und Akzeptanz kirchlicher Arbeit erfordere Konzentration und Ausbau innerkirchlicher Ressourcen – in Hinblick etwa auf Schulung der Gemeinden, Ausbildung der Theologen, Künstler und Architekten. Eine weitere Entwicklung dieser Fragen wurde durch die Kriegsereignisse vollkommen gestoppt.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit führte Borchers seine kirchliche Tätigkeit im bescheidensten Umfang weiter.

²² Notizen von Borchers zur Bauleitertagung 3./4. Juni 1942 in Berlin, 12. 6. 1942, Q 6.



Abbildung 6: Regierungsbaurat a. D. Adolf Schulz leitete das 1946 – zunächst im Amt für Kirchbau und kirchliche Kunst – begründete Bauamt der Evangelischen Kirche von Westfalen bis zu seinem Tode 1959.

1945–1948: der Versuch eines Neubeginns auf mehreren Schultern – das Bauamt und das Amt für Kirchbau und kirchliche Kunst²³

Mit der Konstituierung der Evangelischen Kirche von Westfalen und ihrer Verwaltung 1945/46 in Bielefeld stellte die Kirchenleitung während des ersten Halbjahres 1946 die Weichen für die Wieder- bzw. Neugründung eines hauptamtlich besetzten Bauamtes, das im weiteren Rahmen eines nebenamtlich-kollegial besetzten, theologisch geleiteten Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst stand.²⁴

Diese weitsichtige Entscheidung maß dem Gebiet kirchlicher Architektur und Kunst sowohl eine innere Zusammengehörigkeit als auch eine grundsätzliche Bedeutung bei. Einen Vorschlag zur Gründung einer Kunstkommission hatte bereits Karl Siebold 1925 entwickelt. Als äußerst schwierig erwies sich jedoch die Entwicklung einer praktikablen institutionellen Struktur. Vermutlich deswegen finden sich „offizielle“ Mitteilungen erst in den Amtsblättern Nr. 2 und Nr. 3 von 1947. Ende März 1947 heißt es: „Im Blick auf diese Aufgaben [des Wiederaufbaus] und in der Erkenntnis, daß die Werke kirchlicher Architektur und Kunst Prägnanzen des christlichen Glaubens sind, die in ihrer Gestaltung der inneren Größe ihres geistlichen Gehaltes künstlerisch angemessen sein sollen, daß die ungemein großen Ausmaße der Kriegsschäden an Bauten und Kunstwerken der Kirche eine besondere Verpflichtung auferlegen, hat die Leitung der Evangelischen Kirche von Westfalen ein besonderes Amt für Kirchbau und kirchliche Kunst geschaffen, das als Fachorgan der Kirchenleitung über sämtliche Aufgaben auf diesem Gebiet Gutachten abgibt [...]. Das Amt steht unter der Leitung des Pfarrers Dr. Girkon in Soest [...]. In dem Bestreben, den Gemeinden bei ihren schweren Bemühungen jede mögliche Hilfe angedeihen zu lassen, hat die Kirchenleitung ferner im Amt für Kirchbau und kirchliche Kunst ein Bauamt eingerichtet, das Landeskirchenbaurat Schulz in Hagen hauptamtlich leitet.“

Schließlich werden die eher technischen Aufgaben des Bauamtes benannt, der Geschäftsgang erwähnt (Eingaben über das Landeskirchenamt) sowie an die kirchenamtliche Aufsichtspflicht erinnert, die nicht allein in Baufragen gelte, sondern ausdrücklich „auch bei Anschaffung von Kirchengeräten und Kunstgegenständen aller Art einschließlich der Arbeiten des Kunsthandwerks sowie sämtlicher Einrichtungsgegenstände des Kirchenraums“.²⁵

²³ Zu diesem Kapitel allgemein: Q 6, Q 7, Kirchliches Amtsblatt.

²⁴ Beschlüsse der Kirchenleitung 7./8. 2. 1946, Nr. 13; 28. 2./2. 3. 1946, Nr. 2; 21. 3. 1946, Nr. 6, Q 6, Sup. Kunst an Girkon 2. 2. 1946, Q 6, vgl. weitere Schriftstücke in Q 6; Maßgeblich scheint Sup. Kunst beteiligt gewesen zu sein.

²⁵ Kirchliches Amtsblatt, Nr. 3, 31. 3. 1947, S. 13 f., vgl. auch Nau 1969, S. 117.

Die Leitung des Bauamtes war nach entsprechenden Beschlüssen Anfang des Jahres zum 1. Juli 1946 Regierungsbaurat Schulz aus Hagen übertragen worden, dem bisherigen Leiter des dortigen Staatshochbauamtes. Die Geschäftsräume befanden sich in Hagen.²⁶ Adolf Schulz hatte auf Empfehlung der Synode Hagen und des Superintendenten Steinsiek seit Sommer 1945 mit Präses Koch über ein zukünftiges Bauamt verhandelt.²⁷ Schon früh hatten die märkischen Synoden den Wiederaufbau in Eigeninitiative organisieren wollen. Möglicherweise war Schulz hier beteiligt.

Dr. Paul Girkon, Pfarrer an St. Maria zur Wiese in Soest, hatte Ende 1945 die Initiative ergriffen, in der künftigen Evangelischen Kirche von Westfalen eine umfassende Bau- und Kunstberatungsstelle einzurichten.²⁸ Paul Girkon (1889–1967) hatte neben dem Pfarramt von 1928 bis 1940 die Beratungsstelle für Kirchliche Kunst beim Evangelischen Preserverband für Rheinland in Essen geleitet, eine umfangreiche Beratungs- und Publikationstätigkeit entfaltet und sich entscheidend für – insbesondere zeitgenössische – kirchliche Kunst und Architektur eingesetzt.²⁹ Nun sah er die Chance, seine Kenntnisse und Vorstellungen in der neuen westfälischen Kirche institutionalisiert einzubringen.

²⁶ Der Sitz war in Hagen, Prentzelstraße 18. Wegweisende Beschlüsse der Kirchenleitung im Februar/März 1946. Die Übernahme der Amtsgeschäfte erfolgte zum 1. 7. 1946, die Ernennung zum Landeskirchenbaurat zum 1. 1. 1947, Mitteilung im Kirchlichen Amtsblatt Nr. 2, 19. 2. 1947, S. 9, vgl. auch Q 6.

²⁷ Beschlüsse der Kirchenleitung 7./8. 2. 1946, 28. 2./2. 3.1946, Q 6; Girkon an Sup. Kunst 8. 5. 1946, Q 6.

²⁸ Vgl. Denkschrift, Girkon an Präses Koch, 8. 12. 1945, Q 6

²⁹ Ich danke Pfr. i. R. Dr. theol. Hans-Georg Gaffron, Soest, für seine freundlichen Mitteilungen. Girkon förderte beispielsweise die Glas- und Textilkünstlerin Elisabeth Coester und war entscheidend an der Konzeption der aufsehenerregenden Nicolaikirche in Dortmund beteiligt.



Abbildung 7: Pfr. Dr. Paul Girkon leitete von 1946 bis 1948 das Amt für Kirchbau und kirchliche Kunst. (Aufnahme 1943)

Die konstituierende Sitzung des Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst fand am 1. Mai 1946 in Soest statt. Das Kollegium bestand aus folgenden Mitgliedern: Dr. Paul Girkon, Soest, als Vorsitzender, Bildhauer Prof. Arnold Rickert, Bielefeld, Architekt Prof. Peter Grund, Dortmund, Pfr. Martin Berthold, Minden, Regierungsbaudirektor Rudolf Borchers, Münster, Regierungsbaurat Adolf Schulz, Hagen, als designierter Leiter des Bauamtes, sowie Konsistorialrat Franke von der Kirchenleitung.³⁰

³⁰ Vgl. auch Kirchliches Amtsblatt Nr. 3, 31. 3. 1946, S. 13.

Die „Schnittmengen-Konstruktion“ von hauptamtlichem Bauamt im Amt für Kirchenbau und kirchliche Kunst gründete offenbar einerseits in der Überzeugung, dass Architektur und Kunst zusammengehörten, andererseits aber in dem Bewusstsein der besonderen Bedeutung und Dringlichkeit von Baufragen unter den Zeitumständen. Die Konstruktion arbeitsfähig zu gestalten, war von Beginn an problematisch.³¹

Paul Girkon war daran gelegen, den „Markstein am Entwicklungsweg der kirchlichen Kunst“³² für die Entwicklung einer umfassenden und grundlegenden „Kunstarbeit“ in der Evangelischen Kirche von Westfalen zu nutzen. Er forderte daher für das Amt für Kirchbau und Kirchliche Kunst weitestreichende Entscheidungs- und Genehmigungsbefugnisse in sämtlichen Bau- und Kunstfragen ein. Die Abgrenzung von Kompetenzen des selbständigen Bauamtes war kaum möglich, der interne Geschäftsgang umständlich und praktisch nicht durchzuhalten, die regelmäßige Kommunikation schwierig. Zwar führten Schulz und Girkon Bereisungen von kriegszerstörten Kirchenkreisen gemeinsam durch. Deutlich wurden jedoch unterschiedliche Vorstellungen über die Organisation der notwendigen Arbeiten in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Paul Girkon war eher „Theoretiker“, der zutiefst von einem hohen Anspruch an eine fundierte, umfassende Neugestaltung des kirchlichen Bau- und Kunstwesens durchdrungen war, die jedoch an den aktuellen Bedürfnissen vorbeiging. Adolf Schulz setzte sich eher pragmatisch mit der Organisation und den Fragen des Wiederaufbaus auseinander.

Dies war einer der Gründe für die Kirchenleitung, bereits im Oktober 1947 die Trennung der Ämter in die Wege zu leiten.³³ Das Bauamt wurde, um „die Bearbeitung der Bausachen zu vereinfachen und zu beschleunigen“, im Frühjahr 1948 aus der Verbindung gelöst und als besondere Einrichtung dem Landeskirchenamt angegliedert.³⁴ Die entscheidenden Kompetenzen wurden ausdrücklich dem Bauamt zugestanden. Das Kollegium des Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst konnte und sollte regelmäßig zur gutachterlichen Mitwirkung in Gestaltungs- und künstlerischen Fragen hinzugezogen werden.³⁵

³¹ Vgl. Protokolle und Schriftverkehr in Q 6.

³² Protokoll der Tagung vom 1. 5. 1946, Q 1.

³³ Beschlüsse der Kirchenleitung 28./29. 10. 1947, Q 7. Auch Verzögerungen durch Grundsatzdiskussionen tragen zur Trennung bei, vgl. Randnotiz Thümmel 15. 5. 1946 auf Brief Girkon 8. 5. 1946, Q 6.

³⁴ Kirchenleitung an Amt für Kirchbau und kirchliche Kunst (Pfr. Girkon), Sup. Dahlkötter, Lippstadt, Bauamt Hagen etc., März 1948, Q 7; Kirchliches Amtsblatt Nr. 6, 3. 5. 1948, S. 31. Dazu kam erschwerend, aus Krankheitsgründen zwischen Juni 1947 und Februar 1948 keine Sitzungen des Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst stattfinden konnten.

³⁵ Pfr. Berthold an Schulz, 3. 12. 1948, Q 9.

Paul Girkon schied zum 1. Oktober 1948 auf eigenen Wunsch sowohl aus dem Pfarramt in Soest als auch aus dem Amt für Kirchbau und kirchliche Kunst aus. Er widmete sich fortan der wissenschaftlichen Forschungs- und Lehrtätigkeit und verzog nach Münster, wo er an der Westfälischen Wilhelms-Universität einen Lehrauftrag innehatte.³⁶

Paul Girkons Verdienst für das Bau- und Kunstwesen der Evangelischen Kirche von Westfalen besteht darin, dass er Ende 1945 nachdrücklich auf die grundlegende Bedeutung kirchlicher Kunst aufmerksam gemacht und entscheidend für die Einrichtung eines fachkompetenten Gremiums für Kirchbau und kirchliche Kunst gewirkt hat, das – nach der Klärung der institutionellen Organisation 1947/48 – bis heute besteht.

Ende 1948 konstituierte sich das neue „Amt für Kirchbau und kirchliche Kunst“ unter Vorsitz von Oberkirchenrat Niemann mit den neu und teils wieder berufenen Mitgliedern: Pfr. Martin Berthold, Hans Gelderblom, Arnold Rickert, Wolfgang Tümpel, Hans Hartmann, Landeskirchenrat Franke sowie Adolf Schulz und weiterhin Rudolf Borchers.³⁷ Borchers war im übrigen noch bis 1952 mit nebenamtlichen Tätigkeiten für das Bauamt betraut sowie Mitglied des Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst.

Dieses unterstand der Kirchenleitung; die regelmäßigen (monatlichen) Treffen wurden von Schulz und einem weiteren Mitglied vorbereitet. Zusammensetzungen und Namen änderten sich – seit 1969 war es der „Ausschuss“, seit 1973 der „Beirat“ und seit 1997 die „Kommission für Kirchbau und Kirchliche Kunst“ –, in dieser kollegialen, begleitenden und beratenden Funktion mit geregelten Befugnissen konnte sich jedoch bis in die Gegenwart ein gedeihliches gemeinsames Arbeiten mit theologischer, architektonischer, künstlerischer, denkmalpflegerischer und kunsthistorischer Kompetenz entwickeln. Der Impuls der Nachkriegszeit, die Verantwortung für Bau und Kunst zu stärken und auf mehrere Schultern zu verteilen, hat sich grundsätzlich als fruchtbar erwiesen.³⁸

³⁶ Lebenslauf Pfr. Dr. Girkon, Q 9.

³⁷ Überkommen sind nur Satzungsentwürfe. Sitzung des Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst 6. 12. 1948, Beschlüsse der Kirchenleitung 15./16. 12. 1948, Q 9.

³⁸ vgl. auch Nau 1969, S. 120.



Abbildung 8: Das Kollegium des Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst 1964. V. l. n. r.: die Herren Kreutter, Wildeman, Thieman, Nau, Matthias, Niemann, Moldenhauer und Burghardt. Das Foto entstand bei einem Besuch des Portadenkmals.

1948 bis um 1970 – die Zeit großer Zahlen³⁹

Das 1946 begründete Bauamt unter Adolf Schulz war durch die Verselbständigung 1948 gestärkt worden. Umfangreiche Aufgaben sollten auf das Bauamt zukommen. Sie waren bald bestimmt von dem bislang nie da gewesenen Bauvolumen in den 1950er und 1960er Jahren, der Zeit des Aufbaus der Evangelischen Kirche von Westfalen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Am Beginn standen jedoch die erschütternde Bilanz der Kriegsschäden sowie die notdürftige Sicherung.

³⁹ Zu diesem Kapitel allgemein: Evangelische Kirchen 1963, Nau 1969, Q 9, Q 10, Q 11.



Abbildung 9: Bis zum Umzug nach Bielefeld befand sich das Bauamt in Hagen, zunächst in der Prentzel-, dann in der Mittelstraße. Die Aufnahme aus den frühen 1950er Jahren zeigt Hans-Erwin Nau (Mitte) mit zwei Mitarbeitern.

Seit den späten 1940er Jahren begleitete das Landeskirchliche Bauamt die Kirchengemeinden dann bei den zunehmenden Wiederaufbauten und Neubauten von Kirchen und gemeindlichen Gebäuden. Im Laufe der 1950er Jahre nahm deren Zahl aufgrund der Bevölkerungsentwicklung und -wanderung, neuer gemeindlicher Konzepte („überschaubare Gemeinden“) und besserer finanzieller Möglichkeiten sprunghaft zu.

Am Anfang der 1950er Jahre stand das „Diasporaprogramm“, eine genuine Leistung der Evangelischen Kirche von Westfalen. 1951/52 bewilligte die Landessynode erhebliche Mittel zum Bau von Kapellen, Gemeindehäusern und Pfarrhäusern. Adolf Schulz entwarf den Prototyp der „Diasporakapellen“. Mit Hilfe von freien Architekten wurde das Programm in den folgenden Jahren weiterentwickelt.⁴⁰

Dem Bauamt oblag auch die Planung des neuen Landeskirchenamtes in Bielefeld. Seit 1949 gab es Pläne zur Errichtung des neuen Verwaltungsgebäudes am Altstädter Kirchplatz. Der Bau erfolgte 1954–1956.

⁴⁰ vgl. Diaspora-Hilfe 1952.

Mit seiner Fertigstellung zog auch das Bauamt von Hagen nach Bielefeld um.⁴¹

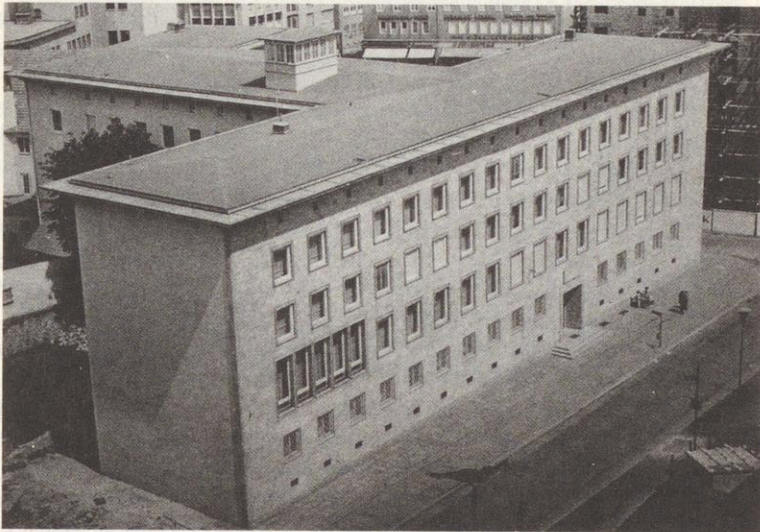


Abbildung 10: Das 1956 in Dienst genommene Landeskirchenamt in Bielefeld nach seiner Fertigstellung. Das Bauamt nutzte Räume im Obergeschoss. Abgesehen von einigen Jahren im angemieteten Gebäude in der Ritterstraße, hat das Baureferat hier seinen Sitz bis heute.

In den 1960er Jahren erreichte das kirchliche Bauwesen seinen Höhepunkt. Nach dem Tod von Adolf Schulz 1959 hatte Hans-Erwin Nau die Leitung des Bauamtes übernommen. Er war hier bereits seit 1946 tätig gewesen.

Infolge der oben genannten Gründe und in wirtschaftlich prosperierender Zeit war der Parochialausbau in vollem Gange.⁴² Dabei entstanden zahlreiche Kirchen, die neuen liturgischen Forderungen entsprachen

⁴¹ vgl. Hey 2006, Sammelband mit verschiedenen Aufsätzen.

⁴² vgl. zuletzt Pahmeyer, Ralf: Evangelische Kirche und Moderne. Die Geschichte des Kirchenkreis Bielefeld in Grundzügen, in: Benad/Schmuhl 2006, hier S. 129-135.

und in zeitgemäßen, teils experimentellen architektonisch-künstlerischen Formen errichtet wurden. Fast unüberschaubar wurden Zahl und Vielfalt gemeindlicher oder kreiskirchlicher Gebäude, von Gemeindehäusern über Kindergärten oder Pfarrhäuser bis hin zu Verwaltungsgebäuden.⁴³ Man experimentierte mit provisorischen „Pavillonbauten“. Zudem wurden – in Abstimmung zwischen Bauamt und Denkmalamt – zahlreiche umfangreiche und oft eingreifende Instandsetzungsarbeiten an historischen Kirchen durchgeführt bzw. nachgeholt.

Die Gemeinden waren nicht selten überfordert. Es entstand ein enormer Beratungsdruck. Das Bestreben, qualitativ überzeugende und finanzierbare Lösungen möglichst ab einem frühen Planungsstadium mit zu entwickeln, war für das Bauamt bzw. den „Beirat für Kirchbau und kirchliche Kunst“ kaum zu realisieren. Dennoch versuchte man, insbesondere in Hinblick auf Ausstattungstücke, die Beratung noch zu vertiefen.⁴⁴ Auch dies ist im übrigen eine Konstante, die sich seit der Zeit von Karl Siebold durchgezogen hat.

In den 1950er und 1960er Jahren und darüber hinaus wurden schließlich etliche landeskirchliche Gebäude neu entworfen bzw. in ihrem Entstehen oder ihrer Entwicklung begleitet. Auch hier gab es eine starke Diversifikation. Dazu gehören die landeskirchlichen Einrichtungen um Haus Villigst (seit den 1950er Jahren, mit späteren Erweiterungen), das Predigerseminar in Soest (1954–1956, erweitert 1973–1975), Schulen wie das Mädchengymnasium in Lippstadt (1950er Jahre), das Hans-Ehrenberg-Gymnasium in der neu gegründeten „Musterstadt“ Senne-stadt oder das Internat „Landesschule zur Pforte“ in Meinerzhagen (1965), Studentenheime wie das Hamannstift in Münster (1952/53) oder das Reinhold von Thadden-Haus in Bochum (1960er Jahre), Haus Ort-lohn in Iserlohn als Tagungsstätte und Akademie (1950er/1960er Jahre) – um unterschiedliche Beispiele zu nennen. Dies gelang nur mit Hilfe eines seit den 1950er Jahren vermehrten Mitarbeiterstabes.

⁴³ Als erstes Resümee zum Kirchenbau vgl. Evangelische Kirchen in Westfalen 1963.

⁴⁴ Vgl. u. a. Bauvorgänge Werdohl (Baureferat der EKvW), kontroverse Diskussion der Baupläne und Ausstattungsentwürfe für die Kreuzkirche, Architekt Huth, 1964/65, verschiedene Äußerungen des Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst.



Abbildung 11: Die Mitarbeitenden des Bauamtes 1968, v. l. n. r.: die Damen und Herren Schmidt, Rethmeier, Pohlmann, Moldenhauer, Burghard (sitzend), Nau, Spresny, Zube (sitzend), Müller.

Ende der 1960er Jahre resümiert Hans Erwin Nau in einem Aufsatz zum „Bauen im Raum der Westfälischen Kirche“: „Alles zusammen ergibt ein Bauvolumen, wie es noch keiner Generation vor uns zu bauen aufgetragen war. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Hochkonjunktur und der Nachkriegszeit sind voll genutzt worden, um die für das Leben der Kirche und ihrer Gemeinden notwendigen Gebäude zu errichten. Die Quantität des Gebauten ist auf jeden Fall imponierend. Kann man das selbe auch von der Qualität sagen?“

Seine durchaus kritische Antwort: bei allen Bemühungen sei das Ergebnis oft durchschnittlich. Indes: „Der dreifache Notstand aus Kriegszerstörungen, Umsetzung der Bevölkerung [...] und innerer Wanderung verlangte kurzfristige Hilfsmaßnahmen unter ständigem Zeitdruck.“ Eine tiefere Auseinandersetzung sei kaum möglich gewesen. Nur wenige Gemeinden hätten sich bewegen lassen, kirchenbaulich-fachlich ausgewiesene Architekten „unmittelbar oder über einen Wettbewerb“ zu be-

auftragen.⁴⁵ In der Rückschau sind die vorhandenen Qualitäten besser zu erkennen.

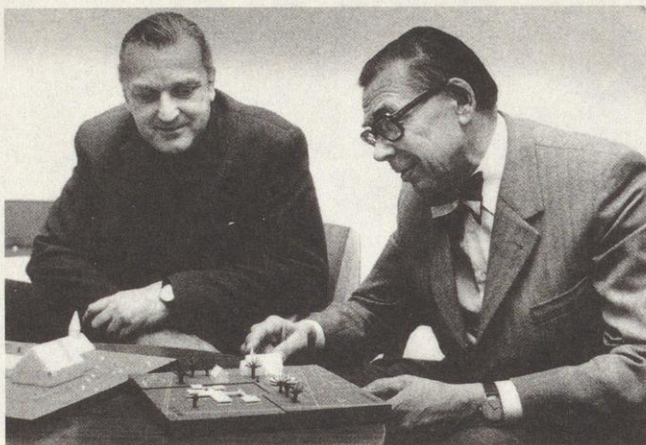


Abbildung 12: Hans-Erwin Nau (rechts, Leiter des Bauamtes von 1959 bis 1974) mit seinem langjährigen Vertreter und Nachfolger, Horst Moldenhauer (links, Leiter des Bauamtes von 1974 bis 1988). Das Foto entstand 1974 anlässlich der Verabschiedung von Hans-Erwin Nau.

1970 bis nach 1990 – vom Massengeschäft zur Bestandspflege

Die 1970er Jahre brachten einen Umschwung sowohl im Selbstverständnis als auch in der Quantität kirchlichen Bauens.

Infolge der gesellschaftlichen Umbrüche um und nach 1968 wurde ein Paradigmenwechsel eingeleitet. Eine Folge war der Bau von vielfältig nutzbaren, „niedrigschwelligen“ Gemeindezentren, die programmatisch versuchten, die bislang übliche räumliche Trennung von sakralen und profanen Bereichen zu überwinden. Sie wurden häufig in den wachsenden Vorstädten errichtet. Doch im Grunde war die Zeit des Aufbaus vorbei. An die Stelle des „Massengeschäftes“ trat allmählich die Pflege

⁴⁵ Nau 1969, S. 132 f.

und die Weiterentwicklung des Bestandes der Wachstumszeit. Das galt auch für zahlreiche landeskirchliche Einrichtungen.

Einen wesentlich höheren Stellenwert bekam die Denkmalpflege. Mit dem Denkmalschutzgesetz für Nordrhein-Westfalen von 1980 wurde eine neue gesetzliche Grundlage geschaffen. Der Bestand an kirchlichen Baudenkmalern vermehrte sich durch systematische Unterschutzstellungen erheblich. Horst Moldenhauer, der als langjähriger Mitarbeiter 1974 die Leitung des Bauamtes übernommen hatte, war es ein besonderes Anliegen, die Kooperation mit den staatlichen Denkmalpflegestellen zu strukturieren und zu pflegen.

Viele Jahre lang konnten mit namhaften staatlichen Finanzmitteln zahlreiche Maßnahmen durchgeführt werden, um den hohen Instandsetzungsbedarf bei den Sakralbauten zu decken – bis 1998 auch mit landeskirchlicher Förderung.

Die 1990er Jahre bis zur Gegenwart: Bestandsanalyse, Umbau – Rückbau – Neubau⁴⁶

Seit 1988 leitet Reinhard Miermeister das Bauamt (bzw. „Baureferat“ nach der Strukturreform 1999).

In den mittleren und späteren 1990er Jahren befand sich der Baubestand in der EKvW auf seinem quantitativen Höhepunkt. Eine erste EKD-weite Bestandsaufnahme beschrieb dies 1996 als entscheidende kirchliche Kulturleistung.⁴⁷ Die Schwerpunkte lagen einerseits auf der Denkmalpflege, der Restaurierung und Instandsetzung, dann auf Umbauten, Ergänzungen und Modernisierungen, schließlich aber auch im Bereich von Neubauten: es entstanden Gemeindegäuser – vielfach als Ersatzbauten –, Pfarrhäuser, Kindergärten, diakonische Einrichtungen oder kreiskirchliche Verwaltungsgebäude. Wichtig wurde – und ist es bis heute – das Thema Ökologie mit den verschiedenen Facetten des umweltgerechten Bauens.

Dem Bauamt oblag es in den 1990er Jahren auch, die großen landeskirchlichen Einrichtungen durch Umbau- und Erweiterungsmaßnahmen zukunftsfähig zu gestalten. Dazu gehören der Komplex um Haus Vilbigst, die Tagungsstätte mit Akademie in Iserlohn, das neu erworbene Haus Landeskirchlicher Dienste in Dortmund sowie Ende der 1990er Jahre das Landeskirchenamt in Bielefeld selbst. Eine gute Akzeptanz erforderte die Modernisierung und Erweiterung der Schulen in Meinerz-

⁴⁶ Vgl. u. a. Q 13.

⁴⁷ Vgl. Kapitel „Architektur – Denkmalpflege – bildende Kunst“ (verschiedene Autoren, u. a. Helmut Donner), Kirche und Kultur der Gegenwart 1996.

hagen, Breckerfeld, Lippstadt und Espelkamp. Ein Großprojekt war die Begleitung des Neubaus der Evangelischen Gesamtschule in Gelsenkirchen 1997–2004.

Diese Situation spiegelt ausschnitthaft die Dokumentation „Bauen in der Evangelischen Kirche von Westfalen“ aus dem Jahr 2003. In die Auswahl qualitativvoller Projekte aus den vergangenen zehn Jahren wurden zahlreiche aus dem Bereich der bildenden Kunst aufgenommen, die vom Baureferat und auch der Kommission für Kirchbau und kirchliche Kunst initiiert worden waren. Anspruchsvolle künstlerische Neugestaltungen und Neuausstattungen von Kirchen spielten und spielen gegenwärtig durchaus eine besondere Rolle. Die bemerkenswertesten finden sich oft in historischen Kirchen.

Auf diesem Höhepunkt baulicher Entwicklung existierten in der EKvW rund 6500 kirchliche Gebäude – rund 980 Kirchen, „Gemeindezentren und -häuser, Pfarrhäuser, Kindergärten, Jugend- und Altenheime, Studentenwohnheime, Tagungsstätten, Schulen und Verwaltungsgebäude [...]“.

Programmatisch heißt es im Vorwort der Dokumentation: „Wegen des besonderen Stellenwertes der kirchlichen Gebäude für Gemeindeaufbau und Darstellung der Kirche in der Öffentlichkeit, ist eine der Hauptaufgaben des Baureferates der Evangelischen Kirche von Westfalen die Beratung und Betreuung der kirchlichen Bauherrn bei allen relevanten Baumaßnahmen. Dabei wird im Spannungsfeld von Qualität, Finanzen, Umweltverträglichkeit und Alltagstauglichkeit besonderer Wert auf die Vermittlung des kulturellen Auftrags von Architektur gelegt. Das Baureferat unterstützt bei allen baulichen, denkmalpflegerischen, künstlerischen und liturgischen Aufgaben den originären Verkündigungsauftrag von Kirche mit ökonomischer und theologischer Sachkompetenz.“

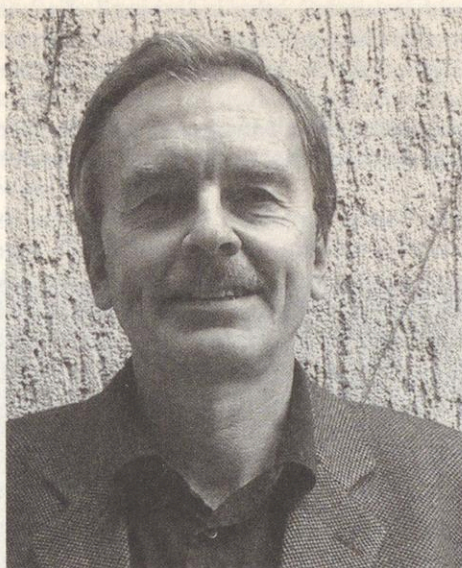


Abbildung 13: Reinhard Miermeister, Leiter des Baureferates seit 1988

Ein entscheidender Satz in Hinblick auf die Gegenwart ist: „Aktive Kirchengemeinden werden immer, wenn auch unter sich verändernden Bedingungen, das elementare Bedürfnis haben, ihre Kirchen und sonstigen Gebäude den aktuellen Erfordernissen durch Neu- und Umbau oder Rückbau sowie zeitgemäße Gestaltungen anzupassen.“⁴⁸

Hier klingt die heutige Situation an. Neben der Bestandspflege ist sie – beginnend seit den späten 1990er Jahren – in stark zunehmendem Maße von notwendigem Um- und Rückbau, von Konzentration, Verdichtung und intensiverer Nutzung bestimmt.⁴⁹

⁴⁸ Bauen in der Evangelischen Kirche von Westfalen 2003, Zitate aus dem Vorwort von Reinhard Miermeister, vordere Umschlagseite, innen.

⁴⁹ Bereits 1996 wurde im Bericht für die Landessynode formuliert, es seien „vorhandene Raumdefizite innerhalb des vorhandenen Bestandes zu beheben, ohne eine zusätzliche Ausweitung des umbauten Raumes vorzunehmen“ (Q 13c), ebenso gab es Hinweise auf notwendige Strukturanalysen und intensivere Nutzung der Identität stiftenden Kirchengebäude.

Die Prozesse verlaufen hierbei sehr individuell. Es wird dabei in den unterschiedlichsten Zusammenhängen auch neu gebaut, dabei können immer wieder anspruchsvolle architektonisch-künstlerische Konzepte realisiert werden.

Schon 2001 gab das Baureferat in Zusammenarbeit mit der Kommission für Kirchbau und kirchliche Kunst eine Handreichung zu diesem Thema heraus.⁵⁰

Gerade bei dieser höchst sensiblen Aufgabe ist die rechtzeitige, fachlich kompetente, vertrauensvolle – und nicht durch eigene wirtschaftliche Interessen geleitete Beratung und Begleitung durch kirchliche Mitarbeitende erwünscht und notwendig. Sensibilisierung für Qualität und Professionalität ist wichtiger denn je. Neben „Kirchenaufsicht“ und Beratung entwickelte sich ein vielseitiges Angebot: Publikationen (das seit den 1990er Jahren stets aktualisiert herausgegebene Bauhandbuch), Fortbildungen, Förderung von Wettbewerben und Projektentwicklungen sowie die Gebäudestrukturanalysen. Die Gebäudestrukturanalysen ermöglichen es den Kirchengemeinden und Kirchenkreisen, auf der Grundlage von objektiven Bestandsaufnahmen die Chancen einer notwendigen Veränderung wahrzunehmen und diese nachvollziehbar zu gestalten. Hier bietet das Baureferat Unterstützung an und berät bei der Wahl geeigneter Methoden.

Die besondere Bedeutung gerade der Kirchengebäude – quasi als „Marke“ – für Selbstverständnis und Außenwirkung, die auch im erwähnten Vorwort zur Dokumentation 2003 anklingt, hat im Zuge von Konzentration, Rückbau, aber auch von Zukunftsvisionen zugenommen.⁵¹ Dies zeigt sich nicht zuletzt in der Entscheidung der Kirchenleitung, 2007 eine neue Kapelle für die Tagungsstätte Haus Villigst zu errichten.

Die Pflege des architektonisch-künstlerischen Erbes in einer der größten Landeskirchen hat durch die Ende 2000 begonnene Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes eine besondere, den Erfordernissen der Zeit entsprechende Betonung erfahren. Auch sie dient der Sensibilisierung der Kirchengemeinden für die Verantwortung für den umfangreichen Bestand an Kunst- und Kulturgut, gerade auch aus jüngerer Zeit. Nicht zuletzt ist sie Teil des Bildungsauftrages der evangelischen Kirche.⁵² Auf

⁵⁰ Kirchen umbauen, neu nutzen, umwidmen 2001.

⁵¹ 1996 präsentiert sich die „Evangelische Heimat“ Westfalen durch einen Bildband mit Kirchenbauten und -ausstattung (vgl. Evangelische Heimat 1996). Überregional widmeten sich die Kirchbautage diesem Thema: Magdeburg 1996, Hamburg 1999, Leipzig 2002 mit der Erklärung „Nehmt Eure Kirchen wahr“ sowie Stuttgart 2005 (vgl. Bürgel/Nohr 2005). Das aktuelle EKD-Impulspapier „Kirche der Freiheit“ verfolgt diesen Gedanken ebenfalls (vgl. Kirche der Freiheit 2006).

⁵² Vgl. Werkzeuge des Glaubens 2004.

die grundlegende Bedeutung von Architektur und bildender Kunst verweisen die „Kulturpolitischen Leitlinien“ der EKvW aus dem Jahr 2004.⁵³

Schließlich besteht seit der Zeit nach 1945 das Bestreben, die Arbeit des Baureferates überregional rückzukoppeln, etwa in der Vorbereitung und der Beteiligung an den Evangelischen Kirchbautagen. In deren Leitungsgremien war bzw. ist sowohl Horst Moldenhauer als auch Reinhard Miermeister aktiv beteiligt.⁵⁴

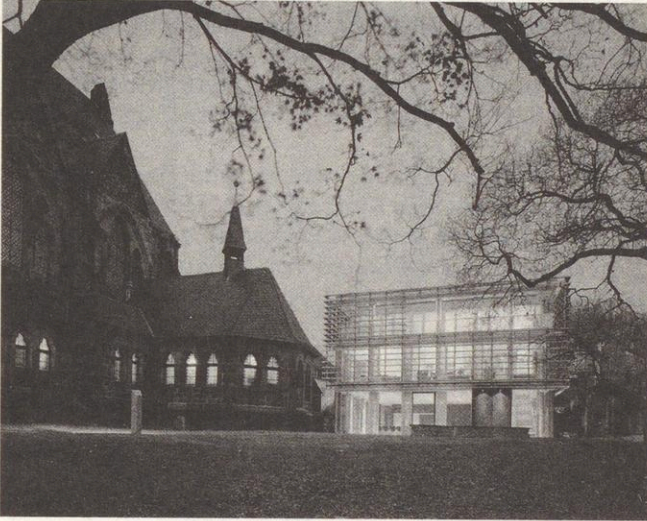


Abbildung 14: Die Kirchengemeinde Wetter (Ruhr) konzentrierte sich mit dem Neubau ihres Gemeindehauses 2005 auf den zentralen Standort an der historischen Lutherkirche und wertete ihn somit für die zukünftige Arbeit auf (Architekten Schmidt, Schmersahl u. Partner, Bad Salzuffen).

⁵³ Vgl. Räume des Glaubens – Räume der Freiheit 2004.

⁵⁴ Vgl. Bürgel/Nohr 2005.

100 Jahre kirchliche Bauberatung – verlässliche Begleitung in Zeiten vieler Umbrüche

Erinnern wir uns, wie 1906 alles begann: innerkirchliche Verantwortung für Bauen – letztlich auch kirchliche Kunst – in unübersichtlicher Zeit erforderte professionelle Unterstützung.

Heute befinden wir uns nicht mehr in der Aufbruchzeit des Kaiserreiches. Auch ein einheitlicher Stil steht nicht mehr zur Debatte. Dennoch sind viele der Forderungen der Provinzialsynode, des Konsistoriums und auch Karl Siebolds aus der Zeit von 100 und mehr Jahren bis heute aktuell. Eine rechtzeitige, partnerschaftliche Beratung über die baulichen und künstlerischen Vorhaben hat sich stets bewährt. Auch die Hinweise, die Rudolf Borchers in den 1930er Jahren für die Kirchengemeinden zu deren Sensibilisierung für Bau- und Kunstpflegefragen veröffentlichte, sind bis heute gültig.

Grundsätzlich: Kirchengebäude waren, sind und werden „die entscheidenden Symbolräume der Kirchen“ sein.⁵⁵ Die Pflege der Wahrzeichen (oder „Marke“) gehört zu den Kernkompetenzen der Kirche und ist damit auch in Zukunft von strategischer Bedeutung. Gemeindeaufbau geschieht in Gebäuden. Kirchen und ihre Gestaltung sind Teil der Verkündigung.

Schon 1852 ließ dies die Formulierung des Paderborner Generalvikariats deutlich erkennen. Letztlich bezogen sich die evangelische Provinzialsynoden Ende des 19. Jahrhunderts – wesentlich zurückhaltender – darauf, bis zur Einrichtung des provinzialkirchlichen Bauamtes 1906.

Wenn sich ein roter Faden durch die Entwicklung der kirchliche Bauberatung zieht, so könnte man dies als „fachliche Kompetenz mit dem weiten Blick von außen“ formulieren. Sie hat sich in den so unterschiedlichen vergangenen 100 Jahren durchgängig bewährt.

Auch 2006 – 100 Jahre nach Gründung des provinzialkirchlichen und 60 Jahre nach Gründung des landeskirchlichen Bauamtes – können sowohl die kirchliche Verwaltung als auch die Kirchengemeinden durch die Begleitung des Baureferates als einer Institution des Vertrauens „den vielen Weitläufigkeiten überhoben sein“. So formulierten es Karl Siebold bzw. Generalsuperintendent Gustav Nebe schon um 1900.

⁵⁵ Kirche der Freiheit 2006, S. 60.

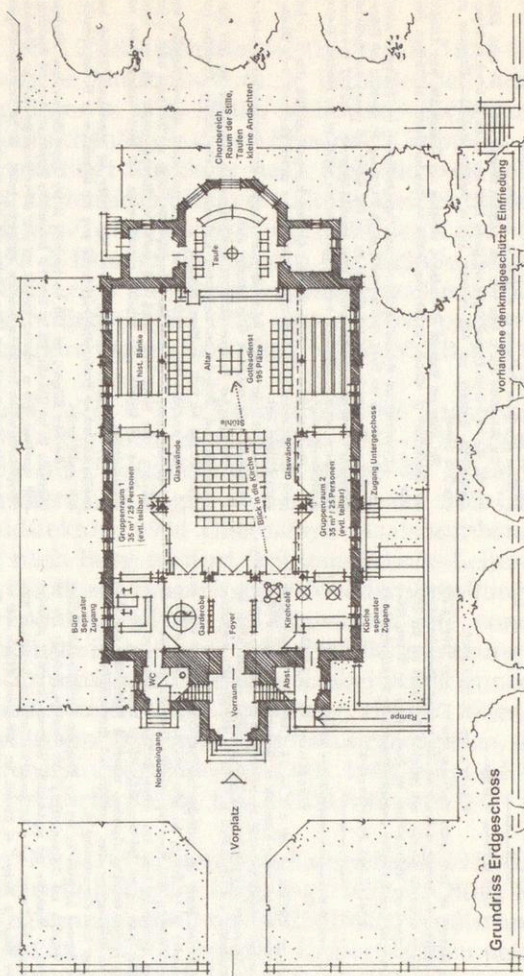


Abbildung 15: Für die Kirchengemeinde Witten-Annen entwickelte das Bauamt 2006 durch eine Machbarkeitsstudie Vorschläge zur intensiveren Nutzung der Erlöserkirche.

Lebensläufe der Bauamtsleiter

Karl Siebold, *18. 11. 1854 Schildesche (Bielefeld), 1874–80 Bauakademie Berlin / Technische Hochschule (u. a. bei Friedrich Adler), 1880–1882 Regierungsbauführer u. a. in Halle/Saale, 1883–86(?) Bauleitung Olympia-Museum (Griechenland) unter Friedrich Dörpfeld, Ausgrabungen, 1886 krankheitsbedingt Rückkehr nach Bielefeld, seit 1886 Mitarbeit in der im Aufbau befindlichen Bauverwaltung Bethel unter Friedrich von Bodelschwing bzw. dem ersten hauptamtlichen Leiter Hermann Held (seit 1887), 1891 2. Examen Technische Hochschule Berlin, Regierungsbaumeister, 1891 Leiter der Betheler Bauverwaltung (Nachfolge Held, seit 1902 „Bauamt Bethel“) bis 1923, danach Privatpraxis, 1906–1931 Leiter des Provinzialkirchlichen Bauamtes, † 13.7.1937 Bethel (Bielefeld)

Rudolf Borchers, * 21. 9. 1876 Köln, 1898–1906 Technische Hochschule Hannover, 1911 Regierungsbaumeister, 1914–1919 Tätigkeit bei der Reichseisenbahn in Elsass-Lothringen, später in Hannover, seit 1919 Regierung Münster (1919 Regierungs- und Baurat, 1921 Oberbaurat, 1942 Regierungsbaudirektor), 1944 Übernahme Staatshochbauamt I Münster bei Verlegung nach Burgsteinfurt (kommissarische Leitung?), 1945 nach Einstufung als „politisch unverdächtig“ Wiedereinstellung bei der Regierung Münster, Wahrnehmung der Dienstgeschäfte vom Ausweichsitz Warendorf aus, 1946 Ruhestand. 1931–1946 Beauftragung durch das Ev. Konsistorium für provinzialkirchliche Bauberatung, zunächst ehrenamtlich, seit 1936 nebenamtlich mit Vergütung, 1946–52 externer Mitarbeiter des landeskirchlichen Bauamtes (Entlastungsaufgaben, Betreuung der nördlichen Kirchenkreise), 1946 bis nach 1948 Mitglied des Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst, † 12.3.1954 Münster.

Adolf Schulz, * 13. 6. 1898 Hannover, Kriegsdienst 1916–1918, 1919–1922 Technische Hochschule Berlin, Dipl.-Ing., 1922/23 Büro Prof. Breslauer, Berlin, 1923 Regierungsbauführer, 1923–1925 Preußische Bau- und Finanzdirektion Berlin, 1925 2. Examen, Regierungsbaumeister, 1926–1927 Staatshochbauamt Dortmund (u. a. Bauleitung Polizeipräsidium Bochum), 1928–1929 Staatshochbauamt Kassel, 1930–1937 Leitung Staatshochbauamt Luckau/Niederlausitz (1933 Regierungsbaurat), 1937–1946 Leitung Staatshochbauamt Hagen, Kriegsdienst 1943–1945, seit 1. 7. 1946 Leitung des Bauamtes der EKvW, zunächst Hagen, ab 1956 Bielefeld (1. 1. 1947 Landeskirchenbaurat, 1951 Landeskirchenoberbaurat), als solcher 1946–1959 Mitglied des Amtes für Kirchbau und kirchliche Kunst, † 13. 10. 1959 Bielefeld.

Hans-Erwin Nau, * 28. 4. 1909 Milspe, [?]-1932 Technische Hochschule Karlsruhe, Dipl.-Ing., später Regierungsbauführer, 1936 2. Examen Berlin, Regierungsbaumeister, 1936–1937 Staatshochbauamt Northeim (Hannover), 1937–1945 Leitung Staatshochbauamt Bartenstein / Ostpreußen (1940 Regierungsbaurat), Kriegsdienst 1942–1945, 1946 Eintritt in das Bauamt der EKvW Hagen (1951 Landeskirchenbaurat), nach dem Tod von Adolf Schulz 1959 Leitung des Bauamtes bis 1974 (1960 Landeskirchenoberbaurat), † 18. 5. 1996 Bielefeld.

Horst Moldenhauer, * 23. 3. 1923 Berlin, 1942–1945 Kriegsdienst, 1946–1951 Technische Hochschule Berlin, Dipl.-Ing., 1950/51 Architekturbüro, danach technischer Sachbearbeiter beim Senat Berlin und Bezirksamt Wedding, 1954 Bauamt Freie Universität Berlin, 1955 Eintritt in das Bauamt der EKvW, 1973 Leitung des Bauamtes in der Nachfolge von Hans-Erwin Nau bis 1988 (1982 Landeskirchenbaudirektor), Sprecher der Bauamtsleiterkonferenz der EKD, Mitglied Arbeitsausschuss Deutscher Evangelischer Kirchbautag, † 14. 4. 1995 Bielefeld.

Reinhard Miermeister, * 1952 Bielefeld, 1973–1979 Technische Hochschule Aachen (u. a. bei Gottfried Böhm), Dipl.-Ing., 1979–1981 angestellter Architekt in freiem Architekturbüro, 1981–1987 selbständige Tätigkeit in Bürogemeinschaft in Aachen, 1987 Eintritt in das Bauamt der EKvW („Baureferat“ seit 1999), seit 1988 Leiter in der Nachfolge von Horst Moldenhauer (Landeskirchenbaudirektor 1991), Sprecher der Bauamtsleiterkonferenz der EKD, Mitglied Arbeitsausschuss / Präsidium Deutscher Evangelischer Kirchbautag, stellvertretender Vorsitzender.

Literatur und Quellen:

Literatur:

In den Anmerkungen ist die Literatur abgekürzt zitiert (Autor bzw. Kurztitel, Jahr)

Aleweld, Norbert: Arnold Güldenpfennig, in: Westfälische Lebensbilder, hg. im Auftrag der Historischen Kommission für Westfalen von Robert Stupperich, Bd. 15, Münster 1990, S. 221-242

Althöfer, Ulrich: Der Architekt Karl Siebold (1854–1937). Zur Geschichte des evangelischen Kirchenbaus in Westfalen (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 15), Bielefeld 1998

Benad, Matthias/Schmuhl, Hans Walter: Aufbruch in die Moderne. Der evangelische Kirchenkreis Bielefeld von 1817 bis 2006 (Schriften der Historischen Museen der Stadt Bielefeld, Band 22), Bielefeld 2006

Bauen in der Evangelischen Kirche von Westfalen, hg. von der EKvW, Bielefeld 2003

Borchers, Rudolf: Pflege der kirchlichen Gebäude und Anlagen. Vom Bauberater des Evangelischen Konsistoriums in Münster, Oberregierung und -baurat Borchers. Sonderdruck aus Kirchl. Amtsblatt 1936/37, Münster 1937

Brennecke, Hanns Christof: Zwischen Tradition und Moderne. Protestantischer Kirchenbau an der Wende zum 20. Jahrhundert, in: Der deutsche Protestantismus um 1900, hg. von Friedrich Wilhelm Graf und Hans Martin Müller (Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie, Band 9), Gütersloh 1996, S. 173-203

Bürgel, Rainer/Nohr, Andreas: Spuren hinterlassen. 25 Kirchbautage seit 1946, Hamburg 2005

Diaspora-Hilfe der Evangelischen Kirche von Westfalen. Bauten 1951. Im Auftrag des Diaspora-Ausschusses der EKvW hg. von Dr. phil. Martin Nebe, Essen o. J. [1952]

Evangelische Heimat. Kirchen in Westfalen. Hg. im Auftrag der EKvW von Gerhard E. Stoll, Fotos Reinhard Elbracht, Bildtexte Horst Moldenhauer, Bielefeld 1996

Evangelische Kirchen in Westfalen 1952–1962, hg. vom Landeskirchenamt der EKvW, Zusammenstellung und Text: Landeskirchenoberbaurat Hans Erwin Nau und Landeskirchenbaurat Horst Moldenhauer, Witten 1963

- Franzen, Werner: Gottesdienststätten im Wandel. Evangelischer Kirchenbau im Rheinland 1860–1914 (Schriften des Archivs der Evangelischen Kirche im Rheinland Nr. 24), 2 Bde., Düsseldorf 2004
- Hey, Bernd (Hg.): Kirchenleitung in Bielefeld. 50 Jahre Landeskirchenamt am Altstädter Kirchplatz (Schriften des Landeskirchlichen Archivs der EKvW Band 8), Bielefeld 2006
- Kaiser, Paul: Das sogenannte Eisenacher Regulativ von 1861: ein kirchenrechtliches Phantom, in: Geschichte des protestantischen Kirchenbaus. Festschrift für Peter Poscharsky zum 60. Geburtstag, hg. von Klaus Raschzok und Reiner Sörries, Erlangen 1994, S. 114–118
- Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, hg. vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2006
- Kirche und Kultur in der Gegenwart. Beiträge aus der evangelischen Kirche, im Auftrag des Kirchenamtes der EKD hg. von Helmut Donner, Hannover 1996
- Kirchen umbauen, neu nutzen, umwidmen. Hg. vom Landeskirchenamt der EKvW, Baureferat und Kommission für Kirchbau und kirchliche Kunst, Bielefeld, 1. Auflage 2001, 2. Auflage 2004
- Kirchenräume – Kunsträume. Hintergründe, Erfahrungsberichte, Praxisanleitungen für den Umgang mit zeitgenössischer Kunst in Kirchen. Ein Handbuch. Hg. vom Zentrum für Medien Kunst Kultur im Amt für Gemeindedienst der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, Kunstdienst der Ev. Kirche Berlin (Ästhetik – Theologie – Liturgik, Band 17), Münster 2002
- Kluge, Dorothea: Kurzinventarisierung der Kirchen u. Kapellen des 19. u. frühen 20. Jahrhunderts in Westfalen-Lippe, 1970–73, in: Westfalen, Heft 53, Münster 1975, S. 223–252, 1974–1976, in: Westfalen, Heft 56, Münster 1978, S. 260–300
- Nau, Hans-Erwin: Bauen im Raume der Westfälischen Kirche, in: Kirche im Aufbau. Aus 20 Jahren westfälischer Kirche, Witten 1969, S. 117–133
- Neuser, Wilhelm H.: Evangelische Kirchengeschichte Westfalens im Grundriß (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 22), Bielefeld 2002
- Räume des Glaubens – Räume der Freiheit. Kulturpolitische Leitlinien der Evangelischen Kirche von Westfalen. Hg. vom Landeskirchenamt der EKvW, Bielefeld 2004
- Seng, Eva-Maria: Kirchenbau zwischen Politik, Kunst und Liturgie. Theorie und Wirklichkeiten im evangelischen Kirchenbau des 19. Jahrhunderts, Tübingen, Berlin 1995

Werkzeuge des Glaubens. Handbuch der Inventarisierung in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft Inventarisierung in der EKD, Regensburg 2004

Quellen:

In den Anmerkungen sind die Quellen abgekürzt zitiert (Q 1 – Q 13)

Gedruckte Verhandlungen der Westfälischen Provinzialsynode
Kirchliches Amtsblatt

1. „Bauten und Zubehör“, Bd. I 1884–1898, Bestand 0.0, 43 a, Landeskirchliches Archiv der EKvW, Bielefeld
2. „Bauten und Zubehör“, Bd. II 1898–1908, Bestand 0.0, 43 a, Landeskirchliches Archiv der EKvW, Bielefeld
3. „Bauten und Zubehör“, 1926–1929, Bestand 0.0, 43 b, Landeskirchliches Archiv der EKvW, Bielefeld [enthalten Schriftverkehr zwischen Ev. Oberkirchenrat und Konsistorium betr. Kirchliche Aufsicht über Bau- und Ausstattungswesen, auch zur Einrichtung des provinzialkirchlichen Bauamtes]
4. „Provinzialkirchliches Bauamt in den verschiedenen Provinzen“, Bestand 7, 5818, Evangelisches Zentralarchiv, Berlin
5. „Provinzialkirchliches Bauamt in den verschiedenen Provinzen“, Bestand 7, 5819, Evangelisches Zentralarchiv, Berlin
6. „Provinzialkirchliches Bauamt 1938–1946“, A 8-02a Bd. II, Landeskirchliches Archiv der EKvW, Bielefeld [enthält auch frühere Schriftstücke, u. a. Gründungsmitteilung 1906, Jb. Siebold etc. ab 1928]
7. „Bauamt der EKvW in Hagen 1947–1959“, A 9-02a Bd. III, Landeskirchliches Archiv der EKvW, Bielefeld
8. Ordner „Baureferat der EKvW“, Baureferat der EKvW, Bielefeld [Sammlung von Fotos, Kopien, Listen, Notizen und kleineren Beiträgen zur Geschichte]
9. Ordner „Amt für Kirchbau und Kirchliche Kunst“, Baureferat der EKvW, Bielefeld [1948–1956, enthält Satzungsentwürfe, Schriftverkehr und Protokolle, unvollständig]
10. Ordner „Amt für Kirchbau und kirchliche Kunst“ [bzw. Nachfolgebezeichnungen], Baureferat der EKvW, Bielefeld [Protokolle, mehrere Ordner, ab 1957]
11. Ordner „Amt für Kirchbau und kirchliche Kunst“ [bzw. Nachfolgebezeichnungen], Baureferat der EKvW, Bielefeld [Schriftverkehr, mehrere Ordner ab 1959]

12. Personalakten:

- a) Adolf Schulz, b) Hans-Erwin Nau, c) Horst Moldenhauer, Landeskirchliches Archiv der EKvW, Bielefeld,
- d) Rudolf Borchers, Staatsarchiv Münster, Personalakten 763 (Mitteilung Dr. Johannes Burkardt)

13. Berichte für die Landessynode:

- a) 1988 (Horst Moldenhauer), b) 1992, c) 1996, d) 2000, e) 2004 (Reinhard Miermeister)

Fotonachweise:

Abb. 1, Stadtarchiv Bielefeld; Abb. 2, Althöfer; Abb. 3, aus: Karl Siebold, ein großer Baumeister Niedersachsens, 1941; Abb. 4, Staatsarchiv Münster; Abb. 5, Landeskirchliches Archiv der EKvW; Abb. 6, Baureferat; Abb. 7, Privatbesitz Girkon; Abb. 8-12, Baureferat; Abb. 13, Baureferat, Miermeister; Abb. 14, Ortmeier; Abb. 15, Baureferat, Berner; Abb. 16, Kirchliches Amtsblatt (1906).

Dietrich Kluge

Tag der Westfälischen Kirchengeschichte 2006

Das Ruhrgebiet ist unbestreitbar einer der wichtigsten Wirtschafts- und Kulturräume Deutschlands, auch nach dem Niedergang des Bergbaus, und in seiner Klammerfunktion zwischen Rheinland und Westfalen sozusagen eine geographische Schnittmenge mit weiter Ausstrahlung in die benachbarten Regionen und mit einem großen Schatz historischer Erinnerungen, die der Bewahrung und wissenschaftlichen Erschließung harren. Auf kirchengeschichtlichem Gebiet sind es sogar drei verschiedene Vereine, die sich um diese Region bemühen: der Verein für Westfälische Kirchengeschichte, der Verein für Rheinische Kirchengeschichte und der Verein zur Erforschung der Kirchen- und Religionsgeschichte des Ruhrgebiets. Was liegt näher als der Gedanke, einmal in gemeinsamer Verantwortung dieser Vereine eine kirchengeschichtliche Tagung im Ruhrgebiet durchzuführen? Gleichwohl bedurfte es einer jahrelangen Anlaufzeit, bis dieser Gedanke am 15./16. September 2006 im Bochumer „Haus der Geschichte des Ruhrgebiets“ verwirklicht wurde.

Nach einem morgendlichen Empfang durch die Erste Bürgermeisterin Schäfer für die Vereinsvorstände im Rathaus der Stadt und nach Vorstandssitzungen versammelte sich eine erfreulich große Zahl von Vereinsmitgliedern und Freunden der Kirchengeschichte am Nachmittag des 15. September 2006 im Tagungsgebäude, das wegen seiner Funktion als Sitz der Stiftung „Bibliothek des Ruhrgebiets“ und des Instituts für Sozialbewegungen sowie als Zentrum der historischen Ruhrgebietsforschung mit ihren verschiedenen Projekten für diese Tagung prädestiniert war. Das Einladungsschreiben trug zwar noch den traditionellen Titel „Tag der Westfälischen Kirchengeschichte“; tatsächlich handelte es sich aber um einen „Tag der Kirchengeschichte des Ruhrgebiets“, worauf der westfälische Vereinsvorsitzende, Kirchenarchivdirektor Prof. Dr. Bernd Hey, in seiner Begrüßungsansprache ausdrücklich hinwies. Er gab seiner Freude darüber Ausdruck, dass es zum ersten Male in der über hundertjährigen Vereinsgeschichte zu dieser Form der Zusammenarbeit gekommen sei. Sowohl Prof. Hey als auch der Hausherr Prof. Tenfelde in seinem nachfolgenden Grußwort würdigten die Stadt Bochum als be-

sonders geeigneten Ort für eine derartige kirchengeschichtliche Tagung, vor allem wegen des einschlägigen Lehrstuhls an der Bochumer Ruhr-Universität, wegen der Lehr- und Forschungstätigkeit der Professoren Günter Brakelmann und Traugott Jähnichen, wegen des langjährigen Wirkens von Wolfgang Werbeck, des früheren Superintendenten und jetzigen Ehrenmitglieds des westfälischen Vereins, und wegen der im gastgebenden Hause konzentrierten Institutionen. Nach weiteren Grußworten von Vertretern der veranstaltenden Vereine begann das Vortragsprogramm, bei dessen inhaltlicher Wiedergabe der Chronist sich kürzer fassen kann, weil eine Veröffentlichung aller Vorträge in einem gemeinsam herauszugebenden Sonderband geplant ist („Evangelische Kirche an Ruhr und Saar. Beiträge zur rheinischen und westfälischen Kirchengeschichte“, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2007).

Das Vortragsprogramm gliederte sich in drei Blöcke von je zwei Vorträgen: Gemeindegründungen im Zeitalter der Industrialisierung, theologische Strömungen im rheinischen und westfälischen Teil des Ruhrgebiets und Bekennende Kirche im Ruhrgebiet. Der erste Vortragsblock wurde eröffnet durch ein Referat des Historikers und Archivars Dr. Jens Murken aus Bielefeld zum Thema „Ruhrbergbau und Kirchengemeindegründungen in Westfalen“. Der Referent begann mit grundsätzlichen Ausführungen zum Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Bergbaus im Ruhrgebiet und der Gründung evangelischer Gemeinden und exemplifizierte diese Ausführungen sodann am Beispiel einzelner Städte und Kirchengemeinden. Zur Neugründung von evangelischen Gemeinden kam es sowohl infolge der starken Einwanderung im Zuge der Industrialisierung als auch infolge der fortdauernden Binnenwanderung von Süden nach Norden im Gefolge des Bergbaus. Gelegentliche Seitenblicke auf die Parallelentwicklung im katholischen Bereich und auf die Eigenarten der polnischen Zuwanderer wurden in der nachfolgenden Diskussion noch verstärkt. Der Referent schloss seinen Vortrag mit einem kurzen Ausblick auf den gegenwärtigen Strukturprozess und die damit einhergehende Auflösung und Fusion von Gemeinden. Hierzu hatte er schon eingangs bemerkt, das Ruhrgebiet habe eine langjährige Erfahrung mit wiederkehrenden Umbruchsituationen; der Mangel an Tradition werde durch eine gesteigerte Bereitschaft zu Reformen ausgeglichen.

Der folgende Vortrag von Privatdozent Dr. Joachim Conrad aus Püttlingen befasste sich mit „Gemeindegründungen im Saarland“, genauer gesagt: im Kirchenkreis Saarbrücken, und bot damit Gelegenheit zur Entdeckung von Parallelen und Unterschieden zur Entwicklung im Ruhrgebiet. Der alte Kirchenkreis Saarbrücken, dessen Karte eingangs an alle Zuhörer verteilt wurde, umfasste praktisch das gesamte heutige

Saarland. Im Süden lagen ehemals nassauische Gemeinden vorreformatischer Gründung, im Norden riesige Flächengemeinden in Gebieten, die bis zur preußischen Zeit katholisch gewesen waren. Im Zuge der Industrialisierung und der damit verbundenen rasanten Bevölkerungsentwicklung geriet auch die evangelische Kirche im Saarland in Handlungszwang. Die bereits bestehenden Kirchengemeinden versuchten zunächst, den gestiegenen Bedarf durch die Gründung von Vikariaten und Filialgemeinden zu decken; Hauptgrund für die Opposition gegen die Neugründung von selbständigen Pfarreien war die damalige Pfarrbesoldung. Erst in einer zweiten Phase kam es zur Gründung neuer Gemeinden, großzügig gefördert durch den Gustav-Adolf-Verein. Parallel dazu wurden auch die alten Gemeinden mit neuen Kirchen und Pfarrhäusern ausgestattet. Schließlich wurde der Kirchenkreis geteilt, zunächst in zwei, 1966 dann in drei selbständige Kirchenkreise. Die jetzige Strukturreform kehrt teilweise zu den alten Strukturen zurück, d. h. die früheren Filialgründungen werden wieder rückgängig gemacht, während die im 19. Jahrhundert neugegründeten Gemeinden in der Regel bestehen bleiben. Auf Grund der Visitationsberichte als Quellen gab der Referent sowohl in seinem Vortrag als auch in der nachfolgenden Diskussion Einblicke in das innere Leben der neuen Gemeinden: Die zugezogenen Fremden erreichten niemals dieselbe Bindung an die Kirche wie die bäuerlichen Alteinwohner. Es blieb bei „liebenswürdiger Distanz“. Die neuen Arbeitervereine bildeten zudem eine gewisse Gegenstruktur zur eigentlichen Kirche; vom Presbyterium ließ man sich nichts sagen. Die Klagen über abnehmenden Gottesdienst- und Abendmahlsbesuch kehren immer wieder, obwohl die Gemeinden zunächst ständig wuchsen. So etwas wie eine „Erweckungsbewegung“ hat es in diesen Gemeinden niemals gegeben.

Eine gute Ergänzung zum ersten Vortragsblock war der abendliche Lichtbildervortrag des langjährigen Leiters der Evangelischen Stadtakademie Bochum Dr. Manfred Keller zum Thema „Konzeptionelle Entwicklungen des Kirchenbaus im Ruhrgebiet seit der Industrialisierung“. Im fraglichen Zeitraum entstanden im Ruhrgebiet in zwei großen Bauperioden (1850–1935 und 1950–1980) etwa 800 Kirchen. Der Referent, nach eigenen Worten selbst kein Fachmann auf dem Gebiet des Kirchenbaus, sondern ein „bekennender Dilettant“, bewies in seinem Vortrag große Sachkunde und Detailkenntnis, dargelegt an zahlreichen Beispielen aus den verschiedenen Architekturepochen. Neben den aufeinander folgenden Architekturstilen von der Zeit des Historismus bis zu den modernen Kirchen der Nachkriegszeit galt das Augenmerk des Referenten auch den zu Grunde liegenden Konzepten von Gemeinde und Kirche bis zu den Strukturveränderungen der Volkskirche in der unmittelbaren Ge-

genwart. Am Ende des Vortrags und in der Diskussion wurde auch die Frage nach dem Schicksal überflüssig gewordener Kirchenbauten gestellt: Einige Kirchen sollen abgerissen werden; andere werden umgewidmet und einer neuen Verwendung zugeführt. Die Weitergabe an jüdische Gemeinden wird offiziell gebilligt, führt aber im aktuellen Einzelfall (Paul-Gerhardt-Gemeinde in Bielefeld) zu heftigen Auseinandersetzungen. Die Weiterverwendung als moslemisches Gotteshaus ist (noch) tabu.

Die Morgenandacht am 16. September 2006 fand unter Leitung von Sup. Fred Sobiech in der Christuskirche statt. Anschließend bestand Gelegenheit, dieses einzigartige Bauwerk unter Führung von Pfarrer Thomas Wessel zu besichtigen; das besondere Augenmerk der Teilnehmer galt dabei dem vom Kirchenschiff abgesetzten Turm des Vorgängerbaus und seiner Eingangshalle. Bei seiner Errichtung in den Jahren 1877–1879 überragte dieser Turm – sicher nicht zufällig – die benachbarten riesigen Schornsteine des „Bochumer Vereins“, des zweitgrößten Stahlwerks im Reich. In seiner Eingangshalle wurden gleich vier Reichsadler montiert, und typisch für die damalige obrigkeitsfromme Einstellung war auch die Erklärung des Gemeindepfarrers bei der Einweihungsfeier im Mai 1879, „dass, wenn der Ruf der Glocken dem Vaterland Gefahr verkünde, ein jeder bereit sei, für König und Vaterland seine Pflicht zu thun“. Während des 1. Weltkriegs bezahlten 1358 Gemeindeglieder diese Bereitschaft mit ihrem Leben. Sieben Jahre nach Kriegsende, im Juli 1925, rief das Presbyterium dazu auf, für diejenigen, die „ihr Blut für uns vergossen haben“, eine „Heldenehrung“ zu schaffen. Die Eingangshalle des Kirchturms wurde kurzerhand zur „Heldengedenkhalle“ erklärt und flächendeckend mit einem Mosaik aus den Namen der 1358 gefallenen Gemeindeglieder und einer Liste der 28 „Feindstaaten“ des 1. Weltkriegs ausgekleidet. Der Einweihungsgottesdienst im März 1931 stand unter dem Motto „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein“. Nur eine Minderheit, darunter Pfarrer Hans Ehrenberg, protestierte gegen diese Vereinnahmung Gottes für die sog. „nationalen“ Ideen und Ziele. Die Auseinandersetzungen des späteren Kirchenkampfes deuteten sich hier schon an. Beim ersten großen Bombenangriff auf Bochum im Mai 1943 brannte die Christuskirche bis auf die Außenmauern ab; nur der Turm mit seiner Eingangshalle blieb erhalten. Die im September 1959 eingeweihte neue Christuskirche ist im Gegensatz zum Turm vollkommen bilderlos und von beeindruckender Schlichtheit. Seit der Umwidmung im Jahre 2000 dient die Christuskirche als bundesweit erste „Kirche der Kulturen“ nicht mehr als christliche Gemeindekirche, sondern konfessionsübergreifend als Veranstaltungsort für religiöse Feiern, Konzerte, Lesungen, Ausstellungen und Podien der heutigen „transkulturellen“ Stadt. Ebenfalls

seit 2000 wird hier der „Hans-Ehrenberg-Preis“ verliehen, mit dem zur Erinnerung an den jüdisch-christlichen Theologen, Philosophen und führenden Kopf des kirchlichen Widerstands Hans Ehrenberg (1883–1958) Einzelpersönlichkeiten oder Initiativen ausgezeichnet werden, die in politischen, kirchlichen oder wissenschaftlichen Kontroversen protestantische Positionen öffentlich vertreten.

Der zweite Vortragsblock begann mit einem Referat von Prof. Dr. Christian Peters, dem neuen Direktor des Instituts für Westfälische Kirchengeschichte in Münster, über „Pietismus in Essen und Dortmund“. Der Referent wies eingangs auf die Vernachlässigung des westfälischen Pietismus in der bisherigen Forschung und das Fehlen einer Gesamtdarstellung hin und kündigte an, dass er zusammen mit Staatsarchivrat Dr. Johannes Burkardt versuchen wolle, diese Lücke zu schließen. Er wandte sich dann den Städten Essen und Dortmund zu, die sich im Laufe seiner Ausführungen als durchaus lohnendes Studienobjekt erwiesen. Im Mittelpunkt des Essener Vortragsteils standen die Person des dortigen Pfarrers Johann Mercker (1659–1728) und dessen kirchenkritische Thesen über das allgemeine Priestertum aller Gläubigen und die Schädlichkeit der Akademien und Zeremonien für die wahre Gottseligkeit. In Dortmund war das Aufkommen des Pietismus aufs engste verbunden mit der Geschichte des dortigen Archigymnasiums und seiner Rektoren Johann Christoph Nungesser (um 1650–1700), Johann Kaspar Barop (1663–1708) und Johann Georg Joch (1677–1731). In beiden Städten war Spener durch eine rege Korrespondenz mit den führenden Köpfen, durch Stellungnahmen und Gutachten an der Entwicklung des Pietismus vielfach beteiligt. In der dem Vortrag folgenden Diskussion wurden einige Fragen in Bezug auf das Konventikelwesen vertieft (Verhältnis zur weltlichen Obrigkeit, soziale Zusammensetzung der Konventikel und Beziehungen zum Ausland, insbesondere zu den Niederlanden).

Die Städte Essen und Dortmund waren auch Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen von Dr. Norbert Friedrich und Prof. Dr. Traugott Jähnichen über den Kulturprotestantismus im Ruhrgebiet. Dr. Friedrich begann mit allgemeinen Ausführungen zu beiden Städten und deren Unterschieden, konzentrierte sich dann aber auf die Verhältnisse in Essen. Im Mittelpunkt des Vortrags von Prof. Jähnichen standen das Leben und Wirken des umstrittenen Dortmunder Pfarrers Gottfried Christoph Traub (1869–1956) und die Entwicklung des liberalen Protestantismus im Ruhrgebiet bis zum Beginn des Dritten Reiches. Der Vortrag mündete in der Zusammenfassung, dass es der Kirche immer weniger gelungen sei, bürgerliche Emanzipationsbestrebungen, zu denen man vielleicht auch die Pietisten zählen könnte, in die Amtskirche zu integrieren. Die-

ses Resümee wurde in der Diskussion noch in einigen Detailfragen vertieft.

Auch der dritte Vortragsblock zur Bekennenden Kirche im Ruhrgebiet führte die Zuhörer wieder in die Städte Dortmund und Essen. Prof. Dr. Jürgen Kampmann, Tübingen, sprach über die gemeinsame Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode und der Rheinischen Freien Synode in Dortmund am 29./30. April 1934. Dies wichtige Treffen aus der Vorgeschichte der berühmten Barmer Bekenntnissynode vom 29.–31. Mai 1934 ist bisher wenig beachtet worden; eine wissenschaftliche Edition der Quellen gibt es noch nicht. Prof. Kampmann schilderte die Vorgeschichte, die Vorbereitung, den Verlauf und den theologischen Ertrag der Synode und stellte am Ende die wichtigsten Thesen der vom späteren rheinischen Präses Lic. Dr. Joachim Beckmann verfassten und 1934 in Essen erschienenen „Handreichung zur Abwehr gegenwärtiger Irrlehren in der evangelischen Kirche“ vor. Mitten in das praktische Leben der Bekennenden Kirche zwischen formaler Legalität und offenem Widerstand führte der Vortrag von Prof. Dr. Günther van Norden, Bonn, über „Die Jugendarbeit der Bekennenden Kirche in Essen“ unter Leitung des dortigen Jugendpfarrers Wilhelm Busch (1897–1966). In der anschließenden lebhaften Diskussion meldeten sich auch Zeitzeugen zu Wort, die Wilhelm Buschs charismatische Persönlichkeit und seine Art, Konflikte mit der brutalen Staatsmacht durchzustehen und deren Verbote durch scheinbare Legalität zu unterlaufen, noch persönlich kennen gelernt hatten.

Aus praktischen Gründen endete das Tagungsprogramm diesmal nicht mit einer Besichtigung oder Exkursion. Die Mitgliederversammlung am 16. September 2006 billigte den Vorschlag des Vorstands, die nächste Jahrestagung aus Anlass des 50-jährigen Jubiläums der Drensteinfurter Martinskirche am 21./22. September 2007 in Drensteinfurt stattfinden zu lassen.

Buchbesprechungen

Hannalore Reuter, Historische Orgeln in Westfalen-Lippe. Reisewege (Kulturlandschaft Westfalen, Band 8), Ardey-Verlag, Münster 2006, 384 S., zahlreiche SW-Abb., Karten

In Westfalen und Lippe besteht eine große Vielfalt historischer Orgeln. Genauer gesagt, es gibt unter den älteren Instrumenten wohl keines, das völlig im ursprünglichen Bestand erhalten ist. Zu vielen Veränderungen waren Orgeln als „lebendige Organismen“ im Laufe der Zeit unterworfen. Historische Substanz hat sich in unterschiedlicher Weise erhalten: sei es ein altes Gehäuse, hinter dem sich ein neues Instrument befindet, sei es ein historischer Pfeifenbestand in einem neuen Gehäuse. In einigen Fällen ist beides mehr oder weniger umfangreich überkommen.

Den Bestand historischer Orgeln in Westfalen etwa bis ins frühere 19. Jahrhundert hinein erforscht und publiziert, die Orgelwissenschaftliche Forschungsstelle an der WWU Münster begründet und eine systematische Orgeldenkmalpflege bereits seit den 1950er und 1960er Jahren betrieben zu haben, ist das Verdienst von Prof. Rudolf Reuter († 1983). Während das Augenmerk zunächst insbesondere der Barockzeit galt, hat sich das Interesse der Forschung und der Orgeldenkmalpflege inzwischen zeitlich weit bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhundert ausgeweitet. Andererseits, erst vor wenigen Jahren entdeckte man im Zuge einer Restaurierung der Orgel der evangelischen St. Andreas-Kirche zu Soest-Ostönnen, dass namhafte Teile von Gehäuse, Windlade und Pfeifenbestand aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen. Diese westfälische Orgel gehört somit zu den ältesten spielbaren der Welt.

Die Münsteraner Musikwissenschaftlerin Hannalore Reuter fasst nun – letztlich als Fortsetzung des Werkes ihres Mannes – den aktuellen Stand in diesem handlichen Buch zusammen. Es enthält Informationen zu über 600 Orgeln. Dabei ist „historisch“ in dem eben beschriebenen Sinne zu verstehen: die Bandbreite der aufgeführten Instrumente reicht von denjenigen mit dem ältesten überkommenen Bestand (Soest-Ostönnen oder Schmollenberg-Wormbach aus dem 15. Jahrhundert) bis zu Orgeln aus der Zeit um 1940 (Hamm, Lutherkirche). Es ist quasi ein Inventar, eine aktuelle Bestandsaufnahme, jeweils mit kurzem Text, vielfach mit (aktueller) Disposition und (in der Regel) aktuellem Foto. Dabei sind die Informationen äußerst komprimiert, so dass der Charakter als Reisehandbuch, wie im Titel und im Anspruch der Reihe deutlich, erhalten bleibt. Dies bedingt den konsequenten Verzicht auf einzelne Quellenangaben. Informationen zu Orgeln und ihrer Geschichte in Westfalen, zu Orgelbauern, Literatur etc. runden das Buch ab, sowie Vorschläge für Reiserouten. Beigegeben ist schließlich eine CD mit 24 Einspielungen auf historischen westfälischen Orgeln, insbesondere der Barockzeit.

Hannalore Reuters Buch stellt das aktuellste und umfassendste Kompendium zu historischen Orgeln in Westfalen und Lippe dar. Dabei ist es ausgesprochen handhabbar. Etwas Vergleichbares gibt es nicht. Allein dadurch kommt dieser Veröffentlichung ein unschätzbare Wert zu. Überzeugend ist auch, als zeitliche Begrenzung die Zeit um 1940 zu wählen: „In den Jahren zwischen 1939 und 1945 ist soviel wertvolles Kulturgut, sind also auch so viele alte Orgeln zerstört worden, dass man durchaus von da an mit einer Art neuer ‚Zeitrechnung‘ für die Orgelgeschichte beginnen kann.“ (S. 7) Insbesondere die seit dem späteren 19. Jahrhundert entstandenen Orgeln waren lange Zeit „Stiefkinder“. Die Qualitäten etwa einer Sauer-Orgel in der evangelischen Kirche zu Dortmund-Dorstfeld (1905) werden jedoch heute weithin geschätzt.

Bei der ungeheuren und oft mühsamen Arbeit, die einzelnen Berichte zusammenzustellen und letztlich auch so angenehm kurz zu halten, können sich durchaus kleinere Ungenauigkeiten eingeschlichen haben. Beispielsweise stammt die Orgel in Oerlinghausen als Stiftung der Gräfin Amalie zur Lippe aus dem Jahr 1688 (und nicht von 1668, S. 253)

Nicht völlig überzeugend indes ist der Anspruch der Reihe auf eine Art „gehobenen“ Kulturreiseführer, der sich etwa in den Tourenvorschlägen darstellt, mal zu „romantischen Orgeln im Ruhrgebiet“ (als Schwerpunkt allerdings eine echte Entdeckung), mal als Fahrradtour durchs Münsterland (etwas beliebig).

Vielleicht wäre es passend gewesen, in der Einführung zu „Orgeln und ihre Geschichte in Westfalen“ (S. 9-12) jeweils noch einige charakteristische Orgeln aus den entsprechenden Zeiten zu nennen – beispielsweise, welche „wertvolle[n] Orgeldenkmal[e]r aus dem 16. und 17. Jahrhundert“ noch existieren, in exemplarischer Auswahl. Genannt werden Orgeln des 16. Jahrhunderts in Bochum oder Münster (St. Lamberti), die jedoch seit langem schon nicht mehr bestehen. Ähnliches gilt für die zahlreichen Orgeln des frühen 20. Jahrhunderts (S. 11 f.), von denen einige herausragende Werke schon an dieser Stelle hätten Erwähnung finden können – zur besseren Orientierung und zur Schaffung des Bewusstseins, dass eben auch diese zu den „historischen“ Orgeln gehören.

Weder der Klappentext noch das Foto des Umschlages (Obermarsberg, 1707) verweisen darauf, wie reich sich die „historische“ westfälische Orgellandschaft gerade auch des 19. und frühen 20. Jahrhundert in diesem Buch darstellt. Deutlich wird dies nicht zuletzt in Hannalore Reuters Liste der Orgelbauer(familien) auf S. 368-372.

Die CD ist eine schöne Beigabe. Allerdings: leider spiegelt auch sie die zeitliche Gewichtung des Orgelbestandes keinesfalls. Hier waren vermutlich die bestehenden Aufnahmen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (als Herausgeber der Reihe) mit Rudolf Reuter der Grund, den Schwerpunkt auf barocke Orgeln zu legen. Nur zwei Orgeln des 19. Jahrhunderts sind präsent. Eigentlich ist es unverständlich, dass weder die Ostönnener Orgel noch eine

große Orgel des 20. Jahrhunderts – etwa diejenige in der Bielefelder Oetker-Halle (1930) – zu hören sind.

Insgesamt ist es eine ausgesprochen verdienstvolle, sehr empfehlenswerte Veröffentlichung, die alle Orgelbegeisterten dankbar aufnehmen dürfen. Es ist zu hoffen, dass sie anregt, die reiche Landschaft „historischer Orgeln“ kennen und schätzen zu lernen, insbesondere auch die Instrumente der jüngeren Zeit.

Ulrich Althöfer

Johannes Burkardt/Hildegard Gantner-Schlee/Michael Knieriem (Hg.), Dem rechten Glauben auf der Spur. Eine Bildungsreise durch das Elsaß, die Niederlande, Böhmen und Deutschland. Das Reisetagebuch des Hieronymus Annoni von 1736, Theologischer Verlag, Zürich 2006, 342 S.

Der Schreiber des Tagebuchs einer Bildungsreise der beiden Studenten Hans Ulrich Hegner aus Winterthur und Bernhardin Im Thurn aus Schaffhausen ist der Basler Pietist und Pfarrer Hieronymus Annoni (1697–1770). Eine Historikerin aus Basel und zwei Historiker aus Bad Berleburg/Münster und Wuppertal haben sich die Mühe der Edition geteilt, weil das Reisetagebuch Regionen berührt, mit denen sie verbunden sind. Faktisch kommt man durch den Bericht weit in Mitteleuropa herum und schon darin liegt einer seiner Reize. Eine Landkarte ist ebenso beigegeben wie eingehende Personen- und Ortsregister. Um der Lesbarkeit willen wurden alte Wortformen modernisiert, was wissenschaftlich allerdings seinen Preis kostet; bei Ortsnamen wird die alte Schreibung immerhin in eckiger Klammer geboten. Gelegentlich drängen sich Zweifel an der Korrektheit der Lesung auf. Der erklärende Apparat ist einigermaßen intensiv. Die Herausgeber sind der Meinung, das Tagebuch sei nachträglich verfasst worden, was bei der Fülle der Details und der Länge des Zeitraums aber doch unwahrscheinlich erscheint. Zumindest vorläufige aktuelle Notizen muss es gegeben haben, die Handschriftenproben sehen wie eine Reinschrift aus.

Der Zweck der Reise war zum einen Sightseeing, das aber über Kunst und Bauwerke hinaus auch sonst Interessantes wahrnahm wie eine Hinrichtung, Auswanderer, die betriebenen Gewerbe oder Versteinerungen, und zum andern Kontakte mit religiös Gleichgesinnten, also Reformierten und Pietisten, was aber nicht immer zusammenfallen musste und dann auch in der Differenz bemerkt wurde. Gesprächsthemen wie die Prädestinationslehre dürften bezeichnend gewesen sein. Interessehalber werden auch Gottesdienste der Mennoniten, Remonstranten und die freilich etwas papistisch anmutenden der Lutheraner aufgesucht. Die Erklärungstiefe des Berichts hält sich in Grenzen, aber durch die Fülle der Begegnungen kam dann doch eine repräsentative Aufnahme des damaligen Pietismus zustande. Zur Lebenserfahrung beitragende Verse wurden aufmerksam notiert, wo sie ins Auge fielen.

Die Reise (vom 16. April bis 13. Oktober) hielt sich bis in die Niederlande zunächst meist linksrheinisch, sieht man von der Universitätsstadt Heidelberg und der Residenz Mannheim ab. Köln beeindruckte mit seinen Altertümern. In Düsseldorf wird das Ecce Homo-Gemälde von Domenico Feti registriert, das schon Zinzendorf beeindruckt hatte. In Duisburg stieß man auf den aus Bern weggegangenen Pietisten Nikolaus Tscheer und mit ihm gelangte man in Mülheim zu dem in seine Mystik versunkenen Tersteegen. In Utrecht traf man den Sohn des radikalen Pietisten Johann Henrich Reiz. Im vielfältigen religiösen Leben Amsterdams wurde man auf die Aktivitäten Zinzendorfs aufmerksam. In Rijnsburg stieß man auf die Spuren Poirets und der Madame Guyon. Die Rückkehr nach Deutschland erfolgte über Antwerpen und Löwen nach Aachen. In Frankfurt diente bezeichnenderweise der Buchhändler und Separatist Andreas Groß auch dieser Reisegesellschaft als Relaisstation für Kontakte mit weiteren Frommen. Auf der Ronneburg wurde der dort im Exil lebende Zinzendorf besucht – er hat später einen Brief an Annoni nach Leipzig nachgesandt – und in Himbach erlebte man eine der prophetischen Aussprachen von Johann Friedrich Rock. Von Berührungsängsten mit den Inspirierten ist nichts zu spüren. Annoni war mit ihnen schon durch eine vorausgegangene Reise bekannt geworden. Auch auf den weiteren Stationen Gießen, Marburg, Kassel, Eisenach, Gotha, Erfurt, Jena kann der Beobachter an interessanten Begegnungen und Beobachtungen teilnehmen. In Halle wandte man sich zuerst an die dortigen Reformierten, traf dann aber auch den Württemberger Oetinger und besuchte natürlich das Waisenhaus, sodann den streitbaren Joachim Lange und den etwas ambivalent beurteilten Gotthilf August Francke sowie den Leiter des Institutum Judaicum Callenberg. Das glanzvolle Dresden wurde gebührend gewürdigt, ehe die Reisegesellschaft in Herrnhut ankam und dort am Leben der Brüdergemeine teilnahm. Die Rückreise erfolgte über Prag, Regensburg und Augsburg, wo der Senior Samuel Urlsperger mit seinen weitreichenden Kontakten aufgesucht wurde. Bei der Rückkehr in Basel wurde erst noch der Kutscher von der Wache verprügelt. Der Berichterstatter hält fest: „Dies war der erste Gruß von meiner Vaterstadt, / Die mich schon oft und viel gehechelt und misshandelt hat.“ Er schließt aber mit einem geistlichen Dankgedicht. Als Faksimile ist noch Annonis gedrucktes *Hochwacht-Lied* (wann entstanden?) beigegeben, in dem er fürbittend der ihm bekannten Zions-Kinder nah und fern gedenkt. In der Tat ist auch das Reisetagebuch ein eindrückliches und anschauliches ökumenisches Dokument.

Angefügt ist das Kassenbuch der Reise mit manchen anschaulichen Angaben. Allerdings scheint mir das Kürzel *pr* fälschlich mit *per* aufgelöst zu sein. Es muss *pro* heißen. Ausgaben tätigt man *für* etwas.

Martin Brecht

Wilhelm Hüffmeier/Christa Stache, *Jebensstraße 3. Ein Erinnerungsbuch*, Union Evangelischer Kirchen in der EKD, Berlin 2006, 160 S. mit vielen Bildern und Karten (s/w)

und
Bernd Hey (Hg.), *Kirchenleitung in Bielefeld. 50 Jahre Landeskirchenamt am Altstädter Kirchplatz* (Schriften des Landeskirchlichen Archivs 8), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2006, 80 S. mit vielen Bildern und Karten (s/w).

„Wenn Steine sprechen könnten“ – das ist ein vielfach geäußerter Wunsch. Wer dies sagt, übersieht: Steine können sprechen. Man muss sie nur hören können.

Die zwei im Folgenden anzuzeigenden Bücher zeigen, wie auf Steine gehört wurde. Natürlich nicht nur auf Steine, sondern auch auf die Menschen, die damit verbunden waren und sind. Sie haben die von den Steinen markierten Räume wahrgenommen und gestaltet.

Mit der „Jebensstraße 3“ beschäftigen sich Wilhelm Hüffmeier und Christa Stache, also mit dem Gebäude, in dem seit 1912 Kirchenpolitik gemacht wurde, zunächst als Sitz des Oberkirchenrats der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union, dann als Sitz der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche der Union (EKU), schließlich der Union Evangelischer Kirchen (UEK).

Der „Altstädter Kirchplatz“ 5 in Bielefeld, das Gebäude, in dem die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Westfalen (EKvW) 1956 ihren Ort fand, ist Thema der von Bernd Hey präsentierten Beiträge.

Weil die westfälische Landeskirche aus der westfälischen Kirchenprovinz der altpreußischen Kirche heraus entstand, gehören beide Bände sachlich zusammen und bereichern das Bild vom Geschehenen auch durch ihre unterschiedliche Perspektive.

Wilhelm Hüffmeiers Vorwort als damaliger Präsident der Kirchenkanzlei in der Jebensstraße verweist auf die Atmosphäre, die das Haus in den verschiedenen Phasen seiner Geschichte gehabt hat, für die es „so etwas wie ein Spiegel neuerer Kirchengeschichte“ (S. 6) gewesen ist. Ein wenig Wehmut klingt auch mit, wenn es nun darum geht, mit diesem Rückblick einen Abschied zu markieren, der durch den Umzug einer (verkleinerten) Amtsstelle der UEK in das Hannoveraner Kirchenamt der EKD bedingt ist. Doch steht alles unter dem Dibelius-Zitat auf S. 69, das prägnant formuliert: „In allem Wandel der Zeit ist es Christenpflicht, dankbar für das zu sein, was in der Vergangenheit bedeutend war. Und zu diesem Bedeutenden gehört in der Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands [sic] nicht zuletzt die Arbeit des Evangelischen Oberkirchenrats.“

Christa Stache, Leiterin des Evangelischen Zentralarchivs, schlägt einen souveränen Bogen vom Jahr 1908, dem Beginn der Planungen, bis zum Jahr 2006, dem Jahr des Abschieds (S. 9-69). Unterstützt durch eine Vielzahl von Karten und s/w-Bildern zeigt sie nicht nur auf, wie das Gebäude geplant, errichtet, benutzt und verändert wurde, sondern auch, wie dies in Beziehung

zur Geschichte der altpreußischen Landeskirche bzw. der auf sie folgenden EKV stand. Handelnde Personen wie Hermann Kapler, Otto Dibelius, Oskar Söhngen und viele andere (darunter nicht zuletzt Wilhelm Hüffmeier) werden in dieses Koordinatensystem eingebaut, ohne dass das Gebäude darüber aus dem Blick verloren würde. Vielmehr gilt auch für die Darstellung in diesem Buch das, was Präses Gerhardt Brand zum 75-jährigen Jubiläum des Dienstgebäudes Jebensstraße 3 so formulierte: „Ein kirchliches Dienstgebäude ist mehr, als eine Menge von Sitzungs- und Büroräumen, mehr auch als die Mitarbeiter, die in diesen Räumen ihre Arbeit tun. Was ein kirchliches Dienstgebäude ausmacht, ist die Sache, die in diesem Haus und von diesen Menschen betrieben wird“ (S. 59).

Der zweite Hauptteil des Buches besteht aus einer Sammlung von kurzen Erinnerungsstücken verschiedenster Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den unterschiedlichen Phasen. Sowohl Sekretärinnen als auch Oberkirchenräte, sowohl Bischöfe als auch Präses, sowohl Ost- als auch Westdeutsche kommen dabei zu Wort. Es wird an Verstorbene erinnert (z. B. sehr angemessen an Friedrich Weißler, den ersten „Märtyrer“ der Bekennenden Kirche, S. 126-128) und es wird die große Bandbreite dessen, was in der und durch die Jebensstraße kirchlich und theologisch bewirkt wurde, lebendig gemacht: die Berliner Bibelwochen mögen da nur ein Beispiel sein (vgl. Herbert Karpinkis Abschnitt S. 95 f.). Klaus Winterhoff ist sich der Brisanz seines Rückblicks durchaus bewusst („Ein Nachruf. Von einem Westfalen. Das ist heikel.“ S. 119), schließlich haben die Westfalen im selbstbewussten Miteinander und Gegenüber zu Berlin immer eine ganz eigene Rolle gespielt.

Eberhard Jüngel schließlich deutet die Geschichte der Jebensstraße 3 theologisch und wie immer präzise: „Wer in der Jebensstraße 3 ein- und ausging, machte allemal die Erfahrung, dass wir hier keine bleibende Stadt haben, keine *μενουσαν πολιν*, kein *οικος εις αι.* Aber schön war es doch.“ (S. 120).

Auch für Bernd Hey markiert der vorzustellende Band eine Zäsur, allerdings ist es in seinem Fall nur sein eigener Ruhestand als Leiter des landeskirchlichen Archivs, nicht aber eine Funktionsveränderung für das dargestellte Gebäude. Sein eigener Aufsatz „Vom Büro Präses Koch zum Landeskirchenamt, von der Stapenhorststraße zum Altstädter Kirchplatz“ (S. 23-30) stellt das Bielefelder Gebäude Altstädter Kirchplatz 5 zusammen mit Jürgen Kampmanns Beitrag über „Neue Leitung am neuen Ort. Die Verlegung der kirchlichen Leitung und Verwaltung für die evangelische Kirche in Westfalen von Münster nach Bielefeld“ (S. 11-22) in den kirchengeschichtlichen Kontext der dreißiger bis fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Dabei wird der westfälische Blickwinkel auf die altpreußische Unionskirche deutlich, der vielfach vom Gefühl einer „Fremdbestimmung“ (S. 12) geprägt war, so dass der Umzug der Kirchenleitung von Münster nach Bielefeld auch ein Symbol für die größere Eigenständigkeit war. Die ins Ostwestfälische umgezogene Kirchenleitung der 1946 neu konstituierten westfälischen Landeskirche benötigte

bald ein neues Haus, um die vielfältig angewachsenen Aufgaben erfüllen zu können. Dass man über den schließlich verwirklichten Entwurf für ein neues Landeskirchenamt mitten in der Bielefeld Altstadt, gegenüber der Altstädter Nicolaikirche, auch unterschiedlicher Meinung sein konnte, zeigt Bernd Hey auf, der den von mancher Seite vertretenen Eindruck „eines massiven Stadtpalasts, in dem sich eine wehrhafte, durch die Erfahrungen des Kirchenkampfes gegangene Kirche nach außen abschirmte“, schildert (S. 28).

Reinhard Miermeister („50 Jahre Schutz und Pflege des architektonischen Erbes. Die bauliche Entwicklung des Landeskirchenamtes von 1956 bis 2006“, S. 55-68) zeigt auf, wie der 1999 abgeschlossene Umbau konzeptionell dazu intendiert war, den „Duktus des Hauses von einer eher festungsartig erscheinenden kirchlichen Oberbehörde der Nachkriegszeit in Richtung eines modernen dienstleistungsorientierten Verwaltungszentrums der Landeskirche“ zu verändern (S. 63 f.)

Die kunsthistorische und künstlerische Sicht auf den Altstädter Kirchplatz bringen Ulrich Althöfer („Ein würdiges Haus. Der Neubau des Landeskirchenamtes am Altstädter Kirchplatz in Bielefeld bis 1956“, S. 31-54) und Hans-Walter Pahmeier („Kunst im Landeskirchenamt. Ein Dialog zwischen Kunst und Religion?“, S. 69-79) in diesem wissenschaftlich und gestalterisch sorgfältigen Sammelband aus der Reihe „Schriften des Landeskirchlichen Archivs“ zur Sprache. Viele s/w-Abbildungen machen das so Dargestellte anschaulich. Pahmeier weist auf die fast schon als Kuriosität zu bezeichnende Tatsache hin, dass das westfälische Präsesbüro seit dem Jahr 1956 fast unverändert eingerichtet ist – ein Zeichen von Kontinuität inmitten allen Wandels, aber auch ein Hinweis auf die hohe Qualität der seinerzeit von Hugo Kückelhaus gestalteten Einrichtung. Ob allerdings, wie Pahmeier es meint, Kunstwerke in sakralen Gebäuden immer „eine Aufgabe“ haben, nämlich: „sie sollen eine inhaltliche Aussage“ (S. 78) machen, kann aus zwei Gründen hinterfragt werden: Ist es nicht – erstens – viel mehr die Aufgabe der Kirche, „Räume der Begegnung“ (so der Titel der gleichnamigen EKD-Denkschrift zu Religion und Kultur in evangelischer Perspektive) für die Künste zur Verfügung zu stellen, anstatt Kunstwerke schon von vornherein für die Verkündigung zu verzwecken? Und – zweitens – ist ein Verwaltungsgebäude wie ein Landeskirchenamt wirklich ein sakrales Gebäude?

Viele der Leserinnen und Leser des Jahrbuchs für Westfälische Kirchengeschichte werden ihre eigenen Erfahrungen mit den beiden Gebäuden am Altstädter Kirchplatz 5 und in der Jebensstraße 3 gemacht haben. Für sie erschließen die beiden angezeigten Bücher deren Geschichte und erklären so ihre Gegenwart. Aber auch für die Menschen, denen die beiden Gebäude bisher unbekannt waren, lohnt sich die Lektüre der beiden Bücher, denn beide zeigen auf ihre eigene Weise auf, wie Steine sprechen können.

Vicco von Bülow

Herbert Vorgrimler, Theologie ist Biographie. Erinnerungen und Notizen, Aschendorff Verlag, Münster 2006, 400 S.

Herbert Vorgrimler, emeritierter Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster, legt mit diesem Buch im Alter von 77 Jahren seine Autobiografie vor. Der zwar prägnante, aber in seiner apodiktischen Fassung doch eher verunglückte Titel wurde vom Lektorat vorgeschlagen. Der Untertitel „Erinnerungen und Notizen“ dagegen trifft den Charakter des Buches sehr genau und zwar sowohl in seinen Stärken wie in seinen Schwächen.

Vorgrimler gehörte zu den im deutschen Sprachraum einflussreichsten Theologen des 20. Jahrhunderts. 1929 in Freiburg geboren, studierte er dort und in Innsbruck Theologie und Philosophie. 1953 zum Priester geweiht, promovierte er 1958 bei Karl Rahner über die biblische Begründung des Bußsakraments. In der Folgezeit wurde er der wichtigste Mitarbeiter Rahners am zehnbändigen Lexikon für Theologie und Kirche. Als Schriftleiter des dreibändigen Kommentars zu den Beschlüssen des Zweiten Vaticanums (1962–1965) versuchte er, den Impuls dieses Konzils in die Theologie und Kirche seiner Gegenwart zu übertragen. Ab 1968 lehrte er als Professor für Dogmatik an der Staatlich-Theologischen Fakultät in Luzern, von wo aus er 1972 als Nachfolger seines Lehrers Rahner an die Westfälische Wilhelms-Universität in Münster berufen wurde. Über mehr als zwei Jahrzehnte prägte er die Fakultät. Seit seiner Emeritierung 1994 engagiert Vorgrimler sich ehrenamtlich als Krankenhausseelsorger in Münster. Viele seiner Bücher sind Standardwerke geworden, beispielsweise sein Theologisches Wörterbuch oder das Konzilskompendium.

Vorgrimlers Lebensrückblick ist streckenweise sehr amüsan zu lesen, was auch an der flotten Sprache und dem Verzicht auf eine zur Schau getragene Gelehrsamkeit liegt. Er spart nicht mit deutlichen Urteilen: „der ebenso eitle wie menschenscheue Erzbischof“ (S. 13), „einige Nazi-Idioten“ (S. 67), eine „von Lieblosigkeit und sozialer Verwahrlosung gekennzeichnete“ Jesuitenkommunität (S. 118), „dass Ignoranz und Arroganz des [...]Ministers nicht zu überbieten waren“ (S. 282), „dass es auf allen kirchlichen Ebenen moralische Hemmungslosigkeit und charakterliche Verkommenheit gibt“ (S. 336) u. v. m. Ob die „Selbstgefälligkeit“, die nach Vorgrimlers Wahrnehmung „aus jeder Zeile Karl Barths spricht“ (S. 311), nicht auch für andere Theologen zutrifft, ist eine Frage, die sich stellen könnte.

Auch wenn gerade die Schilderung der letzten Lebensjahre einen stark anekdotenhaften Charakter trägt und die Notizen oft etwas unverbunden nebeneinander stehen (vgl. z. B. S. 356, wo innerhalb von neun Zeilen das Attentat vom 11. September 2001, ein Vortrag in einer thüringischen Freimaurerakademie zwei Wochen später sowie ein darauf folgender Festvortrag im Kloster Andechs erwähnt werden), ist der innere Zusammenhang des Buches durch die Leidenschaft für die und an der Kirche, durch das Engagement für eine weltoffene und menschenfreundliche Theologie und durch

den Einsatz für einen stetigen Dialog mit Andersdenkenden gegeben. Im „theologischen Rückblick“ am Ende des Buches schreibt Vorgrimler über die Aufgabe der Theologie, sie trage „zusammen mit den Bischöfen die Verantwortung für eine Bildung von Menschen, die imstande sind, kommunikativ Rechenschaft über ihre Hoffnung zu geben“, wobei das Spezifikum der wissenschaftlichen Theologie „die kritische Begleitung der Glaubensverkündigung“ sei (S. 387). Immer wieder erzählt Vorgrimler anschaulich Begebenheiten, in denen deutlich wird, wie er diesen Grundsatz in seinem Leben umgesetzt hat.

Es fällt beim Lesen nicht immer leicht, den theologischen roten Faden in der Hand zu behalten. Oder, um ein anderes Bild zu bemühen: Oft sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht. Das kann am Leser liegen, aber auch daran, dass die Detailverliebtheit der Darstellung zu überbordend wird. Was trägt es aus, dass Vorgrimler zusammen mit seinem Bischof bei einer Autofahrt im münsterländischen Nottuln „geblitzt“ (S. 357) wurde oder dass der Sohn eines Freundes „2001 Karnevalsprinz in Münster“ (S. 233) wurde? Hätte das Lektorat nicht hier seiner Aufgabe walten müssen?

Dass Vorgrimler polarisiert, wird an den Reaktionen auf seine Veröffentlichungen deutlich und ist ihm auch selbst bewusst. Man gewinnt das Gefühl, dass er dies als Bestandteil seines Lebens akzeptiert hat und in dessen Spätphase mit sich selbst im Reinen ist. Dass man hier die Autobiografie eines Menschen lesen kann, der sich und anderen nichts mehr beweisen muss, gibt dem Buch einen unverwechselbaren Charme.

Vicco von Bülow

Gesine Dronsz/Martin Leutzsch/Harald Schroeder-Wittke (Hg.), Zwischen Politik und Religion. Der „Kampf um Paderborn“ 1604 und seine Rezeption (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 31), Luther-Verlag, Bielefeld 2006, 204 S., 1 Abb., brosch.

Der Band vereinigt die Vorträge, die anlässlich einer Vortragsveranstaltung der Stadt Paderborn am 29. April 2004 und eines Symposions am 30. April 2004 gehalten wurden. Das Symposium mit dem Thema „Liberius Wichart und die Folgen“ war vom Institut für Evangelische Theologie der Fakultät für Kulturwissenschaften an der Universität Paderborn und dem Evangelischen Kirchenkreis Paderborn veranstaltet worden.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil trägt den Titel „Liberius Wichart (ca. 1550–30. 4. 1604)“ und wird mit dem Grußwort (S. 13–16) von Bürgermeister Heinz Paus eröffnet. Er benennt mit den Hinweisen auf den schwelenden Konflikt zwischen Stadt und Landesherrn, den selbstbewussten Fürstbischof Dietrich von Fürstenberg und die Durchsetzung der Gegenreformation „einige der Kausalitäten“ (S. 15), die das Geschehen vor 400 Jahren kennzeichnen.

Der Historiker Heinrich Schoppmeyer skizziert in seinem Beitrag „Liborius Wichart, Bischof Dietrich und Paderborn“ (S. 17-29) die historischen Prozesse, die 1604 in Paderborn aufeinander treffen. Für ihn hat unter dem Gesichtspunkt der „Frühneuzeit-Forschung“, die das Gewicht auf die Ausbildung des modernen Staates legt, die Wichartsche Revolte nur marginale Bedeutung, sie ist jedoch im Sinne der „Mittelalterforschung“ als historisches Ereignis anzusprechen, weil die städtische Autonomie ihr Ende findet (S. 28).

„Liborius Wichart – Politik und Religion“ (S. 31-63) überschreibt der Paderborner Historiker Frank Göttmann seinen mentalitätsgeschichtlichen Beitrag. Er kommt zu dem Ergebnis, „dass der Herrschafts- und Verfassungskonflikt in der Öffentlichkeit der Hauptstadt wesentlich auch konfessionell gedeutet wurde“ (S. 62). Dabei werden die protestantisch genutzte Marktkirche und das Jesuitenkolleg in ihrer Symbolik thematisiert. Zur Sprache kommen in kritischer Analyse die Schriften, die über die Rückkehr Wicharts zum katholischen Glauben und seine Hinrichtung berichten. Die Ausführungen machen deutlich, dass dem Glaubenswechsel Wicharts schwerlich „historische Evidenz zukommt“ (S. 57).

Mit dem Titel „Protestantismus und städtischer Republikanismus in Paderborn vor 1604“ (S. 65-109) verweist der Berliner Historiker Stefan Ehrenpreis auf einen wichtigen Aspekt der von ihm erstmals edierten Quelle „Kurzer warhafter Bericht“. Die Quelle, deren Autor unbekannt ist und die zum Bestand Reichshofrat des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs gehört, vermittelt wichtige Aufschlüsse über den sozialen Rückhalt Wicharts in der Masporn-Bauerschaft und im Hinblick auf seine politischen Ziele, größere Unabhängigkeit für Paderborn zu erreichen. Hier erkennt der Autor „Elemente eines städtischen Republikanismus“ (S. 71). Da die Quelle Anlass gibt, über die Situation der Städte im Nordwesten des Reiches nachzudenken, wird die Edition mit dem Abschnitt „Paderborn im nordwestdeutschen Kontext“ eingeleitet.

In ihrem Beitrag „Ketzer, Protestant, Bürgermeister, Aufwiegler, Märtyrer...? Die konfessionelle Rezeptionsgeschichte der Figur Liborius Wichart vom 17. bis zum 20. Jahrhundert“ (S. 111-130) berücksichtigt die Historikerin Gesine Dronz die folgenden historischen Darstellungen:

Heinrich Gröninger, Wahrhaftige Bekehrung vom Lutherischen zum Catholischen Glauben des Liborii Wichartz, 1604

Georg Joseph Bessem (1781–1838), Geschichte des Bistums Paderborn, Band 2, Paderborn 1820

Peter Florens Weddigen (1758–1809), Paderbornische Geschichte, Meisenheim (Glan) 1801–1804

Georg Joseph Rosenkranz (1803–1855), Die Reformation und Gegenreformation Paderborns im 16. und 17. Jahrhundert, Münster 1839

Franz von Löher (1819–1892), Geschichte des Kampfes um Paderborn 1874

Ludwig Keller (1849–1915), Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Actenstücke und Erläuterungen, Zweiter Teil (1585–1609), 1887

Wilhelm Richter (1854–1922), *Geschichte der Stadt Paderborn*, 1903
Hermann Rothert (1875–1962), *Westfälische Geschichte. Zweiter Band. Das Zeitalter der Glaubenskämpfe*, 1950
Klemens Honselmann (1900–1991), *Der Kampf um Paderborn 1604 und die Geschichtsschreibung*, 1968

Nur kurz erwähnt werden Alois Schröer (1907–2002, *Die Gegenreformation in den geistlichen Landesherrschaften*, 1987), sowie die gegenwärtigen Autoren Harm Kluebing (Geschichte Westfalens, 1998) und Arno Herzig (*Der Zwang zum wahren Glauben. Rekatholisierung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*, 2000). Gesine Dronszyk kennzeichnet die konfessionelle und historiographische Stellung der Autoren, erläutert die thematischen Ansätze und referiert die unterschiedlichen Urteile. Zusammenfassend stellt sie fest, dass Vertreter beider Konfessionen den konfessionellen Konflikt betonen, während andere ein machtpolitisches Kalkül annehmen. Sie vermisst allerdings bei zu vielen Darstellungen „ein Gefühl für die Situation der evangelischen Paderborner“, insbesondere bei Alois Schröer (Zitat und Belege S. 129).

„Die Instrumentalisierung der Gestalt des Liborius Wichart in nationalsozialistischer Literatur“ (S. 131-149) behandelt der Theologe Martin Leutzsch. Er stellt die 1937 erschienene Broschüre „Borius Wichart“ von Berta Dultz und den 1939 von Max Wegner veröffentlichten gleichnamigen Roman vor. Beide zeichnen in Wichart bei Unterschieden im Detail einen germanischen und deutschen Mann, der gegen jede Form von Knechtschaft kämpft. Dabei kann man nachlesen, wie stark beide der Wichart-Darstellung Franz von Löhers aus dem Jahr 1874 mit ihren antikatholischen und antijesuitischen Urteilen verpflichtet sind und der Geschichtskonstruktion anhängen, das Germanentum sei durch das Christentum, insbesondere in seiner katholischen Form, überfremdet worden.

Die Überschrift des zweiten Teils „Evangelisches Paderborn – ein Reiseleiter“ (S. 151) leitet zu der Betrachtung des Religionslehrers Günter Bitterberg über: „Evangelisches Paderborn – ein kirchengeschichtsdidaktischer Verdauungsspaziergang am 400. Todestag von Liborius Wichart“ (S. 153-162). Bitterberg bedauert, „dass von evangelischer Seite an keiner Stelle an die bewegte Geschichte der Reformation erinnert wird“ (S. 155). Sein Stadtrundgang führt deshalb zu Stätten, die mit dem Geschehen im 16. Jahrhundert in Verbindung stehen, wobei er die „Spuren der Gegenreformation“ (S. 161) nicht ausschließt. Ein Desiderat erblickt er in der Darstellung der Reformation im Museum für Stadtgeschichte, wo die neueren Forschungen noch nicht berücksichtigt sind. Zum Schluss plädiert er für ein Denkmal als Erinnerungszeichen für die evangelischen Christen im Paderborn der Reformationszeit.

Den dritten Teil, „Reflexionen“ überschrieben (S. 163), leitet der systematische Theologe Burkhard Neumann mit seinen Überlegungen „Evangelisches Paderborn?! Ökumenische Betrachtungen zur Rezeption und Gestalt Liborius Wicharts (aus römisch-katholischer Perspektive)“ ein (S. 165-174). Für ihn kommt es darauf an, dass sich das katholische Paderborn, das für ihn

am deutlichsten im Liborifest hervortritt (S. 168), nicht „in der Abgrenzung von der evangelischen Kirche definiert“ (S. 170), sondern anerkennt, dass die „gesamte Geschichte sowohl der Stadt wie auch des Bistums“ (S. 173) auch das evangelische Paderborn mit allen seinen Ausprägungen umfasst. Worte wie „Geschichtsverbundenheit“ (S. 171) und „Traditionsgebundenheit“ (S. 172) sind deshalb tragende Begriffe seiner Argumentation

Mit ihrem Beitrag „Liberius Wichart und die Ökumene – Gedanken und Fragen (aus evangelischer Perspektive)“ (S. 175-188) kommt Gesine Dronz erneut zu Wort. Sie plädiert im ökumenischen Dialog für die gleichwertige Anerkennung der Gesprächspartner und verweist auf die Tatsache, dass „Christentum immer in vielfältiger Form existiert hat“ (S. 184). Im Hinblick auf Paderborn fordert sie, bei Liberius Wichart die „menschliche Ambivalenz“ (S. 186) herauszuarbeiten, aber auch die Stellung Dietrichs von Fürstenberg zu hinterfragen (S. 187). Alternativen zur Rekatholisierungspolitik Fürstenbergs sieht sie in den Entwicklungen, die seinerzeit in den Territorien Osnabrück und Hildesheim eingetreten sind.

„Der ‚Kampf um Paderborn‘ als Kulminationspunkt eines innerterritorialen Großkonfliktes“ (S. 189-195) betitelt Jürgen Lotterer seine historischen Reflexionen. Für ihn entstand der Konflikt, weil Dietrich von Fürstenberg sich im Zuge seiner Herrschaftsintensivierung gegen alle drei Landstände im Hochstift durchsetzen musste. Lotterer sagt deshalb, der Konflikt sei „strukturell zu erklären“ (S. 190).

„Lasst uns anständig streiten! Ein religionspädagogischer Beitrag zur Konfliktforschung am Vorabend einer großen EU-Erweiterung“ (S. 197-202) nennt Bernd Beuscher den letzten Artikel. In seinen religionspädagogischen Reflexionen tritt er für eine „streitbare Feindkultur“ (S. 198) ein. Er warnt vor einer falschen Friedenserziehung und kann deshalb im Hinblick auf die Ökumene formulieren: „Auch Ökumene macht nur ohne Harmoniezwang Sinn und Spaß“ (S. 199).

Biographische Angaben zu den Autoren und Herausgebern (S. 203 f.) beschließen den Band, der einen wichtigen Beitrag zur Stadtgeschichte Paderborns in politischer und kirchengeschichtlicher Hinsicht leistet, ohne dabei die westfälische Dimension und den nordwestdeutschen Raum aus den Augen zu verlieren. In der interdisziplinären und interkonfessionellen Diskussion bleiben Kontroversen. Darum ist es zu begrüßen, dass alle Beiträge in diesem Dokumentationsband vorliegen und damit einem größeren Personenkreis zugänglich werden.

Helmut Busch

Günter Brakelmann, *Adolf Stoecker als Antisemit. Teil 1: Leben und Wirken Adolf Stoeckers im Kontext seiner Zeit; Teil 2: Texte des Parteipolitikers und des Kirchenmannes* (Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft 10 u. 11), Verlag Hartmut Spenner, Waltrop 2004, 296 u. 372 S., brosch.

Heute noch ein neues Buch über Stoecker? Ist über den seinerzeit berühmten wilhelminischen Hofprediger und Parteipolitiker nicht die Zeit hinweggegangen, ist er nicht abgestempelt als einer der Wegbereiter des Antisemitismus und der NS-Judenverfolgung? Und doch, vielleicht lohnt es sich doch noch einmal, genau hinzuschauen, gerade weil Stoecker damals und heute so genau positioniert erscheint, dass der Widerspruch zwischen damaliger Wertschätzung (gerade auch in Westfalen) und aktueller Verwerfung ihn wieder interessant erscheinen lässt. Günter Brakelmann, aktiver Bochumer Emeritus, kann dieses um so mehr tun, als seine lebenslange Beschäftigung mit dem Protestantismus vor der sozialen Frage im 19. und 20. Jahrhundert ihn dazu befähigt, ja prädestiniert. Brakelmann hält eine historisch-kritische Biographie Stoeckers für „dringend geboten“, und so schreibt er sie gleich selbst, und er tut noch mehr: Parallel zum Lebensbild Stoeckers legt er in dieser zweibändigen Ausgabe eine Edition von Stoeckers wichtigsten Reden und Schriften vor: „diesen Mann sollte man im Original lesen“.

Wie der Titel des Werks sagt, steht Stoecker als Antisemit im Mittelpunkt, aber Brakelmann bezieht die anderen Dimensionen und Intentionen Stoeckers immer mit ein und definiert ihr Verhältnis untereinander im Gesamtbild der Persönlichkeit Stoeckers präzise. Stoeckers Antisemitismus ist nicht sein primärer Antrieb, er tritt erst relativ spät auf, verschärft sich, erreicht aber nie die Qualität radikaler Ausrottungsparolen. „Von ihm her führt kein Weg in den Vernichtungsantisemitismus nationalsozialistischer Praxis.“ (S.255). „Stoecker selbst kann man in diese ‚Holocaust-Perspektive‘ nicht einreihen.“ (S. 267).

Stoecker bediente sich eines populären, gerade in bürgerlichen Kreisen schon verbreiteten und war einer der Wegbereiter eines politisch-kämpferischen Antisemitismus. Brakelmann stellt den „zeitgenössischen Kanon antisemitischer Polemik“ in 22 Punkten auf; bis 1876 spielt dieser in Stoeckers Schrifttum keine Rolle. Erst langsam erfolgt sozusagen der Einstieg, „als die anderen Fronten längst formuliert sind: gegen Liberalismus und Materialismus, gegen Demokratismus und Sozialismus wie gegen den Konzilskatholizismus und den Ultramontanismus“ (S. 151). Mit der Gründung des Zentralvereins für Sozialreform 1877 und der Christlich-Sozialen Arbeiterpartei 1878 begibt sich Stoecker in die politische Arena von sozialer Frage und Sozialismus; die „Judenfrage“ erscheint zunächst zweitrangig. Brakelmann stellt dies in den Zusammenhang des Wendejahrs 1878/79, als Bismarck mit den Nationalliberalen bricht, um den Staat auch sozial handlungsfähig zu machen. Jetzt radikalisiert sich die bisher allenfalls verhaltene Kritik an zu großem Einfluss des Judentums bei Stoecker zur prinzipiellen Judenfeindschaft. Der Liberalismus (und dann später die Sozialdemokratie) werden für ihn nun

zunehmend Produkte eines modernen, glaubensmäßig ungebundenen Judentums, das Monarchie, Staat und Kirche gefährlich wird und deshalb bekämpft werden muss. Hier vollzieht sich der Schulterchluss des Sozialreformers Stoecker mit den Deutsch-Konservativen, in der sog. Berliner Bewegung vereinigen sich die konservativen und antisemitischen Kräfte. Aber schon zeichnen sich neben der Kooperation auch Konflikte mit den radikalen Antisemiten ab: Ein Rassenantisemitismus ist Stoecker fremd, radikale Forderungen nach politischer Entrechtung, gesellschaftlicher Ausgrenzung, Ausweisung und Vermögenskonfiskation lehnt er ab. Ein getaufter Jude ist für ihn kein Jude mehr, und er bejaht das Alte Testament als gemeinsame Glaubensgrundlage für Juden und Christen. Begrenzung der Zulassung von Juden im Staatsdienst, keine Dominanz des Judentums im Wirtschaftsleben und in der Presse, kein Kampf des Judentums gegen Christentum und Kirche, keine „Verjudung“ des deutschen Geistes – das sind Ziele und Parolen Stoeckers; Pogrome und Gewalt gegen Juden lehnt er ab. Damit aber verliert Stoecker auch seine Führungsrolle in der radikalantisemitischen Szene der 1890er Jahre: Er hatte sie mit seinem Ansehen und seinem rhetorischen Talent mit politisch hoffähig gemacht, verlor aber, da er christliche Grundüberzeugungen nicht aufgeben konnte, den Einfluss auf ihre weitere Entwicklung.

Brakelmann zieht ein gemischtes Fazit: Stoecker ist für ihn eine epochale Symbolfigur: sowohl als Kanzelprediger, Seelsorger und Volksmissionar, als Mann der praktischen Sozialarbeit in der Berliner Stadtmission als auch als Politiker im Kampf gegen Liberalismus und Sozialdemokratie. Hier sah er ein modernes, von seinen religiösen Wurzeln abgelöstes Judentum am Werk, gegen das sich sein „christlicher Antisemitismus“ wandte: eine Feindschaft gegen die moderne, säkulare Welt, gegen die er auf Mission und Rechristianisierung setzte. Mit beidem ist er gescheitert: „Er gehört trotz seiner großen Popularität nicht zu den Siegern in der Geschichte seiner Epoche.“ (S. 270).

Brakelmann versucht, der historischen Persönlichkeit Stoeckers gerecht zu werden. Aber kann das gelingen, wenn man Rezeptions- und Wirkungsgeschichte dieses Mannes gar nicht mit einbezieht? Stoecker starb 1909, aber er blieb gerade auch in Westfalen lebendig, wo er seine Reichstagswahlkreise hatte, und trug mit dazu bei, dass der deutsche Protestantismus beim Arierparagraphen, in der Frage der Christen jüdischer Herkunft und vor der Herausforderung der nationalsozialistischen Judenvernichtung unsicher, stumm und weitgehend untätig blieb. Auch wenn ein Holocaust jenseits der Vorstellung Stoeckers war, sollten doch sein Vorbild und seine Parolen den Brandstiftern zur Rechtfertigung dienen.

Bernd Hey

Günter Brakelmann, *Helmuth James von Moltke 1907–1945*, Verlag C. H. Beck, München 2007, 432 S., geb.;

Günter Brakelmann/Manfred Keller (Hg.), *Der 20. Juli 1944 und das Erbe des deutschen Widerstands*, LIT Verlag, Münster 2005, 260 S., geb.

Wenn Günter Brakelmann ein Buch für notwendig hält, schreibt er es gegebenenfalls selbst. Das gilt vor allem für seine Biographien, etwa die über Hans Ehrenberg, über Adolf Stoecker (s. meine Rezension in diesem Band) und jetzt Helmuth James Graf von Moltke. Schon in seinem Buch über „Die Kreisauer“ (2003; vgl. meine Rezension im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte Bd. 99, 2004) hatte Brakelmann Moltke als protestantischen Märtyrer reklamiert und mehr Aufmerksamkeit für die „Laien“ im christlichen Widerstand der NS-Zeit verlangt. Das dort eindrucksvoll gezeichnete Kurzporträt führt er nun zu einem breiten Gemälde der Persönlichkeit und Widerstandstätigkeit Moltkes aus. Er geht dabei chronologisch vor; minutiös reiht er Detail an Detail und zeichnet so ein dichtes Bild dieses erstaunlichen Mannes. Auffallend und aufregend die vielen Kontakte, die Moltke in Deutschland, England, Südafrika und darüber hinaus besaß; er muss ein wahres Kommunikationsgenie gewesen sein. Die Fülle der Fragen und Probleme, mit denen sich Moltke lesend und arbeitend auseinander setzte, erstaunt und verblüfft immer wieder und immer mehr: von der Agrarwirtschaft, die der schlesische Gutsbesitzer zur Verbesserung seiner Landwirtschaft brauchte, über die Arbeitslosenfrage (schlesische Arbeitslager) bis hin zur Jurisprudenz des Rechtsanwalts und zum Völkerrecht, für das er im Oberkommando der Wehrmacht zuständig war. Hier versuchte er, im brutalen Geschehen des Zweiten Weltkrieges wenigstens Reste eines zivilisierten Umgangs mit den besiegten Völkern aufrecht zu erhalten. Daneben befasste er sich mit philosophischen und religiösen Fragen, nicht nur abstrakt, sondern getrieben von der Notwendigkeit, dem Nihilismus der Nationalsozialisten ein eigenes Konzept der abendländisch-christlichen Kulturtradition entgegen zu stellen. Seine Stellung in der Abteilung Abwehr des Admirals Canaris gab ihm in Berlin die Gelegenheit, immer weitere Kontakte zu knüpfen. Dazu trugen auch die „konspirativen Staatsreisen“ nach Belgien, Frankreich, Skandinavien und Istanbul bei. So fand Moltke sowohl im Inneren der nationalsozialistischen Machtmaschinerie als auch im besetzten und neutralen Ausland Mitstreiter im Kampf gegen das Regime, das ihm von Anfang an fremd war und dann immer furchtbarer wurde. Mit Peter Yorck von Wartenburg wurde er zur zentralen Figur des Kreisauer Kreises, so benannt nach dem heimatlichen Gut, wo sich die Gesinnungsgenossen zur Arbeit an einer zukünftigen Neuordnung Deutschlands trafen. Brakelmann beschreibt deutlich die Schwierigkeiten, so unterschiedliche Leute aus verschiedenen Lagern (Adel, Militärs, führende Beamte, Gewerkschaftler, evangelische und katholische Christen u. a.) auf eine gemeinsame Linie zu bringen und zu Kompromissen zu bewegen, die Moltkes ganzes Vermittlungstalent forderten. Natürlich halfen Moltke sein Name und seine Weltläufigkeit, aber auch immer

ein persönliches Charisma und eine tiefe Bildung, die seine Zeitgenossen beeindruckten.

Betrachtet man die vielen Gespräche, Briefe und schriftlichen Ausarbeitungen, die Moltke und seine Freunde produzierten, erhebt sich unweigerlich die Frage, wie denn die Kreisauer sich die Umsetzung vorstellten. Während etliche Kreisauer die Verbindung zum militärischen Widerstand des 20. Juli fanden, lehnte Moltke selbst den Tyrannenmord ab. So blieb ihm nur die Hoffnung auf einen Staatsstreich oder die deutsche Niederlage im Krieg. Auffallend auch, welche wichtige Rolle die Kirchen in den Überlegungen der Kreisauer spielten. Heute wird in öffentlicher Meinung und wissenschaftlicher Diskussion die Rolle der Kirchen im „Dritten Reich“ ja eher als eine verhaltene angesehen: mehr Anpassung als Widerstand, mehr Selbstbewahrung als Einsatz für Verfolgte, mehr Diplomatie als Einstehen für die Gebote des Christentums. Das mag auf die Organisation Kirche auch zutreffen, übersieht aber den Einsatz vieler engagierter Christen als Einzelpersonen. Moltke suchte die Kontakte zu den Bischöfen Preysing, Gröber, Faulhaber und Wurm, er fuhr mit Bonhoeffer zu Bischof Berggrav nach Oslo, mit dem Jesuiten Alfred Delp verband ihn bis zum gemeinsamen Tode ein engagierter Dialog. Für eine neue Ordnung Deutschlands nach Krieg und NS-Diktatur erschien die Mitarbeit *beider* Kirchen unverzichtbar, und hier, im Kreisauer Kreis, ergab sich jene ökumenische Kooperation zwischen einzelnen Christen unterschiedlicher Herkunft, die ansonsten trotz der gemeinsam empfundenen Bedrohung nicht zustande kam.

Brakelmann, der an anderer Stelle Moltke als zunächst „Milieuprotestant“ bezeichnet, beschreibt auch seinen Weg zu einer tief empfundenen neuen religiösen Bindung. War es in der Verschwörung des Kreisauer Kreises die unabwiesbare Notwendigkeit, auf christlich-humanitärem Gedankengut aufzubauen und die Unterstützung der Kirchen zu gewinnen, so kam in der Haft das persönliche Erleben von Trost und innerer Befreiung hinzu. Moltke las die Bibel und Luthers Schriften und er genoss die wenigen Kontakte mit den Mitgefangenen Gerstenmaier und Delp. Dass Freisler ihn vor dem Volksgerichtshof vor allem wegen seiner Kontakte zur katholischen Kirche angriff, ihn also in seinem Christsein zu treffen suchte, bereitete ihm letztlich eine tiefe Genugtuung und gab ihm die Sicherheit, im Vertrauen auf Gott Todesurteil und Hinrichtung anzunehmen. Hier gewinnt Brakelmanns Anspruch, Moltke als protestantischen Märtyrer zu sehen, Sinn und Gestalt.

Brakelmanns Buch endet mit dem Tod Moltkes. Noch einmal zusammenfassend seine Rolle im deutschen Widerstand zu skizzieren und über seine Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte zu schreiben, ist Brakelmanns Sache nicht. Präzise und detailliert hat er die Lebensgeschichte Moltkes geschrieben – eine komplizierte Biographie, die sich mit vielen anderen überkreuzt und verbindet. Hier liegt der hohe Wert des Buches, das eindrucksvoll die Szenen eines zeitlich kurzen, aber an Begegnungen, Erlebnissen, Erfahrungen und Tätigkeiten unendlich reichen Lebens aufblättert und damit

gleichzeitig einen Blick freigibt auf genutzte und ungenutzte Möglichkeiten des deutschen Widerstands und seiner Protagonisten.

Bereits 2005 haben die beiden Westfalen Günter Brakelmann, Bochumer Emeritus, und Manfred Keller, der verdienstvolle Leiter der Ev. Stadtakademie Bochum, einen Sammelband zum 20. Juli und dem Erbe des deutschen Widerstands vorgelegt, der die Vorträge einer Bochumer Veranstaltungsreihe zum 60. Jahrestag des 20. Juli im Jahre 2004 noch einmal zusammenträgt. Zwar war der 20. Juli der Anlass und steht deshalb auch im Titel dieses Buches, doch umfasst es ein weitaus größeres Spektrum als nur den Verschwörerkreis des 20. Juli. Um gleich an das Vorangesagte anzuknüpfen: Brakelmann weitet seine These von Moltke als protestantischem Märtyrer hier auf den „Kreisauer Kreis als christliche Widerstandsgruppe“ aus. Moltke und Yorck von Wartenburg hätten im NS-System klar den Bruch mit der europäischen christlich-humanistischen Tradition und einen radikalen Angriff auf Glaubensinhalte und ethisch-moralische Kriterien des Christentums erkannt. „Kreisau‘ ist permanenter Dialog, ist persönliche und sachliche Konsensfindung“ (S. 67). Zu diesem Konsens gehört auch die Bejahung von Religion und Kirche; das Schaubild Brakelmanns auf S. 70/1 über Zusammensetzung und Verbindungen des Kreisauer Kreises macht die Bedeutung gerade der beiden Konfessionen in diesem Kreis deutlich. Brakelmann stellt „nachweisbare geistig-religiöse Veränderungsprozesse“ in den Kriegsjahren bei den Mitgliedern des Kreisauer Kreises fest: totaler Krieg und Massensterben ließen viele nun die Religion als Hilfestellung für die eigene Existenz neu erfahren. Staat und Kirche sollten in einer neuen Ordnung getrennt, aber aufeinander bezogen existieren; Kirche und Arbeiterschaft sollten in bewusster Partnerschaft den Neuanfang gestalten – eine „Kombattantenschaft“, wie Brakelmann schreibt, die der Kreisauer Kreis vorlebte.

Verschiedene Biographien, gemeinsame Ziele: das könnte als Motto über den biographischen Beiträgen stehen. Brakelmann hat schon hier – wie in seinem späteren Moltke-Buch – die Partnerschaft zwischen Moltke und Delp, dem Protestanten und dem Katholiken, in Haft, Prozess und Tod beschrieben – eine Partnerschaft, die im Gefängnis zu einer christlichen Gemeinschaft führte. Des weiteren behandeln Peter Steinbach und Johannes Tuchel den Einzeltäter Georg Elser, Hans Mommsen Ludwig Beck, Carl Goerdeler und Julius Leber, Peter Steinbach Wilhelm Leuschner und Peter Hoffmann Stauffenberg und Tresckow. Seine Predigt im Gedenkgottesdienst zum 20. Juli hat Manfred Keller ebenfalls Henning von Tresckow gewidmet.

Diese Biographien ordnen Johannes Tuchel und Traugott Jähnichen vorab grundsätzlicher ein: Tuchel, Leiter der Berliner Gedenkstätte Deutscher Widerstand, schreitet in „Personen und Positionen im Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur“ das gesamte Spektrum des deutschen Widerstands aus und versucht, trotz aller Heterogenität gemeinsame Überzeugungen, Motive und Zielvorstellungen zu formulieren: Wiederherstellung des Rechtsstaates, Bestrafung der „Rechtsschänder“, Wiedergutmachung des

Unrechts, schnelle Beendigung des Krieges, neue Friedensordnung im Rahmen einer europäischen Konföderation. Im Einsatz für Menschenwürde und Menschenrechte, für Rechtsstaat, Frieden und eine gerechte Wirtschaftsordnung sieht Tuchel den „Sinn im Scheitern“ der Widerstandsbewegung.

Traugott Jähnichen, Nachfolger Brakelmanns auf dessen Bochumer Lehrstuhl, zeichnet ein differenziertes Bild des Verhaltens der Bekennenden Kirche gegenüber dem Nationalsozialismus in „Selbstbehauptung – Protest – Widerstand“. Und er konstatiert auch das Gefälle innerhalb dieser Reihenfolge: Die Selbstbehauptung gelang trotz aller Repressalien und Bedrohungen der evangelischen Kirche und ihren Gemeinden noch am ehesten, der Protest war – von mutigen Einzelgängern abgesehen – schon verhaltener und beschränkte sich weitgehend auf eine erfolglose „Eingabepolitik“ evangelischer- wie katholischerseits. Auf den Bekenntnissynoden gefundene und mutig formulierte Einsichten – Jähnichen weist mit Recht auf die letzte Bekenntnissynode der Altpreußischen Union 1943 in Breslau hin, wo man sich angesichts des Massensterbens und Massenmordes im Krieg mit dem 5. Gebot „Du sollst nicht töten!“ befasste – wurden dann eben doch nicht laut und entschieden genug vorgetragen und konsequent befolgt. Bonhoeffer, den auch Jähnichen als Kronzeuge des christlich motivierten Widerstandes auführt, ist nun aber eben doch die Ausnahme und steht außerhalb der Bekennenden Kirche. So bleibt die Bilanz, die Jähnichen zieht, gezwungenermaßen eine gemischte: Die Bekennende Kirche habe dazu beigetragen, „die äußeren Voraussetzungen für eine geistige Gesamtorientierung breiter Bevölkerungsschichten in deutlicher Dissidenz zum Nationalsozialismus zu erhalten“; zum aktiven politischen Widerstand hätten sich nur wenige entschieden. Mit Dissidenz, Selbstbehauptung und Protest hätte die Bekenntniskirche ein nicht zu unterschätzendes „Störpotential“ geschaffen und somit auch eine historische Funktion im und für den deutschen Widerstand gehabt.

Hervorzuheben sind noch die Beiträge von Ulrich Heinemann und Rudolf Tschirbs zur Rezeptionsgeschichte des Widerstands. Heinemann kommt zu einer sehr differenzierten Sicht der Rezeption des 20. Juli in der Nachkriegszeit. Einer quasi-offiziellen Mythisierung der Verschwörer des 20. Juli in Presse und Forschung stand ihre Ablehnung durch viele Deutsche als „Verräter“ gegenüber. Erst zu Beginn der 60er Jahre seien die Attentäter dann „Lichtgestalten, Persönlichkeiten ohne Fehl und Tadel“ geworden; alle übrigen Formen und Vertreter des Widerstandes seien dafür aus dem Blick geraten. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre setzte dann eine kritische Umkehr ein: Die Nähe der Verschwörer des 20. Juli zu antidemokratischem und zunächst auch nationalsozialistischem Denken wurde stärker akzentuiert, dafür gerieten jetzt die anderen Widerstandsgruppen und die „kleinen Leute“ mehr in den Fokus der Forschung. Das Bild wurde differenzierter, doch stellt der Autor eine erstaunliche Rückwendung zum Mythos nach der Wende 1989 fest. 1994 brach der Streit um die Würdigung des kommunistischen Widerstands durch die Berliner Gedenkstätte aus. Der 60. Jahrestag 2004 wird dann von Heinemann in öffentlicher Wahrnehmung und wissen-

schaftlichem Ertrag als enttäuschend charakterisiert. Immerhin: Es gab keine Diskreditierung mehr, das öffentliche Deutschland nahm geziemend von dem Jahrestag Kenntnis, und die Männer des 20. Juli – so Heinemann – wurden nicht mehr als reine Helden, wohl aber als „mutige und tatkräftige Menschen in ihrem Irrtum und ihrem Widerspruch“ – und in „Augenhöhe“ mit den anderen Widerständlern – für viele Deutsche akzeptabel.

Rudolf Tschirbs widmet sich einem besonderen und von vielen Historikern zu Unrecht übersehenem oder gar missachtetem Geschichtsmedium: dem historischen (Spiel)Film. Voran gingen die Filme über Rommel (1952) und Canaris (1954), es folgten 1955 gleich zwei Filme über Stauffenberg: „Es geschah am 20. Juli“ (G. W. Pabst) und „Der 20. Juli. Das Attentat auf Hitler“ (Falk Harnack) – beide, im Gegensatz zu den Rommel- bzw. Canaris-Filmen, keine Publikumserfolge. Im Vergleich zieht Tschirbs zwei Fernsehfilme von 2004 heran: „Stauffenberg“ (Jo Baier, ARD) und „Die Stunde der Offiziere“ (Hans-Erich Viet, ZDF). Sein eigenes Urteil ist dabei nicht unbedingt das der Fernsehkritik, und er kommt auf die grundsätzlichen Probleme der Geschichtsdarstellung im Film zu sprechen: den Alleinvertretungsanspruch der Geschichtswissenschaft und die erweiterte Auffassung von Authentizität im neuen Medium. Tschirbs plädiert grundsätzlich (und mit Recht) für die künstlerische Gestaltungsfreiheit des Films, der über die historische Akkumulation hinaus zu einer eigenen inneren Wahrheit der Darstellung kommen könne.

Der Sammelband ist, auch wenn er in manchem keine neuen Erkenntnisse bringt, doch als Ganzes ein lesenswerter Überblick über den deutschen Widerstand und bringt vor allem in den Beiträgen von Heinemann und Tschirbs über den 20. Juli im kommunikativen Gedächtnis der Deutschen einen bedenkenswerten und weiter zu verfolgenden neuen Ansatz.

Bernd Hey

Günther van Norden/Klaus Schmidt (Hg.), Sie schwammen gegen den Strom. Widersetzlichkeit und Verfolgung rheinischer Protestanten im „Dritten Reich“, Greven Verlag, Köln o. J. (2006), 253 S., geb.;

Günther van Norden, Friedrich Langensiepen. Ein Leben in Deutschland zwischen Pfarrhaus und Gefängnis, Kreuz Verlag, Stuttgart 2006, 460 S., geb.

Ein Blick über den Gartenzaun lohnt in der Regionalgeschichte immer, und so auch auf dem Gebiet der kirchlichen Zeitgeschichte zwischen den lange verbundenen evangelischen Kirchen im Rheinland und von Westfalen. Während man sich in Westfalen doch recht entschieden der Nachkriegszeit bis in die 1970er Jahre hinein widmet, erstaunt im Rheinland die immer noch sehr intensive Beschäftigung mit der Zeit des Nationalsozialismus und des Kirchenkampfes. Wichtige Darstellungen, die man in Westfalen vermisst, sind dort in letzter Zeit etwa zu Sonderthemen wie dem der Christen jüdischer

Herkunft (Lekebusch) und dem der Zwangsarbeiter in Kirche und Diakonie (Kaminsky) im Auftrag der rheinischen Kirchenleitung erschienen. Verstärkt wendet man sich auch dem „Bodenpersonal“ des Kirchenkampfes zu: den Pfarrern und Laien, die in der Bekennenden Kirche engagiert waren und für Bekenntnis und Kirchenordnung litten; verwiesen sei hier etwa auf das Buch von Simone Rauthe, „Scharfe Gegner“. Die Disziplinierung kirchlicher Mitarbeiter durch das Evangelische Konsistorium der Rheinprovinz und seine Finanzabteilung von 1933 bis 1945 (2003).

Einer der nimmermüden Motoren in dieser neue Themen findenden Kirchenkampfgeschichtsforschung ist ihr Nestor Günther van Norden (Jahrgang 1928), früher Wuppertal, jetzt Bonn. Nach Vorgang seines Buches über „Politischer Kirchenkampf“ (vgl. meine Rezension im Jahrbuch Bd. 99, 2004) legt er jetzt in einem Jahr gleich zwei neue Bücher vor, eins als Mitherausgeber und partieller Autor, eins als Verfasser – wie immer engagiert und kritisch gegenüber „seiner“ Kirche, aber auch mit einfühlsamer Sympathie gegenüber den von ihm Porträtierten bei aller wissenschaftlichen Distanz. Diese Hinwendung zum Biographischen, die beide Bände auszeichnet, hat ja etwas Symptomatisches: auf katholischer Seite hat gerade die Festschrift für Joachim Kuropka ebenfalls eine Kollektivbiographie der „kleinen Leute“ im christlich motivierten Widerstand zu zeichnen versucht. Und tatsächlich sind es ja die Nuancen im individuellen, oft partiellen und sektoralen Widerstand Einzelner, die bis heute interessieren und faszinieren, und weniger die großen Verbände, Institutionen und kirchenpolitischen Lagerbildungen.

Vier Gruppen haben die Herausgeber van Norden und Schmidt in ihrem Sammelband gebildet, in die jeweils eine kurze Einleitung einführt: Christen und Christinnen jüdischer Herkunft (Sigrid Lekebusch), die „Illegalen“ (Ilse Härter), engagierte Gemeindeglieder (Volkmar Wittmütz) und die „legalen“ Pfarrer (Günther van Norden). Schon gleich in der ersten Gruppe wird ein Leitmotiv angeschlagen, das das ganze Buch durchzieht und quasi die Begleitmelodie zu dem ehrenden Gedenken an „Helden“ und „Märtyrer“ des Widerstands, dem der Band ja in erster Linie dient, darstellt: die von Feigheit und Versagen, von fehlender Zivilcourage und Denunziation. Es war ja nicht nur das angepasste Konsistorium in Düsseldorf, das sich als Handlanger den Machthabenden andiente, sondern immer wieder auch die Unterstützung des Systems und seiner Zwangsmaßnahmen durch viele Mitläufer, und nichts macht dies deutlicher als die mangelnde Solidarität mit den Christen jüdischer Herkunft – auch bei der Bekennenden Kirche. Hilfe kam, wenn überhaupt, nur von Einzelnen, die sich ihren Anstand bewahrten, und nicht oder kaum von der offiziellen Kirche oder der organisierten Opposition. Ein düsteres und beschämendes Kapitel: Wenn man schon den „eigenen“ Leuten, den sogenannten Judenchristen, nicht half, wie viel weniger dann noch den verfeimten Juden, die keine Christen waren – und doch nennt das Buch etliche Beispiele von Christen, die Juden halfen und sie versteckten.

Bei den „Illegalen“ handelt es sich vor allem um junge Theologinnen und Theologen, die bewusst den schwierigen Weg in die Illegalität gingen, um

Zugeständnisse, die sie vor ihrem Gewissen nicht rechtfertigen konnten, gegenüber dem Kirchenregiment zu vermeiden. Der Weg in eine unsichere berufliche Zukunft war der Preis, z.T. auch der Weg in die Wehrmacht und den Kriegstod, und nicht in jedem Fall wurde das persönliche Risiko nach dem Krieg belohnt – am wenigsten im Falle jener mutigen Frauen, die auch noch in der Nachkriegszeit um ihre Anerkennung als Theologinnen und Pfarrerinnen kämpfen mussten.

„Engagierte Gemeindeglieder“ gab es in der Bekennenden Kirche viele, aber nur wenige sind so bekannt geworden wie etwa Kurt Gerstein und Gustav Heinemann. Die Gruppe der BK-Juristen, die vor Gericht (und vor dem Konsistorium) kirchlich Oppositionelle, oft mit Erfolg, vertraten und verteidigten, ist hier besonders auffällig; auch Heinemann gehörte dazu. Häufig finden wir Lehrer als fanatische DC-Anhänger, aber auch die BK verfügte, wie die Beispiele zeigen, im staatlichen Schuldienst über engagierte Mitglieder, die auch berufliche Nachteile in Kauf zu nehmen bereit waren. Fabrikanten tauchen hier ebenso auf wie schlichte Hausfrauen.

Bei den „legalen“ Pfarrern, der bisher am meisten erforschten und gewürdigten Gruppe, gibt es bekannte Namen wie die der beiden späteren Nachkriegspräsidenten Heinrich Held und Joachim Beckmann, des Buchenwalder Märtyrers Paul Schneider, Pfarrer Paul Humburg, Karl Immer und Hermann Albert Hesse (sein Sohn Helmut wird unter den „Illegalen“ gewürdigt, er starb im KZ Dachau). Unter den bisher weniger Bekannten ist auch Fritz Langensiepen, dem van Norden noch ein eigenes Buch gewidmet hat. Sie alle leisteten in ihrem Amt die ihnen mögliche Art von Widerstand und nahmen die Konsequenzen auf sich – so unterschiedlich sie auch ausfielen.

Das ist ein Ergebnis dieses Sammelbandes: Es ist nicht immer die Intensität des geleisteten Widerstandes, welche die Härte der Strafverfolgung von kirchlichen Behörden und Staatsorganen bestimmt: Einige kamen davon, andere büßten berufliche Existenz und Leben ein; das war weder damals voraussehbar noch ist es heute nachträglich berechenbar. Diese gewisse Willkür in der Bestrafung macht das NS-Regime vielleicht noch furchtbarer. Generell kommt das rheinische Konsistorium als willfährige Vollstreckungsbehörde in den Einzeldarstellungen schlecht weg, und diese Kritik trifft auch Kirchenleitung und Landeskirchenamt nach 1945: van Norden spricht in seinem Vorwort von „mangelndem Schuldbewusstsein und selbstbewusster Rechristianisierungs-Ideologie“ sowie von „Kontinuität ohne radikale Erneuerung“ nach 1945 und Klaus Schmidt in seinem Nachwort von „konsistorialen Tätern“, die z. T. „nahtlos in die neue Kirchenleitung übernommen“ wurden. Dem entsprechen die Schwierigkeiten, die manche der geschilderten Widerständler auch noch nach der NS-Zeit hatten.

Günther van Norden hat im Vorwort seines Buches über Friedrich Langensiepen (1897–1975) dessen Leben ein exemplarisches genannt, da es die deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis weit in die Nachkriegszeit widerspiegeln, aber auch die Existenz eines Christen in Jahren permanenter Heraus-

forderung. Gleichzeitig bekennt er Faszination wie Fremdheit: er verstehe Langensiepen oft nicht oder nur sehr schwer: seine weltferne, ja fast „abseitige“ Theologie, eine Diskrepanz zwischen Glauben und Handeln, aber dann doch eben auch die Vereinigung der Widersprüche in einer überzeugend ehrlich und glaubwürdig gelebten Existenz.

Es ist eine ausführliche Biographie, die Schritt für Schritt dem Lebensweg Langensiepens folgt. Als Pfarrer in Gödenroth/Hunsrück gerät er im Kirchenkampf in Gegensatz zu Staats- und Kirchenbehörden, z. T. auch zu weniger strengen BK-Freunden, wird schikaniert und verhaftet und schließlich 1940 in den Wartestand versetzt. In Bonn betreut er die Studentengemeinde und dann – Ironie des Schicksals – als vom Staat angestellter Pfarrer das Zuchthaus in Siegburg. Es folgt ein Intermezzo nach dem Krieg in Saarbrücken, dann wird er wieder Gefängnisgeistlicher in Rheinbach.

Das ist das Erstaunliche: ein Mann, der eigentlich als der geborene Gemeindepfarrer erscheint, macht sich in seiner Gemeinde durch die Rigorosität seiner Verkündigung, seine Betonung der Kirchenzucht und eine strikte Bibelgläubigkeit auch Feinde; er, der ständig auf der Suche nach einer neuen Gemeindekirche ist, kommt als Gefängnisseelsorger sehr viel besser zurecht. van Norden verweist überdies mehrfach auf die Widersprüchlichkeit von gelebter Christlichkeit und politischer Betätigung hin: Langensiepen trennt streng zwischen Kirche und Staat und ist gegen politisches Handeln der Pfarrer; so wie er sich aber im Kirchenkampf verhält, wird er immer wieder auch politisch tätig und auffällig.

Es mag auch der Reiz eines umfangreichen Nachlasses gewesen sein, der van Norden zu einer eigentlich ungewöhnlich umfangreichen Biographie veranlasst hat; er zitiert entsprechend viel aus Briefen und Schriften Langensiepens und lässt dessen Gedanken und Handeln anschaulich werden: gegenüber den vielfältigen Herausforderungen des Kirchenkampfes, im theologischen Ringen um rechte Erkenntnis, aber auch im Familienleben (ganz wichtig ist seine Frau Hilde). Neben diesem Nachlass – leider unterlässt van Norden eine eingehendere Beschreibung seiner Quellen – scheint es nicht viel über Langensiepen zu geben, doch weiß van Norden der daraus resultierenden Gefahr einer zu einseitigen Sicht zu entgehen; hier hilft ihm seine jahrzehntelange Beschäftigung mit der kirchlichen Zeitgeschichte des Rheinlandes. Er kann von daher auch den vielen Personen, die Langensiepens Weg kreuzten, begleiteten und beeinflussten, gerecht werden, wenn auch hier – wie im voran besprochenen Buch – ein latentes Misstrauen gegenüber der verfassten Kirche und ihren Institutionen spürbar bleibt. Pfarramt und Gemeinde – das ist für den Barthianer van Norden der Kern jeder evangelischen Kirche.

Eines missfällt mir in beiden Büchern: von Fall zu Fall ist von „nazifizierten“ Presbyterien, Gemeinden, Kirchenbehörden usw. die Rede. Der Begriff scheint in Mode zu kommen, aber was besagt er eigentlich? Ich halte ihn für unklar und verunklarend: man sollte in jedem Falle DC-, BK- und NS-Zugehörigkeit auseinanderhalten und in ihrem Verhältnis zueinander wie auch in

ihrer jeweilig gelebten und bezeugten Intensität präzise definieren: DC ist nicht gleich NS und BK nicht gleich Anti-NS, „nazifiziert“ waren alle mehr oder weniger (was immer das als Bezeichnung der Nähe zur NS-Ideologie oder -Bewegung bedeuten soll). Also was soll dieses neue Unwort der Kirchenkampfforschung?

Bernd Hey

Uwe Heckert, Halle in Westfalen. Geschichte(n) einer Stadt am Teutoburger Wald, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2005, 243 S., geb.

Uwe Heckert legt keine Gesamtdarstellung der Geschichte der Stadt Halle in Westfalen vor, aber doch auch mehr als nur Geschichten über Halle. Er schreibt praktisch die Stadtgeschichte von Heinrich Meise aus dem Jahr 1968 fort und ergänzt sie, vor allem durch Aspekte aus dem 19. und 20. Jahrhundert. So kann er das Mittelalter schnell überspringen; zwar geht er auf die Tauschurkunde von 1246 ein, springt dann aber gleich mit „Landwirtschaft und Leinen“ in die neuzeitliche Wirtschaftsentwicklung. Zwar greifen die Kapitel um die Johanneskirche, das „Haller Herz“, das Schloss Tatenhausen und die Familie Korff-Schmising und die mit diesen verbundene katholische Enklave Stockkämpen auch noch einmal zeitlich zurück, aber mit der Franzosen- und der folgenden preußischen Zeit beginnt doch ab 1806 eine kontinuierliche Darstellung, deren chronologische Folge aber in Sachkapitel gegliedert wird. Das trägt zur Dichte und Lesbarkeit des Bands erheblich bei, bleibt man doch sowohl dem zeitlichen als auch dem inhaltlichen Aspekt gleichermaßen verhaftet. Halle wurde preußische Kreisstadt mit den entsprechenden Gebäuden: Kreishaus, Amtshaus, Amtsgericht, Schulen.

Halle entwickelte sich – den Verkehrsproblemen widmet Heckert ein eigenes Kapitel – zu einem Industriestandort, wenn auch immer im Schatten des benachbarten Bielefeld. Heckert reiht hier exemplarisch einige Firmen- und Familiengeschichten: Lederfabriken (Bergenthal, Güttgemanns, Im-sande), Brennerei (Kisker), Fleischfabrik (Rolff) und die 1937 arisierte jüdische Firma Stern, schließlich der niemals erfolgreiche Haller Bergbau. Soziale Not in Folge der Industrialisierung und (in solchen Stadtgeschichten sonst eher selten) der Kampf um gesellschaftlichen und politischen Anspruch der Frauen werden geschildert; mit Dr. Ida Kisker porträtiert Heckert „eine resolute Intellektuelle im Konflikt mit der NSDAP“. Vereinsleben, Feuerwehr, Fest- und Feiertagskultur – in einer kleinen Stadt immer wichtig – werden relativ breit beschrieben. Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Halle muss wohl, obwohl beide Kapitel auseinander gerückt wurden, mit ihrem Ende in der NS-Zeit zusammen gesehen werden: Halle unter dem Hakenkreuz zeigt kein wesentlich abweichendes Bild (wie wohl auch?) vom Geschehen in allen Städten des Reichs, aber es ist doch gut, dass Namen und Fakten genannt werden, nicht nur die der Aktiven und Mitläufer, sondern auch die einiger Regimegegner. Die Erinnerung bleibt so differenziert: Auch

die NS-Diktatur war nicht so überwältigend, dass man nicht wenigstens Anstand und Nonkonformität bewahren konnte. Hervorzuheben ist auch, dass der Autor das kritische Kapitel der Vergangenheitsbewältigung (Entnazifizierung) nicht ausspart.

Die Geschichte des Kreises und der Kreisstadt Halle endet mit der Gebietsneuordnung von 1973, als der neue Kreis Gütersloh entstand. Trotzdem hat sich der „Altkreis Halle“, auch wenn man das in Gütersloh nicht gerne hört, bis heute ein Sonderbewusstsein bei seinen Bürgern zu erhalten gewusst; so schnell, wie Politiker es wollen, ändern sich die mental maps in den Köpfen nicht.

Der letzte Satz von Heckerts Darstellung ist bezeichnend: „Die Geschichte der A 33 ist noch lange nicht zu Ende.“ Tatsächlich ist der scheinbar unendliche Streit um den Autobahnabschnitt zwischen Borgholzhausen und Bielefeld, der Halle vital berührt, ein Kontinuum der letzten 40 Jahre und – wenn man so will – ein Trauerspiel, belastet der Durchgangsverkehr auf der B 68 die Innenstadt von Halle doch enorm und hindert wohl auch, trotz Highlights wie der Firma Gerry Weber mit ihrem berühmten Stadion, die Entwicklung Halles. Ob in der nächsten Stadtgeschichte dieses Problem gelöst sein wird?

Heckerts Buch erfüllt den selbst gesetzten Anspruch, wissenschaftlich, interessant und lesbar zu sein. Aus Sicht der evangelischen Kirchengeschichte ist allerdings eine Einschränkung zu machen: Halle war immer eine evangelische Stadt, doch kommt das im Buch nicht zum Tragen: Zwar gibt es Erwähnungen von „Vereinen mit religiösem Hintergrund“ und „kirchlichem Engagement“, der Konflikt zwischen Bekennender Kirche und Deutschen Christen in der NS-Zeit wird gestreift, aber dass Halle als Sitz eines evangelischen Kirchenkreises und seines Superintendenten, mit evangelischer Kirche und Pfarrern ein regionaler Schwerpunkt des Protestantismus in Ravensberg war und ist, kommt nicht heraus. Tatsächlich hat Heckert auch die kirchlichen Archivbestände, etwa die Archive der Kirchengemeinde, des Kirchenkreises und der Provinzial- bzw. Landeskirche nicht genutzt, obwohl sie gut verzeichnet im nahen Landeskirchlichen Archiv Bielefeld zur Verfügung gestanden hätten. Damit entgeht ihm nicht nur ein wichtiger Aspekt in der Geschichte Halles, sondern auch ergänzendes Material zu den genannten Kapiteln, umfassen diese Archivalien bei der engen historischen Verknüpfung von Kirchen- und kommunaler Gemeinde doch auch über den engeren evangelisch-kirchlichen Bereich hinausreichende Tatbestände: so z. B. Parochialverhältnisse und Populationslisten, Schulwesen, Diakonie, Kriegstote und – last not least – die Taufe einer Jüdin 1836. Man mag das unterschiedlich werten, aber die vorhandene Überlieferung auszuschöpfen, ist nun einmal Pflicht des Historikers.

Bernd Hey

Gerhard Hartmann, *Daten der Kirchengeschichte* (Reihe marixwissen), Marix Verlag GmbH, Wiesbaden 2007, 187 S., geb., 12 Abb.

Viele Rezensionen werden erbeten – diese ist es nicht. Sie gilt auch nicht einmal einem Werk, das in spezieller Weise Bezug nähme oder auch nur nehmen wollte zur westfälischen (Territorial-)Kirchengeschichte. Dennoch dürften die von Gerhard Hartmann jetzt herausgegebenen „Daten zur Kirchengeschichte“ als Nachschlagewerk auch in so manchen Handapparat westfälischer Kirchengeschichtsinteressierter, Studierender und im kirchlichen Dienst Tätiger Aufnahme finden. Denn bei äußerlich wirklich guter Ausstattung des 187 Druckseiten umfassenden Bandes – mit festem Einband und versehen mit einem ansehnlichen Schutzumschlag – wird das Buch von dem Ende 2003 gegründeten Wiesbadener Marix Verlag für einen geradezu sensationell günstigen Preis angeboten; beim Erscheinen des Bandes Ende Juni 2007 wurde es in manchen Buchhandlungen gleich stoßweise präsentiert. Es kann kein Zweifel bestehen, dass auf diese Weise ein möglichst massenhafter Vertrieb des Werkes versucht werden soll. Dabei will sich der Marix Verlag vor allem als „Arche des Bewahrens“ begreifen – durch Publikation (überarbeiteter) Neuauflagen vergriffener Standardwerke und nicht zuletzt auch durch die im Oktober 2006 in Zusammenarbeit mit der Frankfurter Rundschau gestartete, nach einem dreiviertel Jahr schon 24 Bände umfassende Reihe „marixwissen“, in die die „Daten der Kirchengeschichte“ Aufnahme gefunden haben.

Worin besteht die Zielsetzung der von Gerhard Hartmann vorgelegten Datensammlung? In der Internetpräsentation seines Werkes heißt es als Kurzbeschreibung: „Ein gut lesbares Nachschlagewerk zur christlichen Kirchengeschichte.“ Und in der „Beschreibung“ wird dazu unter anderem erläutert: „Anhand von Ereignissen, die an Jahreszahlen und Daten festzumachen sind, bietet dieser Band einen objektiven Gang durch die 2000-jährige Kirchengeschichte. Ein gut lesbares Nachschlagewerk.“ (http://www.buecher.de/shop/Start/Hartmann-Gerhard/Daten-der-Kirchengeschichte/products_detail/prod_id/22506582/vnode/1/wea/1100001, Stand 18. 07. 2007, 08:41) Wird das Werk diesem Anspruch gerecht? Der Verfasser, tätig in der Geschäftsführung der Verlagsgemeinschaft Topos plus GbRs (zu der die Verlage Butzon & Bercker und Lahn Verlag in Kevelaer, der Don Bosco Verlag in München, der echter Verlag in Würzburg, der Matthias-Grünwald-Verlag und der Schwabenverlag AG in Ostfildern, der Paulus Verlag in Freiburg, die Verlagsanstalt Tyrolia in Innsbruck, der Verlag Friedrich Pustet in Regensburg und nicht zuletzt der Verlag Katholisches Bibelwerk in Stuttgart gehören), ist zugleich als Privatdozent für Neuere Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz und durch eine Vielzahl von Veröffentlichungen ausgewiesen, so dass von dieser Seite her betrachtet der hohe Anspruch einlösbar erscheint.

Tritt man indes in eine nähere Prüfung ein, so stellt sich allerdings schnell die Frage, welche Definition hinter dem Begriff „objektiv“ stehen mag. Ger-

hard Hartmann selbst plädiert im Vorwort zu den „Daten der Kirchengeschichte“ mit Nachdruck dafür, dass das Handeln von Menschen nur aus und nur in der Zeit, in der etwas geschehen ist, zu bewerten ist (S. 5), – und verwahrt sich zugleich gegen einen moralisch überheblichen Rigorismus bei der Bewertung geschichtlicher Sachverhalte (S. 6); dazu ist ihm gern und entschieden beizupflichten. Auch die Begrenzung seiner Datenauswahl auf die Ereignisse der Kirchengeschichte, die für den Raum des einstigen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Bedeutung gewonnen haben, ist nachvollziehbar, wenngleich auch nicht aus dem Titel der Veröffentlichung ersichtlich.

Problematisch aber ist, dass Gerhard Hartmann ein weiteres, ihn bei der Auswahl der Daten wie für die Darstellung zu den einzelnen Ereignissen leitendes Kriterium nicht explizit benannt hat, obwohl es sein Werk wie ein roter Faden – besser: wie eine Stahltrosse – durchzieht: dass er die Geschichte der Kirchen aus einem – vorsichtig formuliert – dezidiert konfessionell römisch-katholischen Blickwinkel wahrgenommen haben will. Oder schärfer: Dass er diejenigen Bereiche der Kirchengeschichte, die mit dem Wesen und dem Wirken des Protestantismus zusammenhängen, entweder nur in erkennbar kritischer Distanz erwähnt – oder aber ganz ausblendet. Dies stellt er vielfach unter Beweis:

So freut sich der Leser zunächst über eine den Daten zum Schluss beigegebene, übersichtliche Darstellung der „Bistumsorganisation des deutschsprachigen Raumes und seines Einflussgebietes in den wichtigsten Epochen“ (S. 173-176), muss dann aber feststellen, dass eine ähnliche Darstellung zur territorialen Entwicklung der deutschen evangelischen Landeskirchen seit dem 16. Jahrhundert fehlt.

Ebenso ist der Protestantismus aus den dem Band beigegebenen Abbildungen verbannt; genauer: er wird nur als zu verbannend ins Bild gebracht – durch die Präsentation des Titelblattes der Verstaugabe der päpstlichen Bannandrohungsbulle „Exsurge Domine“ gegen Martin Luther und dessen Anhänger (S. 95). Und: Ist es ein Zufall, dass auch nicht eine einzige der abgebildeten Kirchen bzw. Grundrisse von Kirchen auf einen von einer protestantischen Gemeinde genutzten gottesdienstlichen Raum aufmerksam macht? Und wie fügt es sich – ungewollt oder doch gewollt? – in diesen Rahmen, dass (bei der geringen Zahl von zwölf Abbildungen insgesamt) ausgerechnet die Verbrennung des mit dem Ketzertum „geschmückten“ Jan Hus in Konstanz per Bild hervorgehoben wird (S. 86)?

Auch die Art der Formulierungen, mit denen in den dargebotenen Informationen zu den Jahresdaten Geschehnisse des Protestantismus aufgegriffen werden, lässt aufmerken. So wird beispielsweise der Begriff „Pietismus“ nur ein einziges Mal erwähnt – in Zuordnung zum Jahr 1689 (S. 115). Warum ausgerechnet an dieser Stelle? Hätte es nicht vielleicht eher nahegelegen, diesen Begriff der Jahreszahl 1675 zuzuordnen, dem Jahr des Erscheinens der für den Pietismus so prägend gewordenen Programmschrift „Pia desideria“ aus der Feder Philipp Jakob Spencers? Gerhard Hartmann aber hält den Be-

zugspunkt 1689 für geboten: „Der Begriff *Pietismus* wird erstmals als Spottname für die protestantische Frömmigkeits- bzw. Erneuerungsbewegung um Philipp Jakob Spener gebraucht, deren Anhänger ein an der Bibel orientiertes und um Heiligung bemühtes Leben führen wollen.“ Dass der Begriff „Pietismus“ dann ganz anders konnotiert vielfach aufgegriffen worden ist und zur neutralen Bezeichnung einer ganzen Epoche der protestantischen Kirchengeschichtsschreibung geworden ist, das wird dem Leser der „Daten der Kirchengeschichte“ nicht vermittelt. Und ganz vergeblich hält man dann auch Ausschau nach Namen wie dem von August Hermann Francke oder Johann Albrecht Bengel.

Immerhin werden die Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685 und die daraus resultierende Rechtlosigkeit der Hugenotten erwähnt (S. 115). Deren Flucht aus Frankreich wird indes verborgen hinter der Rede von einer „Zuwanderung der Hugenotten nach Brandenburg“; zusammenfassend heißt es: „In der Folge sind rund 40.000 Hugenotten in die evangelischen Gebiete östlich des Rheins eingewandert.“ Die viel beeindruckendere, die Dimension des Geschehens viel klarer markierende Zahl, dass nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes etwa eine Viertelmillion Hugenotten sich genötigt sah, ihre französische Heimat zu verlassen, wird dem Leser indes nicht vermittelt. Auch das Ergehen der Protestanten in Salzburg 1731/1732 wird – unter Verzicht auf die Benennung der Ursache, die Ausweisungsverfügung des Erzbischofs Leopold Anton von Firmian – in ein harmloses Licht gestellt (S. 117): „Ab dem 24.4.[1732] beginnt die Auswanderung von ca. 22.000 Salzburger Protestanten nach Preußen (Gumbinnen).“

Andere, tiefgreifende, die katholische wie die evangelische Kirche zutiefst berührende „Bevölkerungsverschiebungen“ im 20. Jahrhundert (vulgo: Flucht und Vertreibung des größten Teils der deutschen Wohnbevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder, von der mehrere Millionen Menschen betroffen waren) werden indes mit keinem Wort erwähnt (S. 156-160). Ist die damit einhergehende Übernahme vieler deutscher protestantischer Kirchen für die neue polnische, katholische Wohnbevölkerung in diesen Landstrichen keiner Erwähnung wert?

Das Augenmerk wird indes nachhaltig auf den Widerstand der Katholizismus gegen den Nationalsozialismus 1933–1945 gerichtet (S. 152-157); immerhin ein Drittel einer Druckseite wird aufgewendet, um die auf ca. 4000 bezifferte Zahl von Opfern des Nationalsozialismus unter „den Priestern und Ordensleuten“ durch das Benennen von immerhin zwölf Namen zu veranschaulichen (S. 157). Für den Protestantismus wird pauschal von „viele[n] Opfer[n]“ berichtet, dann aber nur ein Name genannt: der von Dietrich Bonhoeffer (S. 157). Für den Leser der „Daten der Kirchengeschichte“, der der Chronologie bis dahin (1945) gefolgt ist, bestätigt das unausgesprochen, was ihm schon im Zusammenhang der Erwähnung der Barmer Theologischen Erklärung 1934 vermittelt worden ist: „Diese Erklärung ist eine [!] der wenigen kirchlichen Zeugnisse des evangelischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus.“ (S. 153). Abgesehen davon, dass es sachlich außerordentlich

fragwürdig ist, ob die Barmer Theologische Erklärung als ein Zeugnis des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus anzusehen ist (zeitgenössisch hat man das in der Bekennenden Kirche vehement bestritten und betont, es gehe um eine Abgrenzung vom theologischen Irrweg der Deutschen Christen und deren Versuch, unter Anwendung von Gewaltmitteln und Rechtsbeugung die Kirchenleitung an sich zu reißen), sorgt Gerhard Hartmann dafür, dass der Leser der von ihm zusammengestellten Daten zum Beispiel auf den öffentlichen Protest des Münsteraner Bischofs Clemens August Graf von Galen gegen das Euthanasieprogramm (S. 155) und auf einen mutigen Hirtenbrief des deutschen Episkopats vom 12.9.1943 zur unbedingten Geltung der Zehn Gebote (S. 156) aufmerksam wird, er zugleich aber nichts erfährt von der einschlägigen Beschlussfassung und Kanzelabkündigung der altpreußischen Bekenntnissynode 1943 – wie auch die Namen des württembergischen Landesbischofs Theophil Wurm und des Leiters der Betheler Anstalten, Friedrich von Bodelschwingh, diesbezüglich keine Erwähnung finden.

Wie weit die Darstellung Hartmanns von einem Bemühen um Objektivität hinsichtlich der protestantischen Kirchen und Gemeinden entfernt ist, kommt durch die genannten Beispiele ans Licht, die sich mühelos weiter ergänzen ließen. So sucht man vergebens nach einem Hinweis auf die in den 1960er Jahren politisch außerordentlich bedeutsame sogenannte „Ostdenkschrift“ der EKD (S. 163), während die „Pillenenzyklika“ Papst Pauls VI. für erwähnenswert gehalten wird (S. 164). Man findet den Hinweis auf die offizielle Einführung der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift im Jahr 1979 (S. 166), während von der Revision der Lutherübersetzung (1984, 1964, 1956, 1912, 1545) an keiner Stelle die Rede ist; nur beiläufig, ohne Hervorhebung durch Fettdruck, wird zur Jahreszahl 1521 berichtet: „Luther wird auf die *Wartburg* in Sicherheit gebracht (Junker Jörg), wo er mit der Übersetzung der Heiligen Schrift beginnt (1534 beendet).“ (S. 96). Weder auf deren Drucklegung noch auf die folgende, bis zur Gegenwart reichende enorme Wirkung dieser Übersetzung findet sich der geringste Hinweis!

Durchmustert man die Angaben, die sich in den „Daten der Kirchengeschichte“ zur Reformation finden, so formt sich ein Bild, das man kaum anders als wirklich grob verzeichnend beschreiben kann. Noch am Geringsten erscheint es, dass der Thesenanschlag Luthers vom 31.10.1517 in festem Beharren an der (längst als nicht tragfähig erwiesenen!) Iserlohnschen Meinung nach wie vor explizit verneint wird (S. 93). Gewichtiger ist, dass von den reformatorischen Grundprinzipien nur „*sola scriptura*“ erwähnt wird (S. 94) – „*sola fide*“, „*sola gratia*“ und „*solus Christus*“ aber unerwähnt und (schlimmer!) auch der Sache nach unentfaltet bleiben. Ins Auge springt sodann eine „Super-Spätdatierung“ des „theologischen“ (= reformatorischen?) Durchbruchs Luthers, den Hartmann erst mit der Veröffentlichung der drei reformatorischen Hauptschriften Luthers 1520 für gegeben ansieht (S. 94). Was die grundlegende reformatorische Erkenntnis Luthers über die *iustitia Dei passiva* sachlich ausmacht, wird aber auch da in keiner Weise deutlich

gemacht – lapidar heißt es bloß: „In *Freiheit eines Christenmenschen*“ wird seine [Luthers] Rechtfertigungslehre zusammengefasst.“ (S. 94). Dass Luther 1521 von Kaiser Karl V. zum Reichstag nach Worms „eingeladen“ worden sei (S. 95 f.), dort „aber [!] auf seinen Ansichten“ beharrt habe, vermittelt dem unkundigen Leser den falschen Eindruck, als stehe hinter der Vorladung Luthers nach Worms ein freundliches Entgegenkommen des Kaisers.

Und welchen Eindruck muss der Leser aus der für das Jahr 1525 vermerkten Notiz ziehen „Am Mittwoch der Karwoche wird auf Betreiben Zwinglis in *Zürich* die Feier der Messe abgeschafft.“ (S. 96) – wenn jede Information darüber ausbleibt, welche Form des Gottesdienstes an die Stelle der Messe getreten ist? Von auch nur irgendeinem Stück der intensiven Bemühungen um die Etablierung einer neuen, reformatorisch gefüllten kirchlichen Ordnung (zum Beispiel Luthers Entwurf der Deutschen Messe oder den sächsischen Visitationen) erfährt der Leser nichts – statt dessen ist aber Raum zur Erwähnung der Verbrennung Balthasar Hubmaiers „als Ketzler“ in Wien (1528) (S. 97).

Wie selbstverständlich bedient sich Hartmann zur Bezeichnung der Täufer in seiner Datenliste des in wissenschaftlichem Kontext längst mit gutem Grund aufgegebenen Begriffes „Wiedertäufer“ (S. 97; S. 99). Regelrecht falsch – und widersinnig – ist die Angabe, dass beim 2. Reichstag zu Speyer die Beschlüsse des 1. Reichstags zu Speyer „wiederholt“ worden seien – und dass dagegen (!) die evangelischen Stände protestiert hätten (S. 97). Ebenso falsch ist die zum Jahr 1530 gegebene Auskunft: „*Philipp Melanchthon* [...] vertritt auf dem Reichstag zu Augsburg die Reformation“: ganz abgesehen von allen Zweifeln, die sich an der theologischen Haltung Melanchthons während der Wochen des Reichstags nicht unbegründet entwickelten – vertreten worden ist das reformatorische Anliegen von den Reichsständen, die die *Confessio Augustana* unterzeichnet haben. Zudem: „die Reformation“ ist in Augsburg durchaus nicht als Einheit aufgetreten – erinnert sei an die Vorlage der *Confessio Tetrapolitana* und *Zwinglis Fidei Ratio*. Doch auch von diesen Dokumenten erfährt der Nutzer der „Daten der Kirchengeschichte“ nichts!

Besonders das Wirken Johann Calvins in Genf wird in einer Weise dargestellt, die bewusst negative Konnotationen zu wecken versucht. So wird als Schwerpunkt seiner *Institutio Religionis Christianae* unter anderem „die Aufwertung der täglichen Arbeit“ genannt – dies aber mit dem Hinweis verknüpft, Calvin habe damit „die psychologischen Voraussetzungen für den Kapitalismus bzw. die Industriegesellschaft gelegt (Max Weber)“ (S. 99) und (vorsichtshalber?) hinzugefügt: „Auch wenn Calvin jener ist, der den Protestantismus zur Weltgeltung bringt, ist anzumerken, dass in seinem unmittelbaren Herrschaftsgebiet Genf [welche Verzeichnung, als ob Calvin je Regent eines Territoriums gewesen sei!] Intoleranz, Inquisition, Folter und Feuertod herrschen“ (S. 99 f.). Wo in der kirchengeschichtlichen Forschung hätte es das zuvor gegeben, dass die Genfer Kirchenzucht durch den Begriff „Inquisition“ ersetzt worden wäre! Und wo wäre je behauptet worden, dass der (nach

unbestritten anerkanntem Reichsrecht!) wegen Leugnung der Trinität zum Tod verurteilte Michael Servet (dessen Name nicht genannt wird) „auf Befehl von Johannes Calvin“ als „ein ‚Ketzer‘ verbrannt“ worden sei, „der Kritik am Calvinismus übte“? (S. 100.102) Diese Darstellung entbehrt jeder Grundlage.

Überraschen kann dann auch nicht mehr wirklich, dass das Augsburger und das Leipziger Interim nicht als harte Maßnahmen Karls V. gegenüber den protestantischen Reichsständen gewertet werden – jeglicher Hinweis in dieser Richtung fehlt –, sondern nur mehr als eigenmächtiges Handeln des Kaisers (unter Übergehung der Rechte des Papstes) klassifiziert werden. Dass es keinerlei Hinweis auf das Wirken Moritz' von Sachsen, auf die „Fürstenrevolution“ 1552, auf den Passauer Vertrag gibt – die entscheidenden Faktoren für die kirchengeschichtliche Entwicklung zwischen 1546 und 1555 – es kann nicht mehr verwundern.

Zusammengefasst: In den „Daten der Kirchengeschichte“ findet der Leser mitnichten „einen Überblick über den historischen Ablauf von 2000 Jahre[n] Christentum“ – wie es der Vf. im Vorwort (S. 5) in Aussicht stellt. Ihm wird vielmehr ein unter bewusster Ausblendung, Verbiegung und Verbrämung bestimmter Sachverhalte gefiltertes, mit krass antiprotestantischen und pro-römischen Tendenzen gefärbtes Geschichtsbild vermittelt. Dass dies nicht etwa versehentlich „unterlaufen“ ist, sondern bewusst so angelegt worden ist, dafür liefert Gerhard Hartmann selbst zwei Belege.

Zum einen weist er in seinem beigefügten Literaturverzeichnis (S. 179-182) auf eine erkleckliche Anzahl von neueren kirchengeschichtlichen Darstellungen aus der Feder protestantischer Autoren hin, aus denen er keinesfalls die Tendenz geschöpft haben kann, die seine eigene Zusammenstellung durchzieht. Um so mehr springt dann allerdings ins Auge, dass er diesem Literaturverzeichnis einschränkend den Hinweis vorangestellt hat: „Die hier angeführte Literatur ist nicht eine ‚verwendete‘, sondern eine ‚weiterführende‘.“ (S. 179) Sollte das bedeuten (was nach dem oben erhobenen Befund naheliegt!), dass der Vf. tatsächlich für seine Arbeit von einem Teil (dem „protestantischen“?) der von ihm genannten Literatur keinen Gebrauch gemacht hat bzw. hat machen wollen, so richtet er sich damit hinsichtlich des an einen Wissenschaftler zu stellenden Anspruchs selbst.

Zum anderen erweist das von ihm dargebotene Sachregister (S. 183-187), auf welche Aspekte der zweitausendjährigen Kirchengeschichte Gerhard Hartmann die Aufmerksamkeit des Lesers offenbar gar nicht erst lenken will: Begriffe wie „Reformation“, „Glaubensspaltung“, „Aufklärung“, „Union“, „Ökumene“, „Liturgiereform“, „Kirchentag“ oder „Ehe“ fehlen in diesem Register ebenso wie der Verweis auf für den Protestantismus wichtige Territorien oder Orte, z. B. „Sachsen“, „Brandenburg“, „Pfalz“ und „Preußen“ – oder gar „Wittenberg“ – während für Hinweise auf das „Akakianische Schisma“, die „Kamadulenser“, die „Mechitaristen“, die „Passionisten“ und den „Zölibat“ genauso wie für kirchengeschichtliche Orte (Vororte?) wie „Essen“, „Graz-Seckau“, „Wiener Neustadt“ und „Brixen“ Raum in dieser Übersicht zur Verfügung gestellt werden konnte.

Es fragt sich, wem Gerhard Hartmann mit seiner tendenziösen Auswahl und Erläuterung von Daten hat dienen wollen. Um seine eigene Reputation in der Zunft der wissenschaftlich verantwortet, um nüchterne Sachlichkeit bemühten Lehrenden und Forschenden der Kirchengeschichte scheint es ihm jedenfalls nicht gegangen zu sein – und wohl auch nicht um den Beifall derer, die sich unter Ökumene der Christenheit etwas anderes vorstellen als eine Rückkehr in den Schoß der angeblich schon immer und allein über die Wahrheit verfügenden, unfehlbaren römischen Kirche. Wie dem auch sei – konfessionalistisch verzeichnete Geschichtsbilder bringen, sind sie als solche durchschaut, keinen Gewinn, auch in Zeiten „ökumenischer Abkühlung“ nicht. Denn welcher arglos nach Information Suchende wird sich derart tendenziöser „Daten der Kirchengeschichte“ mit Überzeugung bedienen?

Jürgen Kampmann

Reformiert in Bielefeld. 350 Jahre Evang.-reform. Gemeinde in Bielefeld 1657–2007. 325 Jahre reformierte Gottesdienste in der Süsterkirche 1682–2007. Im Auftrag des Presbyteriums der Evang.-reform. Kirchengemeinde Bielefeld herausgegeben von Horst Haase, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2007, 208 S., 26 Abb., brosch.

Die evangelisch-reformierten Kirchenmitglieder Bielefelds hatten zu ihrer Gemeinde und Kirche traditionell immer ein besonders enges Verhältnis, denn der Einzugsbereich ihrer Gemeinde erstreckt sich über das gesamte Stadtgebiet. Sich zu ihr und ihren Veranstaltungen zu halten, bedeutete stets auch eine Art Bekenntnis. Der Verfasser erinnert sich an lange Kirchwege durch sonntagsstille Straßen und an ein kindliches Gefühl der Befriedigung, wenn mit dem Einbiegen in die Güssenstraße zugleich die Glocken der Süsterkirche anfangen zu läuten, als hätten sie nur auf uns gewartet. Heute wartet die Kirche auf manches frühere Gemeindemitglied vergebens: Zusätzlich zu den Schwierigkeiten fast aller landeskirchlichen Gemeinden – Bevölkerungsschwund, Kirchengemeindenaustritte und sinkendes Kirchensteueraufkommen – hat die Evangelisch-reformierte Kirchengemeinde Bielefelds die Folgen ihrer historisch gewachsenen Eigenart als Personalgemeinde zu tragen. Der Zuzug aus dem benachbarten reformierten Lippe ist schwächer geworden, gleichzeitig wachsen die Wanderungsverluste durch die Ausdehnung der Großstadt Bielefeld über die Grenzen des Kirchenkreises hinaus. Je größer die Entfernung zur Süsterkirche wird, um so größer ist auch die Versuchung, sich der örtlichen lutherischen oder unierten Gemeinde im Wohnbereich anzuschließen. In dieser schwierigen Situation feiert die schrumpfende Gemeinde mit stolzer Vergangenheit in diesem Jahr ihr 350-jähriges Bestehen. Der 125. Jahrgang des traditionellen Kirchenkalenders ist zu einer Festschrift erweitert worden, die sich würdig an ihre Vorgängerin aus dem Jubiläumsjahr 1957 anschließt.

Der reich bebilderte Band gliedert sich in drei Hauptteile mit den Überschriften „Gemeinde“, „Süsterkirche“ und „Gottesdienst“. Im Kapitel „Gemeinde“, das in seinem Inhalt am ehesten dem üblichen Kirchenkalender entspricht, finden auch die organisatorischen Veränderungen Berücksichtigung, die die Gemeinde am Ende eines schmerzlichen Diskussionsprozesses als Antwort auf die aktuellen Probleme beschlossen hat: Abriss des 1962 bezogenen Gemeindehauses in der Güssenstraße, Errichtung von knapp 20 Wohneinheiten an dessen Standort, Aufteilung der Funktionen des bisherigen Gemeindehauses auf die leicht umgebaute Kirche und das ebenfalls umgebaute alte Süsterhaus mit der dorthin verlagerten Gemeindepflegestation.

Das Kapitel „Süsterkirche“ ist am ehesten auch für Außenstehende lesenswert und aufschlussreich: Es enthält einen Aufsatz zur Baugeschichte der Süsterkirche von Kirchmeister Joachim Dellbrügge mit zahlreichen Einzelheiten (weniger wäre vielleicht mehr gewesen), eine knapp gefasste Gemeindegeschichte aus der Feder von Dr. Heinrich Hilge und zwei interessante kunsthistorische Darstellungen über die einzigartige Taufschale der Gemeinde von Dr. Ulrich Althöfer und Joachim Dellbrügge und über die aus der Bielefelder Werkstatt des Holzbildschnitzers Bernd Christoph Hattenkerl stammenden Kanzeln der Süsterkirche und der Neustädter Marienkirche von Pfarrer Alfred Menzel.

Das Kapitel „Gottesdienst“ enthält sehr heterogene Teile, die einen Einblick in das Gemeindeleben und in die gegenwärtige Glaubensvermittlung gestatten: je eine Darstellung der liturgischen Besonderheiten des reformierten Gottesdienstes (Gerhard Hille und Dr. Andreas Lindemann) und der traditionellen Bedeutung des Psalmengesangs (Pfarrer i. R. Dr. Karl Christoph Flick), über die Arbeit des Posaunenchores (Presbyter Christoph Flick) und über das Verhältnis von Kunst und Religion (Pfarrerinnen Erika Edusei), zwei Predigten und zwei theologische Betrachtungen zur aktuellen Bedeutung Kierkegaards und zur Verteidigung Gottes vor den eigenen Glaubensvorstellungen. Die letztere Betrachtung bildet allerdings wegen ihrer Übersetzungsbedürftigen Sprache einen etwas zweifelhaften Abschluss der ansonsten gut gelungenen Festschrift, die die reformierten Familien Bielefelds in eine schwieriger gewordene Gemeindegemeinschaft begleiten wird. Der aufmerksame Leser hätte sich allerdings eine geringere Zahl von Druckfehlern gewünscht.

Dietrich Kluge

Diethard Aschoff, Geschichte der Juden in Westfalen im Mittelalter (Geschichte und Leben der Juden in Westfalen Bd. 5), LIT-Verlag, Münster 2006, 317 S., 19 Abb., brosch.

Die angezeigte Studie definiert sich als erweiterte Vorwegnahme des Mittelalterteiles von „Jüdische Gemeinden und Gemeinschaften in Westfalen“ – ein verbändiges Sammelwerk, das ab 2007 erscheinen soll. Zugleich bietet sie

das Fazit jahrzehntelanger Forschung des Münsteraner Emeritus; das Literaturverzeichnis weist allein 20 Titel zur jüdischen Geschichte des westfälischen Mittelalters auf, die von ihm verfasst, bearbeitet oder herausgegeben wurden. Obgleich von allen Epochen jüdisch-deutscher Geschichte inzwischen das Mittelalter am besten erforscht ist, sind vergleichbare mediävistische Studien zu einer historisch gewachsenen „Großlandschaft“ wie Westfalen sehr viel seltener zu finden als lokale Mittelalter- oder mehrere Epochen umfassende Regionalstudien zur jüdischen Geschichte. Dies wohl nicht von ungefähr, denn der Mangel an Quellen bzw. die zufällig und sporadisch erhaltene Überlieferung zu einzelnen Themen und Orten verhindert allzu oft allgemeingültige Aussagen auf Landesebene. So musste angesichts der Quellenlage und einer vergleichsweise spät und dünn von Juden besiedelten, durch mannigfaltige geistliche wie weltliche Herrschaftsformen geprägten Region wie Westfalen auch in diesem Band vieles mit Vorbehalt formuliert werden und manches offen bleiben.

Die dankenswerterweise mit Glossar, Zeittafel und Quellenanhang versehene Studie gliedert sich zeitlich in drei Abschnitte von 1096 bis 1530, wobei, wie überall im Reich, die Judenpogrome des Pestjahres 1350 eine tiefgehende Zäsur bilden. Einen zweiten Einschnitt sieht der Autor mit der Kölner Judenausweisung des Jahres 1424 gegeben: die an Köln als ihrer „Mutterstadt“ orientierten westfälischen Juden verloren damals ihre Basis. Hierdurch und parallel zu ihrer Verdrängung im Reich sanken sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zahlenmäßig und wirtschaftlich fast zur völligen Bedeutungslosigkeit herab. Eine erneute Zuwanderung begann erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts, vor allem in der damaligen Edelherrschaft Lippe, die in Aschoffs Darstellung ebenso Berücksichtigung findet wie die Entwicklung in Osnabrück und den Territorien Jülich, Kleve und Mark. Dass die jüdische Geschichte des mittelalterlichen Westfalens vom Autor nur unter Einbeziehung der konkurrierenden kaiserlichen und päpstlichen Judengesetzgebung sowie im Hinblick auf die zunehmende territoriale und städtische Teilhabe an „Judenschutz und Judennutz“ geschildert werden kann, versteht sich von selbst.

Innerhalb der thematischen Untergliederung legt die Studie besonderen Wert auf zwei in der sonstigen Forschung zum Judentum vernachlässigte Gebiete – das innerjüdische Leben und das Judenbild der westfälischen Kunst im weitesten Sinne. Zum ersteren, bes. nach 1350: Verpflichtungen und Rechte von Juden innerhalb der Städte Westfalens waren unterschiedlich bis hin zum (durch Aufenthaltsbeschränkungen eingeengten) Bürgerrecht in Dortmund und Lemgo; in einigen Orten gestand man ihnen Immobilienbesitz zu. Neben dem fast ausschließlichen Beruf des Geldhändlers ist Zwischenhandel belegt, so 1426 für klösterliche Buchbeschaffung durch Herforder Juden, für Waffenherstellung und -lieferung in Rinteln sowie für ärztliche Tätigkeit im Raum Münster und in Soest. Synagoge, Friedhof und Mikwe sind nach 1350 nur in Dortmund überliefert, der einzigen freien Reichsstadt Westfalens; aber selbst sie verfügt damals über keine jüdische Großgemeinde

von mehr als 20 Familien. Eine Synagoge ist außer in Dortmund nur in Os-nabrück überliefert. Zu den jüdischen Friedhöfen beider Städte gesellen sich erst im späten 15. Jahrhundert Begräbnisplätze in Minden und Blomberg. Als einziger namentlich bekannter Rabbiner Westfalens wirkte „Samson aus Jerusalem“ von mindestens 1380-83 in Dortmund. Wie er besaßen die rabbinische Elite und die jüdische Oberschicht Westfalens weitgespannte Beziehungsnetze über halb Europa bis ins Heilige Land, während die Mobilität der jüdischen Unterschichten Westfalens kaum mehr als 50-100 km betrug (S. 136). Auffallend ist die starke Geschäftstätigkeit jüdischer Frauen, bes. der Witwen, die als Zwischenglied in der Generationenfolge fungierten. An herausragenden männlichen Persönlichkeiten werden dem Leser für die Zeit vor 1350 Gottschalk von Recklinghausen als Haupt eines „Bankierskonsortiums“ und für die Zeit danach der Köln-Dortmunder Bankier Vivus vorgestellt. Ein eigenes Kapitel mit Übersichtskarte widmet Aschoff einer gern kopierten westfälischen Besonderheit, den Vemegerichten, die Juden nicht belangen durften und es doch taten.

Unter der Überschrift „Feindbild Jude“ handeln Kap. 23 und 24 zur spätmittelalterlichen westfälischen Darstellung von Juden in Bild und Wort und parallel dazu Kap. 12 für die Zeit vor 1350 (dort vor allem zur Madonna, die im Paradies des Münsteraner Domes über einem Juden thront). Kann hier, meist in einer Zeit, als Juden noch nicht in Westfalen ansässig waren, schon von einem „Bilderevangelium des Hasses“ die Rede sein, so verstärkt sich die antijüdische Botschaft um 1403 in den Gemälden des Bad Wildunger Altares des Conrad von Soest und im Bersword-Altar der Dortmunder Marienkirche von 1385. Aschoff bietet zu beiden Kunstwerken ausführliche Interpretationen und qualitativ gute Farb reproduktionen (einige der schwarz-weiß Abbildungen würde man sich ebenso gut wünschen).

Im Kapitel „Juden in Schauspiel, Predigt, Liturgie und Geschichtsschreibung im spätmittelalterlichen Westfalen“ handelt dieser Band naturgemäß vor allem über die Geschichtsschreibung; es werden allerdings Quellenhinweise für eine systematische Erforschung der übrigen Gebiete gegeben. Interessant sind im Kapitel „Judenkennzeichen“ die Ausführungen über den Judenhut, der anfänglich von westfälischen Juden freiwillig getragen, als Wappen- und Siegelsymbol übernommen und in der christlichen Kunst als gleichsam neutrales Kennzeichen alttestamentlicher Gestalten betrachtet wurde. Ob die in Westfalen erstmals 1451 gebotene Kennzeichnungspflicht durch einen gelben Ring überall Beachtung fand, konnte der Autor in Ermangelung von Quellen nicht ermitteln. Zeitgemäß förderten auch im spätmittelalterlichen Westfalen verstärkte Volksfrömmigkeit, die Agitation von Bettelorden und das Konkurrenzdenken städtischer Gilden eine wachsende Judenfeindschaft.

Konversionen gab es in beide Richtungen, wobei die beiden belegten Übertritte zum Judentum bezeichnenderweise noch im 13. Jahrhundert erfolgten und im Falle des Lemgoer Augustiners durch Verbrennung (in Paris) geahndet wurden. Nach der Konversion Juda ben Halewis (Hermanns von

Scheda) 1127/28 kann Aschoff zwischen den Pestpogromen von 1350 und dem beginnenden 16. Jahrhundert im Untersuchungsgebiet sieben Fälle von Judentaufen, teilweise mehrerer Personen, nachweisen.

Das Fazit: „Trotz der relativ geringen Zahl von Juden kommen im mittelalterlichen Westfalen alle für deren Leben im Reich wesentlichen Strukturen, Besonderheiten und Verhaltensweisen sowohl auf christlicher wie auf jüdischer Seite vor.“ Dem Lokal- und Regionalforscher wie dem historisch oder religiös interessierten Laien bietet die mit umfassendem Register versehene Studie eine Handreiche und Grundlage zur Einordnung der jeweiligen jüdischen Ortsgeschichte in die allgemeine Geschichte der Juden Westfalens, des Reiches und der abendländischen Kirche des Mittelalters.

Monika Minninger

Oliver Becher, Herrschaft und autonome Konfessionalisierung. Politik, Religion und Modernisierung in der frühneuzeitlichen Grafschaft Mark, Klartext Verlag, Essen 2006, 285 S.

Das Werk enthält eine Fülle Material, das mit viel Fleiß zusammengetragen ist. Die Rezension soll sich daher auf die Forschungsergebnisse beschränken, die neue Erkenntnisse für die Kirchengeschichte der Grafschaft Mark bringen. Einwände gegen andere Ergebnisse schließen sich an.

Die Entstehung der reformierten Kirchenordnung von 1662 wird aus den Akten ausführlich dargestellt. Der Entwurf ging aus der reformierten Synode hervor. Der Große Kurfürst bewilligte sie nach mehreren Korrekturen und behielt sich weitere Änderungen vor (S. 63). Die Entstehung der lutherischen Kirchenordnung von 1687 ging hingegen aus der obrigkeitlichen Instruktion der ersten Synode in Unna 1609 hervor (S. 180 f.). Der Einfluss des Kurfürsten war in ihr daher erheblich größer. Doch entwickeln beide Kirchenordnungen ein autonomes Kirchenregiment, das unabhängig von der Obrigkeit ist.

Das wichtigste Ergebnis ist der Einfluss der Stände und des Adels auf die Durchführung der Reformation in einzelnen Orten (S. 68 ff.). Es ist immer schon aufgefallen, dass die Reformation in der Mark eine Reformation von unten war, jedoch unterstützt von Amtsmännern und Adeligen. Genaueres war bisher unbekannt. Der Verfasser schildert nun an Hand der Landtagsakten (1557–1609) das Eintreten der Stände für die Reformation. Daraus geht hervor, dass die Landtage alle drei Jahre zusammentraten, sie Einfluss besaßen durch das Recht der Geldbewilligung und sie auch die klevische Erbschaft Brandenburgs und Pfalz-Neuburgs berieten. In der Religionspolitik drangen sie regelmäßig auf eine neue Kirchenordnung und die Freistellung der Konfession nicht nur für Katholiken, sondern auch für Lutheraner und zum Schluss auch für Reformierte. Die Herzöge waren aber immer nur zur Duldung der Lutheraner bereit. Der Augsburger Religionsfrieden von 1555 erkannte im Reich zwei Konfessionen an, allerdings in Alternative. Die Beur-

teilung des Verfassers trifft nicht zu, es sei „Das landesherrliche Recht des Augsburger Religionsfriedens, den eigenen Herrschaftsbereich konfessionell zu gestalten“ (S. 71). Weder die Forderung der Stände auf „Freistellung“ der Lutheraner noch die Duldung der Herzöge entsprach dem Religionsfrieden. Dieser Umstand stellt die Ausnahmesituation im Herzogtum Kleve dar: Der Herzog blieb katholisch und die beiden evangelischen Konfessionen wurden nicht anerkannt. Die vielbeschworene Toleranz der Herzöge war begrenzt.

So sehr die Landtagsakten Licht in die Religionspolitik bringen, eine genaue Darstellung, welche Adeligen und Amtmänner die Reformation vor Ort unterstützten, steht noch aus.

Der Leser stutzt, wenn es gleich zu Anfang heißt, dass „von einer eindeutigen Konfessionsbildung mittels klarer Abgrenzung nicht gesprochen werden kann“ (S. 28) Auch ist die Bezeichnung der Reformation als Innovation oder Konfessionalisierung verräterisch. Das entspricht nicht dem Stand der Forschung. H. Schilling, der sozialgeschichtlich vorgeht, unterscheidet für Lemgo und Dortmund vier Stufen der Reformation: Lektüre der Lutherschriften – Kampf um die evangelische Predigt – Abschaffung der katholischen Missbräuche – Erlass einer Kirchenordnung. L. von Winterfeld und A. Stenger kennen ähnliche „Phasen“. Vor allem nennt Melanchthon in seinem Gutachten über die Reformation im Herzogtum Kleve 1539 dieselben Stufen (W. H. Neuser, Evangelische Kirchengeschichte Westfalens im Grundriß, S. 28). Des Verfassers Einschätzung der Reformation vor Ort zeigt daher einen grundsätzlichen methodischen Mangel. So sehr die Kirchengeschichte von der Sozialgeschichte lernen kann und muss, so ist doch der Verzicht auf theologische Beurteilungen unerlässlich. Hier liegt der Mangel des Buches.

Er zeigt sich schon in der Einteilung. In fünf Teilen wird die Kirchenpolitik der Landesherrn, dann der Landstände und des Adels, hierauf der Kommunen behandelt, dann die Pfarrerschaft und schließlich unter dem enigmatischen Titel „Rituelle Konfessionalisierung und Konfessionskonflikte“ die Reformation vor Ort. Diese klare Einteilung scheint dem Thema gerecht zu werden. Dem ersten Teil wird dann besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Dem Leser fehlt aber jede Kenntnis des Gegenstandes der „Konfessionalisierung“. Im dritten Teil werden ausgewählte Gemeinden beschrieben, nicht aber der Stand der Reformation in der Mark. Der letzte Teil bringt die amtlichen Erkundigungen von 1664–1667, ein vorzügliches Material, das aber ohne theologisches Gespür aufgelistet wird. Über die Ausbreitung der Reformation in der Mark, die lutherischen und reformierten Gemeinden, Mitgliederzahlen usw. ist nichts zu erfahren. (Die Volkszählung 1817 zeigt, dass nur Curl katholisch blieb, ohne eine evangelische Gemeinde.) Wie erwähnt, will der Verfasser nicht nach der konkreten Reformation fragen.

Die Haltung der Herzöge wäre anders beurteilt worden, wenn nicht nur das Predigtmandat von 1532, sondern auch die katholisierende Declaration von 1533 behandelt worden wäre. Auch wird die Herrschaftspraxis der Klever Herzöge als „Sorge um das Seelenheil der Untertanen“ und um eine

„Gute Ordnung“ bezeichnet (S. 39). Damit wird aber die religiöse Grundhaltung nicht gekennzeichnet, die ihrer Kirchenpolitik zugrunde liegt. Hätte der Verfasser die Theologie des Erasmus von Rotterdam studiert, der zeit lebens Katholik blieb, dann wäre die Haltung der Herzöge und ihrer Räte offenkundig geworden. Zwar wird Erasmus erwähnt, dann aber die These einer „unkonfessionellen Herrschaftspolitik“ vertreten (S. 39). In Wahrheit wurde eine *via media* praktiziert, die ein wahrer Slalomlauf war.

Die Sorgfalt, mit der die Pfründen und Vikariate dargestellt werden, ist zu loben. Doch ist auf die Feststellung, dass die Reformation unweigerlich einen Rechtsbruch bedeutet, nicht zu verzichten. Der Untertitel hätte nach dem Inhalt des Buches lauten müssen „Politik, Religion und Modernisierung in der Grafschaft Mark vom Mittelalter bis 1700“.

Wilhelm H. Neuser

Bernward Kröger (ed.), Jean-Baptiste Henry (OPraem), Tagebuch der Verbannungsreise (1792–1802). Aufzeichnungen des Abbé Henry über die Französische Revolution, sein Exil und seinen Aufenthalt in Westfalen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen Bd. XIX), Aschendorf, Münster 2006, 290 S.

Mit der Edition Bernward Krögers liegt das Tagebuch Abbé Henrys nach verschiedenen anderen Ausgaben zum ersten Mal vollständig, ausführlich kommentiert, im Originaltext und in der Übersetzung vor. Im Anhang finden sich neben einem Register und der Bibliographie eine Karte, eine Chronologie der Exilszeit Henrys und einige Fotos des Klosters Resson, das Henry in Frankreich geleitet hatte, und des Klosters Clarholz, in dem er während seines Exils Unterkunft fand.

Henry war 50 Jahre alt, als die Revolution ausbrach und ihn zwang, über England, die Österreichischen Niederlande und Holland nach Westfalen zu fliehen. Dort überarbeitete er seine Reisenotizen und schrieb das vorliegende Tagebuch, um es bei seiner Rückkehr nach Frankreich 1802 seinen Gastgebern in Clarholz als Zeichen des Dankes zu überreichen. Der Text umfasst also nicht nur seine „Verbannungsreise“, sondern kommentiert die Entwicklung Frankreichs von der Einberufung der Generalstände im Mai 1789 bis zum Konkordat Napoleon Bonapartes mit Papst Pius VII in den Jahren 1801/02, das Henry schließlich die Rückkehr ermöglichte.

Es ist besonders spannend, mit Abbé Henry die Perspektive des Opfers einzunehmen, die üblicherweise in den Hintergrund tritt. Henry interpretierte die revolutionären Veränderungen als Werk des „Teufels“ und sah in den Protagonisten „Verschwörer“, „Räuberghesindel“, „Pöbel“, „Monster“, „Banditen“, „Gottlose“, „Despoten“, „Landesverräter“, „Mordghesellen“, „Kannibalen“ und „Fanatiker“. Die Situation der katholischen Kirche erinnerte Henry an die Verfolgung der Urgemeinde im Römischen Reich. Auch die französischen Christen seien in die Katakomben gezwungen worden.

Vergleicht man aber z. B. mit zeitgenössischen Predigten aus dem deutschsprachigen Raum, fällt auf, dass sein religiöser Diskurs wesentlich zurückhaltender ist, Hölle und Satan also nur punktuell, der apokalyptische Endkampf überhaupt nicht auftauchen. Henry konzentrierte seinen Hass auf die Revolutionäre. Zum 10. August 1792, dem Tag des Sturms auf die Tuilerien, schrieb er: „Der Mob betrank sich mit dem Blut der Sterbenden, er riß den Toten das Herz heraus, er verstümmelte ihre Leichen, er fraß ihr Fleisch, er war für zwölf Stunden trunken vor Wut gegen alles, was dem König angehört hatte, und gegen alle, die ihm gedient hatten“ (S. 81). Gleichzeitig lobte Henry die vorbildliche Tapferkeit der französischen Truppen im Krieg gegen die europäische Koalition des Ancien Regime, die politisch ideologische Formation, der er sich selbst verbunden fühlte. Hier überrascht der ausgeprägte Patriotismus des Abbé, seine tiefe Verbundenheit mit einem gewissermaßen abstrakten „Vaterland ...“, das wir noch lieben, und das wir niemals aufhören werden zu lieben, trotz seiner grausamen Verirrungen“ (S. 209).

Henry schilderte die verschiedenen Stationen seines Exils, die sich einerseits aus dem siegreichen Vormarsch der französischen Truppen und andererseits aus seinem Wunsch ergaben, in einem Kloster seines Ordens Aufnahme zu finden. Letzteres gelang ihm erst in Clarholz, nachdem ihm mehrfach zuerst in den Österreichischen Niederlanden, dann im Deutschen Reich von seinen Prämonstratenserbrüdern die Tür gewiesen worden war. Henry beschrieb die Grunderfahrung der französischen Exilanten, zeitweise freundlich empfangen zu werden, dann aber wieder ohne Bleibe in der neuen Heimat herumzuirren. Folgerichtig lobte er das Kloster Clarholz über die Maße für die ihm entgegengebrachte wohlwollende Gastfreundschaft. Während seines Aufenthaltes in Clarholz unternahm Henry verschiedene Reisen in die nähere Umgebung, um andere französische Geistliche zu besuchen, u. a. den Kardinal und Erzbischof von Rouen, der in Münster Zuflucht gefunden hatte. Offensichtlich war die französische Exilgemeinde in Westfalen relativ stark vertreten.

Zusammenfassend sei festgehalten, dass das Tagebuch Abbé Henrys viele unterschiedliche Aspekte anspricht, die es für die Forschung, aber auch für den interessierten Leser interessant machen. Dazu trägt die ästhetisch ansprechende Ausgabe, besonders aber auch die fachlich hervorragende Bearbeitung durch Bernward Kröger bei.

Jörg van Norden

Matthias Benad/Hans-Walter Schmuhl (Hg.), *Aufbruch in die Moderne. Der evangelische Kirchenkreis Bielefeld von 1817 bis 2006*, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2006, 292 S.

Der in Verbindung mit der thematisch verwandten Ausstellung im Historischen Museum der Stadt Bielefeld erschienene Sammelband ist ein interessantes und spannend zu lesendes Beispiel für die Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts in ihrem politischen, wirtschaftlichen und sozialgeschichtlichen Kontext. Der Kreis der Autoren umfasst Historiker, Kunsthistoriker, Pädagogen, Theologen und Archivare, so dass der Leser aus ganz unterschiedlichen Perspektiven an den Untersuchungsgegenstand, die Kreissynode Bielefeld, herangeführt wird. Positiv zu verzeichnen ist, dass der Bezug zur Gegenwart immer wieder konsequent hergestellt wird, so dass Historiographie nicht bei dem kontemplativen Blick in die Vergangenheit stehen bleibt, sondern zu Selbstvergewisserung in der Gegenwart beiträgt, in der sich Kirche mit vielfältigen Herausforderungen auseinandersetzen muss.

Die Grundlage des Sammelbandes bildet ein umfangreicher Beitrag Ralf Pahmeyers, der die Geschichte des Kirchenkreises Bielefeld chronologisch darstellt. Tatsächlich hat der Kirchenkreis als Mittelinstanz zwischen den Kirchengemeinden auf der einen und der Provinzialsynode des 19. Jahrhunderts und der Landessynode unserer Zeit auf der anderen Seite einen besonderen heuristischen Wert, insofern als er die Entscheidungen und Entscheidungsprozesse der übergeordneten Ebene konkretisiert und das Geschehen auf der Mikroebene des Gemeindelebens gewissermaßen bündelt. Damit ist nicht nur dem interessierten Leser gedient, sondern auch dem Wissenschaftler, der auf dieser Grundlage weiterarbeiten kann. Mit Markus Dröge/Erich Engelke/Andreas Metzger/Ulrich Offerhaus/Thomas Martin Schneider/Rolf Stahl (Hg.), *Pragmatisch, preußisch, protestantisch ... Die Evangelische Gemeinde Koblenz im Spannungsfeld von rheinischem Katholizismus und preußischer Kirchenpolitik*, Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte Bd. 161, Verlag Dr. Habelt Bonn 2003, 525 Seiten, und Ferdinand Magen, *Der Kirchenkreis Mülheim am Rhein (1817–1894)*, ß-Verlag Rödigen 2002, sind in den letzten Jahren bereits zwei weitere Monographien zu Kirchenkreisen erschienen. Eine vergleichende Darstellung steht allerdings noch aus.

Besonders fesselnd sind die Ausführungen Pahmeyers zum „Kirchenkampf“ im Dritten Reich, wenn er z. B. an der Person Pfarrer Wilhelm Niemöllers, des Bruders Martin Niemöllers, deutlich macht, wie ambivalent sich Kirche zum Nationalsozialismus verhielt. Wilhelm Niemöller war ab 1923 Mitglied der NSDAP, dann aber auch federführend in der Bekennenden Kirche und wehrte sich u. a. mit vielen anderen Bielefelder Geistlichen und Laien gegen eine inhaltliche und organisatorische Gleichschaltung seiner Kirche. Gleichermäßen kritisch hinterfragt Pahmeyer die kirchliche Erinnerungskultur nach 1945, die für den innerkirchlichen Bereich Selbstkritik äußerte, sich aber, was die Politik des Nationalsozialismus und die Verbrechen

gegenüber den Juden angeht, ausschwig. Diese Bringeschuld ist erst in jüngster Zeit beglichen worden, als die EKvW in allen ihren Gliederungen über das Verhältnis von Christen und Juden nachgedacht und schließlich ihre Kirchenordnung entsprechend geändert hat.

Die Ausführungen Pahlmeyers werden in den folgenden Aufsätzen auf vielfältige Art und Weise vertieft. Ulrich Althöfer geht anhand konkreter Beispiele auf die Architektur Bielefelder Kirchen ein, die ganz im Sinne der aktuellen Kirchenpädagogik als steingewordene Theologie und Antwort auf die jeweiligen gesellschaftlichen Herausforderungen vorgestellt werden. Jens Murken beschäftigt sich mit den Kirchengemeinden, Frank-Michael Kuhle- mann mit den Pfarrern des Kirchenkreises, Veronika Huesmann und Hans- Walter Schmuhl mit der Rolle der Frau im kirchlichen Leben. Huesmann formuliert die auf den ersten Blick überraschende, dann aber durchaus plau- sible These, dass u. a. die „Frauenhilfe“ dem weiblichen Geschlecht neue Handlungsspielräume jenseits von Haushalt, Kindern und Gottesdienstbe- such eröffnete, also emanzipativen Charakter hatte, ohne allerdings das tra- ditionell konservative Frauenbild zu transzendieren. Hans-Walter Schmuhl knüpft mit seinem Beitrag hier insofern an, als er für das 20. Jahrhundert eine allmähliche Verweltlichung und gleichzeitige Professionalisierung der vor- nehmlich von Frauen geleisteten sozialkaritativen Arbeit konstatiert. Aus ehrenamtlichen Tätigkeiten werden neue Berufe und Berufsbilder. Dieser Prozess einer Professionalisierung spielt auch in dem Aufsatz Bärbel Thaus und Hans-Walter Schmuhls zur Diakonie im Kirchenkreis Bielefeld eine wichtige Rolle. Sehr anschaulich und eher struktur- als institutionenge- schichtlich angelegt wird verdeutlicht, wie der in den Kirchengemeinden gewachsene Flickenteppich diakonischer Arbeit in großen Einrichtungen zusammengefasst und intensiviert wurde, so dass die Kirchengemeinden einerseits entlastet werden, andererseits aber dieses wichtige Element christ- licher Nächstenliebe und praktischen Christentums verlieren. In der Konkur- renz mit der Professionalität diakonischer Institutionen wie Bethel und dem Johanneswerk zog das Ehrenamt in der Kirchengemeinde letztlich den kür- zeren. Dabei gab und gibt es immer den Versuch, die Diakonie in die amtskirchlichen Strukturen zu integrieren.

Den Abschluss des Sammelbandes bildet ein Beitrag von Hans Eckhard Lubrich, der die Entwicklung von der geistlichen zur weltlichen Schulauf- sicht und letztlich zum Schulreferat des Kirchenkreises Bielefeld aufzeigt, letzteres aus eigener Anschauung, hat Lubrich doch das Schulreferat und die Mediothek mit aufgebaut und lange Jahre vorbildlich geleitet.

Ohne den insgesamt positiven Eindruck schmälern zu wollen, seien ab- schließend zwei kritische Anmerkungen erlaubt. Der erste, eher akademische Einwand richtet sich gegen den Titel des Sammelbandes, der in seinem er- sten Teil das Logo des Internetauftrittes „Aufbruch in die Moderne – Das Beispiel Westfalen“ (www.aufbruch-in-die-moderne.de) zitiert. Die Begriff- lichkeit bezieht sich dort auf die sog. Sattelzeit um 1800, in der der Wandel vom Ancien Regime zur Moderne initiiert wurde. Eine zentrale Rolle spielten

dabei die „Modellstaaten von Napoleons Gnaden“, zu denen auch das Königreich Westfalen gehörte. Deshalb bleibt unverständlich, warum diese wichtige Phase in der vorliegenden Veröffentlichung ausgeklammert worden ist. Gleichzeitig wäre zu diskutieren, ob die Ausweitung des „Aufbruchs“ von der Sattelzeit auf das gesamte 19. und 20. Jahrhundert einer klaren historiographischen Terminologie dienlich ist.

Zweitens bleibt das 19. Jahrhundert gerade im ersten Teil des Sammelbandes überraschend farblos. Die Darstellung ist hier vor allem deskriptiv und konzentriert sich auf das Wachstum der Kirchengemeinden und des Kirchenkreises. Die Auseinandersetzung mit der Kirchenpolitik der preußischen Krone wird nur gestreift, die von der Zwei-Reiche-Lehre Luthers geprägte Haltung zum preußischen Thron, die sich in den „Befreiungskriegen“ 1813, der Revolution 1848 und den „Einigungskriegen“ 1864, 1866 und 1870/71 manifestierte, sucht man vergebens. Damit fehlt letztlich die historische Grundlage, die das Verhalten des Protestantismus im Dritten Reich und eben auch eines Wilhelm Niemöller in Ansätzen verständlich macht und zeigt, wie sich evangelische Kirche nach 1945 gewandelt hat, indem sie z. B. in verschiedenen Denkschriften ihr bereits in der Barmer Theologischen Erklärung formuliertes Wächteramt gegenüber dem Staat öffentlich und engagiert wahrnimmt. Kirchengeschichte kommt eben nicht ganz ohne Theologie aus.

Jörg van Norden

Wilhelm Grabe/Markus Moors (ed.), Neue Herren – neue Zeiten? Quellen zur Übergangszeit 1802 bis 1816 im Paderborner und Corveyer Land (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte Band 52), Bonifatius GmbH Druck-Buch-Verlag, Paderborn 2006, 584 S.

Die vorliegende Quellensammlung ist eine überzeugende Gemeinschaftsarbeit des Arbeitskreises für Kommunalarchive der Kreise Höxter und Paderborn. Sie umfasst die sog. Sattelzeit von 1802 bis 1816, in der sich der „Aufbruch in die Moderne“ anbahnte bzw. mit den Worten Max Webers der Übergang von der traditionellen Herrschaft des Ancien Regime zur legalen Herrschaft unserer Zeit. Der Titel der Quellensammlung formuliert die Schlüsselfrage, ob mit den neuen preußischen und französischen Herren wirklich eine neue, von den Zeitgenossen als Fortschritt erfahrbare Zeit anbrach.

Die Veröffentlichung gliedert sich in vier Abschnitte. Der erste thematisiert die Situation der Fürstbistümer Paderborn und Corvey vor 1802, der zweite ihre Inbesitznahme durch Preußen bzw. Oranien-Nassau 1802–1806 infolge des Reichsdeputationshauptschlusses, der dritte ihr Aufgehen in dem Königreich Westfalen 1806–1813 und der vierte die wiederum preußische Herrschaft nach der Niederlage Napoleons und der Abwicklung der Modellstaaten von Frankreichs Gnaden. Den Quellen wird jeweils ein kurze Einlei-

tung vorangestellt, die die geschichtlichen Zusammenhänge verdeutlicht, so dass nicht nur die Forschung, sondern auch der allgemein historisch interessierte Leser angesprochen wird. Die Quellentexte decken vielfältige Bereiche aus Politik, Wirtschaft und Kultur ab. Es handelt sich um Briefe, Auszüge aus Gemeindechroniken, zeitgenössische Statistiken, Erlasse, Ratsprotokolle und Reden. Der Katalog der unterschiedlichen Quellengattungen ist außerordentlich umfassend, es fehlen leider die Bildquellen. Die Texte werden nach Sachgebieten und chronologischen Gesichtspunkten geordnet, es wäre wünschenswert, mit Hilfe einer Systematik, die sich einheitlich durch alle vier Abschnitte zieht, die Quellen gewissermaßen horizontal lesen zu können.

Die eingangs gestellte Frage nach dem Aufbruch in die Moderne wird aus vielen unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Die beiden Fürstbistümer waren ständestaatlich verfasst. Infolge der Französischen Revolution kritisierten viele Zeitgenossen die wirtschaftlichen und politischen Privilegien des Adels. Die Aufklärer warfen dem Ancien Regime und besonders der geistlichen Obrigkeit fortschrittsfeindlichen Traditionalismus vor. Die neuen preußischen Herren führten die Säkularisation durch, ließen sich aber dabei weniger von der Idee des Fortschritts als vielmehr von machtpolitischen und finanziellen Interessen leiten. Im Königreich Westfalen wurden viele alte feudale Institutionen verstaatlicht, zentralisiert und vereinheitlicht. Man hob u. a. die Patrimonialgerichtsbarkeit und die Zünfte auf, der Code Napoleon wurde eingeführt, die Judenemanzipation verwirklicht, eine fortschrittliche Verfassung erlassen und Schulen und Armenanstalten wurden gegründet. Die wachsende Gleichheit der Bürger untereinander war jedoch mit einem konsequenteren Zugriff des Staats auf seine Untertanen verbunden. Aller Fortschritt wurde letztlich durch die Kriegspolitik Napoleons ad absurdum geführt, der immer mehr Steuern und Rekruten von seinen Vasallen forderte. Dieser enorme Druck sollte das Bild der Zeitgenossen prägen und nicht der unabstreitbar vorhandene strukturelle Fortschritt. Die preußischen Herren knüpften nach 1813 in vielen Punkten an die wirtschaftliche und gesellschaftliche Modernisierung ihrer französischen Vorgänger an, verhielten sich aber politisch eher restaurativ.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass den Herausgebern ein in vieler Hinsicht spannendes Werk gelungen ist, dass hoffentlich Schule machen wird, weil es zwar nicht die Archivarbeit ersetzen kann, aber in vieler Hinsicht auf diese Arbeit hin orientiert. Der interessierte Leser gewinnt einen plastischen, differenzierten und regionalgeschichtlich konkreten Eindruck eines Zeitabschnitts, der das Fundament unserer Moderne gelegt hat.

Jörg van Norden

Henning Pahl, *Die Kirche im Dorf. Religiöse Wissenskulturen im gesellschaftlichen Wandel des 19. Jahrhunderts* (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 18), Akademie Verlag, Berlin 2006, 363 S., geb.

Diese Veröffentlichung erschließt ein wissenschaftlich noch immer weitgehend unbeackertes Feld. Sie macht deutlich, wie stark der gesellschaftliche Wandel des 19. Jahrhunderts die religiöse Einstellung gerade der ländlichen Bevölkerung beeinflusst und verändert hat. Zwar betrifft die umfangreiche Untersuchung ausschließlich einen regional begrenzten Bereich in Württemberg, aber ihre grundsätzlichen Beobachtungen dürften auch für Westfalen gelten. Das macht die Arbeit, eine vom Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main angenommene und von Lothar Gall betreute Dissertation, auch für westfälische Leser anregend und wertvoll.

Gegenstand der Untersuchung ist das Oberamt Esslingen in Württemberg. Alle zum Oberamt gehörenden kommunalen Landgemeinden waren von der Konfession her bis auf zwei katholische Pfarreien evangelisch geprägt. In keiner dieser Gemeinden lag der Prozentsatz der jeweils anderen Konfession über fünf bis sechs Prozent. Von dem seit Beginn des Jahrhunderts möglichen Austritt aus einer Konfession wurde ganz selten Gebrauch gemacht. Konfession und gesellschaftlicher Standort waren nahezu identisch. Das veränderte sich mit der Industrialisierung.

Der industrielle Wandel setzte in Württemberg vergleichsweise spät ein und verlief auch langsamer. Im Oberamt Esslingen begann die eigentliche Industrialisierung erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts und führte vor allem in der Stadt Esslingen zur Ansiedlung von Maschinenbau-, Metall-, Textil- und Bekleidungsindustrie, doch waren die meisten Industriearbeiter Pendller, standen also weiter in einem dörflichen Lebenszusammenhang.

Religiosität und Kirchlichkeit veränderten sich analog zur wirtschaftlichen Entwicklung in der zweiten Jahrhunderthälfte. Ein größer werdender Teil der Bevölkerung entzog sich der kirchlichen und religiösen Praxis. Das galt vor allem für die jüngeren Fabrikarbeiter. Die Kommunikantenzahlen gingen, wie der Verfasser durch Statistiken und Diagramme belegt, kontinuierlich zurück. Visitationsberichte enthalten bewegte Klagen über den Rückgang der religiösen Bindungen und der Teilnahme am kirchlichen Leben.

Die Folgerung, die Pfarrer und Gemeinden aus der veränderten religiösen Sozialisation zogen, war in erster Linie der Übergang vom Zwangs- zum Freiwilligkeitsprinzip. Der von den Pfarrern erteilte obligatorische Religionsunterricht an den Schulen, der (evangelische) Konfirmandenunterricht und vor allem die für alle unverheirateten schulentlassenen Jugendlichen landesweit verpflichtend vorgeschriebene „Christenlehre“ gewannen eine neue Bedeutung. Doch gerade die Christenlehre wurde durch die Zunahme der Pendlerarbeit und der dadurch bedingten Ortsabwesenheit (und durch die Haus- und Feldarbeit) in Frage gestellt. Ihre Akzeptanz bei den Jugendlichen sank zunehmend. Die Integrationskraft der Kirchen nahm ab. Dafür

wurde der Kindergottesdienst, dem die evangelische Kirche zuerst reserviert gegenüber gestanden hatte, neu entdeckt. In den Landgemeinden des Oberamtes Esslingen wurde seit den 1870er Jahren (in Esslingen selbst bereits 1866) der freiwillige Kindergottesdienst eingeführt. Die Kirchenleitung sah im Kindergottesdienst ein wirksames Mittel gegen die Verweltlichung der Gesellschaft. Dazu kamen die religiös-konfessionellen Vereine. Hier hatte der württembergische Pietismus Pionierarbeit geleistet. Jetzt kam es zu einer Blüte des evangelischen (und noch stärker des katholischen) Vereinswesens. Der gesellschaftliche Differenzierungsprozess ließ in schneller Folge Jünglings- und Jungfrauenvereine, Arbeitervereine, Missionsvereine, Gustav-Adolf-Vereine, Gesangsvereine, Kriegervereine und Turnvereine entstehen. Der Verfasser zeichnet die Entwicklung in der evangelischen Kirche im Einzelnen nach und vergleicht sie mit der gleichzeitigen Entwicklung in der katholischen Kirche. Darüber hinaus schildert er die Auseinandersetzung mit der Sozialen Frage und am Beispiel des Methodismus die Konkurrenz durch religiöse Sondergruppen.

Die bemerkenswerte Arbeit führt zu insgesamt nachvollziehbaren Ergebnissen (S. 305 ff.). Sie zeigt auf, dass der durch die Industrialisierung bedingte Bedeutungsverlust für Kirchen zur Gründung einer religiösen Vereinskultur führte, der freilich die evangelischen Pfarrer weithin ablehnend gegenüber standen, so dass hier im Unterschied zur katholischen Kirche die Vereinskultur strukturell nur ungenügend in das kirchliche Leben integriert wurde. Die Arbeit bietet reiches Material und viele Anregungen. Eine gewisse Redundanz in der Darstellung liegt an der Komplexität der Untersuchung und muss in Kauf genommen werden.

Martin Stiewe

Erik Zimmermann, Albert Hackenberg (1852–1912). Ein rheinischer Präses (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 170), Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 2006, 350 S., geb.

Biographien können oft ein anschaulicheres Bild einer Epoche vermitteln als Gesamtdarstellungen. Das gilt auch für das Lebensbild Albert Hackenbergs, der eine solche Epoche in typischer Weise repräsentiert. Auf dem Höhepunkt seines Wirkens als Präses der rheinischen Provinzialsynode und als Abgeordneter des preußischen Landtags war der vielseitig begabte Mann eine, wie es der heutige Präses Nikolaus Schneider in seinem Geleitwort hervorhebt, markante Persönlichkeit, die zu Unrecht weithin vergessen ist. Dem Verfasser dieser Untersuchung gelingt es, Lebensweg und Zeitumstände eines bedeutenden Mannes wieder lebendig werden zu lassen.

Peter Albert Hackenberg wurde am 11. Januar 1852 in Lennep geboren. Der Vater war Kaufmann und Prokurist, die Mutter entstammte einer alteingesessenen Familie. Da die Lenneper Höhere Bürgerschule nur bis zur Tertia führte, schickten die Eltern ihren Sohn anschließend auf die Realschule in

Lippstadt, die von dem Pädagogen und Schulreformer Julius Ostendorf geleitet wurde. Ostendorf soll bei Hackenberg den Wunsch, Theologie zu studieren, geweckt haben. Die letzten Schuljahre hindurch besuchte Hackenberg das Gymnasium in Kreuznach. Hier lernte er seine spätere Frau kennen. In Erlangen nahm er das Studium der Evangelischen Theologie auf und war besonders von dem Neutestamentler und Ethiker Johann Christian Konrad von Hofmann, dessen Bild später in seinem Arbeitszimmer hing, beeindruckt. In Erlangen trat er auch der Studentenverbindung „Uttenruthia“ bei, einer christlich geprägten nichtschlagenden Verbindung. Zweiter Studienort war Berlin, wo Hackenberg vor allem den Vermittlungstheologen Isaak August Dorner hörte, an dessen Sozietät (bei Tee und Zwieback – so persönlich konnte das Studium damals sein) er teilnahm. Die letzten drei Semester studierte er in Bonn, wo sich die einzige evangelisch-theologische Fakultät im Rheinland befand. Im Oktober 1876 bestand Hackenberg in Koblenz das Erste Theologische Examen mit „recht gut“, musste dann jedoch erst einmal eine einjährige Militärzeit als Garde-Füsilier in Berlin ableisten.

Der Dienst in der Kirche begann mit dem Vikariat in Hottenbach und Stipshausen, einer kleinen Landgemeinde im Hunsrück. Nach dem Tode des Orts Pfarrers wurde Hackenberg dort mit 26 Jahren Pfarrverweser und nach dem Zweiten Examen durch einstimmigen Beschluss des Presbyteriums Pfarrer der Gemeinde. Er blieb es über 34 Jahre bis zu seinem Tode. Mit dem neuen Pfarrer blühte das Gemeindeleben auf. Hackenberg war ein eindrucksvoller Prediger, der die Menschen direkt ansprach, und er war in der Öffentlichkeit ein gefragter Redner, der seine kulturprotestantischen Anschauungen eindrucksvoll vortrug. Auch sein Amt als Lokal- und Kreis schulinspektor (es gab ja noch die geistliche Schulaufsicht) nahm er sehr ernst. Engagiert setzte er sich für den „Evangelischen Bund“ ein, der 1886/87 gegründet worden war, um ein Gegengewicht gegen den aus dem Kulturkampf gestärkt hervorgegangenen Katholizismus zu bilden. 1894 wurde er Vorsitzender des rheinischen Hauptvereins des Bundes.

Besonders interessant ist für den heutigen Leser Hackenbergs Tätigkeit in der rheinischen Provinzialsynode. Er war mit 32 Jahren als Vertreter des Kirchenkreises Trier der jüngste Synodale. Schnell wurde er Mitglied in wichtigen Kommissionen und schon bald in das Präsidium der Synode gewählt. Aktiv setzte er sich für das neue „Evangelische Gesangbuch für Rheinland und Westfalen“ (auch damals ein emotional besetztes Thema) und für die Revision der preußischen Agende ein. 1905 wurde Hackenberg – in einer knappen Richtungswahl zwischen einer liberalen und einer konservativen Fraktion – zum Präses der Synode gewählt und bewies sein Verhandlungsgeschick, als ein neues Pfarrbesetzungsrecht zur Entscheidung stand. Als Präses war er auch mit dem „Fall Jatho“ befasst, als gegen den Kölner Pfarrer Carl Jatho wegen seiner theologisch-liberalen Auffassungen ein Lehrzuchtverfahren eröffnet wurde – keine leichte Situation für Hackenberg, der Jathos Absetzung für ein schmerzliches, freilich unumgängliches „Verhängnis“ hielt. Schon 1890 hatte die Synode Hackenberg in die preußische Gene-

ralsynode entsandt. Auch hier zog er nach einigen Jahren als Beisitzer in das Synodalpräsidium ein.

Das Ungewöhnliche an Hackenberg war, dass er nicht nur ein führender Kirchenmann, sondern auch ein angesehener Politiker war. Er kandidierte 1898 bei der Wahl zum preußischen Abgeordnetenhaus für die Nationalliberale Partei im Wahlkreis Kreuznach-Simmern-Zell und wurde nach dem Drei-Klassen-Wahlrecht nach anfänglichen Auseinandersetzungen unter den Wahlmännern auch gewählt. Seine erste Rede im Landtag betraf die Gleichbehandlung der Konfessionen, ein Thema, das dem Vorsitzenden des „Evangelischen Bundes“ gewiss entgegenkam. In den folgenden Jahren äußerte er sich zu Schulfragen und Lehrerbesoldung, zu kirchenpolitischen und kulturellen Fragen, zum Schutz des Karfreitags, zum Jesuitengesetz und – Hackenberg reiste regelmäßig mit der Bahn nach Berlin – zum Ausbau des Eisenbahnnetzes. 1903 und 1908 zog er erneut in den Landtag ein. Macht man sich klar, dass auch die politischen Aufgaben neben der Gemeindefarbeit und dem Präsesamt bewältigt werden mussten, wird die Arbeitsleistung Hackenbergs deutlich. Sein früher Tod am 30. Oktober 1912 mag durch die ständige Überlastung bedingt gewesen sein. Im Landtag war Hackenberg angesehen und beliebt gewesen. Als erstem bürgerlichen Politiker widmete ihm auch die Sozialdemokratische Partei im „Vorwärts“ einen ehrenden Nachruf.

Zimmermann gelingt es, ein anschauliches Bild Hackenbergs zu zeichnen und seine umfangreichen Tätigkeiten aus der Zeit heraus verständlich zu machen. Die Arbeit in den Archiven muss erheblich gewesen sein. Das Buch liest sich flüssig. Eine gewisse Redundanz nimmt die Spannung nicht.

Martin Stiewe

Astrid Nachtigall, Die Auseinandersetzungen um die Kirchenunion in Preußen von 1845 bis 1853 und die Kabinettsorder von 1852 (Unio und Confessio 23), Luther-Verlag, Bielefeld 2005, 488 S., brosch.

Das erste Kapitel des vorliegenden Buches handelt über die „Staatskirche im Umbruch“ (S. 13-75). Dargestellt werden die kirchenpolitischen Gruppen in Preußen 1845–1848, u. a. die Rationalisten, die Konservativen und die Vermittlungs- und Unionspartei. Es schließt sich ein Abschnitt über die Verfassungsdiskussion in Preußen 1848–1851 an. Hier geht es auch um die Trennung von Staat und Kirche. Zu den Resultaten gehörte die Errichtung des Evangelischen Oberkirchenrates (EOK) 1850.

Im zweiten Kapitel wird „Die drohende Spaltung der preußischen unierten Kirche 1848–1851“ (S. 77-156) behandelt. Zur gutachtlichen Beurteilung waren die Konsistorien, die evangelischen Fakultäten und Rechtsprofessoren aufgerufen. Die Autorin schreibt über die Unionsgegner und -freunde. Ein kurzer Abschnitt ist dem Rheinland und Westfalen gewidmet. Hier gab es keine konfessionellen Provinzialvereine. „Aufgrund der Rheinisch-Westfäli-

schen Kirchenordnung von 1835 geeint, war das Verlangen nach einer eigenen lutherischen Kirche nicht derart ausgeprägt, dass es zu einem Zusammenschluss der Konfessionellen kam.“ (S. 105) In den rheinischen und westfälischen Synoden waren überwiegend Unionsfreunde.

Den Hauptteil bildet das dritte Kapitel: „Die Kabinettsorder vom 6. März 1852: Krise der Union“ (S. 157-331). Angeordnet wurde die „*itio in partes*“; die Provinzialkonsistorien sollten konfessionelle Abteilungen bilden. Die Kabinettsorder verwässerte im Grunde die bestehende Union. Sie führte zu Berichten der Konsistorien, Diözesen, Kreissynoden, Gemeinden, Vereine etc.; es äußerten sich viele Pfarrer. Erörtert werden auch die Reaktionen aus Westfalen (S. 270-300). „Das westfälische Konsistorium hatte sich dadurch, dass es die konfessionellen Abteilungen ohne weiteres im Konsistorium eingeführt hatte, von den zahlreichen unierten Gemeinden der Provinz entfremdet.“ (S. 298) Man fürchtete in den Gemeinden die „*itio in partes*“ und forderte, die Order von 1852 solle ohne Auswirkung auf die presbyterialen und synodalen Gremien in Westfalen sein. Die westfälische Provinzialsynode von 1853 stärkte die Union. Die Gemeinden in Rödinghausen. und Preußisch Oldendorf erklärten sich aber als lutherisch und wollten lutherische Superintendenten und Konsistorialräte haben.

Die Union jedoch zeigte sich in Westfalen „erstaunlich stabil, sieht man von den Kreissynoden Lübbecke und Herford ab. Die Union bestand dort angesichts reformierter, lutherischer und unierter Gemeinden. Im Gegensatz zum Rheinland war es in Westfalen noch nicht gelungen, die alten Bekenntnisse so untereinander zu vereinen, dass die alten Konfessionsunterschiede unkenntlich geworden wären.“ (S. 300).

Das vierte Kapitel lautet: „Die Kabinettsorder vom 12. Juli 1853: Stärkung der Union“ (S. 333-381). Beide Kabinettsordern waren nicht in Übereinstimmung zu bringen. „Allerdings stellte sich die Präambel der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung von 1855 auf den Standpunkt der Kircheneinheit, wengleich sie lutherische, reformierte und unierte Gemeinden unterschied.“ (S. 381)

Das fünfte Kapitel (S. 383-399) fasst die Ergebnisse „aus dem ungemein sperrigen Material“ (S. 12) zusammen und gibt einen geschichtlichen Ausblick. Ein uneinheitliches Unionsverständnis ergab „zahlreiche Abstufungen zwischen Liberalismus und dem Fortbestehen zweier Bekenntnisse“ (S. 390 f.). Die preußische Landeskirche blieb eine unierte Kirche und „suchte weiterhin ihren ‚Ort zwischen unio und confessio‘“ (S. 398).

Dem Text der Arbeit sind 19 Beilagen (S. 400-460) zu Kirche und Staat im behandelten Zeitraum (u. a. die Eingabe des Märkischen Pastoralvereins an Friedrich Wilhelm IV. vom 3. Juni 1852) beigelegt. Hilfreich sind die Verzeichnisse der ungedruckten und gedruckten Quellen sowie der Sekundärliteratur; dazu kommen Register der Personen und Orte.

Die Arbeit von Astrid Nachtigall ist größtenteils an neuen Quellen erarbeitet, u. a. an 400 Eingaben zur Union auf über 2.600 Seiten. Das Quellenmaterial betrifft Pfarrer und Gemeinden, konfessionelle Vereinigungen,

die Provinzialkonsistorien, den Evangelischen Oberkirchenrat (EOK) sowie Kabinettsordern.

So ist ein vorzügliches Werk zur preußischen Kirchengeschichte in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden.

Karl-Friedrich Wiggermann

Joachim Kuropka (Hg.), Streitfall Galen. Studien und Dokumente, Aschendorff Verlag, Münster 2007, 541 S., geb.

Der vorliegende Band, herausgegeben von dem Historiker Joachim Kuropka (Institut für Geschichte und historische Landesforschung an der Universität Vechta) dokumentiert eine Tagung in der Katholischen Akademie Kardinal von Galen in Cloppenburg-Stapelfeld im Frühjahr 2006. Der Herausgeber gibt zunächst eine konzise Einleitung: „Ein Seliger – ein Streitfall“. Das Galen-Bild changiert vor allem innerkatholisch, nicht zuletzt seit der Seligsprechung am 9. Oktober 2005 in Rom. Kuropka referiert kritisch, zuweilen bissig die (populäre) Galen-Rezeption in den Medien.

Im ersten Teil des Buches („Pfarrer und Bischof“) referieren Paul-Heinz Dünnebacke über das Wirken Galens als Pfarrer an St. Lamberti in Münster 1929–1933 (S. 21-36) und Joachim Kuropka: „Der Mann der Stunde. Pfarrer Clemens August Graf von Galen wird Bischof von Münster“ (S. 37-52). Galen war seit 1919 Pfarrer in Berlin gewesen, wurde dann aber im Jahr 1929 von seinem Bischof zum Pfarrer an St. Lamberti Münster berufen, um den nationalsozialistischen Einfluss auf den westfälischen katholischen Adel einzudämmen. Es spielte bei seiner Bischofsernennung eine Rolle, dass Galen als national (nicht nationalsozialistisch) und strikt kirchlich galt. Rom wollte auf dem Bischofsstuhl einen mutigen Priester. Er war in der Tat „der Mann der Stunde“. Winfried Süß schreibt über „Reaktionen auf den Euthanasieprotest Clemens August Graf von Galens im Sommer 1941“ (S. 53-77). Die Staatsführung „ließ den Ankläger unbehelligt, erkannte aber die Legitimität seines Protestes nicht an. Einen entscheidenden Moment lang hat der wohl erfolgreichste Akt der Skandalisierung gegen das NS-Regime dessen Handlungsspielräume empfindlich begrenzt und das gesellschaftliche Fundament seiner Herrschaft gefährdet – dauerhaft verhindern konnte er die Morde allerdings nicht.“ (S. 77). Auch evangelische Christen kannten z. T. Galens Predigten (vgl. S. 61).

Für die Leserinnen und Leser des Jahrbuchs für Westfälische Kirchengeschichte besonders interessant ist der Beitrag von Jürgen Kampmann: „Bischof von Galen und die evangelischen Christen“ (S. 79-94). Kampmann handelt nicht über die Person des Bischofs oder über sein Verhältnis zu einzelnen evangelischen Christen, sondern über die evangelisch-kirchlichen Organe. Welche evangelisch-katholischen Kontakte gab es seitens des Konsistoriums bzw. der preußischen Landeskirche? Wie wurde Galen von der Leitung der Deutschen Christen in Westfalen beurteilt? Wie zeigte sich die

Distanz zu Galens Wirken seitens der Leitung der Bekennenden Kirche? Schließlich geht es um die Rezeption des Wirkens Galens in evangelisch-kirchlichen Veröffentlichungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Kampmann legt eine an bisher nicht erschlossenen Quellen gearbeitete erhellende Studie vor. Fazit: Sie „führt zur Feststellung einer überraschend durchgängigen, erschreckenden Nicht-Beziehung, wenn nicht gar Distanzierung – und zwar ebenso hinsichtlich der evangelischen Kirchenverwaltung, des Konsistoriums, wie der Deutschen Christen – und wie eben auch der Leitungsebene der Bekennenden Kirche“ (S. 94). Das schließt eine oft positive Rezeption des Wirkens Galens in der evangelischen Bevölkerung nicht aus. Im Ganzen aber wirft die Rezeption des Wirkens Galens „im evangelischen Bereich ein aus heutiger Sicht sehr fahles, düsteres Licht“ (ebd.).

Im zweiten Teil („Kontroversen“) referiert Stefan Gerber über Galen und die Weimarer Reichsverfassung (S. 95-114). Galen war Kritiker, nicht Gegner dieser Verfassung. Joachim Kuroпка schreibt über Galen und den Nationalsozialismus (S. 115-140) sowie über Galen und die Juden (S. 141-163). Maria Anna Zumholz behandelt das Thema Galen und der Krieg (S. 165-187). Hier zeigt sich, dass viele populäre Urteile über Galen der gegenwärtigen historischen Forschung nicht standhalten. Galen war eben nicht ein unkritischer „Mitläufer“ oder gar mehr im Dritten Reich!

Im dritten Teil („Umfeld“) informieren Michael Hirschfeld über „die Familie von Galen in Oldenburg und Preußen“ (S. 189-210), Michael Höhle über den Berliner Klerus in den 1920er Jahren (S. 211-221), Helmut Lensing über die Stellung des Cousins des Bischofs, Emanuel von Galen-Beversunden zum Nationalsozialismus (S. 223-246) und Thomas Flammer über die Katholisch-Theologische Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität (S. 247-268). Es fehlen leider ausreichende Hinweise auf die Studienzeit Galens.

Im vierten Teil („Rezeption“) geht es um die Galen-Kritik. Wichtig sind die Analysen von Maria Anna Zumholz über „Legenden und historisch-kritischen Analysen“ (S. 269-289), von Rudolf Willenborg: „„Gottesmann seiner Zeit‘ oder ‚Antisemit‘ und ‚Kriegshetzer‘? – Wandlungen des Galenbildes“ (S. 291-340) sowie über die Rezeption Galens in einem Film des Landesmedienzentrums des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe im Herbst 2005 (S. 341-355). Der Film ist inzwischen zurückgezogen. Im Ganzen wird deutlich, dass historisch-kritische Forschungen auch die allgemeine Beurteilung Galens beeinflussen.

Der fünfte Teil („Verortung“) hat nur den Beitrag von Manfred Eder: „Hätte die Kirche nach dem ‚Endsieg‘ eine Zukunft gehabt? Pläne und Visionen zur Religion im ‚Tausendjährigen Reich‘“ (S. 357-384). Das kann natürlich nur kurz geschehen und ist im Grunde ein Thema für ein ganzes Buch.

Wichtig sind 34 Dokumente mit Briefen an Galens Bruder Franz, den preußischen Landtagsabgeordneten, mit kurzen Artikeln, mit einer Ansprache Galens beim Eröffnungsgottesdienst der Stadtverordnetenversammlung in Münster am 3. April 1933 sowie einer Kanzelerklärung der katholischen Pfarrer der Stadt Münster am 10. Mai 1933. Galen war gerade im Anfang des

Jahres 1933 eine deutliche katholische Stimme. Er hatte 1932 vor einer nationalsozialistischen Machtergreifung gewarnt. Am 1. Mai 1933 schrieb er an seinen Bruder Franz: „Zur Zeit geht Gewalt vor Recht. Die ‚nationale Revolution‘ setzt sich durch mit Hilfe ihres ‚Propagandamonopols‘ und mit Terror.“ (S. 479)

Besonders wichtig ist der erste Text in den Dokumenten: „Clemens August Graf von Galen: Haus- und Familienchronik der Grafen von Galen auf Burg Dinklage und Haus Assen, begonnen im Jahre des Heiles 1925. Mit einem Vorbericht über die Geschichte der Familie in der Zeit von 1825 bis 1925“ (S. 385-403). Hier schlägt das Herz Galens, des adligen und priesterlichen Mannes für das Ambiente seiner Familie. Er sagt, „dass keiner darunter ist, der den ererbten Adelspflichten offenbar untreu geworden wäre, keiner, der unserem alten Namen Schande gemacht hätte. Alle haben bis heute den heiligen katholischen Glauben bewahrt, keiner hat ihn für die Nachkommen durch Eingehung einer Mischehe gefährdet“ (S. 402). Galen ist aufgewachsen in einer konfessionellen und genealogischen Monokultur, die von andersartigen Lebensweisen nicht eingedämmt war. Die Eltern hatten „ein unübertreffliches Beispiel einer gesunden, praktischen Frömmigkeit gegeben“ (S. 391). Zu erwähnen ist noch, dass Galen aktives Mitglied des Zentrums war. Die meisten Beiträge des Buches zeichnen ein positives Galen-Bild. Die kritische Arbeit mit diesem Buch kann Grundlagen für eine historisch-kritische Galen-Biographie bieten. Zuweilen könnte die Debatte in verschiedenen Beiträgen präziser sein. Es gibt apologetische Anklänge.

Karl-Friedrich Wiggermann

Hermann Schaub, Die Herrschaft Rheda und ihre Residenzstadt. Von den Anfängen bis zum Ende des Alten Reiches (Veröffentlichungen aus dem Kreisarchiv Gütersloh, Bd. 10), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2006, 259 S., 85 Abb., geb.

Mit der Geschichte der Herrschaft Rheda, einem westfälischen Zwergterritorium von etwa 160 km², und ihrer Residenzstadt leistet das 260 Seiten umfassende Werk von Hermann Schaub einen weiteren Beitrag zur westfälischen Landesgeschichte. Als „grundlegende landesgeschichtliche Beschreibung für eines der sechs zum Kreis Gütersloh gehörenden Gebiete“ (vgl. Geleitwort S. 9) ergänzt der Autor die bisherigen regionalgeschichtlichen Arbeiten zur Herrschaft Rheda, indem er ausführlich die landesherrschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen des Grafenhauses Bentheim-Tecklenburg zur Region und ihren Menschen vom hohen Mittelalter bis zur Aufgabe des Kleinstaates im Jahre 1808 beschreibt.

Nach einem kurzen Exkurs zur Stein- und Bronzezeit unterteilt Hermann Schaub die Entstehung und Genese der Herrschaft Rheda in zehn Kapitel: 1. die Anfänge, 2. Edelherr Widukind von Rheda und der Beginn der Herr-

schaft Rheda, 3. die Herren von Rheda aus dem Hause zur Lippe, 4. die Herren von Rheda aus dem Haus Tecklenburg, 5. die Herren von Rheda aus dem Haus Bentheim-Tecklenburg, 6. Schloss Rheda, 7. die Residenzstadt Rheda, 8. Gotteshäuser und Glaubensgemeinschaften, 9. Verwaltung und Wirtschaft in der Herrschaft Rheda, 10. Ein Rückblick aus preußischer Zeit.

Kommen wir zunächst zum Hauptteil der Arbeit, die sich mit der historischen Entwicklung der Herrschaft Rheda auseinandersetzt. Hier fallen zwar wiederholt Begriffe wie „Territorium“ und „Ausbau der Landesherrschaft“ – diese werden vom Verfasser aber nicht in einen Kontext mit der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung Westfalens seit dem Hochmittelalter gebracht. In einem komplexen Wandlungsprozess entstehen in dieser Region im 12. und 13. Jahrhundert verschiedene weltliche und geistliche Herrschaftsgebilde. Die Konkurrenten um die Macht versuchten seit dem 12. Jahrhundert, möglichst viele Rechte in ihre Hand zu bekommen: Sie errichteten Burgen, gründeten Städte und bauten bestehende Siedlungen aus mit dem Ziel, regionale Gegenspieler zu verdrängen – oftmals mit List und immer wieder mit Gewalt. Dieser Prozess der Territorialisierung verlief auch in Rheda keineswegs gradlinig und selten friedlich. Immer wieder kam es zu Fehden, militärischen Auseinandersetzungen und Grenzkriegen, die mit der Tecklenburger Fehde in den 1370er Jahren begannen und erst mit dem Bielefelder Rezess im Jahr 1562 beendet werden konnten. Spätestens nach der zweiten Reformation unter Graf Arnold (1573–1606) war der Ausbau der Landesherrschaft in Rheda nach außen abgeschlossen. Mit der Hinwendung zur Reformation 1527 und der dann folgenden Konfessionalisierung lässt sich aber auch eine gleichzeitige Herrschaftsintensivierung nach innen beobachten (S. 45–88).

So wie andere westfälische Landesherrn trieben auch die Bentheimer Grafen in Rheda die Konfessionalisierung seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entschieden voran: Zunächst, um mit ihr verstärkt die Kontrolle über kirchliche Institutionen (besonders die drei ansässigen katholischen Klöster als Landstände) als potentielle Machtkonkurrenten zu gewinnen und dann mit Hilfe der Religion ein höheres Maß an staatlicher Geschlossenheit zu erreichen. Auch in Rheda vollzog sich diese Entwicklung zunächst mit der Formulierung eines klaren Bekenntnisses (lutherische Kirchenordnung 1543, 1588 Einführung des reformierten Bekenntnisses). Evangelische Prediger sollten der Bevölkerung mit ihren Predigten und Liedern eine konfessions-spezifische Identität vermitteln. In diesen Strang gehörte auch die Ausgrenzung „fremder“ Riten und Praktiken: „Für Graf Arnold stand die Absicht im Vordergrund, die Untertanen durch radikale Beseitigung altkirchlicher Traditionsstände antikatholisch zu immunisieren.“ (S. 85) Dass der Konfessionalisierung ein interaktives Verhältnis von Obrigkeit und Untertanen zugrunde liegt, wird nur kurz beschrieben, etwa bei den Verordnungen des Presbyteriums zur Kirchenzucht (S. 202 ff.) und den Bemerkungen zum Rhedaer Stadtbild: „Die Entscheidung zum Bau der betont schlichten Fassaden der Fach-

werkhäuser aus dem 17. Jahrhundert fiel sicher nicht aus materiellen Gründen, sondern ist Ausdruck einer damals getroffenen Glaubensentscheidung.“

Neben der Zusammenstellung der einzelnen Biographien aus dem Grafenhaus bietet die Publikation von Hermann Schaub auch anschauliche Informationen zur Baugeschichte von Burg, Schloss und Stadtkirche, einen Beitrag über die Residenzstadt Rheda sowie einen Exkurs zur Verwaltung, Wirtschaft und Gesellschaft des Kleinterritoriums. Darin findet sich eine Zusammenstellung „ausgewählter Ereignisse der Stadtgeschichte“ – mit Fehden, Wolkenbrüchen, Viehmärkten und Epidemien. Hier wäre weniger mehr gewesen: Sicherlich sind die zahlreichen Blickwinkel auf die Geschichte der Residenzstadt interessant, sie werfen aber nur einzelne Schlaglichter auf die Bewohner der Stadt und lassen eine gründliche mikrohistorische Analyse nicht zu. Dabei böte sich eine Untersuchung der städtischen Gesellschaft in der Epoche des „langen 16. Jahrhunderts“ aufgrund der soliden Quellenbasis in Rheda geradezu an: Eine Vielzahl von Krisen, Auseinandersetzungen und Konflikten prägten seit dem Ausbruch der Reformation in den 1520er Jahren bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges die Geschichte der Stadt. Dies gilt auch für die demografischen Krisen, welche die Stadt Rheda seit dem Spätmittelalter immer wieder heimgesucht haben. Seit dem Ausbruch des Schwarzen Todes, der Westfalen im Frühsommer des Jahres 1350 erreichte, forderte die Pest in mehreren Wellen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts auch in Rheda zahlreiche Opfer: Nach der Zerstörung der Stadt durch Engelbert von der Mark im Jahre 1371 baute die durch Pest und Krieg dezimierte Einwohnerschaft „die Stadt in kleinerem Umfang von etwa 10,2 ha Fläche wieder auf.“ (S. 162)

Wenn auch die Quellen aus dem Mittelalter zu diesem Thema nur sporadisch berichten, wäre doch für die frühe Neuzeit eine differenziertere Darstellung der gesellschaftlichen Krisenphänomene möglich gewesen. Denn ab 1625 wurde in Rheda ein Sterberegister geführt (S. 95). Offenbar kam es in der Stadt während des Dreißigjährigen Krieges zu zwei großen Pestepidemien, die durch einquartierte Soldaten und Flüchtlinge in der gesamten Region eingeschleppt und durch Truppenbewegungen verbreitet wurden. Die Pestwellen der Jahre 1625/1626 und 1636 forderten in zahlreichen Städten und Dörfern Westfalens ihre Opfer und waren vermutlich die schwersten Epidemien seit dem Auftreten des Schwarzen Todes im Jahre 1350. Auch in Rheda kam es damals zu einem drastischen Anstieg der Sterblichkeit: 1626 starben allein in den „Flohmonaten“ Juli und August 100 Menschen an der Pest. Insgesamt verzeichnete das Rhedaer Totenbuch in diesem Jahr 182 Todesfälle. 1636 brach die Seuche erneut aus – 158 Menschen fielen ihr zum Opfer (S. 96). Der Autor berichtet von einem Auftreten der Pest bereits im Jahr 1635. Er berücksichtigt damit zwar die regionale Literatur, aber nicht die Hinweise aus dem Totenbuch, die einen Anstieg der Sterblichkeit besonders für das Jahr 1636 verzeichnen. Durchschnittlich starben in den Jahren 1627–1635 etwa 33 Menschen. Der von Christian Pfister festgestellte „Synergieeff-

fekt“ von Krieg und Seuchen verursachte somit auch in Rheda einen drastischen Anstieg der Sterblichkeit.

Fazit: Zusammenfassend bietet das Buch von Hermann Schaub eine informative und anschaulich dargestellte Rundschau über fast 1.000 Jahre Rhedaer Geschichte. Wer darüber hinaus aber grundlegende sozial- und gesellschaftshistorische Analysen erwartet, wird enttäuscht. Dies zeigt sich sowohl im ersten Teil der Abhandlung, in der die Lebenswege der Herren von Rheda im Zusammenhang mit ergänzenden Quellen kommentiert werden, als auch in den Ausführungen zur Stadtgeschichte, die aus einer gründlichen Literatur- und Quellenrecherche heraus beschrieben wird, aber über eine deskriptive Abhandlung nicht hinauskommt. Eine weitergehende mikrohistorische Untersuchung könnte sich an diese Arbeit anschließen.

Marianne Witt-Stuhr

Stefan Baumeier/Heinrich Stiewe (Hg.), Die vergessenen Nachbarn. Juden auf dem Lande im östlichen Westfalen (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde 24), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2006, geb., 304 S.

Als die Familie Uhlmann aus Ovenhausen (Kreis Höxter) im Dezember 1941 nach Riga deportiert und dort ermordet wurde, endete auch die jüdische Geschichte eines Hauses, das Bernd Soistmann 1803 gebaut hatte und das dann 140 Jahre ununterbrochen in jüdischem Besitz war. Nach der Enteignung 1943 erfolgte 1953 die Rückgabe des Hauses im Zuge eines „Wiedergutmachungsverfahrens“ an überlebende Verwandte der Familie. Später wurde das Gebäude verkauft und diente seit dem Ende der 50er Jahre als Stall und Abstellraum. Schließlich war es vom Abriss bedroht. Im Jahr 2000 ging das Fachwerkhäuschen dann auf eine ungewöhnliche Reise. Es wurde auf einem Tieflader ins Westfälische Freilichtmuseum Detmold gebracht. Hier soll es den Besuchern künftig die ländliche Lebenswelt der Juden in Westfalen vermitteln.

Das Ovenhausener Haus und das Schicksal seiner Bewohner stehen beispielhaft für die Geschichte der Juden „auf dem Dorf“ und sind gleichzeitig Ausgangspunkt eines Sammelbandes, den Stefan Baumeier und Heinrich Stiewe für das westfälische Freilichtmuseum in Detmold herausgegeben haben.

Die Dokumentation liefert interdisziplinäre Forschungsergebnisse zur Kultur- und Alltagsgeschichte der jüdischen Bevölkerung im Paderborner und Corveyer Land, in Lippe und Minden-Ravensberg und gliedert sich in vier Hauptkapitel: „Das Haus und seine Bewohner: Auf den Spuren der Juden in Ovenhausen“ (S. 19-99), „Ovenhausen und Annette von Droste-Hülshoff: ‚Die Judenbuche‘“ (S. 101-120), „Juden in Dörfern und Kleinstädten

im östlichen Westfalen“ (S. 121-236) sowie „Das Ende der Nachbarschaft: Verfolgung und Vernichtung der Juden auf dem Lande“ (S. 237-279).

Ausgangspunkt der Forschungen ist zunächst das Schicksal des Ovenhausener Hauses und seiner Bewohner: Während Hans Liedtke (†) die Geschichte der kleinen jüdischen Gemeinde in Ovenhausen von den Anfängen im 17. Jahrhundert bis 1933 beschreibt (S. 19-38), dokumentiert Heinrich Stiewe in seinem Beitrag die Geschichte des Gebäudes vom Bau 1803 bis zur Translozierung in das LWL-Museum im Jahre 2000 (S. 39-68). Elmar Altwasser liefert einen archäologischen Beitrag zu den Spuren der Geschichte des Hauses „unter dem Boden“ (S. 69-77).

Gudrun Mitschke-Buchholz hat 18 ältere Ovenhausener Zeitgenossen zu ihren Erinnerungen an die jüdischen Nachbarn vor mehr als 65 Jahren befragt und in Tonbandinterviews zahlreiche Informationen zum nachbarschaftlichen Zusammenleben zwischen Christen und Juden zusammengetragen (S. 79-99). Dabei konnte sie herausarbeiten, wie schwierig die Spurensuche bis heute bleibt: „Die Vernichtung der jüdischen Nachbarn und ihrer Lebenswelt wirkt nachhaltig bis heute – nicht nur auf die Überlebenden und ihre Nachkommen.“ Diffamierung, Ausgrenzung und Verfolgung der jüdischen Nachbarn wurden in Nachkriegsprojektionen verdrängt: „Das Ausblenden und Verdrängen der gewaltsamen Vergangenheit durch ältere Dorfbewohner ermöglicht das soziale System im Dorf zu erhalten.“ (S. 97)

Dina van Faassen, Diethard Aschoff, Margit Naarmann, Monika Minninger, Kai-Uwe von Hollen und Bernd-Wilhelm Linnemeier liefern vertiefende regionale Untersuchungen zum Paderborner und Corveyer Land, zu Lippe und Minden-Ravensberg sowie vertiefende Ortsstudien zu Schötmar, Petershagen und Rahden oder Bielefeld-Schildesche. Diese Beiträge untersuchen anhand der historischen Quellen detailliert die Situation der ländlichen Juden im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert und stellen die Ovenhausener Ergebnisse in einen größeren regionalen Kontext.

Das gewaltsame Ende der jüdischen Gemeinde und den jüdischen Alltag in der Zeit des Nationalsozialismus dokumentieren Margit Naarmann und Jürgen Scheffler in zwei abschließenden Beiträgen für das Hochstift Paderborn und Lippe.

Zwei weitere Beiträge widmen sich Annette von Droste-Hülshoffs umstrittener und kontrovers gelesener Novelle *Die Judenbuche* und ihrem historischen Kern, dem Mord an dem Juden Soistmann Berend. Horst-Dieter Krus hat die historischen Spuren der Erzählung herausgearbeitet: So lebte Jente, die Witwe des 1783 ermordeten Soistmann, zusammen mit ihrem Sohn Jacob Steilberg in dem Haus, das nun im Freilichtmuseum in Detmold zu sehen ist. Der Literaturwissenschaftler Jochen Grywatsch, Leiter der Droste-Forschungsstelle, untersucht die „Judenbuche“ als „vergleichsweise detaillierte und aufschlussreiche Darstellung jüdischen Lebens im ländlichen Ostwestfalen“. (S. 112)

Ein Fazit: Der Sammelband bietet einen zusammenfassenden Überblick zur Sozial- Wirtschafts- und Kulturgeschichte der ländlichen Juden in West-

falen im 19. und frühen 20. Jahrhundert und gibt gleichzeitig vielfältige Anstöße für weitere Forschungen.

Dabei könnte sich eine anschließende Studie besonders dem komplexen Nebeneinander, Miteinander und Gegeneinander von Christen und Juden in der ostwestfälischen Provinz widmen. So konnte Margit Naarmann in ihrem Beitrag zur Entstehung des Stereotyps vom Judenwucher zeigen, dass im 19. Jahrhundert „in der krisenhaften Wirtschaft des Hochstifts (Paderborn) die Juden zur Aufrechterhaltung der ländlichen Wirtschaftsführung lebensnotwendig und unentbehrlich waren.“ (S. 151) Die ökonomischen Unterschiede zwischen dem Handel der Juden und der Landwirtschaft der Christen prägen eine Ambivalenz von Nähe und gleichzeitiger ideologischer Distanz.

Spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts schien die jüdische Bevölkerung in Ostwestfalen weitgehend integriert zu sein. Seit der Weimarer Zeit existierte eine rege christlich-jüdische Kooperation in Sport-, Musik-, Gesangs- und Schützenvereinen sowie der Freiwilligen Feuerwehr. Dabei wurden die Beziehungen zwischen christlichen und jüdischen Bürgern auch von konfessionellen Unterschieden bestimmt: Während Kai-Uwe von Hollen für das protestantische Schildesche die Integration als „oberflächliche gesellschaftliche Beziehung“ zwischen Juden und Christen bewertet, betont Margit Naarmann für das katholische Hochstift Paderborn: „Integration bedeutet nicht nur, dass die Juden offiziell die von der Verfassung gesetzlich garantierten Rechte und Pflichten wie alle Bürger besaßen, sie wurden auch im Alltag als gleich anerkannt und in das Gemeinschaftsleben einbezogen, wo sie sich ihrerseits engagierten.“ (S. 238) Ob Margit Naarmanns „Harmonie-These“ des friedlichen Miteinanders zwischen jüdischer und katholischer Bevölkerung auch weiterhin haltbar bleibt, könnten weitere historische Analysen klären. Verwiesen sei hier auf die Untersuchungen von Olaf Blaschke, der in seiner Dissertation (Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich, 1997) den „doppelten Antisemitismus“ im katholischen Milieu des deutschen Kaiserreichs untersucht hat. Eine vergleichende Analyse der konfessionell unterschiedlich geprägten Regionen in Ostwestfalen könnte die jeweiligen ideologischen Grundlagen der Judenfeindschaft besser beleuchten.

Marianne Witt-Stuhr

